B 1,581,132

Digitized by Google

1817
ARTES VERITAS SCIENTIA
LIBRARY OF THE
UNIVERSITY OF MICHIGAN
TUEBOR
SI QUAERIS PENINSULAM AMOENAM CIRCUMSPICE

Digitized by Google

830,
A88

Digitized by Google

Atlantis.

Eine Monatsſchrift

für

Wissenschaft, Politik und Poesie.

Herausgegeben und redigirt

von

Chriſtian Eſſellen.

Neue Folge. Achter Band.

Jahrgang 1858.

Monate: Januar bis Juni.

Buffalo, N. Y.

Gedruckt von H. Bender, „Buffalo Telegraph" Office.

Digitized by Google

„Das *alleinige* Streben nach dem Nützlichen ziemt nicht dem guten und edlen Menschen.“ *Aristoteles.*

Digitized by Google

Atlantis.

Neue Folge, Band 8. Heft 1. | Januar 1858. | Alte Folge, Bd. 10, Nr. 219—222.

Das Jahr 1857 und 1858.

Das Jahr 1858 beginnt unter ungünſtigen und ungewöhnlichen Verhältniſſen, welche Veranlaſſung zu einer Menge Befürchtungen auf der einen, Hoffnungen auf der andern Seite geben, von denen wahrſcheinlich die meiſten getäuſcht werden. Unſere Zeit iſt nicht geeignet, richtige Profezeiungen zu machen; ſie ſtraft in ihrer unzuſammenhängenden und wenigſtens ſcheinbar unlogiſchen Kette von Ereigniſſen den Wahrſager Lügen; ſie iſt eine incommenſurable Größe, deren Werth man nur annäherungsweiſe beſtimmen kann. Man hat das Leben der antiken und modernen Völker mit dem Gegenſatze zwiſchen Melodie und Harmonie verglichen, und in der That zeigt uns das Leben der antiken Welt eine regelmäßige Aufeinanderfolge verſchiedener Volkstypen, religiöſer, ſocialer, politiſcher Syſteme, von denen jedes für ſich eine Zeitlang in den Vordergrund tritt und den Charakter der Zeitperiode angibt, ſo daß für einen gewiſſen Zeitraum immer nur eine Melodie im Völkerleben vorherrſcht. Das indiſche — orientaliſche Leben in ſeinem beſtimmten Charakter, Aegypten mit ſeinem abgeſchloſſenen Kaſtenweſen, das Judenthum in ſeinen originellen Erſcheinungen, endlich Hellas und Rom, alle Formen republikaniſcher Entwickelung nach einander durchmachend: ſo zeigt uns das antike Leben eine Reihe geſonderter, einfacher, ſelbſtſtändiger Formen, die ſich in ihrer Integrität erhalten, bis ſie durch andere ebenſo ſelbſtſtändige und unvermittelte Formen antiquirt werden. Immer ſteht nur Ein Syſtem im Vordergrund, das ſeine Zeit beherrſcht; die Religion, Philoſophie, Literatur und Kunſt der Periode ſteht mit dieſem Syſteme in Uebereinſtimmung, ſo daß wir aus einem Theile das Ganze erkennen können und umgekehrt. In dem modernen Leben dagegen löſen ſich die verſchiedenen Syſteme und Weltanſchauungen nicht nach gewiſſen Zeitperioden ab, ſondern treten einander gegenüber, ſo daß eine Menge Aſſonanzen und Diſſonanzen, Harmonien und Disharmonien entſtehen, welche alle Aehnlichkeit mit einem modernen Tonwerke haben, in dem der Effekt durch die Miſchung der Gegenſätze hervorgebracht wird. Die verſchiedenſten Syſteme im politi-

362319

Digitized by Google

ſchen Leben, die verſchiedenſten religiöſen und philoſophiſchen Weltanſchauungen, die entgegengeſetzteſten nationalen Typen treten zu gleicher Zeit in der Weltgeſchichte auf, und bilden ein aus ſo vielen Widerſprüchen zuſammengeſetztes Ganze, daß das menſchliche Auge daſſelbe nicht entwirren und überſehen kann, und daß wir die Harmonie der Sphären in dieſem confuſen geräuſchvollen Treiben nicht verſtehen. Wer oben in den Wolken ſitzt und die ganze Sache vom hiſtoriſchen Standpunkte der Jahrhunderte betrachtet, dem mag der ganze Strom der Weltgeſchichte klar und regelmäßig dahin fließen, und die Harmonie der Ereigniſſe einen befriedigenden Genuß gewähren; uns, die wir in der Nähe des durcheinander wirbelnden Orcheſters ſind, tönen die einzelnen Mißtöne grell und empfindlich ins Ohr, und wir erſchrecken über einzelne unverſtändliche Disharmonien.

So ſtehen wir wieder an der Schwelle eines Jahres und blicken nach einer ſorgenſchweren Vergangenheit aus einer ſorgenvollen Gegenwart in eine ſorgenſchwangere Zukunft. Wer ſorgt und fürchtet jetzt nicht? Es ſcheint ein Alp auf der Bruſt der Menſchheit zu liegen, und vom Kaiſer auf ſeinem erſchütterten Throne bis zu dem Arbeiter, dem es um das Brod für ſeine Kinder bange iſt, ſchaut Jeder mit Sorgen in das neue Jahr. Wir haben ſchon manchen traurigen Jahreswechſel erlebt, aber wohl keinen, der ſo ſehr mit Wolken umhüllt war und der mit ſo vielem Mißtrauen angetreten wurde, als der diesjährige, und es ſcheint nach den Ausſichten, die ſich gegenwärtig darbieten, kaum möglich zu ſein, daß die Ereigniſſe der nächſten Zukunft einen befriedigenden Verlauf annehmen.

Das Jahr 1857 zeichnete ſich ſelbſt in dieſer reaktionären Periode durch einen auffallend reaktionären Charakter aus. In Europa wurden neue Alliancen zur Unterdrückung der letzten Spuren der Völkerfreiheit geſchloſſen, welche aller Wahrſcheinlichkeit nach ihr Ziel nicht verfehlen werden. Die Zuſammenkünfte Napoleons und des Czaaren, des Czaaren und des Kaiſers von Oeſterreich, die Beſuche zwiſchen Berlin und Wien, ſind nicht bloße Demonſtrationen geweſen, ſondern bezeichnen den Charakter des europäiſchen Conzertes, das in allen prinzipiellen Fragen der Politik einig iſt, und den status quo mit gemeinſamen Mitteln und nach einem gemeinſamen Plane aufrecht hält. An einzelnen Sachen, wie bei der Kaiſerreiſe nach Stuttgart, der ſchleswig-holſteiniſchen Frage u. ſ. w. ſieht man eine Schlaffheit der öffentlichen Meinung, ja ein gänzliches Verſchwinden derſelben, welches uns noch mehr entmuthigen muß, als die beſtehenden Thatſachen ſelbſt. Die Veränderung der relativen Stellung der Großmächte zu einander iſt durchaus im abſolutiſtiſchen Sinne erfolgt, und der Einfluß, den England in der europäiſchen Politik verlor, hat ſich nach Rußland hingeneigt. England iſt in dieſem Jahre in ſeinen Grund-

Digitized by Google

feſten erſchüttert worden, und ſo perfid, heuchleriſch und unzuverläſſig die engliſche Politik auch in den letzten Jahren ſich gezeigt hat, ſcheint dennoch ein Zurücktreten des engliſchen Einfluſſes grade unter den gegenwärtigen Verhältniſſen ein Rückgang der ganzen europäiſchen Politik. Jeder Rückgang Englands iſt auch ein Rückgang der conſtitutionellen Prinzipien, und kommt bei der gegenwärtigen Lage Europa's nicht einer etwaigen revolutionären Völkerbewegung, ſondern den ſtarren, ruſſiſchen Prinzipien zu Gute. Auch von dem Thronwechſel in Preußen erwarten wir nichts Gutes; die unklare, confuſe, romantiſche Politik Preußens, an der ſich die öffentliche Meinung in den letzten Jahren erluſtigte, wird eine beſtimmte Richtung und Haltung annehmen, und mit größerer Energie das reaktionäre Ziel verfolgen. Die letzten Spuren revolutionärer Thätigkeit in den Ländern, welche man vorzugsweiſe als die Heerde der Revolution betrachtete, ſcheinen verſchwunden zu ſein; die Polenfrage iſt ausgewiſcht aus den Befürchtungen der Diplomatie, und die Polen beginnen in Rußland ihre Heimath zu ſehen, während, wenn auch die Schilderungen über die öſterreichiſche Kaiſerreiſe in Ungarn von ſervilen Blättern entſtellt und übertrieben ſein mögen, doch nicht zu leugnen iſt, daß ſelbſt Ungarn ſich pacifizirt. Die Bewegungen in Italien endlich waren der entmuthigendſten Art; die Art und Weiſe, wie Mazzini's inſurrektionelle Verſuche ſcheiterten, beweiſt mehr, wie alle offizielle Declamationen der gouvernementalen Preſſe. Selbſt die kleine Schweiz, die doch ſo manchmal durch ihr Beiſpiel gegen die allgemeine Reaction in Europa proteſtirt hat, zeigt auch einen allgemeinen Rückgang der öffentlichen Meinung, der mit dem Impulſe zu einem Aufſchwung der republikaniſchen Ideen, welcher durch die Neuenburger Frage gegeben war, im ſchroffſten Widerſpruche ſteht. Ueberall ſind die Wahlen in conſervativem Sinne ausgefallen, und die vertriebenen Biſchöfe kehren triumphirend zurück. Unter dieſen Umſtänden, welche eine vollſtändige Erſchlaffung der öffentlichen Meinung verrathen, und zu deren Erläuterung wir noch eine Menge Details hinzufügen könnten, iſt ſelbſt bei dem verzweifelten Zuſtande der europäiſchen Völker, bei der widerſpruchsvollen Politik und dem materiellen Elende, wohl nicht mit Wahrſcheinlichkeit auf eine Volkserhebung zu rechnen; es fehlen die Symptome eines aufwachenden Volksgeiſtes, die man unter dieſen politiſchen und ſocialen Verhältniſſen erwarten ſollte.

Man ſpricht ſo viel von dem großen Unterſchiede der intellektuellen und politiſchen Zuſtände Europa's, und weiſt auf die wiſſenſchaftlichen, namentlich naturwiſſenſchaftlichen Fortſchritte hin, um uns mit dem politiſchen Elend zu verſöhnen. Aber auch hier iſt nicht Alles Gold, was glänzt. Allerdings die wiſſenſchaftliche Literatur in Deutſchland, Frankreich und England bringt eine Menge nützlicher Vermittelungen zwiſchen

Digitized by Google

dem Leben und der Wiſſenſchaft zu Tage, und namentlich kann man die populär-naturwiſſenſchaftliche Literatur eine wahre Sündfluth nennen; aber die Höhenpunkte der Literatur ſind verwaiſt, und der großen epochemachenden Leiſtungen auf literariſchem Gebiete haben wir wenige. Ob der wiſſenſchaftliche Charakter der Gegenwart gerade ein beſonders wohlthuender und erfreulicher zu nennen ſei, müſſen wir dahin geſtellt ſein laſſen; das allgemeine Reſultat und die Wirkung auf die Moral der Völker ſpricht nicht ſehr günſtig darüber. Wir haben eine ſehr nützliche, verſtändige, nüchterne Literatur, aber man kann nicht ſagen, daß dieſelbe heute, wie in früheren Tagen, die Fackel ſei, welche der öffentlichen Meinung vorleuchtet und die revolutionären Gedanken entzündet. Alles ſinkt auf ein gewiſſes Niveau der Gleichgültigkeit und Trivialität herab, und obgleich die politiſchen und ſocialen Verhältniſſe druben nicht nur ihr ariſtokratiſches Gepräge behalten, ſondern heute ſtärker, wie jemals ausprägen, verſchwinden in der Literatur die ariſtokratiſchen Geiſter immer mehr und mehr, um einer echt bürgerlichen und philiſtröſen Literatur Platz zu machen. Zu dieſer allgemeinen Verflachung und Degradation der literariſchen Leiſtungen kamen noch ſpezielle Verluſte im Gebiete der Wiſſenſchaften und der Literatur, in Frankreich ſowohl, wie in Deutſchland, ſo daß wir in dieſer Beziehung dem Jahre 1858 eher einen Nekrolog, wie eine Apologie ſchreiben können.

Wir würden an einer bedeutenden Seite des gegenwärtigen Kulturlebens gleichgültig vorübergehen, und des Verſtändniſſes einer Haupteigenthümlichkeit der Zeit entbehren, wollten wir die kirchlichen Vorgänge verſchweigen, welche namentlich in Deutſchland einen ſo ſchneidenden Gegenſatz gegen die vielgerühmten Fortſchritte der Aufklärung bilden. Die evangeliſche Union in Berlin, der evangeliſche Kirchentag in Stuttgart, die katholiſche Conferenz in Salzburg bilden drei gleichzeitig zuſammentreffende Ereigniſſe, die ſich gegenſeitig an Intoleranz und Fanatismus überbieten und die verwunderten Zeitgenoſſen an die Tage des Tridentiner Conzils erinneren. Wenn die Jeſuiten und Pietiſten, dieſe ſchwarzen Vögel, herumfliegen, da ſieht man, daß es Nacht iſt, finſtere, ſchwarze Nacht des Aberglaubens. Die Beſchlüſſe, welche in dieſen geiſtlichen Verſammlungen gefaßt wurden, erinnerten an den wahnſinnigen Fanatismus der Zeiten des Peter von Amiens, und wir ſehen die heute nicht mehr überraſchende Thatſache, daß der Proteſtantismus an finſterem Zelotenthum mit den erbittertſten Auswürfen des Ultramontanismus wetteifern kann. Grade daß dieſe kirchlichen Bewegungen auf deutſchem Gebiete eine ſolche Energie entwickelten, läßt uns einen Blick thun in die tiefe moraliſche Verzweiflung, von welcher das deutſche Volk befallen iſt, und welche ſich in den widerſpruchvollſten Extremen äußert.

Man hält dieſer geiſtigen Reaktion die materiellen Fortſchritte entge-

Digitized by Google

gen. In den erſten Jahren nach der Revolution ſchien allerdings dieſer Troſt ſtichhaltig zu ſein; Handel und Gewerbe blühten überall auf; das europäiſche Eiſenbahnnetz wurde vollendet, und Fabriken, Bergwerke u. ſ. w. machten enorme Geſchäfte. Aber dieſer Aufſchwung des materiellen Lebens war nur eine Täuſchung; der von Frankreich herübergekommene Schwindel mit dem Credit Mobilier ꝛc hatte einen großen Theil daran; in Deutſchland wurden eine Menge ſolcher ſchwindelhafter Creditanſtalten gegründet, während in Frankreich die übertriebenſten Finanzſpeculationen wie z. B. mit den ruſſiſchen Eiſenbahnen, ſich überboten. Schon ehe die eigentliche Finanzkriſis ankam, war die geträumte Herrlichkeit am Wanken und gegenwärtig hat der Aktienſchwindel einer totalen Entmuthigung Platz gemacht. Die Bourgeoiſie, die in den Revolutionsjahren ſich für Ruhe und Ordnung fanatiſirte, ſieht ſich jetzt um die Früchte ihrer patriotiſchen Bemühungen geprellt; die Geſchäfte gehen zurück; die Steuern ſind unerſchwinglich, und der Bankerot wartet vor der Thüre.

Wir würden vielleicht ſchon ganz andere Ereigniſſe vom anderen Ufer zu berichten haben, wäre nicht eine außerordentlich günſtige Erndte zwiſchen die Verbrechen der Despoten und die Verirrungen der Völker getreten, und hätte das äußerſte Maaß des Elendes verhütet. In Europa wie in Amerika hat die Natur ihr reichſtes Füllhorn ausgeſtreut, als wenn ſie hätte zeigen wollen, wie groß und gut ſie den kleinen und ſchwachen Menſchen gegenüber iſt. Beſonders der Wein iſt ausgezeichnet gerathen und wir wünſchten, er möchte dem leidenſchaftlichen Italiener, wie dem düſteren Spanier, dem leichtſinnigen Franzoſen, wie dem ſentimentalen Deutſchen einmal recht tuchtig in den Kopf ſteigen. Ja, der Wein iſt ein revolutionäres Getränk, und wir wollen ſehen, ob in ihm nicht die Kraft ſteckt, die ſchlaftrunkenen Völker aufzuwecken, eine Kraft, die in der Philoſophie gegenwärtig nicht mehr zu finden iſt.

Wenn wir uns auf dieſe Weiſe im Kreiſe der europäiſchen Thatſachen und Zuſtände umſehen, ſehen wir überall den Verfall und Rückgang der öffentlichen Meinung, ohne irgend einen Anhaltspunkt, einen feſten, verläſſigen Anſichtspunkt zu finden, an den wir unſere Hoffnungen knüpfen könnten. Allerdings gibt es in Europa neben der offiziellen Geſchichte eine unterirdiſche, eine Geſchichte der leidenden, unterdruckten Völker, aber von dieſer Geſchichte ſehen wir gegenwärtig wenig Spuren. Den Veranlaſſungen, ſich von der Herrſchaft der großen Armeen und einer dadurch hervorgerufenen unerträglichen Steuerlaſt, von einer Schwindelbörſe, welche das reelle Eigenthum in fictive Werthe umwandelt, und von der Herrſchaft zelotiſcher Prieſter, die ſich ſelbſt in die Heiligkeit des Familienlebens einmiſchen, zu befreien, gibt es ſo viele, daß wir hier aus der überſeeiſchen Entfernung kaum begreifen können, daß drüben Alles richtig

Digitized by Google

ſeinen Gang geht, und keine Rauchwolken uns den nahen Ausbruch des Vulkans verkünden.

Die ſolidariſche Wechſelwirkung, in welcher alle europäiſchen Nationen mit einander ſtehen, wird nicht durch den Ozean begränzt, ſondern erſtreckt ſich auch nach Amerika. Auch die Union wird nach der Richtung fortgedrängt, welche der ganze Strom der Weltgeſchichte gegenwärtig nimmt. Es iſt ein Irrthum, wenn die Lenker der Union glauben, eine eigene Bahn gehen zu können; ſie ſind an den allgemeinen Gang der Ereigniſſe gebunden und werden von Einflüſſen beherrſcht, die man vielleicht nicht deutlich merkt, weil ſie zu allgemein und unmittelbar wirken. Die Finanzkriſis zeigte uns den Zuſammenhang der amerikaniſchen und europäiſchen Intereſſen auf eine freilich handgreifliche Weiſe, aber dieſer Zuſammenhang, der ſich in materieller Beziehung in deutlichen Ziffern ausdrückt, exiſtirt auch in moraliſcher und politiſcher Beziehung. Auch Amerika hat das Seinige zur allgemeinen Reaktion beigetragen, und wenn wir eine Skala des allgemeinen Rückſchrittes angeben, kommt vielleicht die Union noch vor Europa. Der Regierungsantritt Buchanan's gab das Signal zu einer neuen Aera der Proſclaverei-Politik. Die reaktionärſten Elemente wurden in das Kabinet gerufen. Die Dred Scott Entſcheidung der Supreme Court verwandelte die Sklaverei, bisher eine mit den republikaniſchen Inſtitutionen der Union in Widerſpruch ſtehende Anomalie, in einen abſoluten, überall rechtlich gültigen Zuſtand. Die Verſclavung von Kanſas iſt eine Thatſache des traurigen Jahres 1857. Die erſten Zeichen eines wirklichen Verfalles der Union datiren auch von dieſem Tage her; die erſte Rebellion ſeit der Stiftung der Republik iſt in dieſem Jahre ausgebrochen, und es wird dem nächſten Jahre der Mormonenkrieg vererbt, welcher vermuthlich eine Menge von aufrühreriſchen Erſcheinungen im Süden und Oſten nach ſich ziehen wird. Der naive Gedanke, Amerika ohne Hülfe von Truppen blos durch die praktiſche Ausübung der Volksſouverainität regieren zu können, erweiſt ſich als geſcheitert, und damit vielleicht auch das ganze Projekt der amerikaniſchen Union. Zu allen dieſen Gebrechen in der politiſchen Verwaltung kam nun die Finanzkriſis, welche einen Zuſtand der öffentlichen Moral enthüllte, der für lange Zeit das Vertrauen zu Amerika ruiniren wird. Die Art und Weiſe, wie die einzelnen bei der Kriſis betheiligten Klaſſen der Geſellſchaft ſich betrugen, zeigte eine Selbſtſucht und einen Mangel an Gemeinſinn, welcher zu einem republikaniſchen Gemeinweſen wenig paßt. Das Jahr 1857 hinterläßt ſeinem Nachfolger ſchwere Aufgaben, den Mormonenkrieg, die Finanzkriſis, die Erledigung der Kanſasfrage, abgeſehen von den centralamerikaniſchen Angelegenheiten und den Verwickelungen der auswärtigen Politik, die vielleicht ſchon im nächſten Jahre zu ernſten Thatſachen Ver-

Digitized by Google

anlaſſung geben, und im Hinblick auf dieſe Umſtände, welche mit dem Jahreswechſel verbunden ſind, können wir auch der Union ihren Platz in der großen reaktionären Bewegung der Gegenwart anweiſen.

Wie lange dieſe reaktionäre Bewegung uns noch ermüden wird, — wer möchte es vorausſagen? Die Weltgeſchichte rechnet nicht nach Tagen, ſondern nach Jahrhunderten. Aber wenn wir die einzelnen geſchichtlichen Perioden ſeit der erſten franzöſiſchen Revolution, welche den Anfang der neuen Zeit bildet, abzählen, ſo finden wir, daß jede dieſer Perioden ungefähr 15 Jahre dauerte. So lange ungefähr dauerte die erſte franzöſiſche Republik, ſo lange das Kaiſerreich, ſolange die Reſtauration der Bourbonen, ſo lange die Herrſchaft der Julidynaſtie, und es würde vielleicht keine Pedanterie ſein, wollten wir der gegenwärtigen Periode, die reißend abwärts geht und alſo nicht mehr lange braucht, um zu ihrem Ziele zu kommen, denſelben Zeitraum profezeien. Allerdings iſt dieſes eine Wahrſcheinlichkeitsrechnung der ungewiſſeſten Art, und es mögen ſich vielleicht jetzt ſchon Ereigniſſe vorbereiten, welche eine neue Periode der Weltgeſchichte einleiten.

Wenn unſere Zeit und das jetzt lebende Geſchlecht etwas vor früheren Zeiten voraus hat, ſo iſt es der Umſtand, daß man ſich nicht in thatenloſem Warten auf beſſere Zeiten verzehrt, ſondern jeden Moment auszunützen ſucht. Können die Leute nicht an dem Ausbau ihrer politiſchen Inſtitutionen arbeiten, ſo bauen ſie Eiſenbahnen, und ſtatt der Metaphyſik treibt man Naturwiſſenſchaften. Wir leben in einem praktiſchen, thatſächlichen Zeitalter, und ſo kommen wir, trotzdem es an der idealen Richtung fehlt, voran. Ein großer Vorzug unſerer Zeit iſt es, daß allerlei hochtrabende Theorien, welche früher die Maſſen bewegten, vor der einfachen nüchternen Praxis verſchwunden ſind. Speziell die ſozialiſtiſchen und kommuniſtiſchen Doktrinen, welche in den letzten Revolutionsjahren ſo große Befürchtungen erweckten, und denen das Scheitern der Revolution in erſter Reihe zur Laſt zu ſchieben iſt, ſind aus der Maſſe des Volkes verſchwunden, und wenn einmal wieder eine Bewegung ausbrechen ſollte, wird ſie ihre Kräfte, die bisher ſich meiſtens nutzlos ſelbſt verzehrten, zum Baue eines verſtändigen und gerechten Gemeinweſens benutzen können, das alle naturgemäßen Bedürfniſſe befriedigt. Die Menſchen fangen nachgerade an, nicht mehr in die Wolken zu bauen, ſondern auf ebener Erde, und die transzendentalen Träume von einem tauſendjährigen Reiche, das auf einmal hereinbrechen ſoll, verſchwinden vor der Einſicht in die organiſchen Geſetze der menſchlichen Entwickelung. Der Faden der Weltgeſchichte kann nun einmal nicht abgebrochen, ſondern muß weiter geſponnen werden; dieß iſt eine Nothwendigkeit, welche uns die letzten Jahre mit überwiegender Deutlichkeit gelehrt haben.

Digitized by Google

Dieſe allgemeine Entnüchterung des Zeitalters, welches ſich nicht mit glänzenden Namen und Thaten ſchmückt, langweilt natürlicherweiſe uns für den Moment, aber wir hoffen, daß ein beſonnenes und thatkräftiges Geſchlecht aus demſelben herauswächſt, welches den Fortſchritt nicht in der Umwälzung, ſondern in der Vollendung der geſchichtlichen Thatſachen erblickt. Wir wiſſen allerdings, daß der ſogenannte „hiſtoriſche Fortſchritt" in Verruf gekommen iſt, weil ſich mittelalterliche Tendenzen dahinter verſteckten, aber was unſere deutſchen Staatskünſtler „hiſtoriſchen Fortſchritt" nennen, iſt grade eine Oppoſition gegen die fortſchreitende Geſchichte. Die Geſchichte entwickelt ſich durch Gegenſätze hindurch, und deßhalb können wir bald eine neue Phaſe der Entwickelung erwarten, in welcher ein günſtiger Wind die Segel der Freiheit ſchwellt; wir hoffen, in dem jetzt beginnenden Jahre die Thatſachen ſammeln zu können, welche dieſe Erwartung erfüllen.

Die nordamerikaniſchen Sternwarten.

(Schluß.)

Campbell's Sternwarte in New-York, 1852 auf dem Hauſe des Beſitzers errichtet. Der Refractor gleich den vorigen, und aus derſelben Werkſtätte. Während der großen Sonnenfinſterniß am 26. Mai 1854 wurden in Zwiſchenräumen von je 5 Minuten 28 daguerrotypiſche Bilder der Sonne durch dieſes Inſtrument erhalten, die in vollkommener Schärfe und Deutlichkeit ſowohl die Fleck, als die Sichelgeſtalten der Sonne darſtellen.

Die Sternwarte der Michigan Univerſität. Gleich nachdem Dr. Tappan zum Kanzler dieſer neuen Univerſität ernannt war, veranſtaltete er in New-York eine Subſcription zur Errichtung einer Sternwarte, die einen reichen Erfolg hatte. So konnten 7,000 Dollars für das Gebäude, 10,000 für Inſtrumente [aus New-York und Berlin] gezahlt, und ein Berliner Aſtronom, Brunnow, als Director berufen werden. Der Refractor hat 17 Fuß Focallänge und 12½ Zoll Objectivöffnung.

Cloverden's Sternwarte zu Cambridge [Maſſach.]. Mit einem zeitweilig vom Shelby College entlehnten (jetzt zurückgeſtellten] In-

Digitized by Google

ſtrument haben Winlock und Gould zahlreiche Beobachtungen gemacht. Es ſind indeß noch andere hier aufgeſtellt, und wahrſcheinlich wird das Obſervatorium auch in Zukunft fortbeſtehen.

Die Sternwarte Dudley in Albany. Bald nach Gründung der Univerſität Albany (1853) entſtand der Plan bei derſelben, eine Sternwarte zu errichten, und eine Subſcription ward eröffnet. An ihrer Spitze ſtand Miſtreß Blandina Dudley mit 13,000 Dollars für das Gebäude — eine Summe, die ſie ſpäter noch mehr als verdoppelte, als die Inſtrumente anzuſchaffen waren. Unter dieſen befindet ſich auch ein ſchöner Heliometer, wohl der erſte in Amerika; überhaupt iſt dieſe Warte eine der größten und am reichſten dotirten der Neuzeit. Albany's dankbare Bewohner haben ihr den Namen ihrer freigebigen Bürgerin gegeben.

Kaum minder reich und großartig fundirt iſt die Sternwarte des Hamilton College. Eine von Profeſſor Avery 1853 veranſtaltete erſte Subſcription ergab 15000 Dollars. Das Gebäude ward 1855 fertig, die Inſtrumente ſind in Beſtellung gegeben; den Refractor von ſechszehn Fuß Brennweite verfertigt Spencer und Eaton, Canaſota, New-York; er wird 10000 Dollars koſten.

Außer dieſen von unſerem Gewährsmann aufgeführten Sternwarten ſind noch einige zu benennen, namentlich Ann-Arbor, die beſonders Planetenbeobachtungen von hohem Werthe geliefert hat, und Nantucket, unter der Direction der Kometenentdeckerin Miß Mitchell. Doch noch ein beſonders wichtiges Inſtitut iſt übrig, von dem hier die Rede ſein muß.

Im Jahre 1848 faßten die Aſtronomen in Washington den Plan, eine neue Beſtimmung der Sonnenparallaxe durch Beobachtungen des Mars und der Venus, jenen in der Oppoſition, dieſe in ihrer untern Conjunction, gleichzeitig auf der Nord- und Sudhalbkugel unſerer Erde, zu verſuchen. Da Südamerika keine geeignete und in Thätigkeit befindliche Sternwarte beſaß, [aus Buenos Ayres hatte Roſas die Muſen verſcheucht und von Rio de Janeiro verlautet ſeit längerer Zeit nichts], ſo wählte man St. Jago de Chili, in einem herrlichen Klima gelegen, als Subſtation, und Gillis, Mac Rae, Phelps und Smith gingen im Jahr 1849 mit geeigneten Inſtrumenten dorthin ab, wo ſie faſt vier Jahre verweilten. Ein Obſervatorium ward errichtet, und die beträchtlichen Zwiſchenzeiten, welche die beiden Planeten den Beobachtern übrig ließen, für andere Arbeiten am Himmel verwendet. Die chileniſche Regierung, unter allen ſudamerikaniſchen am beſten conſolidirt und am wenigſten an inneren Unruhen leidend, that den Vorſchlag, Obſervatorium und Inſtrumente anzukaufen, und ſie an ihrer Stelle zu belaſſen, und die nordamerikaniſche Regierung ging darauf ein. Sie ward zur chileniſchen Nationalſternwarte erklärt;

Digitized by Google

Carlo Moeſta, der ſich unter Gillis ausgebildet hatte, zum Director ernannt, und ein Deutſcher, Dr. Volkmann, als zweiter Aſtronom berufen.

Würde, ohne das Beiſpiel, welches die Chilenen Jahre hindurch vor Augen hatten, wohl ſo bald in jenen Regionen an eine Sternwarte gedacht worden ſein? oder beſſer, würde auf der etwa errichteten eine ſolche Thättgkeit wie gegenwärtig Platz gegriffen haben? Denn Sternwarten, die, nach Lichtenbergs ſarkaſtiſcher Erklärung, „Orte ſind, wo die Sterne warten", zählte Südamerika auch ſchon früher einige.

Unſere Schilderung bezog ſich nur auf die zur Förderung der Himmelskunde getroffenen Veranſtaltungen, und aus ihr geht hervor, daß der Umſchwung von faſt gänzlicher Vernachläſſigung und Verkennung zur lebhafteſten Theilnahme der Geſammtheit etwa ſeit 1832 vor ſich ging, und von den atlantiſchen Staaten des freien Nordens zuerſt gegen Weſten und bald auch gegen Süden vordrang, ja auch ſchon weit über die Grenzen der Union hinaus ſich wirkſam erweiſt. Gerade dieſe Raſchheit iſt es, die man in Europa noch viel zu wenig begreift, zum Theil auch nur ein aufflackerndes Strohfeuer darin erblickt, was nächſtens wieder verlöſchen werde. Die Energie und Ausdauer, welche der ſchon nicht mehr ganz junge Staat in allen Beziehungen, ſobald nur das Intereſſe dafür ſich Bahn gebrochen, noch ſtets dargethan hat, iſt dieſſeits des Oceans noch lange nicht gehörig gewürdigt. Eine analoge, auf andere Wiſſensgebiete Rückſicht nehmende Schilderung würde indeß nahezu denſelben Zeitpunkt wahrnehmen laſſen, und zu der Ueberzeugung führen, daß das letzte Vierteljahrhundert uns bezüglich des intellectuellen Zuſtandes der engliſch-amerikaniſchen Union ein total verſchiedeneres Bild gewährt, als die früheren. Um nur Einiges anzuführen, ſo ſehen wir jetzt wiſſenſchaftliche Reiſende nicht nur die weiten Gebiete der Union und etwa die Nachbarländer, ſondern die Erde durchforſchen, den Jordan und das todte Meer, die noch nie ein Segel geſehen, glücklich durchſchiffen, die polaren Meere unter den furchtbarſten Entbehrungen und Gefahren für die Erdkunde erobern, uns mit einer Geographie des Meeres beſchenken, wie ſie nie zuvor geſchrieben worden, und den tiefſten Grund des Oceans in einem Kartenbilde niederlegen. In welch freudiges Erſtaunen würde der große Benjamin Franklin ſich verſetzt ſehen, wenn er wiederkäme!

Wen wir in dieſem erſt unter den Augen der Gegenwart erwachten und ſchon jetzt ſo glänzend ſich bewährenden Eifer nicht eine bloß ephemere Erſcheinung, ſondern eine die Gewähr der Dauer darbietende Thatſache erblicken, ſo veranlaßt uns dazu beſonders der Umſtand, daß der Anſtoß nicht von der Bundesregierung, ſelbſt nicht von den Regierungen der einzelnen Staaten, ſondern recht eigentlich vom Volk ausging, wenn gleich nicht von der Hefe deſſelben, was in keinem Lande je erwartet wer-

Digitized by Google

den kann. Doch es iſt ja glücklicherweiſe kein neuer Sprachgebrauch, wenn unter Volk etwas anderes und beſſeres, als unter Pöbel verſtanden wird.

Wohl hat Amerika das Glück gehabt, unter ſeinen Präſidenten und hochgeſtellten Staatsmännern mehrere nicht allein wiſſenſchaftlich gebildete, ſondern auch um die Wiſſenſchaft hochverdiente Männer zu beſitzen. Aber dennoch waren es nicht die Jefferſon, Adams, Harriſon, welche den Umſchwung bewirkten, wie viel ſie auch darum gegeben hätten, wenn ſie ſolches vermochten. Die Formen der Bundesregierung geſtatten den Privatanſichten und Privatneigungen des zeitweiligen Staatsoberhauptes einen weit geringeren Spielraum, als irgendwo ſonſt, und der Congreß, in dem ja nicht allein Maſſachuſetts, Pennſylvanien und New-York vertreten ſind, ſondern noch ſiebenundzwanzig andere Staaten, in denen großentheils ſelbſt heute noch ſich kein wiſſenſchaftlicher Eifer kundgegeben hat, wird ſich bei ſolchen Gegenſtänden wohl immer ſchwierig zeigen. Nein, nicht die Regierung hat das Volk, ſondern gerade umgekehrt dieſes ſeine Regierung aus der Unthätigkeit aufgerüttelt; erſt nachdem einzelne Private, Corporationen und Communen vor den Riß getreten waren, wagte man auch im weißen Hauſe zu Washington die erſten noch ſchüchternen Schritte. Und dennoch, wie hoch auch jene Männer, die ihr oft ſauer Erworbenes auf dem Altar der Wiſſenſchaft opferten, durch dieſe Spenden geehrt ſind: die Summen waren überall nur mäßig. Nirgend ſtanden, wie in Paris und Pulkowa, Millionen zu Gebot; nirgend ſehen wir an den dortigen Sternwarten jene langen prachtvollen Fronten, wie namentlich an den oben genannten Orten. 80 Fuß iſt vielleicht die größte Länge, die bei dieſen Bauten dort vorkommt; manche von ihnen haben kaum 20. Grund und Boden iſt ohnehin meiſt umſonſt zu haben oder wird gern und willig geſchenkt, und eine Nebenausgabe in den theuren Ländern Europa's hat bei unſeren Warten zuweilen höhere Summen beanſprucht, als manche amerikaniſche für Gebäude und Inſtrumente ausgegeben hat. Mit dem Nothwendigen hat man zwar nirgend gekargt, ſich aber auch, namentlich im Anfang, auf dieſes beſchränkt, und nichts unternommen, deſſen Ausführung in's Stocken gerathen und das unvollendet geblieben wäre. Zweckmäßigkeit, nicht Glanz oder Pracht war das Loſungswort. Mit den gezeichneten Summen wurde gut Haus gehalten, vieles Einzelne kam gar nicht zur Koſtenberechnung, da es in natura geleiſtet oder dargeboten wurde. Und daß die in der bezeichneten Weiſe zuſammengebrachten Fonds ſich nicht in die Taſchen habſüchtiger und gewiſſenloſer „Entrepeneurs" verlieren, dafür weiß man in Amerika zu ſorgen.

Daß man namentlich anfangs die Inſtrumente, um ſie von vorzüglicher Qualität zu erhalten, in Europa beſtellte, war nothwendig, ebenſo

Digitized by Google

nothwendig, als daß man in Deutſchland vor den Zeiten Reichenbachs, Repſolds und Fraunhofers ſich nach London wandte, wenn man eines guten Inſtruments bedurfte. Indeß auch hierin bereitet ſich ſchon ein Umſchwung vor. Die Fitz, Clork, Gregg, Grapengieſſer, Spencer werden es bald dahin gebracht haben, daß auch für das größte Inſtrument der Transport über den Ocean nicht mehr erforderlich iſt. Schon jetzt machen ſie den europäiſchen Werkſtätten eine immer fuhlbarer werdende Concurrenz, und München, Hamburg, Berlin und London werden mit der Zeit ganz aufhören, die transatlantiſchen Warten zu verſorgen.

Häufig iſt die Behauptung aufgeſtellt worden, die Amerikaner hätten bei allen wiſſenſchaftlichen Arbeiten nur den materiellen Gebrauch und Nutzen im Auge, und die Aſtronomie z. B. ſtehe dort nur im Dienſt der Navigation. Nun läge hierin an ſich noch kein ſo ſchwerer Vorwurf, und es wäre gewiß als ein Fortſchritt des Menſchengeſchlechts im Ganzen und Großen zu betrachten, wenn nur erſt alle Nationen ſich dieſes materiellen Nutzens der Wiſſenſchaften recht bewußt wurden, und ſie mindeſtens unter dieſer Aegide ſich überall Eingang verſchaffen könnten. Noch weniger kann es einen Vorwurf begründen, wenn ein Volk den Naturwiſſenſchaften jeden nur irgend möglichen materiellen Gebrauch abzugewinnen weiß; vielmehr würde eine Verſäumniß hierin Tadel verdienen. Die amerikaniſchen Warten verſorgen nicht allein durch telegraphiſche Signale den Schiffer mit genauen Zeitbeſtimmungen und Correctionen für ſeine Uhren; ſie gewähren ein Gleiches auch den Conducteurs der Eiſenbahnen, um den Abgang der Trains auf eine feſte Sekunde regeln zu können, und dadurch die ſo verderblichen Zuſammenſtöße zweier Züge zu vermeiden. Die anfangs ſo häufigen, großentheils nur durch falſche Uhrzeiten herbeigeführten Unglücksfälle werden ſichtlich von Jahr zu Jahr ſeltener. Noch Manches in dieſem Sinn ließe ſich namhaft machen, was in Europa noch nicht allgemein oder auch gar nicht eingeführt iſt. Aber dennoch knüpft der Amerikaner ſeine Opfer an Zeit, Geld und Mühe nicht an dieſe ausſchließliche Bedingung, und erkennt es an, daß die Wiſſenſchaft auch einen Selbſtzweck haben müſſe. Den thatſächlichen Beleg dafur geben die großen theuren Refractoren, die nichts zur Zeitbeſtimmung beitragen können, und deren Ergebniſſe keinen praktiſch materiellen Nutzen gewähren. Denn was ſoll man anfangen mit den Meſſungen der Doppelſterne, der Unterſuchung der Nebelflecke, den Bahnbeſtimmungen der Uranus- und Neptunsſatelliten, und hundert andern Dingen, denen man dort gleichwohl auf's eifrigſte obliegt? Wir ſagen es mit dem freudigſten Stolz, daß, wenn der Begriff des Nutzens nur im materiellen Sinn aufgefaßt werden ſoll, alle dieſe Arbeiten zu gar nichts nützen, noch jemals nützen werden, und daß für jedes Land eine einzige Sternwarte, verſehen mit Pendeluhr und Meridiankreis, ohne irgendwelche anderweitige Ausrüſtung,

Digitized by Google

den praktiſchen Zwecken des Verkehrs vollkommen entſprechen könnte. Wozu denn nun ein mehreres, wenn man weiter nichts als dieß haben will? In einem von Telegraphendrähten durchzogenen Land genügen 10,000 Doll. ein für allemal, und eine gleiche Summe, um mit deren Zinſen einen Obſervator zu ſalariren, für das Ganze. Oder hätten etwa die Gelehrten dem Laien einen derartigen Nutzen auch bei ihren weiter ausgedehnten Forſchungen vorgeſpiegelt? Der kennt den Amerikaner ſchlecht, der wähnen kann, ihn in ſolchen Dingen auf die Dauer zu täuſchen. In Geldſachen hört die Gemüthlichkeit auf, das gilt dort wo möglich noch mehr, als bei uns. Wenn dennoch die Beutel und Sparbüchſen des Volks ſich öffnen, und wiederholt öffnen, ſobald ein für ſeine Wiſſenſchaft begeiſterter Mann es verſteht, ihm ſeinen Enthuſiasmus mitzutheilen — was anders kann dies ſein, als die reine Freude am Wiſſen als ſolchem?

Man verſchließe ſich alſo nicht länger den Thatſachen der Geſchichte. Man höre auf ein Volk zu kennzeichnen nach der bequemen Schablone alter Vorurtheile, und bedenke, daß man es nirgend, und am allerwenigſten in Amerika, mit petrificirten Zuſtänden zu thun hat, die ſich durch alle Generationen hindurch gleich bleiben. Alle Völker ſteigen oder ſinken, und dieß gilt vom Geiſtigen, wie vom Materiellen. Nie und nirgend kann die Gegenwart blos nach der Vergangenheit bemeſſen werden. Amerika war eine Zeit lang, als Colonie wie ſpäter als Staat, auf den harten Kampf angewieſen, den in jedem neuen Land der Menſch um ſeine phyſiſche Exiſtenz zu kämpfen hat — ein im fernen Weſten auch jetzt noch lange nicht beendeter Zuſtand. Mit ihm verband ſich der Kampf um die ſtaatliche Selbſtſtändigkeit, welche die größte der Seemächte ihm hartnäckig ſtreitig machte. Ein unter ſolchen Auſpicien herangereiftes Geſchlecht wird ſicherlich nicht über Nacht ſich den höhern Intereſſen des Geiſtes zuwenden, es wird vielmehr ganz naturgemäß darauf bedacht ſein, zunächſt nur höhere Intereſſen in ſeinen Beutel einzuſtreichen, unbekümmert um alles Andere, was ſich nicht auf dieſen bezieht. So haben wir Amerika geſehen bis tief in unſer Jahrhundert hinein; ſo mußte man es uns ſchildern, als wir unſern Schul- und Gymnaſialcurſus abſolvirten, denn jede andere Darſtellung wäre unwahr geweſen, und da man anderweitig auch heut noch manchen Grund hat oder zu haben glaubt, Amerika nicht zu lieben, ſo ſind ſolche hergebrachte Vorſtellungen ganz bequem, um ſeiner Antipathie Luft zu machen, und man möchte ſie am liebſten für alle Zukunft ſtereotypiren.

Doch wie ſich auch immerhin Neigung oder Abneigung in andern Beziehungen geſtalten mögen, wir haben ſicherlich nicht den mindeſten Grund, ihn auf das Wiſſensgebiet hinüberzuziehen. Die Bürger der Union ſind zu neunzehn Zwanzigſtel germaniſchen, alſo unſeres Stammes, und ſie ſind

Digitized by Google

ſich deſſen wohl bewußt. Man weiß deutſche Wiſſenſchaftlichkeit von deutſchen politiſchen Zuſtänden dort beſtimmt zu unterſcheiden. Man begehrt unſern Rath, wie unſre Hülfe, und iſt ſtets bereit, beides zu erwiedern. Kein Volk denkt weniger an chineſiſche Ausſchließlichkeit und Abgeſchloſſenheit, als das amerikaniſche. Daß die großen wiſſenſchaftlichen Aufgaben der Gegenwart, und in noch höherem Grad die der Zukunft, ihre genügende Löſung nur finden können durch ein gemeinſames Wirken aller gebildeten Völker — das hat man in Amerika beſſer und früher begriffen, als in vielen Ländern Europa's. Der atlantiſche Telegraphendraht wird ſicher nicht blos in diplomatiſchen und Handelsbeziehungen aus beiden Erdtheilen nur e i n e n machen; er wird, wie er ja ſeine ganze Exiſtenz vorzugsweiſe amerikaniſcher wiſſenſchaftlicher Forſchung verdankt — der Wiſſenſchaft reichlich vergüten, was ſie an ihm gethan. Nicht länger wird der in Amerika entdeckte Komet ſchon wieder verſchwunden ſein, wenn die Nachricht Europa's Sternwarten erreicht, und umgekehrt.

„Wiſſenſchaft iſt Macht", ſagt ein ruſſiſches Sprüchwort. Der Himmel verhüte, daß iemals Europa und Amerika in einen ernſten feindlichen Conflict gerathen — doch ſollte es geſchehen, ſo laſſet uns vor Allem unſern Feind nicht gering achten. Wir haben einen großen Krieg hinter uns, und die Weltgeſchichte wird ihn bezeichnen als einen Krieg der Täuſchungen; hüten wir uns vor einem zweiten Irrthum derſelben Art, der leicht noch verderblicher werden könnte, als es der erſte geworden. Denn wie auch immer die Stimmung in Europa ſich geſtalte, eins iſt gewiß: die Amerikaner werden nicht ſtill ſtehen: Auch in der Wiſſenſchaft gilt ihr allgemeines go ahead! und an den materiellen Mitteln wird es ihnen, die weder ein ſtehendes Heer zu beſolden, noch einen Hofſtaat zu unterhalten haben, ſicherlich am wenigſten fehlen. Wenn einſt Aufgaben vorliegen, für welche die Zehn- und Hunderttauſende nicht mehr ausreichen, werden auch die Millionen leicht beſchafft und willig dargeboten werden.

Wer, wie der Verfaſſer, ſich ſelbſt einigen Antheil an Förderung und Weiterbildung der Wiſſenſchaft in Europa zuſchreiben darf, und darin ſeinen Lebensberuf erkannt hat, wird gewiß am wenigſten geneigt ſein, Europa's wiſſenſchaftliche Leiſtungen zu unterſchätzen, oder ſeinen Standpunkt als einen niedrigen darzuſtellen. Wie die Jetztzeit über alle früheren Perioden der Weltgeſchichte, ſo ragt Europa über alle andern Erdtheile wiſſenſchaftlich empor. Aber ſoll dieſe Hegemonie, die früher kein außereuropäiſches Volk uns ſtreitig zu machen den Muth hatte, noch behauptet werden, jetzt, wo ein nicht länger gering zu ſchätzender Rival aufgetreten iſt, ein Rival, der nicht länger unter uns ſtehen kann, noch mag, ſondern der ſich neben uns zu ſtellen die Kraft und den Willen bethätigt? — ſoll ein ſolcher Rival nicht einſt über uns ſtehen, und zwar in nicht all-

zu ferner Zukunft, ſo wird es unſererſeits größerer Anſtrengungen bedürfen, als bisher.

Bei dem, was ich hier geſagt, hatte ich nicht die Sternkunde allein vor Augen. Nur die thatſächlichen Beiſpiele konnte ich, nach meiner perſönlichen Stellung, am geeignetſten dieſer Wiſſenſchaft entnehmen. Vielleicht finden ſich andere Federn, welche uns über die verſchiedenen naturwiſſenſchaftlichen Gebiete aus einem ähnlichen Geſichtpunkt Belehrung bieten. Der kurzlich verſtorbene Jahn hat im zweiten Theil ſeiner unvollendet gebliebenen Aſtronomie eine Zuſammenſtellung über deutſche Sternwarten gegeben. So unvollſtändig und mangelhaft ſie auch immerhin ſei, ſie iſt jedenfalls dankenswerth, und wir dürfen hoffen, ſie einſt nicht allein fur Deutſchland vervollſtändigt, ſondern über ganz Europa ausgedehnt zu ſehen.

Wir wollen unſere Ueberſchau mit einer Skizzirung deſſen beſchließen, was die erwähnten Sternwarten theils geleiſtet haben, theils — ſo weit es uns bekannt geworden — zu leiſten im Begriff ſtehen. Daß hier nur von wenigen derſelben zunächſt die Rede ſein kann, iſt ſelbſtverſtändlich; die meiſten ſind noch kein Jahrzehnt, manche erſt einige Jahre alt, oder theilweiſe noch in der Ausruſtung begriffen.

Die erſten Früchte des National Obſervatoriums in Washington datiren ſchon aus einer Zeit, wo es dieſen Namen noch nicht fuhrte. Mit einem proviſoriſch errichteten Paſſagenfernrohr, dem „Depot of charts and instruments for the Navy" gehörig, machte Lieutenant Gilliss vom 18. Sept. 1838 bis zum 30. Juni 1842 eine Reihe von Rectaſcenſionsbeobachtungen, etwa 6,000 im Ganzen, deren Endergebniß in einem Katalog von 1248 Firſternen vorliegt, und dem Verfaſſer bei ſeinen Unterſuchungen gute Dienſte geleiſtet hat.

Nach definitiver Errichtung der Sternwarte konnte Maury einen umfaſſenderen Plan entwerfen. In den drei bis jetzt erſchienenen Bänden für 1845, 1846 und 1847, von reſp. 550, 676 und 480 eng gedruckten Seiten in Großquart, iſt der Anfang gemacht, die Beobachtungen einerſeits der Hauptſterne, andererſeits der kleineren bis zur zehnten Größe zwiſchen 16 Gr. und 45 Gr. der ſüdlichen Declination, vollſtändig reducirt, zu geben. Da die Zahl dieſer Sterne ſich auf wenigſtens 100,000 beläuft, ſo wird auch bei der die Arbeit erheblich beſchleunigenden Art, die Beobachtungen anzuſtellen und zu notiren, doch eine ziemliche Reihe von Jahren zur Beendigung, und eine noch größere zur Reduction erforderlich ſein.

Das kleine, vorzugsweiſe zum Unterricht und Einübung beſtimmte Obſervatorium Georgetown iſt gleichwohl nicht zurückgeblieben: der

Digitized by Google

erſte Band der Annals of the Astronomical Observatory of Georgetown College“ iſt 1852 erſchienen und die Fortſetzung zugeſagt.

Die Sternwarte Cincinnati hat von ihren Beobachtungen erſt einige Proben im Sidereal Meſſenger veröffentlicht, namentlich Doppelſtern-Meſſungen, die von Europa aus gewünſcht wurden. Mitchel hat unternommen, den Struveſchen Doppelſtern-Katalog vom Aequator an ſüdlich bis zum 45. Gr. fortzuſetzen, und zugleich deren Poſition und Diſtanz zu beſtimmen – nach einer brieflichen Mittheilung hatte er ſchon 1852 mehr, als 500 neue gefunden.

Die Sternwarte Cambridge hat ihren Rieſenrefractor zu den umfaſſendſten Arbeiten in Thätigkeit geſetzt. Bond, der Vater, entdeckte den achten Saturnsmond zwei Tage früher, als Laſſel in England, und hat die bis jetzt ausführlichſte und beſte Zeichnung des großen Orion-Nebelflecks gegeben, wie ſpäter des Nebelflecks der Andromeda. Von elf Kometen, die der jüngere Bond gefunden, iſt ihm die Priorität nur für einen geblieben; zwei andere ſah er in der gleichen Nacht, wie die europäiſchen Aſtronomen. Die Unterſuchung der Doppelſterne und Nebelflecke geht rüſtig voran; das großartigſte Unternehmen der beiden Bond iſt aber eine nach Zonen geordnete Beobachtung aller Sterne bis zur elften Größe abwärts, und deren Katalogiſirung.

Selbſtſtändige und regelmäßig fortgeſetzte Annalen können übrigens in Europa, wie in Amerika, nur die wenigſten Sternwarten publiciren. Sie bedienen ſich der wiſſenſchaftlichen Journale, um ihre Arbeiten zu veröffentlichen. Schumachers ſeit 1821 beſtehende „Aſtronomiſche Nachrichten“ war ein Vierteljahrhundert hindurch das einzige rein aſtronomiſche Blatt dieſer Art, und es erhielt manche ſchätzbare Mittheilung von dort her. Doch der Aufſchwung, den die Sternkunde in Amerika nahm, und die wachſende Theilnahme, deren ſie ſich erfreute, veranlaßte die Gründung eines eigenen „American Astronomical Journal“ von Benjamin Apthorp Gould, das einen erwünſchten Fortgang nimmt, und einen reichen Schatz von theoretiſchen wie praktiſchen Arbeiten darbietet. Andere, der Sternkunde nicht ausſchließlich gewidmete Journale ſind das von Silliman, ferner die Smithsonian Contributions to Knowledge und andere. Selbſt politiſche Zeitungen theilen häufiger, als bei uns, ausführliche wiſſenſchaftliche Erörterungen und Berichte mit.

Zu den neuen Planeten-Entdeckungen hat Amerika erſt einen Beitrag geliefert: Ferguſon in Waſhington entdeckte die Euphroſyne. Hier haben Europa's Sternwarten einen zu großen Vorſprung: ſeit einem Jahrzehnt, und länger ſchon, hatten ſich die Hind, Gaſparis, Chacornac, zu ſolchen Entdeckungen durch ſpeziell darauf gerichtete Forſchungen vor-

Digitized by Google

bereitet, zu einer Zeit, wo man in Amerika die Sternwarten erſt baute. An der fortgeſetzten Beobachtung dieſer Weltkörper, ſowie an ihrer Bahnberechnung, haben ſie dagegen bedeutenden Antheil; die erſte genügende Bahn für Neptun haben wir von Walker erhalten.

Endlich möge erwähnt werden, daß ſie auch einen eigenen Nautical Almanac (von Schubert redigirt) ſeit einiger Zeit zu Stande gebracht und ſeine Fortexiſtenz geſichert haben, Greenwich alſo nicht länger ohne Concurrenz bleibt.

Aus der Biographie von Ampere.

[Aus den geſammelten Werken von François Arago.]

(Fortſetzung.)

Geblendet durch den Glanz, die Größe, die Fruchtbarkeit des Geſetzes der allgemeinen Anziehung, jene unſterbliche Entdeckung Newton's, bilden ſich diejenigen, welche in mathematiſchen Dingen wenig bewandert ſind, wohl ein, daß tauſendmal größere Schwierigkeiten zu überwinden waren, da es galt, die Planetenbewegungen der Herrſchaft der Analyſe zu unterwerfen, als wenn der neuere Mathematiker die verſchiedenen Erſcheinungen, welche von den Phyſikern entdeckt und unterſucht worden ſind, mit Hülfe der Rechnung in alle ihre Verzweigungen verfolgen will. Aber ſo allgemein dieſe Meinung ſein mag, ſo irrig iſt ſie. Die Kleinheit der Planeten im Verhältniß zur Sonne, die beinahe kugelförmige Geſtalt der Himmelskörper, die Abweſenheit jedes merklichen Widerſtandes in den weiten Räumen, in welchen die Planeten ihre elliptiſchen Bahnen beſchreiben, ſind eben ſo viel Umſtände, welche die Aufgabe ausnehmend erleichtern und faſt in die Abſtractionen der reinen Mechanik hineintreten laſſen. Wenn man anſtatt der Bewegungen der Planeten, d. h. Körper, die ſich in Betracht ihrer großen relativen Entfernung von einander auf Punkte reducirt denken laſſen, nur die Anziehungsphänomene unregelmäßiger Polyeder, welche aus großer Nähe auf einander wirken, vor Augen gehabt hätte, ſo würden die Geſetze der allgemeinen Schwere vielleicht heute noch nicht entdeckt ſein.

Dieſe wenigen Worte werden hinreichen, einen Begriff von den that-

Digitized by Google

ſächlichen Schwierigkeiten zu geben, welche die Fortſchritte der mathematiſchen Phyſik ſo ſehr verzögern, und die Behauptung zu rechtfertigen, daß die Fortpflanzung des Schalls und der Lichtſchwingungen, die Bewegung der leichten Wellen, welche die Oberfläche einer Flüſſigkeit kräuſeln, die Luftſtröme, welche durch Ungleichheiten des Druckes und der Temperatur u. ſ. w. hervorgerufen werden, viel ſchwieriger zu berechnen ſind, als der majeſtätiſche Lauf von Jupiter, Saturn und Uranus.

Unter den Erſcheinungen der irdiſchen Phyſik gehörten diejenigen, welche Ampere aufzuklären unternahm, unſtreitig zu den verwickeltſten. Die Anziehungen, die Abſtoßungen, welche die Schließungsdrähte auf einander äußern, gehen aus den Anziehungen, den Abſtoßungen ihrer ſämmtlichen Theile hervor. Der Uebergang von der Totalwirkung zur Beſtimmung der unzähligen dazu beitragenden Elemente, mit anderen Worten, die Unterſuchung des Geſetzes, nach welchem ſich die wechſelſeitigen Wirkungen zweier unendlich kleinen Stromtheile abändern, wenn ihre relativen Abſtände und Neigungen geändert werden, bot ungewöhnliche Schwierigkeiten dar.

Alle dieſe Schwierigkeiten ſind überwunden worden. Die vier Gleichgewichtsfälle, mittelſt deren es gelang, die Erſcheinungen zu entwirren, werden in Form von Geſetzen ausgeſprochen, immer den Namen der Ampere'ſchen Geſetze tragen, wie jene drei großen Folgerungen, welche das hohe Genie Keppler's aus den Beobachtungen von Tycho zog, den Namen der Keppler'ſchen Geſetze tragen.

Die Oscillationen, von welchen Coullomb ſo großen Vortheil zur Meſſung kleiner magnetiſcher und elektriſcher Kräfte zog, fordern weſentlich, daß die Körper, die man dem Verſuche unterwirft, an einem einzigen Faden ohne Torſion aufgehangen werden. Beim Schließungsdrahte läßt ſich dieſe Bedingung nicht erfüllen, weil er, um ſeine Kraft zu behalten, in bleibender Verbindung mit beiden Polen der Säule bleiben muß.

Die Oscillationen gewähren genaue Maße, aber durchaus nur unter der Bedingung, daß ſie zahlreich ſind, die Schließungsdrähte Ampere's würden aber nothwendig ſchon nach einer ſehr kleinen Anzahl Oscillationen zur Ruhe kommen müſſen.

Die Aufgabe ſchien in der That unlösbar, als unſer College erkannte, daß die Beobachtung verſchiedener Gleichgewichtszuſtände von Schließungsdrähten, die bei gegebener Geſtalt in gegebene Stellungen zu einander verſetzt werden, zum Zweck führen könne. Die Wahl dieſer Geſtalt war die Hauptſache, und hierin beſonders bewährte ſich das Genie Ampere's in glänzender Weiſe.

Digitized by Google

Zuvörderſt umwickelt er zwei gleiche Theile eines und deſſelben feſten Schließungsdrahtes mit Seide; er biegt dieſen Draht ſo, daß ſeine beiden umwickelten Theile an einander zu liegen kommen und von dem Strome einer gegebenen Säule in entgegengeſetzter Richtung durchlaufen werden. Er überzeugt ſich daß dieſes Syſtem von zwei gleichen aber entgegengeſetzten Strömen keine Wirkung auf den feinſt aufgehangenen Schließungsdraht äußert, und beweiſt ſo, daß die anziehende Kraft eines elektriſchen Stromes vollkommen gleich der Abſtoßungskraft iſt, welche er äußert, wenn die Richtung ſeines Ganges mathematiſch umgekehrt wird.

Ampere hängt darauf einen ſehr beweglichen Schließungsdraht genau in der Mitte des Zwiſchenraumes zwiſchen zwei feſten Schließungsdrähten auf, die, in gleicher Richtung von demſelben Strome durchlaufen, beide abſtoßend auf den zwiſchen ihnen befindlichen Draht wirken mußten. Der eine dieſer feſten Drähte iſt gerade, der andere verläuft in hundert kleinen Biegungen. Die Verbindungen, wodurch die Ströme in Gang kommen, ſeien hergeſtellt, ſo wird ſich der bewegliche Draht in der Mitte des Zwiſchenraumes zwiſchen beiden feſten Drähten fixiren, und wenn man ihn aus dieſer Lage entfernt, von ſelbſt dazu zurückkehren: ſo daß Alles nach beiden Seiten gleich iſt. Ein gerader Schließungsdraht und ein ſolcher, der in Biegungen verläuft, äußern alſo, wenn ſie gemeinſchaftliche Endpunkte haben, genau gleiche Wirkungen, wenn ſchon ihre entwickelten Längen ſehr verſchieden ſein können.

Durch einen dritten Verſuch weiſt Ampere nach, daß ein beliebiger geſchloſſener Strom unvermögend iſt, einen Schließungsdraht, der die Geſtalt eines Kreisbogens hat, um eine Axe, welche ſenkrecht auf dieſen Bogen iſt und durch den Mittelpunkt des Kreiſes, zu dem er gehört, geht, in Drehung zu verſetzen.

Der vierte und letzte Fundamentalverſuch unſeres Collegen bietet einen Gleichgewichtsfall dar, wobei drei aufgehangene kreisförmige Schließungsbogen in Anwendung kommen, deren Mittelpunkte in gerader Linie liegen und deren Radien eine fortlaufende geometriſche Proportion bilden.

Dieſe vier Geſetze dienten Ampere, das, was in der von ihm aufgeſtellten allgemeinſt möglichen Formel für die wechſelſeitige Wirkung zweier unendlich kleinen Elemente in zwei elektriſchen Strömen noch willkürlich geblieben war, vollends zu beſtimmen.

Eine eingehende Vergleichung der allgemeinen Formel mit den Verhältniſſen der vier Gleichgewichtsfälle zeigt, daß ſich die wechſelſeitige Wirkung der Elemente zweier Ströme in der Richtung der Linie, welche ihre

Mittelpunkte verbindet, äußert; daß ſie von der wechſelſeitigen Neigung dieſer Elemente abhängt, und daß ſich ihre Intenſität im umgekehrten Verhältniſſe des Grades der Abſtände ändert.

Daſſelbe Geſetz, welches die himmliſchen Bewegungen beherrſcht, welches Coulomb auf die Erſcheinungen der in Spannung oder Ruhe befindlichen Elektricität, und, wenn ſchon mit minderer Sicherheit, auch auf die des Magnetismus ausgedehnt hat, iſt ſolchergeſtalt, Dank den gründlichen Unterſuchungen Ampere's, auch für die Wirkungen der Elektricität im Bewegungszuſtande gültig gefunden worden.

Nachdem die allgemeine Formel, welche den Werth der wechſelſeitigen Wirkungen der unendlich kleinen Stromelemente gibt, einmal bekannt war, bot die Beſtimmung der Totalwirkungen endlicher Ströme von verſchiedenen Geſtalten nur noch eine Aufgabe für die Differenzialrechnung dar; und Ampere konnte nicht umhin, auch dieſe Anwendungen ſeiner Entdeckung zu verfolgen. Er unterſuchte zuerſt, wie ein geradliniger Strom auf ein Syſtem geſchloſſener Kreisſtröme wirkt, welche in Ebenen enthalten ſind, gegen die der geradlinige Strom rechtwinklig iſt. Die Rechnung ergab das durch den Verſuch ſich beſtätigende Reſultat, daß die Ebenen der Kreisſtröme bei geſtatteter Beweglichkeit ſich parallel mit dem geradlinigen Strome ſtellen müſſen. Wenn ſich in der ganzen Länge einer Magnetnadel ſolche quer gegen ihre Axe gerichteten Ströme annehmen ließen, ſo ward die Stellung in's Kreuz, die ſie bei den, von Ampere vervollſtändigten Verſuchen Oerſted's gegen den Schließungsdraht zeigte, eine natürliche, nothwendig zu erwartende Erſcheinung. Gewiß eine merkwürdige Entdeckung, falls es gelang, ſtreng darzuthun, daß eine Nadel magnetiſiren, nichts Anderes ſei, als um jedes Stahltheilchen einen kleinen elektriſchen Kreiswirbel erregen. Ampere erkannte ſehr wohl die unermeßliche Tragweite dieſes Gedankens, der ſich ſeiner bemächtigt hatte; auch beeilte er ſich, denſelben experimentellen Prüfungen und numeriſchen Bewährungen zu unterwerfen, den einzigen, die man in unſeren Tagen für vollkommen beweiſend hält.

Es ſcheint ſehr ſchwierig, eine Vereinigung geſchloſſener Kreisſtröme von großer Beweglichkeit herzuſtellen. Ampere begnügte ſich mit einer Annäherung zu einer ſolchen Anordnung, indem er einen mit Seide umgebenen und in Form einer ſehr gedrängten Spirale gewundenen Draht von einem einzigen elektriſchen Strome durchlaufen ließ. Die Aehnlichkeit zwiſchen den Wirkungen dieſes Apparates und eines Magnets war ſehr groß, und ermuthigte den berühmten Akademiker, eine ſchwierige, in's Einzelne eingehende Rechnung über die Wirkungen vollkommen kreisförmiger geſchloſſener Ströme zu unternehmen.

Digitized by Google

Von der Hypotheſe ausgehend, daß die Theilchen magnetiſcher Körper von ſolchen Strömen umkreiſt werden, fand Ampere in Bezug auf die Elementarwirkungen Coulomb's Geſetze wieder. Dieſe Geſetze haben nach der höchſt geſchickten Behandlung durch einen berühmten Mathematiker alle bekannten Thatſachen in der Lehre vom Magnetismus erklärt; die Hypotheſe Ampere's genügt alſo denſelben in gleicher Weiſe.

Dieſelbe Hypotheſe endlich führt bei ihrer Anwendung auf die Wirkung, welche ein geradliniger Schließungsdraht auf eine Magnetnadel ausübt, auf analytiſchem Wege zu dem Geſetze, welches Biot aus äußerſt feinen Verſuchen abgeleitet hat.

Wenn man, mit faſt allen früheren Phyſikern, den Stahl noch als aus feſten Theilchen beſtehend anſehen will, in deren jedem ſich zwei Fluida von entgegengeſetzten Eigenſchaften befinden, welche bei nicht magnetiſchem Zuſtand des Metalles mit einander verbunden ſind und ſich neutraliſiren, dagegen um ſo mehr geſchieden ſind, je ſtärker der Stahl magnetiſirt iſt, ſo wird die Theorie bis in die feinſten numeriſchen Einzelnheiten allen heutzutage bekannten Erſcheinungen des gewöhnlichen Magnetismus genügen. Nur bleibt dieſe Theorie ſtumm in Betreff der Wirkung eines Magnets auf einen Schließungsdraht, und mehr noch, wenn möglich, in Betreff der Wirkung, welche zwei ſolche Drähte auf einander äußern.

Nehmen wir dagegen mit Ampere die Wirkung zweier Ströme als die Urthatſache an, ſo zeigen ſich die drei Klaſſen von Erſcheinungen von einem gemeinſamen Principe, einer gemeinſamen Urſache abhängig. Die ſinnreiche Idee unſeres Collegen beſitzt ſonach zwei der vornehmſten Charaktere wahrer Naturgeſetze: Einfachheit und Fruchtbarkeit.

Bei allen magnetiſchen Verſuchen, welche Oerſted's Entdeckung vorangegangen waren, hatte ſich die Erde wie ein großer Magnet verhalten. Man durfte alſo vorausſetzen, daß ſie auch wie ein ſolcher auf elektriſche Ströme wirken würde. Der Verſuch hatte jedoch dieſe Vermuthung nicht beſtätigt. Mit Hülfe der elektrodynamiſchen Theorie und der Erfindung geeigneter Apparate, wozu ſich ein ſo glänzendes Talent bei Ampere kund gegeben hatte, gelangte er zu der Ehre, dieſe unerklärliche Lucke auszufüllen.

Mehrere Wochen hindurch drängten ſich einheimiſche und fremde Phyſiker zu einem beſcheidenen Cabinet in der Rue des Foſſes Saint Victor, um mit Verwunderung einen Schließungsdraht von Platin ſich durch die Erde orientiren zu ſehen.

Was würden Newton, Halley, Dufay, Aepinus, Franklin, Coulomb geſagt haben, wenn ihnen Jemand verkundigt hätte, daß ein Tag kommen würde, wo Schiffer in Ermangelung einer Magnetnadel durch Be-

Digitized by Google

obachtung elektriſcher Ströme, elektriſirter Drähte die Richtung ihres Weges finden konnten?

Die Wirkung der Erde auf einen Schließungsdraht ſtimmt nach allen dabei in Betracht kommenden Beziehungen mit derjenigen uberein, welche eine Vereinigung von Kreisſtrömen äußern wurde, welche ihren Sitz in der Tiefe der Erde hätten und ſich in der Richtung der täglichen Drehung der Erde von Weſt nach Oſt bewegten. Man ſage alſo nicht, weil die Geſetze der magnetiſchen Wirkungen nach beiden Theorien dieſelben ſind, ſei es gleichgultig, welche man annehmen wolle. Geſetzt, Ampere's Theorie iſt die wahre, ſo kann man in der ganzen Erde nur eine gewaltige Volta'ſche Säule ſehen, welche Ströme in der Richtung der täglichen Bewegung erzeugt; und die Abhandlung, worin ſich dieſes glänzende Reſultat findet, kann ſich mit Fug den unſterblichen Arbeiten zur Seite ſtellen, welche aus unſerer Erde einen bloßen Planeten, ein an den Polen abgeplattetes Ellipſoid, einen vor Zeiten durch und durch und noch jetzt in großer Tiefe gluhenden, aber an der Oberfläche ſchon merklich erkalteten, Körper gemacht haben.

Man hat behauptet, daß die ſchönen Entdeckungen Ampere's, die ich ſo eben dargelegt habe, kalt aufgenommen wurden: daß die franzöſiſchen Mathematiker und Phyſiker ſich wenig geneigt zeigten, ſeinen Ideen beizutreten oder auch nur ſich näher damit bekannt zu machen; daß die Akademie, in Vorurtheilen befangen, mit Ausnahme eines einzigen Mitgliedes, lange Anſtand nahm, der Evidenz nachzugeben.

Dieſe Vorwürfe ſind durch ein beredtes und höchſt ehrenwerthes Organ zur Veröffentlichung gelangt. Ich halte mich alſo verpflichtet, ſie nicht ohne Antwort zu laſſen.

Die Verſuche Ampere's waren gleich Anfangs der Gegenſtand ſtrenger Kritiken, von denen oben ſchon die Rede geweſen iſt. Bald nachher trat allgemeine Bewunderung an die Stelle. Was die verwickelten und gründlichen Rechnungen, die feinen theoretiſchen Ableitungen, deren unermeßliche Tragweite ich Ihnen darzulegen ſuchte, anlangt, ſo konnten nur Mathematiker die competenten ſachverſtändigen Richter ſein. Darf man aber mit Recht ſagen, daß die franzöſiſchen Mathematiker unſern berühmten Collegen im Stiche ließen, wenn wir ſehen, wie faſt im erſten Beginne der elektrodynamiſchen Lehre Herr Savary einen ſehr wichtigen Punkt derſelben vervollſtändigt, wie Herr Liouville ihre Grundlagen zu vereinfachen und ſtrenger zu geſtalten ſtrebt; wie Ampere in den ſchwierigſten Theilen ſeiner großen Abhandlung an Hrn. Duhamel einen eifrigen Mitarbeiter findet.

Bot denn übrigens die Formel Ampere's nichts dar, was bei den Mathematikern ein gerechtes Befremden erregen konnte? Mußten diejenigen, die ſich vorzugsweiſe mit den Newton'ſchen Theorien vertraut ge-

Digitized by Google

macht hatten, nicht einen Anſtoß darin finden, daß in dem allgemeinen Ausdrucke der wechſelſeitigen Wirkung der unendlich kleinen Stromelemente trigonometriſche Functionen der reſpectiven Neigungen dieſer Elemente vorkamen? Wenn neue Phänomene ſo ganz aus den gewohnten Bahnen herauszutreten ſcheinen, iſt einige Bedenklichkeit wohl ganz naturlich. In der That lag in dieſer Bedenklichkeit nichts Außerordentliches, Ausnahmsweiſes oder Uebertriebenes von Seiten der Gelehrten, welche dieſelbe hegten. Wenige Jahre zuvor hatten die transverſalen Lichtſchwingungen Fresnel's gleiche Zweifel, gleiche Ungewißheit bei denſelben Forſchern hervorgerufen, obſchon ſie eine noch evidentere Folgerung, eine noch directere, unmittelbarere, leichter bewährbare Deutung der Interferenzerſcheinungen polariſirter Strahlen zu ſein ſchienen.

Allgemein geſprochen dürfen wir uns über die hohe Verehrung, mit welcher die Menſchen den Ideen, unter deren Einfluß ihr Geiſt ſich entwickelt hat, anzuhängen pflegen, nicht beklagen. Es iſt naturlich, es iſt gerecht, es iſt gut, daß man in dieſer Beziehung ſich dem Neuen nur fügt, wenn es gilt, Lucken, Fehler, Unvollkommenheiten zu entdecken, welchen ſelbſt der ſorgfältigſte Forſcher mitunter anheimfällt. Die dadurch geubte Controle, will man anders Nutzen davon ziehen, iſt hundertmal mehr werth, als die man vom beſten Freunde erwarten kann. Unſtreitig ſchuldet man keinen Dank fur ſolchen Dienſt, der nicht vom guten Willen abhängt, aber es würde auf der andern Seite eine Schwäche ſein, große Geiſter zu ſehr wegen der Unannehmlichkeiten, die ihnen daraus erwachſen, zu bedauern. Ruhm und Ruhe des Geiſtes gehen ſelten im Verein. Wer einen großen Platz in der materiellen oder geiſtigen Welt braucht, muß ſich gefaßt machen, diejenigen als Gegner zu finden, welche ſich ſchon in Beſitz geſetzt haben. Nur die kleinen Dinge und die kleinen Geiſter haben das Vorrecht, den kleinen Platz, den ſie brauchen, unbeſtritten behaupten zu können.

Ampere betheiligt ſich bei dem berühmten Streit zwiſchen Georg Cuvier und Geoffroy St. Hilaire über die Einheit des Planes aller organiſchen Geſchöpfe.

Bei dieſem Streite handelte es ſich um Betrachtungen von ſehr feiner Natur. Wollte man z. B. eine Aehnlichkeit zwiſchen der Lage der Eingeweide bei einem Cephalopoden und einem Menſchen finden, ſo mußte man ſich dieſen vom Nabel an ſo rückwärts gebogen vorſtellen, daß Becken und andere Gliedmaßen ſich an die Backengegend anlegten, und ſich überdieß den Menſchen auf dem Kopfe gehend denken. Andere Vergleichungen erforderten, eines von zwei Thieren wie einen Handſchuh umgedreht, das

Digitized by Google

Knochenſkelet von Innen nach Außen verlegt, aus einem umhüllten Kern in eine umhüllende Schaale verwandelt zu denken, u. ſ. w.

Die Mitglieder der mathematiſchen Abtheilungen der Akademie konnten bei einem derartigen Streite nur die Rolle aufmerkſamer Zuhörer ſpielen. Nur Ampere, ganz allein Ampere ſtürzte ſich blindlings auf den Kampfplatz. Es fand ſich aber auch, daß die von Cuvier ſo lebhaft beſtrittenen, von unſerem ehrenwerthen Mitgliede Geoffroy St. Hilaire nicht minder entſchieden vertheidigten Ideen ſchon im Jahr 1803 in Ampere's Kopfe Platz gefunden hatten.

Beim Schluſſe der Vorleſungen, welche der gelehrte Secretär der Akademie im College de France über die Geſchichte der Wiſſenſchaften im 19. Jahrhundert hielt, fand ſich derſelbe von ſelbſt darauf geführt, von der deutſchen Schule der ſogenannten Naturphiloſophen zu ſprechen.

Die Principien derſelben, wenigſtens in ſoweit ſie die Einheit des Organiſationsplanes der Thiere betreffen, ſchienen ihm irrig und er beſtritt ſie. Ampere fand ſich unter den Zuhörern unſeres berühmten Kollegen. Wenn die Zöglinge ebenſo wie in der conventionellen Normalſchule das Recht gehabt hätten, die Profeſſoren zu unterbrechen, ſo würde jede Vorleſung Cuvier's unſtreitig mit einem lebhaften wiſſenſchaftlichen Streite geſchloſſen haben; aber das Reglement geſtattete keine ſolche Neuerung. Ampere war nicht der Mann, ſich durch dergleichen Schwierigkeiten entmuthigen zu laſſen. Da er das Wort nicht in dem Hörſaale, worin Cuvier ſeine Ideen entwickelte, nehmen darf, ſo weiß er noch innerhalb der Mauern des von Franz I gegründeten Collegiums, wenn nicht denſelben Tag, aber dieſelbe Woche bei Gelegenheit ſeiner Vorleſungen über Matheſiologie ſeine offene und entſchiedene Gegnerſchaft hinſichtlich des Hauptpunktes der philoſophiſchen Zoologie gegen den erſten Zoologen Europa's geltend zu machen. In jeder ſeiner Vorleſungen hört man eine eingehende ausführliche Kritik der vorhergehenden Vorleſung Cuvier's. Cuvier ſeinerſeits, den ſein Bruder Friederich, welcher den Vorleſungen über Matheſiologie beiwohnte, von der Argumentation Ampere's in Kenntniß ſetzte, macht von Zeit zu Zeit den Text einer jener Vorleſungen daraus, die im College de France noch lange unvergeſſen bleiben werden, und worin man gleichermaßen das Talent der Darſtellung, die genaue Kenntniß der Thatſachen, und, geſtehen wir es, auch die Kunſt, ſcharfe Sarkasmen zu ſagen, ohne die Grenzen einer Kritik von gutem Tone zu überſchreiten, bewundern muß. Jede Woche ſcheint Ampere den Schlägen dieſes neuen Herkules zu erliegen, und jede Woche findet man ihn, wie den Anteus der Fabel, zu neuem Kampfe bereit, wenn ſchon nicht, ohne den Standpunkt des Streits inzwiſchen ſehr geſchickt ein wenig verändert zu haben.

Digitized by Google

Die Vorausſetzung, Ampere habe dieſen Streit nur wie ein Scheinturnier ohne ernſthafte Bedeutung angeſehen, konnte ſich nur auf die ganz grundloſe, unwahrſcheinliche Annahme ſtützen, er habe ſich willkürlich dagegen verblendet; daß in Cuvier's Händen ſelbſt ſtumpfe Waffen ſchwere Wunden zu ſchlagen vermochten. Nein, Ampere kannte die Stärke ſeines Gegners ſehr wohl, und wenn er dennoch gegen ihn vorſchritt, ſo war es, um eine vermeintliche Gewiſſenspflicht zu erfüllen. Im Juli 1824 ließ unſer College, aber ohne ſich zu nennen, eine Theorie der Organiſation der gegliederten Thiere drucken. Nachdem er in dieſer Arbeit bis zur Aufſtellung eines einzigen Typus gelangt war, verfolgte er denſelben in ſeinen tauſendfachen Abwandlungen durch die Menge von Arten, aus welchen das Thierreich beſteht. So ſuchte er z. B. zu zeigen, wie aus dem leichten Schmetterling die ſchwerfällige Kröte, aus der Kröte der koloſſale Wallfiſch wird. Die Kritiken Cuvier's galten alſo Ampere ganz eben ſo gut, als den Naturphiloſophen oder als Geoffroy St. Hilaire, und unſer Freund mußte, um nicht ſeine perſönliche Ruhe über die Intereſſen der Wiſſenſchaft zu ſtellen, auf die Vortheile der Anonymität verzichten. Er kam dieſer Verpflichtung nach, ohne Bitterkeit, aber mit Feſtigkeit; kümmerte ſich nicht um die vielen Nachtheile, die ihm aus der Lage erwuchſen, in welche die Umſtände ihn verſetzt hatten, und ließ ſich auf ſeinem Wege ſelbſt nicht durch das irren, was man in Frankreich am meiſten ſcheut: das Lächerliche.

Noch erinnere ich mich des Geſprächs, welches ſich eines Tages in meiner Gegenwart zwiſchen Ampere und einem Akademiker entſpann, der ein entſchiedener Gegner der Einheit des Organiſationsplanes war, und deſſen geiſtreiche Witzworte von ſeinen Bekannten und vielleicht ſogar ſeinen Freunden ſehr gefürchtet waren. Ich will den Anfang davon mittheilen.

„Wohlan, Herr Ampere, Sie behaupten alſo auch, daß in anatomiſcher Beziehung MeiſterRabe auf dem Baume ſich von dem liſtigen Thiere nicht unterſchied, das ihm ſeinen Käſe ſtahl; Sie glauben auch, daß der Kranich mit ſeinem langen Schnabel und Halſe eine bloße Modification des Gevatters Krapfen iſt, den zu verſpeiſen er ſo thöricht verſchmäht hatte; Sie finden auch, daß der Fabeldichter einen Schnitzer in der Naturgeſchichte beging, als er ſagte:

Doch als die Ratte kam hervorgerannt,
So hat er ohne Weiteres erkannt,
Daß eine Ratte ſei kein Elephant."

Ja, mein Herr, ja, erwiederte Ampere, Alles, was Sie als Unmöglichkeiten aufzählen, wird von mir als gültig angenommen. Auf Einzel-

nes in dieſer Beziehung einzugehen wäre überflüſſig. Nach gewiſſenhaften Studien bin ich zu einem ſcheinbar ſonderbaren Princip gelangt, welchem aber die Zeit Geltung verſchaffen wird; zu dem Princip, daß der Menſch nach einem Plane gebildet iſt, der ſich bei allen Thieren ohne Ausnahme wiederfindet. „Vortrefflich, Herr Ampere, Ihr Syſtem hat ein unbeſtreitbares und ſeltenes Verdienſt; es iſt klar und kategoriſch. Laſſen Sie alſo hören, wie Sie aus dem Menſchen eine Schnecke machen!"

Ampere nahm ſelbſt einige Secunden Theil an der allgemeinen Heiterkeit, welche dieſe ſcherzhafte Aufforderung bei allen Anweſenden erweckte; ging aber bald ernſthaft auf die lächerliche Aufgabe ein, die man ihm geſtellt hatte, behandelte ſie mit großer Gründlichkeit, zeigte ſo ausgebreitete Kenntniſſe in Anatomie und Naturgeſchichte, ſtellte ſo ſinnreiche Vergleichungen und Analogien auf, wo die erſten Schritte nur in's Abſurde ſchienen fuhren zu können, daß es uns zur Ehre des Menſchengeſchlechts leid zu thun anfing, daß man Ampere einen ſo tief auf der Stufenleiter der Geſchöpfe ſtehenden Vergleichsgegenſtand gegeben hatte.

Verſuch über die Klaſſification der Wiſſenſchaften.

Die Lectüre der Encyclopädie des achtzehnten Jahrhunderts war es, welche unſern Ampere in das literariſche Leben einfuhrte; der Entwurf einer neuen Encyclopädie war es, der ſein literariſches Leben beſchloß. Der weſentlichſte Theil des großen Planes unſeres Collegen ging auf eine Klaſſification aller menſchlichen Erkenntniſſe.

Moliere warf einmal durch den Mund einer der Perſonen in ſeinen unſterblichen Komedien die Frage auf, ob man ſagen ſolle, die Geſtalt oder die Form des Huts, mit andern Worten, ob man die Hüte unter die Claſſe der Geſtalten oder Formen bringen ſollte.

Treffender konnte der Mißbrauch, der mit den Klaſſificationen getrieben worden, nicht verſpottet werden. Man gehe zurück zum Zeitalter Moliere's oder auch nur bis zu den erſten Jahren des achtzehnten Jahrhunderts, und man wird finden, daß der große Dichter dabei kein bloßes Phantom vor Augen hatte. Die ſeltſamſten Ideenaſſociationen, die lächerlichſten Analogien und Zuſammenſtellungen machen ſich bei den Klaſſificationen geltend. So wird z. B. in der, von einem Prinzen von Geblüt, dem Grafen von Clermont geſtifteten, Geſellſchaft der Künſte, die zugleich wiſſenſchaftliche, literariſche und techniſche Zwecke verfolgte, in vollem Ernſte der Geſchichtſchreiber mit dem Sticker, der Dichter mit dem Färber u. ſ. w. in dieſelbe Klaſſe geſtellt.

Jedenfalls übrigens iſt Mißbrauch nicht Gebrauch. Sehen wir alſo zu: hielt ſich wohl Ampere in den Grenzen des Gebrauches in jenem nur

Digitized by Google

zur Hälfte erſchienenen Werke, welches er zu Ende ſeines Lebens unter dem Titel verfaßte: Verſuch über die Philoſophie der Wiſſenſchaften, oder analytiſche Darſtellung einer natürlichen Klaſſification aller menſchlichen Erkenntniſſe.

Ampere hatte ſich hier dieſelbe große und berühmte Frage geſtellt, deren Löſung ſchon von Ariſtoteles, Plato, Baco, Leibnitz, Locke, d'Alembert u. ſ. w. verſucht worden war.

Die fruchtloſen Bemühungen ſo vieler Männer von Genie ſind ein deutlicher Beweis der Schwierigkeit der Aufgabe; beweiſen ſie auch eben ſo ſicher ihren Nutzen?

Ariſtoteles behauptete, daß ſich alle Gegenſtände unter zehn Kategorien faſſen laſſen. Wenn ich daran erinnern wollte, wie oft man dieſe Kategorien umgearbeitet hat, würde man mir unſtreitig und mit Recht erwiedern, das ſei eine nothwendige und natürlich zu erwartende Folge der Fortſchritte des menſchlichen Geiſtes. Minder leicht würde unſtreitig die Antwort auf die Frage ſein, wozu die Kategorien gedient haben.

Man hat ſchon geſehen, was Moliere darüber dachte. Folgendes die Meinung des berühmten Verfaſſers der Logique de Port-royal: „das Studium der Kategorien kann nur Gefahr bringen, ſofern es die Menſchen gewöhnt, ſich mit Worten zu befriedigen, und zu glauben, daß ſie Alles wiſſen, wenn ſie nichts als willkürliche Namen gelernt haben."

Wäre dieſe wegwerfende Kritik Ampere vor Augen gekommen, ſo würde er geantwortet haben:

daß eine natürliche Klaſſification der Wiſſenſchaften die ſtrenge Norm gewähren müſſe, nach welcher die Abtheilungen eines Inſtituts, das die Geſammtheit der menſchlichen Erkenntniſſe repräſentiren ſolle, feſtzuſtellen ſeien;

daß eine natürliche Klaſſification der Wiſſenſchaften die richtigen Abſchnitte einer wohlgeordneten methodiſchen Encyclopädie zu beſtimmen habe;

daß eine natürliche Klaſſification der Wiſſenſchaften die zweckmäßige Vertheilung der Bücher in großen Bibliotheken zu reguliren habe, welchen Gegenſtand Leibniz wichtig genug hielt, um ihm ein langes und höchſt ſorgfältiges Studium zu widmen;

daß eine natürliche Klaſſification der Wiſſenſchaften eine heilſame Revolution im Unterrichte hervorrufen werde.

Alles das iſt richtig und wahr. Leider iſt aus den Principien, welche a priori zu einer natürlichen Klaſſificirung ſchienen führen zu müſſen, eine Aneinanderreihung, Gruppirung und Verknüpfung der ungleichartigſten Erkenntniſſe hervorgegangen.

Man nehme den encyclopädiſchen Baum Baco's und d'Alembert's,

Digitized by Google

jene Tafel, welche ſich auf die Hypotheſe gründet, gegen die kein Einwand erhoben worden, daß die menſchlichen Geiſtesvermögen ſich auf drei, Gedächtniß, Vernunft und Einbildungskraft reduciren laſſen; und man wird danach in der großen Abtheilung der Kenntniſſe, welche vom Gedächtniſſe abhängen, die Geſchichte der Mineralien und Pflanzen mit der burgerlichen Geſchichte zuſammenſtellen, und unter den Wiſſenſchaften, welche unter der Herrſchaft der Vernunft ſtehen, die Metaphyſik mit der Aſtronomie, Moral, Chemie in dieſelbe Claſſe bringen müſſen.

Man folge Locke oder vielmehr Plato, und die Theologie wird ſich der Optik zur Seite ſtellen. Man theile, wie es heutzutage von den Schulen Roms geſchieht, die Geſammtheit unſerer Erkenntniſſe in drei Reiche die Wiſſenſchaften der Autorität, die Wiſſenſchaften der Vernunft, die Wiſſenſchaften der Beobachtung, und wiederum werden faſt lächerliche Anomalien bei jedem Schritte zum Vorſcheine kommen.

So wichtigen Mängeln begegnet man nicht in der Klaſſification Ampere's. Da iſt Alles, was ſich gleicht, verbunden, was verſchieden iſt, getrennt. Ampere geſtattet ſeiner Einbildungskraft nicht, ſogenannte Grundvermögen als Unterlage fur ein unhaltbares Syſtem zu ſchaffen. Seine beiden Hauptabtheilungen, ſeine beiden Reiche, ſind die Wiſſenſchaft der Welt, die Kosmologie, und die Wiſſenſchaft des Gedankens, die Ontologie.

Die kosmologiſchen Wiſſenſchaften theilen ſich ihrerſeits in zwei Unterreiche, nämlich die Wiſſenſchaften, welche von den unbelebten, und diejenigen, welche von den belebten Gegenſtänden handeln. Das erſte Unterreich der kosmologiſchen Wiſſenſchaften verzweigt ſich in die mathematiſchen und die phyſiſchen Wiſſenſchaften. Durch Fortſetzung dieſer Zweitheilung gelangt Ampere endlich zu einer Tafel, worin die Geſammtheit der Wiſſenſchaften und Künſte eingetheilt iſt:

In zwei Reiche,
In vier Unterreiche,
In acht Zweige,
In ſechzehn Unterzweige,
In zweiunddreißig Wiſſenſchaften erſter Ordnung,
In vierundſechzig zweiter Ordnung,
In hundertachtundzwanzig dritter Ordnung.

Hundertachtundzwanzig Wiſſenſchaften! ſo viel alſo hätte man zu lernen, um ſich die geſammten Erkenntniſſe des Menſchen anzueignen. Muß dieſe hohe Zahl nicht ebenſo den Muth des einzelnen Individuums niederſchlagen, wie den gerechten Stolz des Menſchengeſchlechts erwecken? Weder Eins, noch das Andre. Jene hundertachtundzwanzig Wiſſenſchaften ergaben ſich Ampere nur dadurch aus den Reſultaten der geſammten Arbeiten von vierzig Jahrhunderten, daß er das, was man bisher ver-

Digitized by Google

einigt hatte, trennte, zerſtückte, daß er bloße Kapitel der heutigen Wiſſenſchaften zu beſonderen Wiſſenſchaften unter Namen ſtempelte, die nicht ohne Widerſpruch geblieben ſind, wie Canolbologie, Cybernetik, Terpnognoſie, Technäſthetik u. ſ. w.

Es bliebe zu unterſuchen, ob die neuen Abtheilungen nicht zu zahlreich ſind, ob ſie auch der Klarheit, der man um jeden Preis nachzuſtreben hat, wirklich dienen, ob ſie etwas zur Erleichterung des Unterrichts beitragen können.

Heutzutage wird es wohl keinen Lehrer geben, der nicht begriffe, daß man in einem zweiten Abſchnitte von den ſcheinbaren zu den wirklichen Bewegungen überzugehen hat, daß endlich ein dritter Abſchnitt der Unterſuchung der phyſiſchen Urſache dieſer Bewegungen zu widmen iſt. Dies ſind drei Theile eines und deſſelben Ganzen; und ich geſtehe, nicht einzuſehen, was man damit gewinnt, aus dem erſten Abſchnitte oder Kapitel eine beſondere Wiſſenſchaft, die Uranographie zu machen, und den zweiten in zwei andere Wiſſenſchaften zu theilen, die Helioſtatik und Aſtronomie.

Unſer berühmter College verbannte aus der Lehre der allgemeinen Phyſik die vergleichende Betrachtung der Abänderungen, welche die Erſcheinungen je nach der Verſchiedenheit des Orts und der Zeit erfahren. Soll nun damit eine tief eingehende Betrachtung gemeint ſein, ſo kann man mit ihm einverſtanden ſein. Im Gegenfalle begreift man nicht, warum ein Lehrer der Phyſik, nachdem er angeführt hat, daß die Nordſpitze der Magnetnadel gegenwärtig zu Paris um 22 Gr. nach Weſten von der nördlichen Richtung abweicht, auf einmal einhalten, und ſeinem Collegen, dem Lehrer der phyſiſchen Geographie, vielleicht erſt ein Jahr nachher zu ſagen überlaſſen ſoll, daß vor 1666 die Abweichung in Paris öſtlich, und im Jahre 1666 ſelbſt Null war; daß ſie an verſchiedenen Orten verſchieden iſt, und daß ſie an jedem Orte für ſich eine tägliche Oscillation um ihre mittlere Lage vollbringt.

Ampère findet die Verbindung, in die man beim Unterrichte die materia medica mit der Therapie geſetzt hat, fehlerhaft. Es iſt ſehr richtig, daß es etwas ganz Anderes iſt, die Arzneimittel kennen, und ihre Anwendungsweiſe verſtehen: wenn man jedoch in Betracht zieht, daß man jene Eigenſchaften eben nur deshalb ſtudirt, weil man Hülfe für die Leiden der Menſchheit davon erwartet, daß die Verbindung des abſtracten mit dem practiſchen Geſichtspunkte das Intereſſe wach hält und Zeit erſpart; ſo läßt man gelten, was man erſt für einen Fehler hielt. „Das Leben iſt kurz, die Kunſt iſt lang.“ Dieſe denkwürdigen Worte von Hippokrates, die, im Vorbeigehen ſei es geſagt, durch materia medica und Therapie, mag

man ſie verbunden oder getrennt nehmen, noch nicht Lügen geſtraft werden, verdienen wohl, daß man ihnen beim Unterrichte der Jugend einige Rechnung trage.

Ampere glaubte durch ſeine Klaſſification Wiederholungen ganz vermeiden zu können; er ſchmeichelte ſich, daß man fortan jede Wiſſenſchaft ohne allen fehlerhaften Zirkel werde ſtudiren können; und daß ſich jede Bezugnahme auf Wiſſenſchaften, die erſt eine ſpätere Stelle auf der ſynoptiſchen Tafel haben, werde vermeiden laſſen.

Ein berühmter Metaphyſiker hielt einen ſolchen methodiſchen Gang nicht für ganz ausführbar, ausgenommen im Gebiete der reinen mathematiſchen Wiſſenſchaften. „Es bedarf, ſagte er, eines billigen Zugeſtändniſſes von Seiten der Leſer; ſie müſſen für einige Zeit etwas auf Glauben hinnehmen, wollen ſie zum Zwecke kommen, denn nur die Mathematiker ſind im Stande, immer baar zu zahlen.“

Zahlte nun wohl Ampere, nach jenem Ausbruche von Malebranche, immer baar? war es auch nur in der angewandten Mathematik bei ihm der Fall? Geſtattete es die Zeit, ſo dürfte ich leicht darthun können, daß unſer berühmter College in dieſer Hinſicht ſich getäuſcht hat. So ſehe ich auf ſeiner Tafel die Aſtronomie vor der Phyſik und mithin vor der Optik ſtehen; aber wie vermag nun der Lehrer in den Lehrſtunden der Uranographie, bei den erſten Auseinanderſetzungen über die tägliche Bewegung des Himmels den Gebrauch des Fernrohrs, des Fadennetzes im gemeinſchaftlichen Brennpunkte des Objectivs und Oculars zu erklären? Was kann er, ohne den Glauben in Anſpruch zu nehmen, von den atmosphäriſchen Refractionen ſagen, wodurch die täglichen kreisförmigen Bahnen der Geſtirne ſo erheblich verunſtaltet werden? Alle Aſtronomen würden es, eben ſo wie ich, wenig natürlich finden, daß die Helioſtatik oder die Darſtellung des Copernicaniſchen Syſtems der Erörterung der Keppler'ſchen Geſetze, als einfacher Beobachtungsergebniſſe, vorausgehen ſoll.

Ich könnte dieſe Bemerkungen noch vervielfältigen; inzwiſchen würde es darnach immer noch wahr bleiben, daß die Klaſſification Ampere's vor allen, früher aufgeſtellten bei Weitem den Vorzug verdient, und vielleicht nur einiger geringen Auslaſſungen und Abänderungen bedarf, um alle, mit der Natur des Gegenſtandes verträgliche Vollkommenheit zu erreichen. Schon jetzt darf man unbedenklich behaupten, daß ſie nach allen ihren Theilen das unvertilgbare Gepräge eines durch ſeinen Umfang und durch ſeine Tiefe gleich außerordentlichen Wiſſens trägt.

Ampere hatte nicht blos die weitgreifende Frage einer allgemeinen

Digitized by Google

Klaſſification der Wiſſenſchaften behandelt, ſondern ſich auch mit der Klaſſification einiger Zweige der Naturwiſſenſchaften im Beſonderen beſchäftigt.

Die Klaſſification, welche Ampere in Bezug auf die Chemie vorgeſchlagen hat, könnte ſelbſt heutzutage mit Nutzen veröffentlicht werden; ſie würde beweiſen, daß, ſeltſam genug, Ampere, der Mathematiker Ampere, immer im Rechte war, ſelbſt als während einer der letzten Revolutionen der Wiſſenſchaft ſeine Anſichten mit denen faſt aller Chemiker der Welt in Widerſpruch ſtanden.

(Fortſetzung folgt.)

Der naturwiſſenſchaftliche Völker-Verkehr.

(Aus der Zeitſchrift „die Natur.“)

Auch die Wiſſenſchaften ſind nur ein Austauſch der Menſchen, ein ſtetes Geben und Empfangen, ein ewiges Produciren und Reproduciren, mit Einem Worte ein geiſtiger Handel. Das wird Einem recht fühlbar, wenn man ſich nur um einige Jahrzehnte zurückverſetzt und den Stand der damaligen Wiſſenſchaften mit ihren Verkehrsmitteln vergleicht. Man überzeugt ſich ſofort, daß ſich die Wiſſenſchaften genau in derſelben Weiſe ausbreiten, wie ſich der Völkerverkehr hebt und ſeine Verbindung durch gute Chauſſeen, Eiſenbahnen, Dampfſchifffahrt und ein billigeres Poſtweſen erleichtert, daß mithin der geiſtige Reichthum ſteigt, wie die äußere Wohlfahrt der Völker zunimmt.

Ein Beiſpiel wird dies deutlich machen. Früher, wo das Poſtporto, namentlich für Paquete, ein noch ſo hohes war, haben die Gelehrten zwar immer mit einander correſpondirt und gegenſeitig getauſcht; allein, ſie hatten Urſache, ſich zu beſchränken. Daher kam es, daß die Wiſſenſchaften nicht allein eben ſo langſam, wie die Poſten, ſondern auch nur müheſelig und lückenhaft vorſchritten. Man ſah ſich genöthigt, das, was man zu ſagen, auf die wenigſten Worte, was man an Naturgegenſtänden zu ſenden hatte, auf Brocken einzuſchränken. Damit hatte man zwar Etwas, im

Digitized by Google

Grunde aber auch Nichts empfangen. Es konnte ſich ereignen, daß man z. B. von einer Pflanze nur die Blüthe, von einer andern das Blatt erhielt, und ſomit die falſcheſten Schlüſſe aus dem Brocken zog. Alle älteren Sammlungen liefern dafür Hunderte von Beweiſen. Gegenwärtig iſt das Alles anders. Man begnügt ſich nicht mehr mit abgeriſſenen Theilen, wie es z. B. Linne noch nöthig hatte, ſondern man verlangt ſchon, wo es angeht, nicht allein die ganze Pflanze, ſondern dieſelbe auch in reichlichen Exemplaren. Dadurch iſt es gekommen, daß ſich gegenwärtig Sammlungen in den Händen von Gelehrten und Dilettanten zu Hunderten zerſtreut finden, um welche zu Linne's Zeiten der Beſitzer, wie ein König, beneidet worden ſein würde. Die leichten Verkehrsmittel, welche der Völkerverkehr überhaupt durch den Handel erſchloſſen, haben allmälig, und in immer größeren Progreſſionen, die Producte der halben Erde unſern Muſeen und Privatſammlungen zugänglich gemacht. Es iſt möglich geworden, die ſcheinbar unerreichbarſten Dinge nicht allein mit leichter Mühe, ſondern auch durch verhältnißmäßig geringe Geldopfer zu erwerben. Dadurch hat das Selbſtſchauen der Forſcher gewonnen, und, weil alle Naturwiſſenſchaft nur auf dem Selbſtſehen, auf Anſchauung beruht, ſo hat ſich daraus ein Forſcherfleiß entwickelt, der ſeine Blüthen aus allen Winkeln der Erde treibt. Wenn zu Linne's Zeiten ſich ein Paar Dutzend Menſchen in Europa mit Botanik erfolgreich beſchäftigten, ſo können wir gegenwärtig ſchon Hunderte zählen.

Das hat auch einen moraliſchen Gewinn gebracht. In jenen Zeiten der Armuth an Sammlungen ſpielte die Geheimnißkrämerei der Beſitzenden die größte Rolle. Sie konnte nur widerwärtig ſein. So erzählt man ſich z. B. von Murray, welcher im 18. Jahrhundert Profeſſor der Botanik in Göttingen war, daß er ſeinen botaniſchen Garten mit Argusaugen bewachte, und gewiß nur in ſeltenſter Ausnahme einem Liebhaber eine ſeltene Blume zukommen ließ. Er hatte gewiſſermaßen nicht Unrecht. Denn zu jener Zeit galt es unter den Gelehrten für kein Verbrechen, einem Andern ſeine werthvollen Sammlungen zu beſtehlen! Man nannte das ſchlechthin nur „ſchießen“. Wie ganz anders in der Gegenwart! Die Meiſten ſind bereits ſo reich, daß ſie leicht und gern mittheilen. Mit der Ausbreitung der Sammlungen ſteigt auch die Liebe zu den Wiſſenſchaften, und dieſe ſelbſt hat dafür eine früher ungeahnte Kultur erlangt. Eine Liberalität des Charakters hat ſich auf dieſe Weiſe in den Einzelnen entwickelt, die oft an das Fabelhafte grenzt. So lebt z. B. in England ein Mann, Herr Gawin Watſon, welcher mit vollen Händen aus ſeinen

Digitized by Google

reichen Sammlungen, wie ſie auch nur ein meerbeherrſchendes Volk beſitzen kann, an einzelne Forſcher ſpendet, was dieſe am liebſten wünſchen. Ich ſelbſt bin einer der Glücklichen geweſen, dem er gegen tauſend Arten von Gräſern und Halbgräſern in vielen tauſend Exemplaren aus allen Theilen der Welt mit Einem Male ſchenkte, wofür ich nur ein Porto von c. 10 Thalern zu tragen hatte. Schlecht gerechnet, würde dieſe Sammlung noch heute gegen 100 Thaler Werth gehabt haben; früher aber wäre ſie unbezahlbar geweſen. Mit der Sammlungsarmuth der Forſcher konnte auch die Wiſſenſchaft nur arm bleiben; denn nicht immer ſind die „im Fette Sitzenden" gerade Diejenigen, welche der Wiſſenſchaft das Meiſte ſpenden. Ein anderes ſchlagendes Beiſpiel exiſtirt noch unmittelbar neben mir ſelbſt. Als der vormalige Profeſſor der Botanik in Halle, Curt Sprengel, in den 30er Jahren dieſes Jahrhunderts ſtarb, hinterließ er ein Herbarium, welches nach einer, am 8. Mai 1833 vollendeten Zählung 21,860 Arten beſaß. Die Erben forderten für dieſe damals überaus koſtbare Sitzung die Summe von 10—12,000 Thalern, und dies um ſo mehr, als ſie die Grundlage für die letzte, von Curt Sprengel beſorgte Ausgabe des Pflanzenſyſtems von Linne bildete. Sie wurde aus eigenthümlichen Gründen nicht verwerthet, und gerieth ſchließlich unter meine Verwaltung. Jetzt iſt ein großer Theil davon verkauft und das Facit des Ganzen iſt, daß, Alles in Allem genommen, kaum 500 Thaler für eine Sammlung herauskommen, die zu ihrer Zeit ihrem eigentlichen Werthe nach von den Erben nicht unterſchätzt war. Es iſt wahr, daß hier noch eigenthümliche Urſachen obwalteten, und die Veraltung einen Theil der Schuld trug; aber immerhin bezeugt doch die Geſchichte dieſer Sammlung, daß, da man ſich ſelbſt bei den niederſten Preiſen nicht um ſie riß, ein anderweitiger Reichthum an Pflanzenſammlungen vorhanden ſein mußte, der die Forſcher jene verſchmähen ließ.

Wie bei Pflanzen, ſo auch bei anderen naturwiſſenſchaftlichen Zweigen. Der leichte Verkehr hat bereits wie im Handel Niederlagen von Sammlungen hervorgerufen; es haben ſich oft großartige Handlungen für Mineralien, Pflanzen, Thiere, ſelbſt für anatomiſche Präparate, chemiſche und phyſikaliſche Apparate gebildet; es wird in der folgenden Zeit möglich werden, ſelbſt ſpecielle wiſſenſchaftliche Bedürfniſſe ebenſo leicht durch ſie zu befriedigen, wie ein Kaufmann ſeine Vorräthe von Kaffee, Tabak, Zucker u. ſ. w. aus den En gros-Handlungen ergänzt. Ihnen zur Seite gehen großartige Aſſociationen, Tauſchanſtalten für alle Naturgegenſtände; kurz, es iſt ſeit der Hebung der Verkehrsmittel auch auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften ein Bienenfleiß eingetreten, der ſich dreiſt an die finan-

Digitized by Google

zielle Ausbeutung der Natur von Seite des Handels ſtellen darf. Im Jahre 1841 galt ich noch für ein „Wunderthier“, als ich, im Beſitze eines achromatiſchen Mikroſkopes, von der Nordſee herab nach Sachſen pilgerte, und dieſen oder jenen hier und da, ſelbſt in naturforſchenden Vereinen, Etwas von dem innern Baue der Pflanzen und Thiere zeigte. Heute iſt, wenigſtens in den Städten, ein Mikroſkop bereits ein allbekanntes Ding, das ſich ſchon bis in die Hände des Fabrikanten verbreitete. Dafür kaufte man aber auch gegenwärtig daſſelbe Inſtrument, welches damals 60—100 Thaler koſtete, um die Hälfte.

Durch ſolche Ausbreitung wiſſenſchaftlicher Mittel wird zugleich ein größeres Verſtändniß, eine engere Verbindung der Individuen und Völker hervorgerufen; die Nationalvorurtheile verſchwinden; mindeſtens wird man geneigt, die Spreu von dem Weizen zu ſondern und in ſeinem Nationalhaſſe nicht Alles über Einen Leiſten zu ſchlagen. Ich habe die Dänen um Schleswig-Holſtein gehaßt wie Einer; aber wie eine Bombe ſchlug es in dieſen meinen Haß, als ich gerade in der Zeit der höchſten Aufregung gegen das Dänenthum von einem däniſchen Forſcher eine werthvolle, lehrreiche Sendung erhielt. Ich lernte von da ab den Menſchen von den Menſchen trennen. Das bringt mich auf die Völker überhaupt.

Nichts trennt ſie mehr, wie die Verſchiedenheit ihrer Sprachen. Das zeigt ſich nirgends deutlicher, als auf dem Gebiete der Wiſſenſchaften. Franzoſen und Italiener kennen ſich in der Naturforſchung am meiſten; ſelten dagegen iſt für dieſelben ein Verſtändniß der deutſchen Literatur. Daher kann es kommen und kommt es auch, daß in Deutſchland längſt eine Entdeckung gemacht iſt, auf welche die beiden Völker erſt ſpäter geführt werden. Was iſt die Folge? Eine Zerſplitterung der Kräfte, eine Verlangſamung der Wiſſenſchaft, ein gehemmter Umtauſch der Völker. Die Deutſchen haben ſich darin am früheſten ausgezeichnet, daß ſie die Literatur aller Völker in ſich concentrirten und ſo recht eigentlich das Volk der geiſtigen Mitte wurden. Gegenwärtig empfinden das aber auch andere Völker. Alle fangen, namentlich durch den leichten Reiſeverkehr oft in nähere Beziehungen zu den andern Völkern gebracht, Alle fangen an, auch der auswärtigen Literatur Aufmerkſamkeit zu ſchenken und eine Verbrüderung der Völker unbewußt zu befördern. In England exiſtirt bereits eine beſtimmte Geſellſchaft, die Ray'ſche, welche ſich nur die Aufgabe ſtellte, fremde, gediegene, naturwiſſenſchaftliche Schriften in ihre Sprache zu überſetzen. Das Großartigſte dieſer gegenſeitigen Völkerverbindung geſchieht jedoch von der Smithsonian Institution zu Washington in Nordamerika.

Nach dem Willen ſeines Begründers Smithſon, nützliche Kenntniſſe auszubreiten über die „ganze Welt“, löſt das Inſtitut ſeine hohe Aufgabe dadurch, daß es „nicht nur die von ihm ſelbſt geſammelten und auf ſeine Veranlaſſung publizirten Werke in höchſt uneigennütziger Weiſe an alle zu ſeiner Kenntniß gelangenden Gelehrtenanſtalten der Welt vertheilt, ſondern auch ſeine Beziehungen zu dieſen Körperſchaften dazu benutzt, jede Verbindung wiſſenſchaftlicher Art zwiſchen beiden Welttheilen auf ſeine Koſten zu vermitteln“. Sie befördert wiſſenſchaftliche Sendungen aller Art unentgeldlich an ſämmtliche gelehrte Anſtalten oder einzelne Gelehrte der Vereinigten Staaten, wenn dieſe Sendungen ihrem mit der Leitung der Geſchäfte für Centraleuropa (Deutſchland, Holland, Belgien, Schweiz, Skandinavien und Rußland) beauftragten Beamten Dr. Felix Flügel zu Leipzig, amerikaniſchem Conſul, franco Leipzig übergeben werden, und mit genauer und richtiger Adreſſe verſehen ſind. Die Regierungen des deutſchen Zollvereins haben in richtiger Würdigung eines ſo großen Zieles den Sendungen der Smithsonian Institution Steuerfreiheit bewilligt. Wie wichtig dies iſt, beweiſt Folgendes: Im Jahr 1855 lief die 6. Sendung der Smithsonian Institution in Leipzig ein. Sie umfaßte „die Geſchenke für 203 Bibliotheken und gelehrte Geſellſchaften, ungerechnet die vielen oder theilweis ſehr werthvollen Gegenſendungen an einzelne Gelehrte. Die Geſammtſumme der in dieſen Ländern zur Vertheilung kommenden Geſchenke belief ſich auf 1365 Paquete mit 2251 Bänden. Von ihnen kamen auf Deutſchland und Oeſterreich Geſchenke an 123 verſchiedene Inſtitute, 786 Paquete mit 1283 Bänden, in Holland an 14 Inſtitute 103 Paquete mit 174 Bänden, in Belgien an 9 Inſtitute 81 Paquete mit 128 Bänden, in der Schweiz an 17 Inſtitute 101 Paquete mit 176 Bänden, in Schweden an 9 Inſtitute 67 Paquete mit 114 Bänden, in Norwegen an 4 Inſtitute 23 Paquete mit 43 Bänden, in Dänemark an 7 Inſtitute 47 Paquete mit 82 Bänden, in Rußland an 20 Inſtitute 152 Paquete mit 250 Bänden. Außer über Leipzig unterhält die Smithsonian Institution die Verbindung mit Frankreich und Italien durch Paris, durch London mit Großbritannien, Spanien und Portugal. In Frankreich ſteht ſie mit 60, in Italien mit 27 Inſtituten in Verbindung und vertheilte in erſterem 116 Paquete mit 862 Bänden, in letzterem 69 Paquete mit 340 Bänden. In Großbritannien und Irland ſtehen ſie mit 95, in Spanien mit 3 und in Portugal mit 2 Inſtituten in Verbindung. Großbritannien erhielt 690 Paquete mit 1022 Bänden, Spanien 9 Paquete mit 48 Bänden und Portugal 3 Paquete mit 20 Bänden. Die Geſammtſumme der verſchiedenen gelehrten Anſtalten Europa's, mit

Digitized by Google

denen die Smithsonian Institution in directem Verkehr ſteht, beläuft ſich demnach auf 390, an welche 2252 Paquete mit 4543 Bänden zur Vertheilung kamen.

Das iſt in Kürze das Großartigſte und Anerkennenswertheſte, was wir gegenwärtig von dem naturwiſſenſchaftlichen Völkerverkehr zu rühmen wiſſen. Ein Geiſt des Kosmopolitismus und Realismus, der die Wohlfahrt der Völker verbürgt, zieht ſich auch durch ihn, wie er ſchon längſt durch den Weltverkehr eingeleitet iſt. Aber auch er, obgleich ein wiſſenſchaftlicher, ein dem Gebiete des Geiſtes entſtammender, vermag es nur durch die Materie. Sie iſt das A und das O der Völkerverbruderung und bewirkt eine Miſſion, in welcher zuletzt Jeder Miſſionär iſt, welcher das Seine zum Ausbaue des Völkerideales, die Erde zu einer gemeinſchaftlichen, geiſtig-freien Heimat zu machen, beiträgt. Fortſchritt in allen Winkeln! Eine Verſchwörung gegen die Reaction, welche die ganze Welt umfaßt! Eine Revolution ohne Barricaden! Ein Krieg ohne Kanonen und Blut! Wo iſt die Macht, die ſolche Fortſchritte hemmt? Und bei ſolchen geräuſchlos, aber mit Meilenſtiefeln dahinwandelnden Geiſtesthaten gibt es noch Peſſimiſten? Dr. Karl Muller.

Zur Frage der Menſchenrechte.

(Von Far West.)

Unter obiger Ueberſchrift liefert ein „Abonnent“ im Novemberhefte der „Atlantis“ einen kurzen Artikel, welcher die häufig in unſerer Zeit aufgeſtellte Behauptung enthält, daß neben Licht, Luft und Waſſer auch der geſammte Boden der Erde ein für immer unveräußerliches Eigenthum der geſammten Menſchheit bleiben müſſe; daß nur das durch ſeinen Fleiß Erzeugte dem Einzelnen wirklich zugehören könne, nicht aber das Stück Land, worauf er es gewinnt; daß Jeder ein unbeſtreitbares Recht habe auf ſo viel Land, als er zur Sicherung ſeines Lebensunterhaltes und ſeiner Unabhängigkeit bedarf.

Es iſt kein Wunder, wenn unter den rathloſen Zuſtänden unſerer Zeit, beim Hinblick auf eine unerſättliche und im Uebermaße ſchwelgende Ariſtokratie und ein, jeden Tag mehr in Elend und Herabwürdigung verſinkendes Proletariat, alle möglichen Theorien zum Vorſcheine kommen, von welchen nur irgend Abhülfe des Uebels ſich hoffen läßt; zu leicht geſchieht

Digitized by Google

es indeſſen, daß man im redlichſten Eifer über das Ziel hinaus ſchießt. Folgendes ſind meine Einwendungen gegen die oben erwähnte Lehre.

Sonnenſchein, Luft und das weite Meer ſind darum bisher weder von einzelnen Menſchen, noch Nationen in Beſchlag genommen worden, weil ſie theils unmöglich zu monopoliſiren ſind, theils, weil im Ganzen daran ſich nichts ändern und beſſern läßt. Fängt Jemand das Licht mit einem optiſchen Glaſe auf, ſo gehört der aufgefangene Theil mit Recht nur ihm, — ebenſo die im Blasbalge aufgefangene Luft, und ein Stück Meer, um welches herum ein Hafen gebaut wurde, wird von den Erbauern des Hafens in Anſpruch genommen.

Beim Jäger- und Nomadenleben bleibt der Boden der Erde unverändert, und es iſt nur nöthig, wenn Jäger und Hirten in einer Gegend zu ſehr ſich häufen, daß ſie auseinander gehen nach andern Gegenden, wo Weide und Jagd noch reichlicher vorhanden ſind. Gerade ſo halten es auch die wild weidenden und die reißenden Thiere; die Eigenthumsfrage kommt nicht in Betracht.

Sobald jedoch die Menſchen in den Staatsverband ſich begeben, bedarf jedes Volk eines gewiſſen Gebietes, worauf das beſondere Volk ausſchließlich Anſpruch macht, von deſſen Grenzen es fremde Eindringlinge abweiſt. Es kann Einzelne in ſeine Mitte aufnehmen, aber es geſtattet nicht, daß einzelne Millionen ſich eindrängen unter dem Vorgeben, ſie hätten kein Land, und mit dem Verlangen, gleich mit den Uebrigen zu theilen, wodurch vielleicht die Theile Aller zu klein würden. Daß es ein Land der Engländer, der Franzoſen u. ſ. w. gibt, darin liegt alſo ſchon eine unabwendbare Abweichung von dem Grundſatze, daß die Erde ein G e m e i n g u t d e s g a n z e n M e n ſ c h e n g e ſ c h l e c h t e s ſei. Die Durchführung dieſes Grundſatzes würde eine, vom geſammten Menſchengeſchlechte anerkannte Oberbehörde erfordern, welche Jeden, der Land für ſich verlangt, gerade dahin weiſt, wo deſſen noch am meiſten zu finden iſt. Eine Gleichheit würde indeſſen auch damit nicht zu Wege gebracht; denn wie ſoll man etwa ein Stück Erdboden in Norwegen oder in der Wüſte Saharah gegen eines in Mailand oder Californien anſchlagen! Finden ſich doch kaum hier in einem einzelnen County zwei Stücke Landes von 80 oder 160 Ackern, die in jedem Betrachte von ganz gleichem Werthe wären; vielmehr enthält jedes 40 und ſelbſt 20 Ackerſtücke, die dem Beſitzer mehr Nutzen bringen, als andere 1000 und 2000 Ackerſtücke. Kann nun beliebig ein ganzes Volk einen gewiſſen Gebietsraum zu ſeinem [ausſchließlichen] Wohnſitze wählen, ſo kann — dem Grundſatze nach — auch eine Gemeinde, eine Familie, ein Einzelner daſſelbe thun, und die Frage iſt nicht mehr nach dem R e c h t e, ſondern nach der Zweckmäßigkeit.

Dazu kommt, daß die ſog. Erzeugniſſe des Fleißes ſich nicht ohne

Digitized by Google

Weiteres vom Boden wegnehmen laſſen und Alles wie zuvor bleibt, ſondern daß man den bearbeiteten Boden theils wirklich und faſt völlig entwerthen, theils ſeinen Werth ſo ſehr erhöhen kann, daß derjenige, welchen er zuvor hatte, dagegen faſt gar nicht in Betracht kommt. Dieſe Werthorhöhung iſt das Werk der fleißigen Hand oder auch großer Koſtenanlegung, und darum doch von Rechts wegen nicht mehr „Gemeingut Aller", jedoch von dem Boden ſelbſt u n t r e n n b a r, ſo daß man nicht den Boden wieder wegnehmen, das Produkt des Fleißes aber dem zeitweiligen Bebauer laſſen könnte. Der letztere hat etwa in der Wildniß begonnen, große Felder ausgeklärt und eingezäunt, das Land ent- und bewäſſert, dauerhafte Gebäude aufgeführt, Brunnen gegraben, Gemüſe-, Obſt- und Weingärten angelegt, und jetzt, da dieß Alles ihm nützlich werden ſoll, wird er gezwungen, die Hälfte des Bodens [ich ſetze voraus, daß kein öffentliches Land mehr da iſt] an einen eingewanderten Grönländer oder irgend einen Andern, der Land verlangt, abzugeben, weil, wie behauptet wird, an den Boden Alle gleichen Anſpruch haben. (Eine regelrechte Anlage von 6 — 8 Acker Weinberg nebſt Weinkeller und einfachem Wohnhauſe koſtet mehr, als der höchſte Congreßpreis für 800 Acker Landes beträgt.)

In der That iſt der jetzige Congreßpreis ſo niedrig, daß darin kein ernſtliches Hinderniß für Den liegt, der ernſtlich an die Gewinnung einer Heimſtätte denkt. Will nicht der Staat zugleich es übernehmen, die unbemittelten Familien an Ort und Stelle zu bringen, ihnen eine wohl eingerichtete Farm mit Ackergeräthe und Viehbeſtand und allem Bedarf bis zur nächſten Erndte zu überliefern, ſo kommt wenig darauf an, daß er 5, oder 10, oder auch 50 Dollars für ein 40 Ackerſtück fordert. Doch bin ich dafür, daß dieſe Zahlung dem Unbemittelten ganz erlaſſen werde.

Die Zweckmäßigkeit des Vorſchlags, ein Stück Land dem Bebauer nur zeitweiſe zur Benützung zu überlaſſen, muß ich aus langer Erfahrung unbedenklich beſtreiten. Ein durchaus humanes Intereſſe, welches keinen Tadel verdient, bindet uns an einen Grundbeſitz, und wenn es der kleinſte wäre. Das Stückchen Boden wird uns lieb, worauf wir unſere Kräfte üben, das wir nach eigenem Sinn und Geſchmack verbeſſern, zieren und in Gebrauch nehmen; und darüber ganz nach Gefallen zu verfügen, es zu behalten, wegzugeben, oder Denen zu hinterlaſſen, welche uns die Liebſten ſind, iſt faſt die einzige Art vollſtändiger Freiheit, die wir im Leben üben, und die Keiner, welcher ſie jemals ſchmeckte, ſich wird wollen nehmen laſſen.

Entzieht man den Menſchen das Recht auf Grundbeſitz, ſo entreißt man ihnen zugleich den ſtärkſten Hebel der nutzbringenden Thätigkeit und die reinſte Quelle des Glückes und der Zufriedenheit. Will man die Bebauer des Bodens zu einer Art von Pächtern auf Jahre oder auf Lebens-

Digitized by Google

zeit machen, ſo wird derſelbe in der Regel verſchlechtert aus der Hand des letzten Nutznießers kommen, — die Felder ſind ausgeſogen und der Wald iſt verwüſtet, — keine werthvolle Anlage iſt gemacht worden. Der ganze Erfolg in der Landwirthſchaft ſelbſt beruht theils auf nachhaltiger, theils auf vorausſehender Thätigkeit, welche in den meiſten Fällen nur der Eigenthümer anwendet. Man erzählte mir von einer teutſchen Frau in Ohio, welche als geſchickte Winzerin gilt und eine Weinanlage fur mehrere Jahre in Pacht genommen hatte. Sie machte jedes Jahr eine gute Durchſchnittsärnte, im letzten Jahre der Pacht gewann ſie einen faſt unglaublichen Ertrag, nämlich über 2200 Gallonen von 4 Ackern; im folgenden Jahre trug der Weinberg keine Beere mehr und mußte umgerodet werden. Weingärtnern braucht man nicht zu ſagen, wie das zuging; aber ähnlich verhält es ſich mit der Landwirthſchaft; — das Stuck Boden iſt, außer bei ganz roher Bewirthſchaftung, in der That das Geringſte, der verſtändig angewandte Fleiß das Bedeutendſte.

Nimmt man uns das Verfügungsrecht über unſer Grundſtück, ſo iſt es auch mit der Freizügigkeit am Ende. Warum aber ſollten wir Landwirthe allein an irgend eine Stelle uns binden, wenn Neigung oder andere Umſtände es uns wünſchenswerther machen, da oder dort zu wohnen? Dann muß aber auch die Freiheit des Kaufes und Verkaufes von Land ungehemmt ſein.

Trotz allem Geſagten ſind jedoch die Klagen des oben genannten Einſenders uber unſere beſtehenden geſellſchaftlichen Einrichtungen wohlbegründet; aber noch ſind die Mittel nicht gefunden, dem Uebel ganz abzuhelfen. Was ich vorſchlagen würde, beſteht in Folgendem:

Um die unmäßige Anhäufung von Land in den Händen Einzelner zu verhuten, lege man eine progreſſive Steuer auf allen Grund, welchen der Eigenthumer nicht unmittelbar benützt oder ſelbſt bebaut. Es iſt freilich ſchwierig, ein in jedem Falle richtiges Maaß zu beſtimmen. Der Gärtner, Baumzüchter, Weinbauer reicht mit wenigen Ackern aus; der gewöhnliche Farmer hat mit 160 bis 200 Ackern — je nachdem das Land iſt — nicht zu viel; der Vieh-, namentlich der Schafzüchter kann 4 — 500 Acker wohl gebrauchen. Die kleinen Parzellen ſind immer fur den Landbau hemmend und verderblich, ſind namentlich die Urſache der Waldvertilgung und ſo aller der Uebel, worunter ganze Länder leiden muſſen in Folge davon.

So lange noch öffentliches zur Anſiedlung beſtimmtes Land vorhanden iſt, gebe man umſonſt jedem volljährigen Manne, der es verlangt und glaubhaft darthut, daß er weniger als 500 Dollar an Vermögen beſitzt, ein Mal 160 Acker, welche er aus allem bereits vermeſſenen Lande auswählen kann. Dieſe freie Auswahl zwiſchen dem Beſſeren, in größe-

Digitized by Google

rer Ferne, und dem weniger Guten, den Anſiedlungen näher, zwiſchen Wald und Prärie, nördlich oder ſüdlich, ſichert allein — bei der großen Verſchiedenheit des Bodens nach Art und Werth — die Zufriedenheit der Anſiedler, während eine Vertheilung niemals auch nur einigermaßen eine Gleichheit zu Stande bringt. Der ſo Beſchenkte hat fünf Jahre auf dieſem Lande perſönlich zu wohnen und gewiſſe Anlagen darauf zu machen, während er eine Eigenthumsurkunde erhält und dann nach Belieben darüber verfügen kann.

Vieles Land iſt der Art, daß Niemand darauf wohnen mag, ſelbſt wenn er es geſchenkt erhielte, doch noch brauchbar als Wald und Weideland für angrenzende Anſiedler. Außerdem gibt es Wohlhabendere, welche ſich anzuſiedeln wünſchen, ohne daß man ihnen das Land dazu zu ſchenken brauchte. Darum beſtehe auch der Verkauf des öffentlichen Landes fort, doch in allen Fällen nur an ſolche, welche es zu unmittelbar eigenem Gebrauche verlangen, ſo daß der Landſpeculation möglichſt gewehrt wird.

Iſt irgend ein Land ſo mit Menſchen gefüllt, daß des Bodenraumes für die Bevölkerung zu wenig wird, ſo muß der Staat den unbemittelten Auswanderungsluſtigen zu anderweitiger Coloniſation behülflich ſein. Iſt die ganze Erde voll, dann muß und wird der Himmel rathen.

Ich habe im Ganzen nur flüchtige Andeutungen gegeben, doch hinreichend für einen dießmaligen Zweck. Ueber die beregte Frage iſt ſchon viel theoretiſirt worden — nicht immer mit hinreichender Sachkenntniß, welche nur aus der Erfahrung ſich ſchöpfen läßt. Gerade je höher die Agrikultur ſteigt, deſto weniger wird man über das Prinzip des Privateigenthums am Grund und Boden hinaus kommen, mit welchem letzteren es denn doch ſich ſehr anders verhält, als mit Sonnenſchein und Luft.

Polemiſches — von Far Weſt.

In Nummer 47 des „Pionier" u. ſ. w. ſetzt H. Heinzen ſeinen Angriff gegen mich fort, und zwar in einer Weiſe, die nicht mehr meinen Verdruß, ſondern meinen vollſtändigſten Eckel erweckt. Hr. Heinzen hat ſich in eine ſo enge und graſſe Weltanſchauung hineingelebt, daß er mir gleich unfähig erſcheint, über den geſchichtlichen Gang der menſchlichen Entwickelung, wie über den Charakter anderer Menſchen ein gültiges Urtheil zu fällen. — Ich würde kein Wort mehr über dieſe Angriffe verlieren, wäre nicht ein Dritter, Hr. Douai, mit in die Sache hinein gezogen. Wer Nr. 48

lieſt, könnte glauben, Hr. Douai ſei als Oberrichter beſtellt, um zwiſchen Hrn. Heinzen und mir zu entſcheiden, und es gelte Hrn. Heinzen darum, den Richter möglichſt für ſich und gegen mich einzunehmen. Doch bürgt nichts dafür, daß nicht auch noch Hr. Douai ähnliche Rippenſtöße erhält, wie jeder Andere, der jemals Hrn Heinzen zu widerſprechen wagte. Bei dieſem iſt es eine Art von Monomanie, daß er „Pfaffenthum“ in Allem wittert, was nicht modernſter Materialismus iſt. Wie durfte nun Hr. Douai es wagen, in ſeiner Erzählung „Eine texaniſche Geſchichte“ das aus den Händen der Indianer gerettete Weib in dem Augenblick, da ſie von den Ihrigen wiedergefunden wird, ein Dankgebet ausſprechen zu laſſen? Iſt nicht auch er ein Pfaffe?

In der That, ſo wenig kann man des ſog. religiöſen Gefühles im Leben entbehren, daß nicht einmal der Dichter es kann, wenn nicht ſeine Erzeugniſſe ſo ſchaal und froſtig werden ſollen, wie einige Proben, welche man in neueſter Zeit uns vorgelegt hat.

Hr. Heinzen ruft abermals aus: „Ein Pfaffe bleibt immer ein Pfaffe!“ Ich ſelbſt war nie ein ſolcher und Hr. Heinzen hat, indem er mich meint, viel weniger Recht, dieſen Ausſpruch zu thun, als ich hätte, zu ſagen: Ein holländiſcher Corporal bleibt doch immer ein ſolcher! Aber ich proteſtire gegen dieſe gemeine Logik, welche dem Menſchen die Bildungsfähigkeit abſpricht; auch die tiefſten Eindrücke der Erziehung, der früheren Umgebung, der beſonderen Berufsart überwindet der ſelbſtthätige Geiſt des ſtrebenden Menſchen; — nur ſchwache Naturen ſind nichts Anderes, als das Produkt des äußeren Eindruckes und der zufälligen Umſtände.

Hr. Heinzen erwähnt mit abſichtlicher Entſtellung eines Meinungs-Unterſchiedes zwiſchen dem Herausgeber der „Atlantis“ und mir. Der erſtere hatte bemerkt: „Der religiöſe Cultus muß den Frauen ganz hinweggenommen werden.“ Dieſem Satze galt mein Widerſpruch; Hr. Eſſellen widerſprach dann meinen Einwendungen, und ich ſchwieg, nicht überzeugt, oder, wie Hr. Heinzen maſſiv ſagt, „zur Beſinnung gebracht“, ſondern weil ich es ertragen kann, daß ein Anderer das letzte Wort habe. Noch jetzt ſage ich: „Wenn es uns um den Fortſchritt unſeres Geſchlechtes und um die Entfernung der geiſtigen Unfreiheit gilt, ſo müſſen wir nicht damit anfangen, daß wir despotiſch die Freiheit ſelbſt zerſtören. Eine Frau, welche einem Pfaffen beichtet, würde ich eben trotz aller ſonſtigen Liebenswürdigkeit nicht heirathen, ihr aber Zwang anzuthun, dürfte mir doch nicht einfallen. So lange das Gefühl der Frauen irgend eine Art von „religiöſem Cultus“ fordert, haben doch gewiß wir Männer nicht das Recht, dieſen mit rauher und gewaltſamer Hand ihnen hinwegzunehmen, als ob die Frauen unſere Leibeigenen wären; ihnen ſelbſt gehört doch

Digitized by Google

wohl die entſcheidende Stimme darüber, was ihrem geiſtigen Bedürfniſſe entſpricht, und ſo lange wir nicht ernſtlich und erfolgreich uns bemüht haben, dem idealen Bedürfniſſe der Menſchen in einer Weiſe, die keinen Mißbrauch zuläßt, volle Befriedigung zu ſchaffen, iſt der jetzt gebräuchliche Terrorismus gegen jede religiöſe Form eben nichts Anderes, als Terrorismus. Stellt das Beſſere her, und das weniger Gute wird von ſelbſt weichen. Im Zerſtören war auch Dſchingis Chan groß; aber die wahre Größe liegt im Aufbauen."

Was ich unter „Religion" meine, habe ich ausführlich genug erklärt. Die ideale Seite der Menſchennatur, der brutalen entgegengeſetzt, iſt ihre Quelle. Sie lebt in dem Menſchen als Gefühl und Ahnung, und dieſe thun in mannigfachſter Weiſe ſich kund. Nichts iſt ſchwerer, als jenes Gefühl im Begriffe zu faſſen, und aus meiſtens verunglückten Verſuchen dazu ſind die bisherigen ſog. Religionslehren oder Dogmen entſtanden. Aeußerung ſuchte jenes Gefühl von jeher in gewiſſen Bildern oder Symbolen, mehr oder weniger glücklich gewählt je nach der Bildungsſtufe der Völker, und daraus entſprang aller Cultus. Sind wir nun über die Zeit aller Symbole hinaus? Selbſt der wüthendſte der modernſten Bilderſtürmer kann ihrer nicht entbehren; unſere Sprache und unſer Bildungsleben hat eine Menge von Sinnbildern. Warum drücken wir dem Freunde die Hand? Liegt darin ein Nutzen oder eine Annehmlichkeit? Nichts der Art, wohl aber die ſymboliſche Bedeutung der herzlichen Vereinigung ſelbſt ohne ein hinzukommendes Wort. Warum will man nun nicht auch in andern Dingen beſonders dem weniger Gebildeten, der folglich auch des Ausdruckes weniger mächtig iſt, das Symbol laſſen, deſſen Bedeutung er verſteht, ohne ſie vielleicht auszuſprechen zu können? — Doch iſt es ein überall hervortretender menſchlicher Zug, daß das Gefühl der Abhängigkeit, der Trauer, der Freude, des Dankes u. ſ. w. einen ſinnbildlichen Ausdruck ſucht, und daraus gingen Opfer, Gebetsformeln, Orakel, der ganze ſog. heidniſche Götter und der chriſtliche Kirchendienſt hervor. Cultusformen finden ſich überall, ſobald die Menſchen dem erſten brutalen Zuſtande entwachſen waren. Ein erſt viel ſpäter erwachendes, erhöhtes Bewußtſein läßt die Menſchen zwiſchen Bild und Sache ſchärfer ſcheiden; die Sprache wird reicher und gebildeter, und die Symbole treten mehr zurück, obwohl das Gefühl, welchem ſie entſtammen, nicht zugleich ſchwindet. Wollen die Frauen freiwillig auf alle religiöſe Formen verzichten, ſo iſt das allein ihre Sache; bedürfen ſie deren mehr, als die mehr an den abſtrahirenden Verſtand gewieſenen Männer, ſo haben wenigſtens die letzteren keine Befugniß, ihre Vormünder zu ſpielen. Wahre Bildung verträgt ſich ſehr wohl mit dem Fortbeſtehen des Symbols; ſie wird das Rohe daraus entfernen und es den Forderungen des Schönen entſprechend machen. Jedes wahre Kunſtwerk iſt ja ein Symbol, der

bildliche Ausdruck einer Idee. Was die ſog. Religionslehren betrifft, ſo muß von ihnen gelten, was von allen andern Lehren gilt: ſie müſſen entweder auf genauer Beobachtung, oder auf geiſtigen Geſetzen beruhen und ſo ausgeſprochen ſein, daß eine geſunde Logik nichts dagegen zu ſagen hat. Zu einer Schlußentſcheidung iſt es darüber noch nicht gekommen; ſie ſcheint noch ferne zu liegen.

Wer einen Mann mit umfaſſender Sachkenntniß und auf dem unbefangenſten Standpunkte ſtehend über dieſe Fragen hören will, der leſe die im „Pionier" unter den literariſchen Neuigkeiten angekündigte „Geſchichte der Religion in 6 Bänden von Dr. Johann Scherr".

Hr. Heinzen nennt die „Maſſe der Menſchen viehiſch dumm und beſtialiſch ſcheuslich". Hat er ſchon unterſucht, ob die allerbeſtialiſchſten Handlungen nicht vielmehr von Solchen begangen werden, welche die letzte Spur von religiöſem Gefühle in ſich vertilgt haben, als von denen, welche, ob zwar von beſchränkter Bildung, dieſes Gefühl in ſich bewahrten? Ich ſelbſt kenne eine andere „Maſſe", als die Hr. Heinzen allein zu kennen ſcheint, und weiß, daß es unter dieſen altgläubigen Menſchen (deren Vorſtellungen ich ſelbſt nicht theile) Tauſende gibt von weit höherem ſittlichen Werthe, als viele der ſog. Hochgebildeten. Sollen wir wirklich für die „Maſſe" kein anderes Gefühl haben, als das der ſtolzen Verachtung?

Von mir behauptet Hr. H., daß ich pro domo (für das eigene Haus) rede. Meint er damit: für eine Pfründe? Wie lächerlich! Er weiß genug, wovon ich lebe, und ſein Erwerb kann nicht ehrbarer ſein und iſt nicht ſo hart, als der meinige. Warum nicht vorauszuſetzen ſei, daß ich auf meinem Standpunkte ebenſo ehrlich und frei von kleinlichem Intereſſe für die Wahrheit kämpfe, als Hr. H. auf dem ſeinigen, iſt ſchwerlich zu begreifen. Wer behauptet, für die Gleichberechtigung Aller vornen zu ſtreiten, ſollte doch das erſte Recht Anderer, ihre Meinung in anſtändiger Weiſe auszuſprechen, nicht beſtändig antaſten und die Beweggründe ihres Handelns nicht ohne Weiteres verdächtigen. Wenn es etwas Inhumanes gibt, ſo iſt es dieſes.

Es fällt mir nicht ein, meine Thaten mit denen des Hrn. Heinzen vergleichen zu wollen; doch bedarf ich ſeiner Belehrung darüber nicht, wie weit die Beſcheidenheit es mir geſtatten mag, von mir ſelbſt zu reden. Von ſich ſelbſt ſagt er: „Auf unſere Biographie muß die ſchmachtende Mitwelt noch immer warten, obſchon wir noch ganz andere Dinge erlebt haben u. ſ. w. „Iſt das ſo? Vielmehr hat die Welt ſchon lange aufgehört zu ſchmachten, ſeitdem ihr in möglichſt ausführlicher Weiſe Hrn. H's Leben und Thun geſchildert wurde, von dem Tage an, da er als Chorknabe das Rauchfaß hielt; über die Java-Expedition, über die Thaten des preußiſchen Acciſebeamten, über Herzensangelegenheiten, Brand-

Digitized by Google

ſchriften, Hin- und Herfahren nach der alten und neuen Welt, Erlebniſſe dort und hier, ſind wir ſo genau unterrichtet worden, daß ich nicht ahnen kann, was zu ſagen noch übrig wäre.

Mögen die Leſer den Angegriffenen entſchuldigen, daß er in dieſem Blatte ſich zu vertheidigen ſucht. Vielleicht wäre Schweigen eben ſo räthlich geweſen, indem das Urtheil Derer, welche an Hrn. Heinzen's Schmähungen Gefallen finden, mir gleichgültig ſein kann.

Das „Manifest destiny" der Union.

Seit dem Regierungsantritt Buchanan's, welcher bekanntlich hauptſächlich dem Oſtende Manifeſte die Unterſtützung des Südens, die Nomination auf der Cincinnati Convention und die Erwählung zu verdanken hatte, tritt das „manifeſt deſtiny" immer unverhüllter zu Tage, und erſcheint als eine der bemerkenswertheſten und intereſſanteſten Erſcheinungen des Jahrhunderts. Es iſt etwas Providentielles in der amerikaniſchen Entwickelung, das am Ende nur ſeines Gleichen in der ruſſiſchen Geſchichte findet, wie denn überhaupt dieſe beiden entgegengeſetzteſten Staatsweſen der Erde einige auffallende Parallelen darbieten. Ein ſtetiges, unaufhaltſames Vordringen, ein beharrliches Verfolgen beſtimmter traditioneller Eroberungspläne, welches immer auf der Lauer liegt, alle günſtigen Umſtände zu benützen, ſind der ruſſiſchen Politik ſeit Peter dem Großen und der Politik der amerikaniſchen „Demokratie" gemeinſam, und die Erfolge ſind in dem einen, wie in dem andern Falle gleich günſtig geweſen. Kaum hat der Krimkrieg und der Pariſer Frieden wieder einen neuen Beweis dieſer althergebrachten ruſſiſchen Politik gegeben, als wir auch die Ver. Staaten ſich zu einem neuen Angriffe rüſten ſehen, vorausſichtlich mit einem noch beſſeren Erfolge, wie Rußland. Die frühere Politik in Bezug auf Centralamerika, die Monroedoktrin und die auf dem Boden derſelben gewachſenen Verträge mit England, der Clayton – Bulwer- und Dallas-Clarendon Vertrag ſind annullirt, die Theorie der Nichtintervention iſt aufgegeben, und Amerika macht dort Rechte geltend, wo es Intereſſen hat. Kurz nachdem die Botſchaft erklärte, daß der Clayton Bulwer Vertrag nicht mehr die Baſis für fernere Unterhandlungen mit Eng-

Digitized by Google

ſand abgeben könne, ſegelte, ungehindert von den Bundesbehörden, Walker mit ſeinen Flibuſtiern nach Nicaragua, um dadurch den Ver Staaten Gelegenheit zu geben, mit bewaffneter Macht in Centralamerika aufzutreten. Direkte Unterhandlungen mit Nicaragua traten an die Stelle der diplomatiſchen Bemuhungen mit England, und der Präſident verlangt in ſeiner Botſchaft Vollmachten vom Köngreß, mit bewaffneter Macht in Centralamerika aufzutreten, falls es die Sicherheit der Tranſitroute und der in Centralamerika wohnenden Amerikaner erheiſche. Dieſer Vorwand läßt ſich naturlich jeden Augenblick vom Zaune brechen, und werden ſolche Vollmachten dem Präſidenten bewilligt, wird es an Gelegenheiten zu einer militäriſchen Occupation nicht fehlen. Die Verlegenheiten Englands in Oſtindien und während der Finanzkriſis kommen den Wünſchen des Washingtoner Kabinettes entgegen, und wir werden bald ein „fait accompli" ſehen, bei welchem die europäiſchen Mächte ſich, wie bei jeder geſchehenen Thatſache, beruhigen müſſen.

Ein eigentlicher Widerſtand gegen dieſe Annexationsgelüſte iſt denn auch eigentlich von Europa nicht zu erwarten, ſondern mehr von der öffentlichen Meinung im Lande ſelbſt, welche ſich mit Grund uber das Sudwärtsgehen der amerikaniſchen Politik beunruhigt. Schon jetzt iſt, wie wir in einem neulichen Artikel gezeigt haben, der Bruch in der Union und Conſtitution eine Thatſache, die nur ausgeſprochen zu werden braucht, um allgemein verſtanden zu werden; und vielleicht iſt nur eine kleine Veranlaſſung nothwendig, um dieſe Thatſache zum allgemeinen Bewußtſein zu bringen.

Indeſſen ſo gerechte Befürchtungen der Norden auch gegen die andauernde Vermehrung der Uebermacht des Sudens hat, einer Uebermacht, die ſich zur Zeit in allen Zweigen der Bundesgewalt zeigt; — ſo deutlich die Partei-Unterſchiede gerade in dieſer Beziehung hervortreten: ſo ſcheint uns doch dieſe Angelegenheit die Grenzen einer Parteimaaßregel zu überſchreiten, und von allgemeiner hiſtoriſcher Bedeutung zu ſein. Wir ſehen das Geſetz der politiſchen Schwerkraft vor uns, das mit mathematiſcher Sicherheit das Kleinere zum Größeren hinzieht; wir ſehen die Vergrößerung der Union nach dieſer Seite hin in den geographiſchen und politiſchen Verhältniſſen begründet; wir begreifen die Wichtigkeit der Intereſſen, welche für die Union in Centralamerika auf dem Spiele ſtehen. Ja, wir ſehen noch weiter; wir ſehen die Vereinignng des ganzen nordamerikaniſchen Kontinentes und ſeiner Dependenzien unter jenem biegſamen und elaſtiſchen Föderativſyſtem, das ſchon bis jetzt die verſchiedenſten Sitten und Einrichtungen, die verſchiedenſten nationalen Elemente und ſocialen Syſteme, die verſchiedenſten Religionen in ſich eingeſchloſſen hat. Allerdings wird mit der räumlichen Ausdehnung der Union ihre innere Feſtigkeit und

Einigkeit geleckert werden; — in dieſer Beziehung kann man ſagen, daß die Annexationspartei die eigentliche Disunionspartei iſt; das „manifeſt deſtiny“ wird ſich erfüllen, und man möge uns erlauben, daß wir die dabei vorkommenden Eventualitäten und die eigentliche Natur und Beſtimmung der Ver. Staaten unterſuchen. Wir kommen dabei zur Beſprechung eines der wichtigſten Probleme, das jemals die Weltgeſchichte der Menſchheit geſtellt hat, und zur Beantwortung einer Frage, die für die ganze Zukunft des Menſchengeſchlechtes und der Staatenbildung von Wichtigkeit iſt.

Wir glauben, daß die Gegner dieſer Art des „manifeſt deſtiny“, welches ſich gegenwärtig zu realiſiren anfängt, wohl ebenſo einſeitig ſind, wie die Partei, welche dieſes „manifeſt deſtiny“ rückſichtslos verfolgt, und daß eine abſolute Negation dieſer Annexationspolitik ebenſo wenig von einem Verſtändniß der Bedeutung und der Aufgabe der Ver. Staaten zeugt, wie die tolle Flibuſtier-Politik des Oſtende Manifeſtes. So viel ſcheint gewiß, daß die Union noch nicht ihre natürlichen Grenzen erlangt hat; der ganze nordamerikaniſche Continent ſcheint, nachdem die Civiliſation von Californien erfolgt iſt, zu einer Verbindung mit der Union beſtimmt zu ſein, und die zerrütteten und zertrümmerten Staaten und Colonien um den mexikaniſchen Golf herum, wie die menſchenleeren und in den Händen eines odiöſen Privilegiums befindlichen Ländereien der Hudſonbai-Compagnie und ſelbſt die Canada's ſehen einer Vereinigung mit der Union entgegen, welche im Laufe der natürlichen Entwickelung der Union erfolgen wird. Die Union iſt ein politiſches Experiment, das nicht im Kleinen realiſirt werden kann; ſie bildet eine kühne Neuerung in der Geſchichte der Staaten und Verfaſſungen, welche dem alternden Europa gegenüber nur mit gewaltigen Kräften durchgeſetzt werden kann; die Intereſſen des Welthandels und der Civiliſation, welche Amerika im Oſten und Weſten vertritt, erheiſchen einen großen Aufwand materieller Mittel. Wer möchte im Hinblick der Aufgaben, die ſich die Ver. Staaten geſtellt haben, ſagen: Bis hierher und nicht weiter! Wer möchte der Uneinigkeit und Zerriſſenheit des dynaſtiſchen Europa gegenüber die alte Friedens- und Neutralitätspolitik beibehalten wollen, welche mit den kosmopolitiſchen Intereſſen der neuen Welt durchaus unvereinbar iſt? Gewiß, die Union bedarf einer kühnen, entſchiedenen auswärtigen Politik, einer eigentlich revolutionären Politik; ſie muß England in ihrer Weltſtellung ablöſen und ſich an die Spitze der Weltgeſchichte ſtellen. Gerade, weil wir dieſe „offenbare Beſtimmung“ der Ver. Staaten anerkennen, mißbilligen wir die perfide und zweideutige Politik Buchanan's, welche auf Schleichwegen erreichen will, was der Union denn doch keine Macht der Welt mehr abſtreiten wird. Nicht deßhalb, daß wir das „manifeſt deſtiny“ an und für ſich beſtritten, — wir

Digitized by Google

beſtreiten nur die Art und Weiſe, wie daſſelbe ausgeführt wird, und die Nebenzwecke, welche der Parteifanatismus damit verbindet. Wir beklagen es, daß dies großartige, in den geographiſchen und politiſchen Verhältniſſen begründete Verhängniß der Union in den Händen einer Faction iſt, welche daſſelbe ihren habſüchtigen Privilegien opfert, und welche verlangt, die Zukunft der Union unauflöslich mit dem Inſtitut der Sklaverei zu verbinden. Wir ſehen das „manifeſt deſtiny" der Union in der Republikaniſirung und Cultivirung dieſes großen Continentes, nicht aber in der Verſclavung deſſelben. Wir halten es für die Aufgabe dieſes eigenthümlichen, nach den Regeln der Volksſouverainität geſtalteten Staatenbundes, nicht eine Ariſtokratie der Race zu begründen, ſondern die Praxis jenes Grundſatzes herzuſtellen, „daß alle Menſchen frei und gleich und zum Streben nach Glückſeligkeit berechtigt ſind."

Wir ſehen, das „manifeſt deſtiny" der Union eilt voran, aber nicht nach dieſer Seite hin. Die Gefahren, welche der Freiheit und Sicherheit der Union durch die Herrſchaft der Sklavenhalter-Ariſtokratie erwachſen, die häßliche Wendung, welche damit dem „manifeſt deſtiny" gegeben wird, muß eine Reaktion gegen dieſe ganze Sorte von Politik hervorrufen. Verfolgen wir den wahrſcheinlichen Verlauf und die offen ausgeſprochenen Pläne der jetzt herrſchenden Politik, ſo ſehen wir ein ausſchließliches Vordringen nach dem Süden hin und eine entſchiedene Abneigung der Machthaber, die Union durch den Zuwachs freier Staaten und Territorien zu vergrößern. Das „manifeſt deſtiny" wird ausſchließlich im Intereſſe der Sklavenhalter interpretirt, und verfolgt ausſchließlich ſüdliche Tendenzen. Das Fortſchreiten der Union nach Mexico, Centralamerika, Cuba u. ſ. w., das in der Cincinnati Platform angedeutet iſt, würde die Macht des Südens erſtaunlich vermehren, und den Norden und namentlich den Oſten und die öſtlichen Handelsſtädte noch mehr von den ſüdlichen Märkten abhängig machen, als dies jetzt ſchon der Fall iſt. Man würde bei den nationalen Wahlen kaum einzelne Wahlſiege im Norden noch nothwendig haben, um ein permanentes Uebergewicht im Kongreſſe zu behaupten. Die Pacifikbahn, die neue Straße des Welthandels, endlich ſoll nach der letzten Botſchaft ganz ſüdlich durch den neulich von Mexico gekauften Landſtrich, der unter dem Namen Casdenkauf bekannt iſt, gelegt werden, und dadurch wäre der Norden aller der Vortheile beraubt, welche er ſich von dieſem größten Unternehmen der Neuzeit verſpricht.

Die Gefahren, welche in dieſem ſüdlichen „manifeſt deſtiny" liegen, ſind hauptſächlich dreierlei Art, erſtens das Uebergewicht des Südens über den Norden, und räumliche Ausdehnung, wie rechtliche Sicherſtellung der Sklaverei; zweitens die Aufnahme großer katholiſcher Staaten, wie Cuba und Mexico, welche durch die Umtriebe der Hierarchie und des Je-

Digitized by Google

ſuitismus längſt ſchon zerrüttet ſind, und deren Annexation die ſchon-jetzt bedenkliche Macht der katholiſchen Kirche in den Ver. Staaten, welche eingeſtandenermaßen die letzte Präſidentenwahl controlirt hat, bedeutend vermehren würde; endlich drittens die Vermehrung der Executivgewalt durch die Vergrößerung der Revenüen, Vermehrung der ſtehenden Truppen und des Beamtenheeres und die dadurch nothwendig hervorgebrachte geſteigerte Corruption. Wenn man bedenkt, wie dieſe drei Elemente jetzt ſchon wirken und welche verderblichen Einflüſſe ſie auf die öffentliche Meinung ausüben, muß man von dem ſteigenden Einfluſſe dieſer eng mit einander verbundenen Mächte jede mögliche ſchlimme Wirkung erwarten, die es den nördlichen Staaten mit ihren nördlichen und reformatoriſchen Tendenzen am Ende unmöglich machen würde, die ſtaatliche Gemeinſchaft mit den ſüdlichen Elementen fortzuſetzen.

Wir ſehen, daß wenn nach dieſer Seite hin das „manifeſt deſtiny“ durchgeführt wird, die Union nicht nur ihren inneren Beſtand und Gehalt verlieren, ſondern auch ihrer weltgeſchichtlichen Aufgabe vollſtändig aus dem Wege gehen wird. Die Union wird ihre republikaniſche Grundlage verlieren und auf den Standpunkt mittelalterlicher oder gar orientaliſcher Staatseinrichtungen zurückfallen, und es kann gar nicht ausbleiben, daß der große Staatskörper, nicht mehr durch freie Inſtitutionen zuſammengehalten, auseinander geht. Ohne eine Nationalität für ſich zu bilden, nicht durch eine gemeinſame Religion zuſammengehalten, von den verſchiedenſten Intereſſen beherrſcht, den verſchiedenſten Beſchäftigungen hingegeben, bedarf das amerikaniſche Volk, — falls man von einem ſolchen ſprechen kann, — mehr, wie jedes andere Volk, der leitenden gemeinſamen Ideen und einer ſtarken, öffentlichen Meinung, um nicht ganz in Atome auseinander zu bröckeln. Andere Staatskörper mögen durch den Despotismus zuſammengehalten werden; das amerikaniſche Gemeinweſen wird immer nur in der Freiheit ſeinen Halt und ſeine Einheit finden.

Deßhalb erkennen wir, neben dem „manifeſt deſtiny“ der demokratiſchen Partei, das ſich jetzt vor unſeren Augen entwickelt, welches die nächſte Phaſe der amerikaniſchen Politik beherrſchen wird, und dem wir eine gewiſſe natürliche Berechtigung nicht abſprechen können, die Nothwendigkeit eines „manifeſt deſtiny“ in ſittlicher und rechtlicher Beziehung, — die Nothwendigkeit, die Union in ihren republikaniſchen Inſtitutionen, in ihrem rechtlichen Weſen, in ihrem modern-hiſtoriſchen Charakter und mit ihren kosmopolitiſchen Tendenzen zu entwickeln. Mit dem extenſiven Streben nach Vergrößerung und Annexation muß ein intenſives Streben nach einer Kräftigung und Entwickelung der republikaniſchen Inſtitutionen und des republikaniſchen Volksbewußtſeins Hand in Hand gehen. Man muß nicht nur in die Breite, ſondern auch in die Tiefe arbeiten. Man muß

nicht nur die geographiſchen Grenzen des Landes erweitern, ſondern auch die Rechtsprinzipien der Republik. In dem Maaße, wie die äußere Macht dieſer Republik ſich entfaltet, muß ſich die innere Tugend und Sittlichkeit derſelben darſtellen, und der Einfluß, den dies Land nach Außen hin ausübt, ſoll die Welt von der Tüchtigkeit und Brauchbarkeit republikaniſcher Inſtitutionen überzeugen.

So ungefähr denken wir von unſerem „manifeſt deſtiny". Es iſt dem, was man gegenwärtig ſo nennt, prinzipiell nicht gerade entgegengeſetzt, aber in der Praxis zeigt ſich keine Gemeinſchaft zwiſchen beiden. Im Gegentheil, das offizielle „deſtiny" geht ſchonungslos mit den republikaniſchen Prinzipien und Inſtitutionen um, und verfälſcht das ganze Bundesrecht der Ver. Staaten ſo ſehr, daß man kaum noch mehr weiß, was Recht und Conſtitution iſt. Die Rückſichtsloſigkeit, mit welcher dieſes „manifeſt deſtiny" ſeinem Ziele nachgeht, fordert dringend die entgegengeſetzte Richtung hervor, die intenſive Politik, die Politik der inneren Entwickelung und Reform, die Politik der republikaniſchen Propaganda nach Innen und nach Außen, die Politik der allgemeinen und unveräußerlichen Menſchenrechte, die Politik der Ideen, der Politik der vollendeten Thatſachen gegenüber. Es iſt dringend nothwendig, daß der gegenwärtigen Politik dieſe Politik entgegengeſetzt werde, um das Gleichgewicht zu erhalten, und um in dem gewaltigen Streben nach vorwärts nicht die Ueberlieferungen der Vergangenheit zu vergeſſen.

Wir haben in einem früheren Artikel über denſelben Gegenſtand nachzuweiſen verſucht, daß die Union jetzt ſchon gelockert ſei, daß die Geſetze des Bundes und einzelner Staaten ſich direkt widerſprechen, daß die Interpretation der Conſtitution nach nördlicher oder ſüdlicher Richtung hin ſich vielleicht noch mehr entgegengeſetzt iſt, als die verſchiedenen politiſchen Syſteme Europa's. Die Union wird immer als ein junges, unreifes Land geſchildert, welches man nicht nach ſeiner gegenwärtigen Lage, ſondern nach dem, was es in der Zukunft werden ſoll, betrachten müſſe, aber wir denken, daß in mancher Beziehung ſich die Union ſchon überlebt hat, und Zeichen eines Greiſenalters bietet. Die London „Times", der wir allerdings keine vollſtändige Unparteilichkeit für Amerika zugeſtehen, hatte neulich einen Artikel, in welchem ſie zeigte, daß die Zeit nicht ſpurlos an Amerika vorübergegangen ſei. Die letzte Finanzkriſis und der Mormonenkrieg werden von ihr als Beweiſe angeführt, daß Amerika auch an den traurigen Eigenſchaften leide, welche einer alten Welt, einem lang begründeten Handel und einer ſtark angehäuften Bevölkerung, überhaupt dem Verfalle eines Staatswesens, angehören. Wir glauben, daß man noch viel triſtigere Beweiſe für die Altersſchwäche der Union anführen könne, nämlich die gänzliche Zerrüttung des allgemeinen Rechtsge-

Digitized by Google

fühles und die daraus entſpringende Unſicherheit aller ſtaatsrechtlichen und civilrechtlichen Verhältniſſe, die Corruption, die allen Parteien gemeinſam iſt, die Wankelmüthigkeit der politiſchen Parteien, die ihre Grundſätze auf ein Procrustesbett ſchmieden, die falſche Religioſität, welche, von dem alternden Europa herübergekommen, gar keine Spur von Originalität und moderner Weltanſchauung zeigt: alle dieſe Verhältniſſe machen den Ausdruck „Jung-Amerika" zu einem höchſt zweideutigen und gewagten. Vielleicht iſt es nicht blos ein Zufall, daß gegenwärtig lauter Greiſe, denen die Zeit der That und Bewegung ſchon lange vorbei iſt, an der Spitze der Union ſtehen. Die gegenwärtige Politik allerdings iſt die Politik des Greiſenalters, uud es fragt ſich, ob hinter dem Altamerika noch ein Jung-Amerika, — aber nicht in dem Douglas'ſchen Sinne, — ſteht.

Dieſer Punkt iſt es, um den ſich die ganze Frage von dem „manifeſt deſtiny" dreht. Soll die Union ihre vielgerühmte und geprieſene „Zukunft" erreichen, ſoll das große Experiment Jefferſon's gelingen, ſo muß ſich bald, ſehr bald eine energiſche Reaktion gegen die gegenwärtige Politik und gegen das jetzt verfolgte „manifeſt deſtiny" bilden. Amerika muß zwei große politiſche Parteien haben, welche den alten Kampf der römiſchen Patrizier und Plebejer, an dem die Republik der Scipionen erſtarkte, in größerem Maaße wieder aufnehmen, und welche die beiden Richtungen repräſentiren, welche jedem geſunden und freien Staatsleben zu Grunde liegen, die Richtung nach individueller Freiheit und Selbſtregierung und die Richtung nach gemeinſamer Ordnung und Machtentwickelung, die Richtung nach Außen, die Richtung nach Innen, die conſervative und die revolutionäre Politik. In dieſer Beziehung erkennen wir ſelbſt die Nothwendigkeit der gegenwärtigen „Demokratie" an, als einer Seite des amerikaniſchen Staatslebens, welche in der ganzen Natur deſſelben begründet iſt. Aber es muß ſich die andere Seite ebenſo ſtark ausprägen, und dies iſt es, was wir vermiſſen. Der eigentliche Krebsſchaden der amerikaniſchen Republik iſt die Schwäche und Zerſplitterung des Nordens dem feſten, entſchiedenen, conſequenten Süden gegenüber; eine feſte öffentliche Meinung im Norden und eine darauf gegründete Politik, welche den alten Traditionen der Unabhängigkeitserklärung die weiteren Fortſchritte der Civiliſation hinzufügt, iſt das einzige Mittel, der Union ihre große Zukunft zu erhalten.

Ob ſich eine ſolche Meinung bilden wird? Ob der alte republikaniſche Geiſt in verjüngter Weiſe wieder hervorbrechen wird? Die republikaniſche Partei, wenigſtens in ihrer jetzigen Zuſammenſetzung, ſcheint uns nicht fähig dazu. Die ſogenannten Amerikaner mißverſtehen vollſtändig die Bedeutung und das „manifeſt deſtiny" Amerika's. Die Cor-

Digitized by Google

ruption hat den ganzen Boden der nördlichen Anſichten unterwühlt, ſo daß überall der Verrath lauert. Dürfen wir unter dieſen Umſtänden noch etwas hoffen?

Allerdings. Wir glauben, trotz der ungünſtigen Verhältniſſe, welche uns gegenwärtig umgeben, trotz der Halbheit der republikaniſchen Partei, daß das amerikaniſche Volk im Allgemeinen die Freiheit liebt, beſonders wenn es ſieht, daß dieſe Freiheit ſeinen Intereſſen zuſagt. Der ſtolze Unabhängigkeitsſinn der Amerikaner mag für eine Zeit lang ſich zu Unterdrückungsmaaßregeln gegen die ſchwächeren Racen und Völker hinreißen laſſen, aber er wird doch, im Falle die Unterdrückung an ihn ſelbſt kommt, ſich gewaltig dagegen wehren. Wenn es nicht immer die republikaniſchen Ideen und Tugenden ſind, welche die Handlungen des amerikaniſchen Volkes leiten, ſo ſind es doch die Gefühle des nationalen Stolzes und die Berechnungen eines wohlverſtandenen Intereſſes, welche die Union retten werden. Die mühſamen Anſtrengungen, im Süden Eroberungen zu machen, erſcheinen lächerlich, wenn man den friedlichen, unaufhaltſamen Fortſchritt des Nordens und Weſtens betrachtet. Wir brauchen keinen Bürgerkrieg und keine Kanonen, um uns der ſüdlichen Ungerechtigkeiten zu erwehren; blos der Cenſus genügt uns. Welch ein Bild ſehen wir vor uns! Im gegenwärtigen Momente treten im Weſten Minneſota und Kanſas als Staaten in die Union, und als freie Staaten, wenn auch die nächſte Zukunft von Kanſas noch mit Wolken umhüllt iſt; Nebraska, Waſh. Terr., Oregon werden bald folgen, Staaten, in denen die Sklaverei durch die Natur der Verhältniſſe ausgeſchloſſen iſt. Der Mormonenkrieg, ſo beunruhigend er gegenwärtig erſcheint, wird ſicherlich kein anderes definitives Reſultat haben, als eine ſchließliche Civiliſation des Weſtens durch diejenigen, welche der Krieg, dieſer große Vermittler des Verkehrs und der Völker, in das Salzſeethal gelockt hat.

Mehr noch, wie durch den Zuwachs von ſechs neuen Staaten, gewinnt aber der Norden durch die zunehmende Bevölkerung der weſtlichen Staaten. Dieſelben haben in den letzten Jahren alle materiellen Grundlagen zur Civiliſation gelegt; Städte ſind gebaut; das Eiſenbahnnetz iſt nahezu fertig, und bleibt dem Weſten, wenn auch das Eiſenbahnkapital ruinirt iſt, und die Getreideausfuhr wird von Jahr zu Jahr größer. Gegen dieſe progreſſive Bewegung, der noch lange, lange Zeit keine geographiche Grenze geſetzt ſein wird, kann keine ſüdliche Bewegung etwas ausrichten. Die Verhältniſſe des Nordens und Weſtens ſind ſo geartet, daß die Verirrungen der öffentlichen Meinung, die wir manchmal im Oſten und Süden bemerken, dort keinen feſten Fuß faſſen können. Nativismus und puritaniſche Engherzigkeit, die wir nicht ſelten in den Neuenglandſtaaten finden, vertragen ſich nicht mit der weſtlichen Entwickelung, welche

Digitized by Google

das Produkt einer permanenten, aus allen civiliſirten Nationen der Erde zuſammengeſetzten Emigration iſt. Ja, das eigentliche „manifeſt deſtiny" der Ver. Staaten liegt im Weſten, und ohne den Weſten kennen gelernt zu haben, kann man wohl wenig das eigentliche Weſen der amerikaniſchen Zuſtände verſtehen. Im Weſten offenbart ſich am deutlichſten die eigentliche Aufgabe der Vereinigten Staaten, nämlich eine Gemeinſchaft zu bilden, welche aus allen Elementen beſteht, die überhaupt die Menſchheit enthält, ein kosmopolitiſches Gemeinweſen, das lediglich auf einer Rechtsgrundlage beruht, nicht auf einer nationalen, religiöſen oder dynaſtiſchen Baſis, die freie Conkurrenz der Nationalitäten, die in dieſen weiten Räumen ſich noch nicht aneinander drängen, ſondern Spielraum für ſelbſtſtändige Thätigkeit haben. So nähert ſich Amerika, freilich in einer etwas unmittelbaren und formloſen Weite, dem Ziele, welches ſich die europäiſchen Socialiſten geſetzt haben, dem Völkerbunde, und das Schauſpiel, das namentlich Amerika und der amerikaniſche Weſten uns bietet, iſt auch für die Entwickelung der europäiſchen Geſellſchaft lehrreich. Geſellſchaftliche Probleme werden hier aufgeſtellt und gelöſt, die drüben ſchon bedeutende Schwierigkeiten und Kataſtrophen hervorgerufen haben, ohne einer Löſung nahe zu kommen, und fällt die Löſung dieſer Probleme in Amerika glücklich aus, ſo ſind wohl die Ideen des Kosmopolitismus und der Selbſtregierung für den ganzen Erdkreis und für die ganze Zukunft geſichert. Darin liegt die höchſte Beſtimmung der Vereinigten Staaten, daß ſie eben dieſe Ideen verwirklichen und die Möglichkeit ihrer Realiſirung beweiſen, trotz aller Verirrungen des ſocialen Lebens und den Ueberreſten der Barbarei, die wir hier noch vorfinden.

Bis jetzt allerdings iſt die amerikaniſche Freiheit eine Abſtraktion und entbehrt ihres eigentlichen reellen Inhaltes. Wir haben einen Rahmen, aber das Bild fehlt noch darin, oder iſt doch wenigſtens erſt in ungewiſſen, allgemeinen Conturen ausgeführt. Die Freiheit iſt dem amerikaniſchen Volke noch nicht gegenſtändlich geworden. Es gibt in Amerika noch eine Freiheit, unfrei zu ſein. Die Nebraskabill erklärt die Freiheit und Selbſtregierung als die Erlaubniß, Sklaven zu halten. Eine gewiſſe Pöbelhaftigkeit iſt manchmal mit dieſer Freiheit verbunden, welche uns empört. Dies ſind aber alles Dinge, welche mit der ſteigenden Civiliſation verſchwinden werden. Die Freiheit trägt für alle ihre Mißbräuche das Correktiv in ſich ſelbſt, und es ſcheint uns für Amerika nur nöthig, die Form rein und treu zu bewahren, um im Laufe der Zeiten auch den republikaniſchen Inhalt, die wahre Menſchlichkeit und Civiliſation, zu gewinnen.

Wir haben hier die Ideen ausgeſprochen, von denen, wie wir glauben, die Partei der Reform beſeelt ſein muß. Bisher hat die Partei,

Digitized by Google

welche wir als die der Reform anerkennen müſſen, die republikaniſche, immer ſich mehr um einzelne Maaßregeln gekümmert, als um die Prinzipien ſelbſt. Aber die Gegner drängen uns dieſe Prinzipien gewaltſam auf, und es iſt nothwendig, daß ſich die republikaniſche Partei, von der wir gegenwärtig wenig mehr hören, für den nächſten entſcheidenden Präſidenten Wahlkampf vollſtändig ihrer großen Aufgabe und ihres ideellen „manifeſt deſtiny" erinnere. Sage man nicht, daß wir dieſe Aufgabe zu hoch gegriffen haben. Die Verhältniſſe in Amerika ſind ſo groß und günſtig, daß man mit richtiger Benützung derſelben auch Großes leiſten kann, und wir können von einer vollſtändigen Veränderung der Politik nach der angegebenen Richtung hin Folgen erwarten, die wir jetzt noch nicht kühn genug ſind, zu profezeien.

Landreform und Landkommunismus.

Far Weſt ſpricht ſich in einem Artikel dieſer Nummer gegen die Anſicht aus, als müſſe das öffentliche Land Gemeingut ſein, in einer ähnlichen Weiſe, wie Luft und Licht Gemeingut iſt. Er iſt nicht der Meinung, daß das Recht auf Grund und Boden zu den unveräußerlichen Menſchenrechten zu rechnen ſei, die jedem Menſchen gewiſſermaßen angeboren ſind. Er vertheidigt das Privateigenthum an den Grund und Boden als die nothwendigſte Bedingung zur regelmäßigen Cultur und Benutzung deſſelben. Da das Thema der Landreform gerade in der neueſten Zeit wieder an die Spitze der Tagesfragen getreten iſt, und gegenwärtig von den verſchiedenſten Parteien in Anſpruch genommen wird, ſo wollen auch wir dieſem Thema einige Worte ſchenken, um zur Orientirung dieſer Frage einen Beitrag zu leiſten. Die Frage iſt für Europa ſo ziemlich wie für Amerika dieſelbe, vorausgeſetzt, daß in Europa durch eine politiſche Umwälzung das Domänen-, Kirchen- und Feudalgut wirklich Eigenthum des Volkes wird. Die Landreform iſt auch in Europa eine alte hiſtoriſche Frage, von der Ländervertheilung an die jüdiſchen Stämme und der Agrargeſetzgebung der Römer an bis zu der Verſteigerung der Nationalgüter während der erſten franzöſiſchen Revolution.

Das Privateigenthum an Grund und Boden entſtand erſt mit dem

Ackerbau; Jagd- und Nomadenwirthſchaft, ſelbſt die Viehzucht der älteſten Periode ließ das Land ungetheilt, mit der Beſchränkung, daß die einzelnen Stämme ſich gegenſeitig aus dem Wege gingen. Selbſt die Juden in Paläſtina, ein ackerbauendes Volk, behielten dieſe Abtheilung des Landes nach Stämmen bei; ſie betrachteten das Land als öffentliches Land; — es gehörte dem Jehovah — und vertheilten es regelmäßig alle ſieben Jahre von Neuem. Im alten Rom entwickelte ſich zuerſt der Unterſchied zwiſchen öffentlichen Ländereien und Privateigenthum, zwiſchen den Begriffen Eigenthum und Beſitz in ſtrikter juridiſcher Weiſe, und der ager publicus war das Terrain, an dem ſich die ganze Jurisprudenz entwickelte. An dem öffentlichen Acker konnte man nur Beſitz haben; das Eigenthum verblieb dem Volke der Quiriten. Hier finden wir ähnliche, durchaus ähnliche Beſtrebungen, wie in gegenwärtiger Zeit. Kämpfe für eine gleichmäßige Vertheilung des ager publicus an die römiſchen Bürger, das Geſetz Licinius Stolo's, welches ungefähr dieſelben Beſtimmungen enthielt, welche wir hier in Amerika mit dem Namen Landlimitation bezeichnen, und endlich die Gracchiſchen Unruhen, welche den endlichen Verfall der römiſchen Republik einleiteten. Die juridiſche Unterſcheidung zwiſchen Beſitz und Eigenthum entwickelte ſich gerade an dieſem ager publicus mit der größten Schärfe. Mit dem öffentlichen Acker, der nach und nach in die Hände reicher Familien kam, ging auch die römiſche Republik und die alte Staatsverfaſſung zu Grunde. Im Mittelalter finden wir ein anderes Syſtem. Das Lehenswesen, welches dem Kaiſer das Verfügungsrecht über den Grundbeſitz zugeſtand, rührte noch aus der Anſchauung her, daß alles Land dem Reiche gehöre, und in der That wurde auch ſehr willkührlich mit dieſen Lehen geſchaltet und gewaltet. Das ganze Germanenthum und das Mittelalter war ſtreng an den Grund und Boden gebunden, — glebae adscriptus — ſagt ſchon Tacitus, — und die Starrheit des ausſchließlichen Ackerbauthums fing an, ſich erſt am Schluſſe des vorigen Jahrhunderts zu mildern. Das meiſte Land im Mittelalter war unverkäuflich; Lehen, Fideicommiſſe, Stiftungen, Landmonopole aller Art feſſelten den Boden, und ungeheure Landreichthümer ſteckten in todter Hand. Dieß ausſchließliche Ackerbauthum, das mit Recht ſogenannte Schollenritterthum, bekam durch die erſte franzöſiſche Revolution und den Verkauf der adeligen und Kirchengüter, dem im größten Theile von Europa eine allgemeine Sequeſtration folgte, den erſten Stoß; die moderne Induſtrie und Geldherrſchaft triumphirte bald vollſtändig über den Feudalismus, und bemächtigte ſich auch der Herrſchaft über den Grund und Boden, deſſen Werth ſie mobiliſirte, übertragbar machte und wie jedes andere Eigenthum in den Verkehr zog. Im Mittelalter, kann man ſagen, gehörte der Menſch dem Grund und Boden; in unſerer Zeit kann man ein Landgut ganz bequem in die Taſche ſtecken; es wird durch ein Stück

Digitized by Google

Papier repräſentirt, das von Hand zu Hand wandert, und ein Eigenthum bildet mit ebenſo veränderlichem Cours, wie ein Börſenpapier. Wir ſehen, daß das Privateigenthum an Grund und Boden nicht gerade das natürliche Verhältniß iſt, ſondern ſich erſt im Laufe der Civiliſation und des gedrängten Zuſammenlebens der Menſchen entwickelt hat und immer noch mit vielen Beſchränkungen verſehen iſt. Vielleicht nicht der hundertſte Theil des Landes iſt ein wahres, wirkliches Eigenthum. Die ganze Stadt London ſteht auf einem Boden, der den Häuſerbeſitzern nicht gehört, und ganz Altengland's Grund und Boden iſt in den Händen von ungefähr ſiebentauſend Familien, meiſtens unverkäuflich, unübertragbar, faſt aller der Eigenſchaften beraubt, welche die juridiſchen Kennzeichen des Eigenthums bilden. Man kann wohl ſagen, daß von allem Bodenreichthum der Welt kaum der hundertſte Theil Privateigenthum iſt. Far Weſt ſchildert ſehr richtig und wahr das angenehme Gefühl, Grundbeſitz zu haben, und ſeine eigenen Weinberge zu pflegen, wenn er auch nicht ſo weit geht, wie der Staatsminiſter von Stein, der das bekannte Wort ſagte: „Wer kein Grundeigenthum hat, iſt ein Lump“; — aber was hilft es, wenn ich noch ſo friedlich auf meiner Farm ſitze und der nächſte, beſte Geldverleiher trägt mein Eigenthum in Form einer Hypothek davon? Der Staat mit ſeinen Taxzetteln iſt ein großartiger Communiſt, der ſich mit dem ärmſten Bauer in das Stück Brod theilt, das derſelbe im Schweiße ſeines Angeſichtes verzehrt. Wenn wir alſo das Eigenthumsrecht definiren, als das ausſchließliche Benutzungs- und Veräußerungsrecht, ſo werden wir nur in Ausnahmefällen den Grund und Boden als freies Eigenthum anerkennen können; Beſchränkungen der drückendſten Art liegt auf dem meiſten Grundeigenthum, und es muß die Abſicht der Landreformer ſein, nicht das Privateigenthum an Land aufzuheben, ſondern herzuſtellen und frei zu machen. Eine vernünftige Landreform muß ſich zur Aufgabe machen, jedem Manne oder jeder Familie einen Antheil an dem gemeinſamen Grund und Boden, an der „Mutter Erde“ zu verſchaffen, und jenes Schwindelſyſtem aus dem Wege zu räumen, das der Landwucher noch mehr in Amerika, wie in Europa treibt. In Amerika fehlt vollſtändig dem Ackerbau der patriarchaliſche Charakter, den Far Weſt ſo rühmt; die Geldwirthſchaft hat das Ackerbauthum verſchlungen; die Farmen und Bauplätze ſind Handelsartikel, mit denen man ſpekulirt, wie mit Tabak und Zucker, mit Staatspapieren und Eiſenbahnactien.

Wir geſtehen, daß die Aufgabe der Landreform in dieſer Beziehung eine ſehr ſchwierige iſt und ſich nach verſchiedenen Richtungen hin erſtreckt. Sie muß die Freiheit und Theilbarkeit des Bodens anſtreben, und doch gewiſſe Beſchränkungen eintreten laſſen, welche den einzelnen Eigenthümer in ſeinem Eigenthume ſicherſtellen. Der Grund und Boden wird in

Digitized by Google

manchen Fällen ſowohl als Gemeingut angeſehen werden müſſen, wie als Privat-Eigenthum. Die verſchiedenſten Experimente ſind ſchon in dieſer Beziehung gemacht worden und über das beſte Syſtem iſt man immer noch nicht klar. Man kann, wie man in Frankreich gethan hat, das Eigenthum in ſogenannter todter Hand, — d. i. in Händen von religiöſen Corporationen, — ſeculariſiren und dem allgemeinen Verkehr überliefern; man kann Beſtimmungen treffen, daß Niemand mehr, als eine gewiſſe Anzahl Acker beſitzen kann, wie die Landreformer in Amerika wollen; man kann Domänen- und Gemeinde-Eigenthum parzelliren und den Antheil des Einzelnen am Geſammtvermögen in Privateigenthum umwandeln; man wird immer neben manchen Vortheitheilen auch Nachtheile erzielen. Dies zeigt uns die moderne Volkswirthſchaft, welche auf dem Grundſatz des Privateigenthums baſirt iſt. Wir haben ſchon angedeutet, daß der Landkommunismus nicht nur in den Köpfen einzelner moderner Socialiſten auftaucht, ſondern eine bedeutende hiſtoriſche Exiſtenz hat. Man möge uns erlauben, ein Beiſpiel anzuführen. Die preußiſche Regierung beſchloß in den vierziger Jahren, die ſogenannten „Gemeinheiten" aufzuheben und zu parzelliren. Dies waren nämlich Wälder, Wieſen und Weiden, welche den Dörfern gehörten und allen Eingehörigen daſelbſt zur Benutzung frei ſtanden. Namentlich beſtand dieſes Eigenthum aus Wäldern, aus denen Jeder ſich Holz, natürlich in beſtimmten Quantitäten, holen konnte, und aus Weiden, auf denen man die Kühe, Schafe u. ſ. w. herumlaufen ließ. Durch dieſe Einrichtung waren der ärmſten Kötterfamilie die nothwendigſten Lebensbedürfniſſe garantirt. Die preußiſche Regierung, von dem richtigen Grundſatze ausgehend, daß die Parzellirung und Vertheilung dieſer Gemeindegrundſtücke den Ertrag derſelben und wohlbemerkt auch die Steuerkraft der ländlichen Gemeinden bedeutend vermehren würde, ließ eine Vertheilung der Gemeinheiten in großartigem Maaßſtabe vornehmen; Richter und Feldmeſſer bereiſten die Dörfer, und bildeten im Verein mit den Ortsvorſtänden Kommiſſionen, welche das Gemeindeeigenthum theilten, und jedem Berechtigten ſein Stück zuwieſen. Trotzdem daß man dieſen Komiſſionen keine Parteilichkeit und Ungerechtigkeit nachweiſen kann, — damals war der preußiſche Richterſtand noch ehrenhaft und unabhängig, — ſo war es doch nicht zu ändern, daß der Reiche einen größeren Antheil bekam, als der kleinere Bauer, weil er beweiſen konnte, daß er früher mehr Holz aus dem Walde geholt und mehr Kühe auf die Weide geſchickt, alſo einen größeren Vortheil aus dem Gemeindeeigenthum gezogen hatte, als vielleicht eine arme Wittwe mit ihrer letzten Kuh. Die Gemeinheiten wurden getheilt, und die Erwartungen der preußiſchen Regierung gingen in Erfüllung. Die Erträge des Ackerbaues und der Viehzucht vermehrten ſich bedeutend, und eine Menge früher wildliegendes, unbebautes Land

wurde dem Pfluge überliefert. Aber der kleine Mann war nicht im Stande, ſein Eigenthum zu ſchützen; er verſchuldete und verlor ſein kleines Privat-Eigenthum, während er ſeinen Antheil am Gemeindevermögen nicht hätte verſchulden und verlieren können, und ſo entſtand ein ländliches Proletariat, von deſſen Exiſtenz man früher wenig wußte.

Far Weſt hängt ſtreng an dem Grundſatze feſt, daß der Boden Privateigenthum ſein ſolle, und wir geben ihm darin Recht, daß das Selbſtgefühl und die Unabhängigkeit des Mannes durch Grundbeſitz erhöht wird. Einen Platz in der Welt ſollte jeder Menſch haben, wo er allein ſteht und herrſcht, den er ſein Königreich nennen kann. Aber aus dem Eigenthumsbegriffe geht doch auch, wie Far Weſt richtig bemerkt, das Erbrecht hervor, und hier kommen nun wieder eine Menge Verlegenheiten und Schwierigkeiten. Der Landmann hat gewöhnlich eine zahlreiche Familie, und wenn unter dieſen vielen Kindern des Vaters Erbe getheilt werden ſoll, ſo bleibt von der ganzen Herrlichkeit wenig übrig. Eine Begünſtigung des einen oder andern Kindes, welche in verſchiedenen Gegenden Deutſchlands geſetzlich iſt, würde ebenſo ſehr eine Verletzung der Gerechtigkeit, wie der elterlichen Liebe ſein. Wir haben in Deutſchland die beiden Syſteme der Erbtheilung nebeneinander liegen, das Syſtem großer geſchloſſener Güter, mit dem Rechte der Erſtgeburt vererbend, wie es namentlich in Norddeutſchland beſteht, und das Syſtem der Theilung, wodurch das Grundeigenthum in kleine Fetzen und Lappen zerriſſen wird; — wir können alſo leicht die verſchiedenen Wirkungen des einen und des andern Syſtems mit einander vergleichen. So ſehr wie das Syſtem der Theilung der Güter den Regeln der Gerechtigkeit und Gleichheit entſpricht, und einen integrirenden Theil des Erbrechtes bildet, ſo ſchädlich erweiſt es ſich in volkswirthſchaftlicher Beziehung und führt zu einem Ackerbau-Proletariat, das faſt ebenſo zahlreich und gefährlich iſt, wie das unter allen Laſten des Mittelalters leidende Bauernthum der Zeiten der Bauernkriege. Man ſehe ſich die Verhältniſſe in Frankreich und einem Theile von Deutſchland einmal an, um recht würdigen zu können. Hier hat der Bauer einen Flecken Land, — dort einen andern — an der einen Seite des Dorfes eine Wieſe, an der andern Seite einen Acker; er hat keinen geſchloſſenen Complex von Land, auf dem er die neueren Verbeſſerungen der Drainage u. ſ. w. und die Maſchinen, die in Amerika eine ſo große Rolle ſpielen, anwenden könnte. Die ſtrikte Durchführung der Eigenthums- und Erbrechte in Bezug auf den Grund und Boden bietet durchaus nicht immer die Behaglichkeiten und Vortheile, welche Far Weſt ſich davon verſpricht; im Gegentheil, das Eigenthum an Grund und Boden verflüchtigt ſich immer mehr und mehr, und wird zuletzt vom Hypothekenbuche verſchlungen. Um dieſe Uebelſtände zu vermeiden, ließe man ſich denn doch vielleicht noch ein anderes Syſtem gefallen.

Digitized by Google

Sage man nicht, daß wir in Amerika in Bezug auf dieſen Gegenſtand ein durchaus anderes Verhältniß hätten, als in Europa. Wir haben allerdings hier noch freieren Spielraum für die landwirthſchaftliche Thätigkeit, wie drüben, aber trotzdem gelten hier dieſelben Geſetze der Volkswirthſchaft, wie drüben, und werden ſich dieſelben Conſequenzen aus denſelben Prämiſſen ergeben. Auch in Europa, namentlich in Deutſchland, und im Oſten Europa's haben wir noch Spielraum genug und einen großen öffentlichen Acker, wenn wir das Kirchen- und Feudal-Eigenthum, wie die Domainen, als Eigenthum des Volkes betrachten. Man rechnet, daß allein in den preußiſchen Oſtſeeprovinzen drei Millionen Ackerbauer noch mehr, wie jetzt, leben könnten, wenn die großen Domainen und adeligen Güter parzellirt würden. Der Landwucher und die Anhäufung von großem Landreichthum in einzelnen Händen iſt in Europa in den letzten Jahren gerade ſo ſyſtematiſch betrieben worden, wie in Amerika, und die Leute an der Spitze der Verwaltung und die Geldmächte ſpekuliren drüben gerade ſo maſſenhaft, wie hier die Caſs, Douglas, Reeder und Conſorten, wie die Eiſenbahnkönige u. dgl. Abgeſehen von dem ungeheuren Grund-Eigenthum, das die Familie Rothſchild in allen Ländern Europa's und Amerika's, namentlich aber in Ungarn und Rußland, aufgehäuft hat, haben die Mires, Morny ꝛc. ebenſo ſpekulirt, wie nur irgend ein Chicago Lottenbeſitzer, und die Spekulation des Herrn Mires in Marſeille iſt gewiß noch großartiger, wie die Spekulationen unſerer Demokraten mit der Fort Snelling und Fort Ripley Reſervation. In Deutſchland, namentlich in Weſtfalen und Schleſien, haben die adeligen Familien einen Bund geſchloſſen, ihre Ländereien zu „arrondiren", d. i. wegzukaufen, was ſie nur können, dagegen nicht eine Hufe Landes zu verkaufen. Nimmt man die „Quadratfußler" in Köln aus älterer Zeit, die großen Lottenſpekulanten in Berlin, Wien u. ſ. w. dazu: ſo wird die Aehnlichkeit zwiſchen Europa und Amerika in dieſer Beziehung noch deutlicher, und wir ſehen, daß die gemeinſamen Uebel auch eine gemeinſame Behandlung erfordern. Wenn Europa einmal die gegenwärtige politiſche Richtung geändert hat, werden ſich daſelbſt ähnliche agrariſche Aufgaben ergeben, als in Amerika, wenn hier die Freibodenpartei an die Stelle der Proſclaverei-Partei getreten iſt.

Allerdings, wir geben einen relativen, wenn auch keinen abſoluten Unterſchied zwiſchen beiden Kontinenten zu, und es laſſen ſich leichter in Amerika Experimente mit der Agrarreform anſtellen, als in Europa. Zunächſt bemerken wir ſchon dieſen Vortheil, daß man in Amerika leichter für eine ſolche Reform agitiren kann, als drüben, wo man ſolche Sachen nicht einmal beſprechen darf. In Amerika iſt die Landreform eine offene, legitime, von allen Parteien anerkannte Frage, und ſelbſt die nördliche Demokratie ſucht mit derſelben zu coquettiren. In Europa gehört dieſelbe Frage zu den extremſten Maaßregeln eines verpönten Socialismus, an

welche der gemäßigte Republikaner nicht einmal zu rühren wagt. Hier in Amerika wird voraussichtlich in den nächſten Jahren die Partei zur Herrſchaft kommen, welche Landreform auf ihre Fahne geſchrieben hat; in Europa dagegen iſt erſt eine große, blutige Revolution nothwendig, ehe man das urſprüngliche Eigenthum des Volkes, den Grund und Boden, dem Volke zurückgeben kann. Nicht nur in politiſcher, auch in materieller Beziehung, ſtellt ſich die Sache hier leichter, wie drüben. Obgleich ſchon Vieles verdorben iſt, und die großen Landverſchleuderungen eine ſchnelle und unmittelbare Durchführung der Agrarreform erſchwert haben, iſt dennoch noch Land genug vorhanden, daß man das Freibodenprinzip durchführen kann, ohne gerade die beſtehenden Eigenthumsrechte über den Haufen zu werfen. Mit den ſchon beſtehenden großen Landmonopolen könnte man ſchon mit der von Far Weſt angeführten Maaßregel fertig werden, nämlich mit einer progreſſiv anſteigenden Landtaxe. Schon jetzt kann man in Amerika überall die Erfahrung machen, daß ausgedehnter Landbeſitz, der nicht benutzt wird, ſondern auf Speculation da liegt, durch die Taxen ſeinen Eigenthümer ruinirt, und durch ſtrenge Geſetze in dieſer Beziehung könnte man noch viel thun. Daß bei einer Aenderung der Politik und einem Siege der Freibodenpartei die bisherige Praxis wegfallen würde, aus dem Eigenthume des Volkes Eiſenbahnen für die Spekulanten und das große Kapital zu bauen, wie dies in der letzten Zeit faſt bei allen Eiſenbahnen des Weſtens der Fall war, braucht wohl nicht näher auseinandergeſetzt zu werden. Das gemiſchte Syſtem, welches Buchanan in ſeiner letzten Botſchaft empfiehlt, alternirende Sektionen für innere Verbeſſerungen und für wirkliche Anſiedler abzugeben, würde ſeinen Zweck nicht erreichen, weil der einzelne freie Anſiedler nicht mit dem großen Landmonopol der Eiſenbahnen confurriren kann; aber daß ſelbſt ein Buchanan, der den freien Arbeitern des Nordens die Territorien wegnehmen will, um ſie den Sklavenhaltern zu überliefern, dies Zugeſtändniß an die öffentliche Meinung machen mußte, beweiſt mehr, wie Alles, die Popularität der Freibodenfrage. — Die wichtigſte Beſtimmung der Landreform iſt indeſſen die ſogenannte L a n d l i m i t a t i o n, eine allerdings negative Beſtimmung, welche jedoch die poſitivſten Reſultate erzielen würde. Sie hat bekanntlich den Zweck, die Summe des Landes im Eigenthum einzelner Perſonen, Familien und Corporationen zu beſchränken. Es iſt dies eine Vorſichtsmaaßregel, deren Nothwendigkeit wir jeden Tag ſehen, und es iſt im Intereſſe der Gemeinſchaft, in dieſer Beziehung das Syſtem der freien Konkurrenz und des unantaſtbaren Privateigenthums zu beſchränken. Freilich ohne eine vollſtändige Revolution der ökonomiſchen Verhältniſſe ließe ſich dieſe Beſchränkung wohl nur in Bezug auf die öffentlichen Ländereien einführen, über welche das Gemeinweſen noch Dispoſitionsrecht hat; aber auch auf

dieſem begränzten Gebiete würde dieſe Maaßregel von den wohlthätigſten Folgen ſein.

Der eigentliche Kern der ganzen Frage liegt aber darin, dem Anſiedler das Land unentgeldlich zu überlaſſen. Far Weſt meint, daß das Erlaſſen des gegenwärtig ſehr niedrigen Congreßpreiſes keine große Wohlthat für die unbemittelte ackerbauende Einwanderung ſei, wenn man ihnen nicht auch Vieh, Geräthe, Lebensmittel, Saatfrucht u. ſ. w. mitgäbe. Eine einfache Rechnung zeigt uns indeſſen, daß der Vortheil doch noch immer groß genug iſt, um die Bedenken gegen dieſe Maaßregel zum Schweigen zu bringen. Die Emigrantenſtatiſtik, welche namentlich ſeit der Einrichtung von Caſtlegarden genügend correkt iſt, zeigt uns, daß die Durchſchnittsſumme des Geldes, das die Einwanderer herüberbringen, einige hundert Dollar beträgt. Der Einwanderer muß unter gegenwärtigen Umſtänden gerade dieſes Geld zum Landankauf verwenden, ſo daß ihm die nöthigſten Geräthſchaften, Lebensmittel u. ſ. w. fehlen, um ſeine Farm zu beziehen; würde er das Land umſonſt bekommen, könnte er ſeine paar hundert Dollar zu den Koſten der Anſiedelung verwenden; der Anſiedelungsprozeß würde alſo bedeutend beſchleunigt werden. Auch zeigen uns die Bücher der Sparkaſſen, daß die Arbeiter, welche deponiren, ſelten ſo viel Geld haben, um ſich eine Farm mit Einrichtungen kaufen zu können; für die Einrichtungen allein reicht die Durchſchnittsſumme des Depoſits hin. Stellen wir den Preis einer Farm nach Kongreßpreiſen auf zweihundert Dollar feſt, und rechnen wir dieſelbe Summe auf die Einrichtungen, ſo haben die Anſiedler 400 Dollar nothwendig. Dies iſt ſchon eine verhältnißmäßig ſeltene Summe in den Taſchen der Einwanderer und Arbeiter. Man kann wohl ohne Uebertreibung ſagen, daß es vielleicht zehnmal ſo viel Leute unter den Ständen, die von ihrer Hände Arbeit leben müſſen, gibt, welche zweihundert Dollar beſitzen, als die das Doppelte beſitzen. Wenn man alſo den Ackerbau befördern und die größeren Städte von der Uebervölkerung befreien will, ſo ſollte man nicht in der Unmöglichkeit, Alles zu thun, unterlaſſen, wenigſtens das Mögliche zu thun.

Aber man hält uns den Einwurf entgegen, den vor einiger Zeit bei Gelegenheit der Finanzkriſis Herr Olshauſen vom „Davenport Demokrat" machte, welcher behauptete, daß wir bereits ſchon zu viele Farmer im Verhältniß zur Fabrikbevölkerung hätten, daß der Farmer für ſeine Produkte ſchon jetzt mit zu geringen Preiſen bezahlt würde, und daß deßhalb eine durch den Schutzzoll geſteigerte Fabrikbevölkerung nothwendig ſei, den allgemeinen Wohlſtand und das regelmäßige Verhältniß zwiſchen Produktion und Conſumtion herzuſtellen. Dieſe Klagen über eine zu große Vermehrung der Ackerbaubevölkerung ſind jedenfalls eine Neuigkeit, die ſich von der gewöhnlichen Auffaſſung der Sache unterſcheidet und fällt

Digitized by Google

uns auf in einem Blatte, welches unlängſt die Thatſache berichtete, daß ein Farmer in der Nähe von Davenport in einem einzigen Jahre [1854] den ganzen Preis ſeiner Farm [circa 4,000 Dollar] durch eine gute Erndte verdient habe. Wie uns die Geſchichte zeigt, iſt der Ackerbau die Grundlage der menſchlichen Geſellſchaft, und erſt ſpät, ganz ſpät, wenn die Geſellſchaft ſich ſchon faſt ausgelebt hat, bildet ſich das moderne Proletariat der Fabrikſtädte. Es wird auch in Amerika kommen; dies kann nicht fehlen; aber den Zeitpunkt, wo dieſe Gefahr eintritt, auf Koſten des Ackerbaues, den Conſum auf Koſten der Produktion zu beſchleunigen, darin können wir keine nationalökonomiſche Weisheit entdecken.

So viel iſt klar, daß wenn wir auch über die Art und Weiſe der Reformen in dieſer Sache nicht ganz klar und einig ſind, wir das beſtehende Syſtem verdammen muſſen, welches in den letzten Jahren der demokratiſchen Regierung einzig und allein das Ziel verfolgt hat, die öffentlichen Ländereien, und damit die Zukunft der freien Arbeit und freien Einwanderung und die Zukunft der freien Inſtitutionen der Union zu verſchleudern. Eiſenbahnſchenkungen aller Art, Schenkungen zu beliebigen Zwecken an einzelne Staaten, Militairlandbills mit den lächerlichſten Extenſionen, endlich die Graduationsbill: Alle dieſe Schwindel mit öffentlichen Ländereien ſcheinen darauf berechnet geweſen zu ſein, mit denſelben ſoviel wie möglich aufzuräumen, um ein Monopol und Privilegium auf Koſten der republikaniſchen Gleichheit zu errichten. Deßhalb mußten die weſtlichen Territorien vor der Zeit geöffnet, deßhalb mußten die Indianer ihrer feierlich vorbehaltenen Reſervationen beraubt werden; nur damit einer künftichen Aera der republikaniſchen Politik und dem Triumphe der Freiboden-Partei die Mittel fehlen, ihre Projekte auszufuhren. Ebenſo unvereinbar, wie das Inſtitut der Sklaverei mit dem Syſteme der freien Arbeit und kleiner, getheilter Güter iſt, ebenſo unvereinbar iſt die demokratiſche Politik, als die Dienerin der Sklavenhalter-Intereſſen, mit den Prinzipien republikaniſcher Gleichheit. Ein großes Landmonopol mit allen den Einflüſſen, welche in dieſer corrupten Republik mit dem Gelde verbunden ſind, iſt eine nothwendige Ergänzung zu dem Inſtitute der Sklaverei, und daraus erklärt ſich die demokratiſche Landpolitik der letzten Jahre.

Abgeſehen von dieſen im Partei-Intereſſe ausgebreiteten Landverſchleuderungen ſtellt ſich einer Agrarreform der Umſtand entgegen, daß es die Praxis der Ver. Staatengerichte iſt, bei den verſchiedenen Ländererwerbungen die Privatanſpruche an Land aus früheren Zeiten zu reſpektiren. Die Territorien der Ver. Staaten ſind nun aber aus den verſchiedenſten Erwerbungen zuſammengeſetzt, und aus der Zeit der franzöſiſchen Herrſchaft in Louiſiana, der mexikaniſchen Herrſchaft in Texas, in New-Mexico, Californien u. ſ. w. u. ſ. w. ſind eine Menge Privatclaims

Digitized by Google

an Ländereien vorhanden, von dem einfachen Stadtlot an bis zu dem Umfang von ganzen Fürſtenthümern. Die Dunkelheit der Zeiten, aus denen dieſe Anſprüche ſtammen, — viele californiſche Claims rühren noch aus der Zeit der ſpaniſchen Miſſionäre her, — die Unſicherheit und der Wechſel der damaligen Regierungen machen eine Unterſuchung der Beſitztitel ſehr ſchwierig und geben zu allen nöthigen Schwindeleien Anlaß. Wir erinnern nur an den Betrug des Dr. Gardiner, an dem ſelbſt der Schatzſekretair Corwin betheiligt war, und an den Limantour Schwindel, der gegenwärtig noch in Californien ſpielt. Es wäre nothwendig, dieſen Gegenſtand einer beſonderen Geſetzgebung zu unterziehen, wie man denn überhaupt mit manchen Ueberlieferungen der Vergangenheit aufräumen ſollte.

Gewiß iſt kein Gegenſtand in der amerikaniſchen Politik, — das Schulweſen vielleicht ausgenommen—, ſo intereſſant, wie die Landreform, und es iſt uns unbegreiflich, daß dieſe Frage ſolange aus der öffentlichen Meinung verſchwunden ſein konnte, und daß ſelbſt die republikaniſche Partei während des letzten Wahlkampfes nicht den gebührenden Nachtheil darauf legte. Erſt die Finanzkriſis der letzten Monate hat dieſes Thema wieder in die öffentliche Discuſſion gebracht. Denn grade die Finanzkriſis iſt in erſter Reihe durch den combinirten Land- und Eiſenbahnſchwindel entſtanden. Hoffentlich bleibt dieſes Thema jetzt auf der Platform der Reformpartei; es bildet den materiellen Inhalt der Sklavereibewegung und republikaniſchen Politik.

Männer und Scenen aus der Revolutionszeit.

XI.

Der Herbſt von 1848 war für viele ein trauriger Herbſt, beſonders für uns heimathloſe Menſchen, denen das Exil um ſo unheimlicher wurde, je mehr ſich die Hoffnung auf die Rückkehr in das alte Vaterland entfernte. Die politiſche Situation wurde, wie das Herbſtwetter immer düſterer und trüber, und die Wahlen des 10. Dezember bereiteten ſich unter einer ſehr gedrückten öffentlichen Meinung vor. Louis Napoleon wurde ſchon vor der Wahl gewiſſermaßen als der offizielle Gebieter Frankreichs angeſehen, und man machte ſich verdächtig, wollte man ſeine Candidatur lächerlich finden. Die Anhänger Ledru Rollins wurden polizeilich beaufſichtigt. Ca-

Digitized by Google

vaignac hatte unter dem Landvolke und in der Armee wenig Freunde. Die geſammte katholiſche Geiſtlichkeit arbeitete für Louis Napoleon. Auch alle Einflüſſe der auswärtigen Regierungen wurden heimlich und offen für dieſe Candidatur verwendet. Wenn man nun die allgemeine Stimmung des Landvolkes und die faſt religiöſe Verehrung, welche um den Namen Napoleon ſchwebte, dazu nahm, ſo konnte man ſich das Reſultat erklären. Man hat viel davon geſprochen, daß die Wahl wenigſtens zu einem Theile das Reſultat polizeilicher Bemühungen und Wahlfälſchungen geweſen ſei, aber obgleich man ſchon damals der Reaktion alles Mögliche zutrauen konnte, kann doch nicht geleugnet werden, daß die Wahl Napoleon's der Wille der franzöſiſchen Maſſen war, und daß er wirklich eine große Ziffer an der Wahlurne erhielt. Man brauchte das franzöſiſche Volk nicht zu betrügen; es betrog ſich ſelbſt. Und mit der Wahl Louis Napoleons war auch direkt die Rückkehr zur Monarchie und die Verzweiflung an der Republik angedeutet.

Was war nun zu machen in dieſer trüben Zeit? Eine unbehagliche Rathloſigkeit hatte ſich der meiſten von uns bemächtigt, und Viele beſchäftigten ſich nur mit der Vergangenheit, nicht mit der Zukunft. Schreiber dieſer Zeilen erinnert ſich noch iener einſamen melancholiſchen Stunden, in denen er ſich auf den Münſterthurm flüchtete, und dort in einem Erkerwinkel ſeinen unerfreulichen Träumereien nachhing. Das alte Gemäuer mit ſeinen vielen Inſchriften und Erinnerungen, der Thurm hoch in der Luft über uns ſchwebend, mit ſeinen kühnen Wölbungen, maſſiv, um Jahrhunderten zu trotzen, und doch ſo elegant und leicht gebaut, als wäre es Nürnberger Spielzeug, die Raben, welche um die Krone des Thurmes herumfliegen, die alterthümliche, graue Stadt zu unſeren Füßen, die Feſtungswerke rings umher, im Hintergrunde die herbſtliche Landſchaft vom Schwarzwald bis zu den Vogeſen mit dem hier und dort hervorblickenden Rhein: Alles dies iſt ein Schauſpiel, welches eine Stimmung erweckt, die uns noch lange in der Erinnerung geblieben iſt. Ein gutes Stück Mittelalter liegt um uns her, und von Fauſt und Gutenberg bis zur Seſenheimer Friederike iſt Alles von romantiſchen Erinnerungen durchwebt.

Wir ſollten uns nicht lange dieſen Träumereien hingeben können; die franzöſiſche Polizei machte kurzen Prozeß und eine allgemeine Internirung der Flüchtlinge zeigte, daß auch Frankreich's Regierung in den allgemeinen Bund des europäiſchen Despotismus wieder eingetreten war. Die Schweiz lag indeſſen noch lockend und reizend vor unſerer Phantaſie, daß wir nicht daran dachten, uns in das Innere Frankreich's zu begeben, ſondern bald das alte Baſel mit ſeinen Millionären und Pietiſten vor uns ſahen. Es fiel uns ein Stein vom Herzen, als wir die Grenzen Frankreich's überſchritten hatten, denn das ſchöne, gaſtliche Frankreich war in jenen

Tagen von dem Gifte der Furcht und des Argwohns angefreſſen, und man konnte Niemanden trauen, daß er nicht ein Verräther und Spion ſei.

Die Schweiz war in jener Zeit das gelobte Canaan, zu dem die Verbannten pilgerten. Mit allen möglichen Erwartungen und Phantaſieen betrat man dieſes Land, deſſen impoſante Naturſchönheiten, deſſen republikaniſcher Sinn, deſſen heroiſche Geſchichte die Träume der deutſchen Jugend beſchäftigen. Dort waren ſo viele der Freunde ſchon, und wir konnten daſelbſt ein thätiges, nützliches Leben erwarten. Freilich, die Stimmung, mit welcher man nachher die Schweiz verließ, war eine ganz andere, als die beim Hereintreten, und auch hier wurde wieder eine von den Illuſionen verloren, an denen die Jugend ſo reich iſt.

Der Weg von Baſel nach Bern führt durch das bekannte Münſterthal, eine der impoſanteſten und bekannteſten Naturſchönheiten der Schweiz. Auf dieſer Tour wird man gleich beim Eintritt in die Schweiz mit dem Charakter dieſes Gebirgslandes vertraut, wenn man auch in den Gletſcherregionen und am Genfer See nachher noch ganz andere und neue Bilder findet. Zuerſt fährt man eine Zeitlang durch das hügelige Baſel-Land, und freut ſich der wohlhäbigen Dörfer, welche an dem Wege liegen. Bald geht es indeſſen in die Felsthäler des Jura hinein, und man hat Gelegenheit, die ſchönſten Gebirgsformationen der Welt zu bewundern. Das Geſtein, meiſtens Jura-Kalk, baut ſich in ſolch regelmäßigen Schichten oft ſenkrecht in die Höhe, daß man cyklopiſche Mauern kunſtgerecht aufgebaut zu ſehen glaubt; unten ſtürzt der Waldbach, mit allem Ungeſtüm, der den Alpengewäſſern eigenthümlich iſt, und ſchlanke Fichten, von denen man kaum begreifen kann, wie ſie in dem Geſtein Wurzel faſſen können, ragen aus der Tiefe heraus. Die Dörfer, welche man auf dem Wege nach Münſter findet, und das winterliche Münſter ſelbſt waren mit Steinen auf den Dächern verſehen, wie man es auf den ſchweizeriſchen Landſchaften findet, und ſchon ganz in Schnee eingehüllt, ſo daß wir eine ganz charakteriſtiſche Winterlandſchaft vor uns hatten. Manchmal iſt das Felsthal, durch welches die Chauſſee führt, ſo eng, daß die Mittagsſonne nur eine halbe Stunde hineinſcheinen kann und das Thal die übrige Zeit in tiefem Schatten liegt; indeſſen kommt hier der Kretinismus noch nicht vor, den man in den ſonnenberaubten Felsthälern des Oberwallis findet. Die Landſtraße überwindet alle die naturlichen Schwierigkeiten; man ſieht es an derſelben, wie trefflich es die Schweizer, durch die geologiſche Struktur ihres Landes gezwungen, verſtehen, allen natürlichen Hinderniſſen zu trotzen, und die beſten Straßen und Brucken der Welt zu bauen. Meilenweit war der Weg in den Felſen hineingeſprengt und man konnte noch die Pulvergänge verfolgen, welche der Landſtraße den Weg gebahnt hatten. —

Gegen Abend kamen wir nach Biel herunter, hoch, wie vom Himmel

Digitized by Google

herab, auf dem vielfach gezackten Wege. Der Schnee verlor ſich ziemlich wieder und die Luft war weniger rauh. Eine fünfſtündige Fahrt von Biel aus über Aarberg durch ein wohlangebautes und anſcheinend reiches Land brachte uns nach Bern, der alten Patrizierſtadt und Bundeshauptſtadt der Schweiz.

XII.

Bern iſt eine Stadt von durchaus individuellem Gepräge, ſo daß man an dem Aeußern der Stadt, an der Bauart der Häuſer und Straßen, unſchwer den ganzen Typus der Stadt, die Geſchichte derſelben und den Charakter ihrer Bevölkerung erkennen kann. Wie denn überhaupt die europäiſchen Städte ſich dadurch von den amerikaniſchen unterſcheiden, daß ſie eine durchaus individuelle Phyſiognomie haben, und einen beſtimmt ausgeprägten Charakter zeigen, während die amerikaniſchen Städte in einer langweiligen Einförmigkeit gebaut ſind: bildet beſonders grade die Schweiz in ihrer vielfachen Sonderentwickelung und in ihrer höchſt intereſſanten Detailgeſchichte, eine Menge höchſt verſchiedener Gemeinweſen, von denen jedes ſeine beſonderen Ecken und Kanten herauskehrt, und an ſeinen geſchichtlichen Ueberlieferungen feſthält. Es liegt etwas Ariſtokratiſches und Abgeſchloſſenes in dieſen Gemeinweſen, welches man außerhalb der Schweiz vielleicht nur noch in den Hanſeeſtädten findet; trotz der modernen republikaniſchen Formen und der Umwälzungen, welche die moderne Geldwirthſchaft und Induſtrie auch in der Schweiz von den Städten aus bis in die entlegenſten Alpenthäler hervorgebracht hat, finden wir doch noch viel Ueberreſte von den zünftigen, patriziſchen Einrichtungen des Mittelalters, von dem Trotz eines reich und mächtig gewordenen Bürgerthums, und von jenem ſchroffen, eigenſinnigen Patriotismus, der ſich häufig in den gehäſſigſten Nativismus verliert. Bern grade zeigt uns dieſen Typus, oder zeigte ihn wenigſtens zu jener Zeit noch, da die Lokomotiven noch nicht über die Alpen dahinflogen und der Credit mobilier noch nicht das allgemeine Nivellement aller materiellen Verhältniſſe eingeleitet hatte. Ohne, wie Baſel und Genf, in den allgemeinen Weltverkehr hineingezogen, ohne wie Zürich ein Heerd der modernen Induſtrie zu ſein, hat Bern ſo ziemlich ſeinen alten patriziſchen Charakter beibehalten, und der Umſtand, daß dieſe Stadt gegenwärtig Sitz der Bundesverſammlung und in Folge deſſen der geſammten Diplomatie iſt, verſtärkt noch dieſen ariſtokratiſchen Typus. Die ganze Bauart der Stadt hat etwas Exkluſives, Mittelalterliches. Von drei Seiten von der reißenden Aare umfloſſen, drängt ſich die Stadt eng zuſammen, und hat nicht die freundlichen, behaglichen

Digitized by Google

Vorſtädte, die in andern großen Städten auch den minder wohlhabenden Bewohnern eine Wohnung darbieten. Die ganz Stadt iſt von Stein gebaut, und hat ſchwerfällige, alte Häuſer, unter denen noch genug Reliquien aus mittelalterlicher Zeit ſind, welche man in jedem Reiſehandbuch nachſehen mag. Einen finſteren Anblick gibt es der Stadt, daß dieſelbe, wenigſtens die Hauptſtraßen derſelben, noch mit Bogen gebaut ſind, wie wir dies auch in einigen deutſchen Städten, z. B. der Hauptſtadt von Weſtfalen, Münſter finden. Die Seitenwege der Straßen beſtehen aus einer Reihe von Gewölben, über welchen die übergebauten Häuſer hängen, und ſo angenehm es bei Regenwetter iſt, trockenen Fußes durch die Stadt gehen zu können, ſo langweilig iſt es auf die Dauer, immer wie in Kellergewölben umherzuwandeln, ohne den Schatten grüner Bäume und die friſche Luft zu genießen. Freilich, man hat nur wenige Schritte nothwendig, um aus der Stadt herauszukommen, auf die alten, zu Promenaden eingerichteten Feſtungswälle, von welchen aus man eine entzückende Ausſicht auf die Berner Oberalpen und das Vorland hat, und wo eine Hochlandbriſe weht, die man an den Ufern des Michigan-Sees nicht ſtärker findet.

Wir fanden den Charakter der Bewohner im Einklang mit dem ganzen Bilde der Stadt, kalt, abgeſchloſſen, eng, voll nativiſtiſcher Vorurtheilen. Man merkt nicht nur den Patriziern, die in Bern ihre älteſten und berühmteſten Geſchlechter haben, ſondern im Allgemeinen an der ganzen Bevölkerung, daß Bern einſt die Herrſchaft über den ſchönſten Theil der Schweiz bis an die ſchönen Weingelände des Wadtlandes und die Ufer des Genferſees beſaß, und in dem Reichthum und dem Anſehen einzelner Familien mit den erſten Männern des römiſchen Reiches wetteifern konnte. So erbittert damals auch der Parteihaß zwiſchen den beiden Parteien den Radikalen und Patriziern, den Schwarzen und Rothen war, ſo fanden wir doch gewiſſe Grundzüge, und namentlich einen großen Fremdenhaß, als eine gemeinſame Eigenſchaft der ganzen Bevölkerung, obgleich die radikale Partei von ihren patriziſchen und jeſuitiſchen Gegnern die Partei der „Ausländer" genannt wurde. Die Führer der radikalen Partei waren nämlich Schüler des bekannten Profeſſor Schnell (aus Naſſau), jenes hochbegabten und trefflichen Juriſten, der an der Univerſität ein Recht, ein wirkliches Recht gelehrt hatte, und der leider in ſeinem Alter von der Höhe ſeines Ruhmes und der allgemeinen Achtung heruntergeſunken war. Niggeler, Stämpfli, unbedingt der bedeutendſte und begabteſte Politiker im Canton Bern, wenn nicht in der ganzen Schweiz, waren die Schüler dieſes Schnell; ihnen ſtand die Familie Vogt und andere deutſche Profeſſoren zur Seite, und daher der Namen „Ausländer", mit dem man die Radikalen ſchmähte,

Digitized by Google

obgleich die eigentliche Maſſe der radikalen Bevölkerung von Bern an Fremdenhaß gewiß mit den Patriziern gleich·n Schritt hielt. Wir haben nachher in andern Städten der Schweiz, in dem liberalen Aarau, in dem ſchweizeriſchen Athen, in Zürich, und beſonders in Genf, eine beſſere Meinung von der Hoſpitalität der Schweiz erhalten, als in der Stadt, welche nicht ohne Grund den Bären zu ihrem Wappen erkoren.

XIII.

Während unſeres Aufenthaltes in Bern ſtanden die verſchiedenen Parteien ſich ſchroff gegenüber, und es begann damals grade die Reaktion gegen den Sonderbundskrieg und die aus demſelben hervorgegangenen politiſchen Zuſtände. Wie jede politiſche Halbheit in ſich ſelbſt zerbröckelt, und jedes Kompromiß die Abneigung der Parteien gegen einander und die Gegenſätze in der Politik nicht aufhebt, ſondern permanent macht und auf die lange Bahn hinſchiebt: ſo hatte auch der Sonderbundskrieg und die durch denſelben bewirkte Bundesverfaſſung alle Fehler eines Kompromiſſes und einer unentſchiedenen Vermittelungspolitik. Die eigentliche Sonderbundspartei war ebenſo wenig vernichtet worden, wie die Kantönli-Souverainität, mit welcher die Schweiz im Kleinen ebenſo viel Unfug angerichtet, wie die amerikaniſchen Sklavenſtaaten im Großen. Die neue Verfaſſung beſchränkte die Centraliſation des kleinen Landes auf die nothwendigſten Punkte, und ließ das ganze Syſtem der Kantonal-Souverainität, welches gerade der Sonderbundspartei zum Anhaltepunkte gedient hatte, ſtehen. So kam die monſtröſe Einrichtung, daß ein Land von drei Millionen Einwohnern und in der tiefſten Zurückgezogenheit von der europäiſchen Politik lebend, 22 verſchiedene Staaten bildete, 22 beſondere Regierungen hatte 44 geſetzgebende Verſammlungen, neben und unabhängig von der dreifachen Centralgewalt des eidgenöſſiſchen Bundes. Allerdings, das Regieren iſt in der Schweiz nicht ſo theuer, wie anderswo, aber die Mängel dieſes Syſtemes treten doch deutlich zu Tage; dieß haben wir namentlich in dem neulichen Eiſenbahnſtreite und in der Rebellion des Kanton Waadt geſehen. Auch machen ſich die Sondergelüſte der kleinen Waldkantone und ihre jeſuitiſchen Beſtrebungen unter dem Schutze der neuen Bundesverfaſſung nicht minder geltend, wie zu den Zeiten Siegwart Müller's. So iſt es, wenn man neue Inſtitutionen auf alte verfaulte Einrichtungen pflanzen will. Wenige Männer in der Schweiz hatten indeſſen die Mangelhaftigkeit der neuen Bundesverfaſſung eingeſehen, und opponirten derſelben aus radikalen Gründen. Dieſe Leute konnten nicht populär werden, weil auch

in der Schweiz der Patriotismus mehr gilt, wie das radikale Prinzip, und ſpeziell deßhalb, weil das Centraliſationsſyſtem, das ſchon Napoleon I. im Jahre 1801 einführte, im Volksglauben mit allen Gehäſſigkeiten der franzöſiſchen Uſurpation verbunden war. Erſt allmählich und in wenig erleuchteten Köpfen gewinnt die Ueberzeugung Raum, daß die helvetiſche Verfaſſung von 1801, eine Art Departementalverfaſſung nach dem franzöſiſchen Syſtem, für die Schweiz die einfachſte und zuträglichſte war, und daß ſie jedenfalls für die kleine Schweiz zuträglicher geweſen wäre, als für das große Frankreich.

Dem ſei, wie ihm wolle, die neue Bundesverfaſſung war eine halbe Maaßregel, wie man dies namentlich in neueſter Zeit ausgefunden hat. Schon im Jahre 1848 gab es eine radikale Partei, welche dieſer Anſicht war. Sie kehrte aber ihre Oppoſition gegen die neue Bundesverfaſſung nicht heraus, weil dies ihr eine vollſtändige Unpopularität zugezogen hätte, und weil denn doch die neue Bundesverfaſſung ein weſentlicher Fortſchritt gegen den früheren Zuſtand der Dinge war. Ihre Oppoſition gegen das herrſchende Syſtem bezog ſich vielmehr auf die auswärtige Politik und auf die Neutralitätsgeſetze. Die Neutralitätspolitik war die offizielle Politik des Bundesrathes, namentlich Ochſenbein's und der Züricher Herren, welche mit allem Fanatismus, welcher reaktionären Beſtrebungen eigen iſt, an dieſer Doktrin feſthielten. Die Antineutralitätspartei hatte zu ihrem Führer Stämpfli; in Aarau, St. Gallen, im Waadtlande hatte dieſe Partei ihre vereinzelte Anhänger; herrſchend war dieſelbe nur in Teſſin, wo man während der fortwährenden Unruhen in der angrenzenden Lombardei die Neutralität nicht brauchen konnte, und in Genf, der Stadt des Kosmopolitismus, wo ſowohl Fazy und ſeine, die herrſchende Partei, die Mitleidenſchaft mit den Geſchicken der Völker auf ihr Banner geſchrieben hatten, als auch die ſocialiſtiſche Partei unter Galeer die modernen Ideen des Völkerbundes propagirte. Der Unterſchied zwiſchen beiden Parteien war indeſſen der, daß die ſocialiſtiſche Partei die eigentlich revolutionäre Partei war, während Fazy ſich mit dem bequemen „Laissez aller!“ begnügte.

Es läßt ſich indeſſen nicht leugnen, daß dieſe radikale Partei in der damaligen Zeit ſehr in der Minderheit war. Der Schweizer kann weniger, wie irgend ein anderes Volk die Ideen der Völkerſolidarität begreifen. Abgeſchloſſen hinter ſeinen Bergen vom Weltverkehr, ſind auch ſeine Gedanken von der Weltpolitik abgeſchloſſen. (Die Eiſenbahnen werden wohl in beiden Beziehungen eine Aenderung hervorbringen.) Er hält ſich für frei, ſolange die Thatſache der Unterdrückung nicht direkt an ihn herankommt,

Digitized by Google

wie dies bei der Neuenburger Frage der Fall war; für die indirekte Unterdrückung durch diplomatiſche Unterhandlungen und Noten u. ſ. w. hat er kein Auge und Ohr. Außerdem war damals die Theorie der Neutralität, den fortwährenden Niederlagen der Revolution und den bombardirten Städten gegenüber, eine ſehr bequeme Lehre, mit der man allgemein den Ausſpruch verband: Wir Schweizer haben die Sache für uns gemacht, — im Sonderbundskriege, — jetzt macht ihr andern Völker die Sache für euch auch. Das war allerdings ein kluges und praktiſches Wort, und die Schweizer ſind eben ſo klug und praktiſch, wie die Amerikaner.

Was nun die Theorie der Neutralität ſelbſt anbetrifft, ſo iſt dieſelbe wohl hinlänglich durch die Philoſophie, wie durch die Thatſachen ſelbſt, kritiſirt. Die Menſchheit hat ſich längſt wiſſenſchaftlich als Einheit, als eine Gattung begriffen, welche nicht einmal durch Racen- und Namens-Unterſchiede, am wenigſten aber durch geographiſche Grenzen getrennt iſt. Der Welthandel, der Dampf, die Eiſenbahnen und Telegraphen haben die Grenzen zwiſchen den Völkern vernichtet. Die Neutralität, welche die Schweiz erheuchelte, war deßhalb niemals mehr, wie eine Illuſion, hinter welcher die contrerevolutionären Gelüſte verborgen waren. Die Neutralität war immer nur gegen die Revolution, niemals gegen die Reaktion gerichtet. Und dieſer Reaktion fiel die Schweiz ſelbſt zum Opfer. Nicht nur, daß die Neuenburger Frage auf das Deutlichſte die Solidarität aller Nationen bewies, — die letzte Finanzkriſis, welche vom Weſten Amerika's ausgehend, die ganze Welt durchzog und alle Völker in Mitleidenſchaft zog, überſchritt auch die Alpen und zeigte gerade der Züricher Neutralitätspartei, daß auch die Schweiz keine Ausnahme von dem allgemeinen Völkerſchickſal bilde. Die Schweiz hat jetzt gerade ſo ihre Jeſuiten und ihre Reaktion, wie Oeſterreich und Italien, und die eingebildete Neutralität war nichts, wie eine Illuſion, die in den diplomatiſchen Kreiſen Europa's mit Mitleiden behandelt wurde.

Conſequenter allerdings, wie dieſe Neutralitätspolitik, welche aus Compromiſſen und Inconſequenzen gar nicht herauskam, und vermittelſt des Bundesrathes die ganze offizielle Schweiz blamirte, war die alte Sonderbundspartei, welche, aus den verſchiedenſten Elementen beſtehend, doch nur ein Ziel verfolgte, und ſich die Rathloſigkeit des Bundesrathes zu Nutzen machte, um nach und nach jede verlorene Poſition wieder zu gewinnen. Der Baſeler Bankier mit ſeinen ererbten Reichthümern, und der Landmann von Schwyz, der die Pilger nach Einſiedeln brandſchatzt, der Berner Patrizier und der Söldling von Neapel, der ſteife, intolerante Calviniſt von Genf und der Freiburger Jeſuit: — alle dieſe verſchiedenartigen Elemente arbeiteten an der Wiederherſtellung der alten Ordnung der Dinge und gegen die Errungenſchaften des Sonderbunds-

krieges. Das einflußreichſte Blatt dieſer Partei war damals die „Basler Zeitung", welcher einige Jahre ſpäter der Bundesrath reaktionär genug wurde, um von ihr vertheidigt zu werden. Dieſe Partei liebäugelte in ihren Organen mit den extremſten Anſichten des Despotismus und beſonders mit dem Habsburger Hauſe, und man merkte den Deklamationen dieſer jeſuitiſchen Preſſe an, daß man Geluſte hatte, nicht nur hinter den Sonderbundskrieg, ſondern ſelbſt hinter Tell und die Erſtürmung von Zwing-Uri zurückzugehen. Ein öſterreichiſches Protektorat hätte man ſich in den Urkantonen gern gefallen laſſen, wäre es auch nur geweſen, um die Segnungen des Konkordates in vollem Maaße genießen zu können.

Dies waren im Allgemeinen die drei Parteien, welche wir damals in der Schweiz vorfanden. Einzelne Spuren des modernen Sozialismus fanden ſich in den Fabrikgegenden, in Zurich, wo Treichler ſich durch ſeine Popularität unter den Arbeitern ſeine politiſche Stellung erwarb, im Val des Travers, wo eine zahlreiche Uhrenfabrikation exiſtirt, in Genf, wo die Lehren von Jean Jacques Rouſſeau noch unter dem Volke leben; — aber allen dieſen Beſtrebungen, obgleich mit denſelben früher ſelbſt ein Druey ſympathiſirt hatte, konnte man nicht den Namen einer Partei geben.

In Bern ſelbſt trat der Kampf zwiſchen der radikalen Partei und dem ſonderbündleriſchen Patrizierthum, welche beiden Fraktionen die neutrale bundesräthliche Partei vergebens auseinander zu halten ſuchte, mit aller perſönlichen Gehäſſigkeit hervor. In den engen Verhältniſſen der ſchweizeriſchen Kantonspolitik wird jeder politiſche Kampf ſofort zu einem perſönlichen; er hält ſich nicht in den Schranken allgemeiner politiſcher Beſtrebungen, ſondern greift in die Familien ein, ſo daß wir noch heute das alte Spiel der Montechi und Capulett ſehen. Stämpfli, der talentvolle, energiſche und unermudliche Führer der radikalen Partei, hatte in ſeiner damaligen Eigenſchaft als Finanzdirektor des Cantons Bern, Gelegenheit genug, ſich über gewiſſe Finanzſpekulationen der alten Patrizierregierung zu unterrichten, und machte davon zu den empfindlichſten Angriffen Gebrauch. Er wies nach, daß der große Reichthum alter Patrizierfamilien aus dem Beutel des Volkes herrühren, namentlich brachte er die Beweiſe dafür, daß die bedeutende Summe, welche zur Zeit des napoleoniſchen Protektorates an den Kanton für die Abtretung des Waadtlandes gegeben wurde, in den Taſchen der Bern regierenden Familien verſchwunden ſei. Seine Angriffe gingen noch mehr in's Perſönliche, als er eine der ariſtokratiſchen Familien, Fueter, angriff, daß ihr Vermögen aus den Unterſchleifen eines ehemaligen Münzdirektors Fueter ſtamme. Dieſe Angriffe wurden in der Berner Zeitung mitgetheilt, als deren Redakteur Herr Niggeler auf dem Blatte genannt wurde, die aber faſt ganz allein von

Stämpfli geſchrieben wurde. Als die Reaktion und die Blöſch'ſche Regierung uber den Canton kamen, verklagte die Familie Fueter den Verbreiter jener Anſchuldigung, und Stämpfli wurde zur ſelben Zeit, als er Präſident des Nationalrathes war, zu einer Gefängnißſtrafe verurtheilt. Der Kampf zwiſchen beiden Parteien war damals überhaupt ſo ſchroff, daß er am Ende die öffentliche Meinung ermüdete, und man einige Jahre darauf ein Kompromiß machte, das beide Parteien zur gemeinſchaftlichen Leitung der Regierung aufforderte.

Stämpfli hat nachher eine der bedeutendſten Rollen in der Entwickelung der neuen Zuſtände in der Schweiz geſpielt, und die Kritik über ihn war auf der rechten, wie auf der linken Seite oft übertrieben. Wir glauben, daß wir ſeine ſpäteren Regierungshandlungen im Schooße des Bundesrathes und als Bundespräſident nur von dem Standpunkte ſeiner eigenen Partei und ſeiner eigenen Anſichten beurtheilen können, und da finden wir allerdings einzelne Inconſequenzen. Ein Mann, der von jeher Gegner der Neutralitätspolitik war, durfte in der Affaire der Flüchtlings-Ausweiſung nicht die Rolle ſpielen, welche er geſpielt hat. Ferner verboten ihm ſeine politiſchen Anticedenzien und Verbindungen ſeine nachgiebige und halbe Haltung in der Neuenburger Frage. Indeſſen rechtfertigen ihn die Umſtände und die Verantwortlichkeit, die auf ſeinem Amte laſtete, wenigſtens einigermaaßen. Es wird wohl keinen Politiker der Welt geben, welcher mit der Leitung der Regierung betraut, den ganzen Radikalismus früherer Oppoſition beibehielte. Uebrigens iſt Stämpfli ein tuchtiger Finanzmann, ein unermüdlicher Arbeiter, und ein Mann, deſſen Blick über die Grenzen ſeines engen Vaterlandes heraus ſieht.

XIV.

Der Aufenthalt in Bern war nicht ſehr angenehm für uns, denn die Stimmung der Bevölkerung im Allgemeinen und mit wenigen Ausnahmen war ſo kalt und rauh gegen uns, wie der winterliche Alpenwind, dem grade die Stadt Bern bedeutend exponirt iſt. So wie daher die erſten Anzeichen des Frühlings kamen, ging es nach Genf, und in der That, die großen Erwartungen, welche wir von der Stadt Rouſſeau's mitbrachten, wurden nicht nur erfüllt, ſondern ubertreffen. Deutſchland hat hübſche, angenehme Städte; in Heidelberg und am Rhein lebt es ſich prächtig, und die ſuddeutſchen, wie die norddeutſchen Städte zeigen jede in ihrer Art beſondere Reize. Aber wer in Genf gelebt, mag alles Andere vergeſſen. Ueber dieſe glückliche Stadt hat die Natur alle ihre Reize ausgeſchüttet, und die ſchroffe Majeſtät der Alpennatur mit Felſen, Bergen und Gletſchern mildert ſich an den Ufern des ſilbernen See's zu einer idylliſchen Landſchaft voller Behaglichkeit und mit allen Reizen der Abwechſelung geſchmückt.

Digitized by Google

Große hiſtoriſche und literariſche Erinnerungen drängen ſich an dieſer vorzugsweiſe der Civiliſation geweihten Stelle zuſammen, und die Luft ſcheint von dem Odem St. Jacques Rouſſeau's, Voltaire's, Byron's noch heute belebt zu ſein. Lange ſchon im dunkeln Mittelalter war Genf der Zufluchtsort Derer, welche ſich eine Heimath für Gewiſſensfreiheit ſuchten; die religiöſe und politiſche Emigration hat dieſe Stadt aufgebaut, und noch heute weht darin ein kosmopolitiſcher Geiſt, der gerade dem Nativismus der übrigen Schweiz gegenüber den wohlthuendſten Eindruck macht. Man kann wohl ohne Uebertreibung ſagen, daß Genf durch alle Claſſen der Bevölkerung hin die gebildetſte Stadt der Welt iſt; hier ſchweigen die Rohheiten der andern großen Städte und ein Geiſt der Humanität zeigt ſich überall, der viel weiter reicht, wie die franzöſiſche Politeſſe. Nun, das Lob Genf's und des Genfer See's iſt ſchon von fähigeren Zeugen geſchildert worden; die Lieder Byron's ſchweben über den See, und jeder Dichter, jeder Künſtler, dem es vergönnt war, in dieſem Paradieſe eine Spanne Zeit zuzubringen, hat den Tribut der Bewunderung und Dankbarkeit der liebenswürdigen Stadt abgeſtattet, zu dem wir nur einen kleinen Beitrag geben können. Es gehört viel dazu, wenn man in dieſer reichen Natur, in dieſem behaglichen Klima und unter dieſen guten Menſchen gelebt hat, — es gehört viel dazu, daß man es denn noch anderswo aushalten kann.

Wie könnte man mit einigen Federſtrichen das Bild zeichnen, an dem ſich die Poeſie der größten Dichter verſucht hat, ohne vollſtändig den Glanz und die Pracht hervorzubringen, welche in dieſer Naturſcene liegt. Weit um den See herum, der im Silberſchimmer daliegt, ſo glänzend, daß das Auge ſich oft davon abwenden muß, weil es die Fülle von Licht nicht ertragen kann, liegt die Stadt dort, amphitheatraliſch anſteigend, oben mit den ſchweren ſteinernen Gebäuden des Mittelalters, unten mit freundlichen modernen Landhäuſern, Vorſtädten und einer üppigen Fülle von Grün, zwiſchen denen ſich die ſchönſten Villa's der Welt verſtecken. Der braune Saleve bildet in kräftigen Strichen den Hintergrund des Gemäldes, und hinter dieſem pittoresken Gebirge erhebt ſich die Kette des Montblanc und Monte Roſa mit alle dem glänzenden Farbenſpiele der Alpenwelt. Die ganze nähere Umgebung des Sees iſt anmuthig und behaglich; Parks, Weinberge, Wieſenhügel liegen in maleriſcher Abwechſelung durch einander, und laden zur Ruhe und zum Genießen ein. Köſtlich iſt es, Abends auf einem Nachen hinauszufahren, und die Ufer aus der Ferne zu betrachten. Die Kette des Montblanc tritt bedeutend hervor, und das Alpenglühen iſt ſchöner, wie ſelbſt im Berner Oberland. Die Stadt mit ihren erleuchteten Brücken liegt in einem weiten Halbkreiſe um den See, und umgibt denſelben mit einem Lichterkranz. Dort vom Gebirge her winken

Digitized by Google

die Lichter einſamer Landhäuſer und friedlicher Dörfer; wir können kaum unterſcheiden, ſind dies Sterne oder die Wohnungen ſterblicher Menſchen. Die Abendglocken tönen von nah und fern, von den Savoyiſchen Dörfern, vom ſchweizeriſchen Ufer her, und ihr Ton vermehrt die zaubriſche Wirkung dieſer Scene. Mit der untergehenden Sonne verändert ſich jeden Augenblick das Colorit der Landſchaft, bis daß endlich der Mond am Himmel ſteht, und die Kuppe des Montblanc verſilbert.

Dies iſt ein Schauſpiel, an deſſen Erinnerung man Jahre lang zehren kann.

Die Symbolik der menſchlichen Geſtalt.

(Von Carl Guſtav **Carus**, Zweite Auflage, Leipzig, Brockhaus, 1858.)

Carus iſt als ein geiſtreicher Anthropolog und Pſycholog bekannt, und auch das vorliegende Buch wird dazu beitragen, ſeinen wiſſenſchaftlichen Ruf in denjenigen Wiſſenſchaften, welche uns über uns ſelbſt und die Menſchennatur aufklären, feſtzuſtellen. Die Symbolik der „menſchlichen Geſtalt" iſt gewiſſermaßen eine neue Wiſſenſchaft, wenn man ſie ſchon jetzt eine Wiſſenſchaft nennen kann; ihre Aufgabe iſt, aus der Summe der Erſcheinungen im äußeren Baue des Menſchen auf deſſen inneres ſeeliſches Sein zu ſchließen. Wir ſehen, dieſe Aufgabe iſt eine ſehr weit geſtellte und umfaſſende, und man hat ſich mit den einzelnen Theilen derſelben ſchon lange und vielfach beſchäftigt, ohne daß indeſſen dieſen Verſuchen der Name einer Wiſſenſchaft gebührt hätte. Phrenologie, Kranioſcopie, Phyſiognomik, Morphologie, Chirologie, alle dieſe Verſuche, aus gewiſſen äußerlichen Erſcheinungen des menſchlichen Körpers die Conſtitution, das Temperament, die geiſtigen Anlagen zu entziffern, waren früher mehr in den Händen von Abenteürern, welche ihre vorgebliche Kunſt, die Geheimniſſe des menſchlichen Herzens zu entdecken, zur Ausbeutung leichtgläubiger Perſonen benützen, als in den Händen der wahren wiſſenſchaftlichen Forſchung. Daß die Symbolik der menſchlichen Geſtalt ſich nicht auf die Betrachtung des Schädelbaues oder irgend einer weſentlichen Eigenthümlichkeit am menſchlichen Körper allein beſchränkt, ſondern den **ganzen Habitus des Körpers** zur Grundlage ihrer Unterſuchung macht, iſt jedenfalls ein großer Fortſchritt zu einer eigentlich wiſſenſchaftlichen Behandlung dieſes Thema's, obgleich ſolcher Wiſſenſchaft immer nur ein bedingter Werth eingeräumt werden kann, und ſie ein Terrain behauptet, auf dem nicht nur Trugſchlüſſe möglich ſind, ſondern auf dem man auch

Digitized by Google

beſſere und zuverläſſigere Rathgeber hat, als die Zeichen der äußeren Geſtalt. Man wird uns dies ſchon wohl von vornherein zugeben, daß man aus den Gedanken, Worten und Handlungen des Menſchen die geiſtige Beſchaffenheit deſſelben richtiger entziffern kann, wie aus einzelnen Erhöhungen des Schädels, aus der Beſchaffenheit der Naſe, oder gar aus den Linien der Hand, und wir glauben, daß dieſe Wiſſenſchaft der „Symbolik“ oder vielmehr Phyſiognomik ebenſo wie die alte Phrenologie, nur dann einen werthvollen Beitrag zur Menſchenkenntniß liefert, wenn man ſie nur als eine unterſtützende und nebengeordnete, nicht aber als eine ſelbſtſtändige und abſolute Wiſſenſchaft betrachtet. So wird der Criminaliſt z. B. weſentliche Vortheile aus dieſer Wiſſenſchaft ziehen, wenn er die phyſiognomiſche Beſchaffenheit eines Inculpaten nicht an und für ſich, ſondern in Verbindung mit der Erziehung und den äußeren Verhältniſſen deſſelben und in Bezug auf die von ihm verübte That unterſucht und berückſichtigt; ein ſehr gefährlicher Fehler wäre es, wollte er ſich allein durch die Summe der körperlichen Erſcheinungen leiten laſſen.

Allerdings der Grundgedanke der Symbolik iſt von tiefer, innerer Wahrheit; jeder Menſch iſt ſich ſelbſt ſein Symbol. Die ganze ſeeliſche und geiſtige Beſchaffenheit des Menſchen ſymboliſirt ſich in ſeinem Aeußern; die Völker ſymboliſiren ſich in den Geſtalten ihrer Götter, in ihren öffentlichen Kunſtwerken, und wenn Schiller ſagt: „In ſeinen Göttern malt ſich der Menſch“, hat er gerade dieſe Symbolik mit einem paſſenden Worte bezeichnet. Carus ſagt hierüber: „Man darf es geradezu ausſprechen, daß je tiefer die Natur und Sinnesweiſe eines Menſchen iſt, deſto mehr wird ihm Alles, was er erkennt und erlebt, zur Bedeutung eines Symbols werden.“

Wenn wir die Symbolik auffaſſen als die Darſtellung des inneren Gehaltes durch äußere Formen, ſo kommen wir freilich zu Vorausſetzungen und Schlüſſen, mit welchen mancher Anhänger der alten Phrenologie nicht zufrieden ſein wird. In unſeren Augen iſt die äußere Form ein Reſultat und eine Wirkung der pſychiſchen Thätigkeit, nicht aber die Urſache und die Schranke derſelben. Die innere Kraft produzirt die äußere Form. Es iſt eine Wechſelwirkung zwiſchen dem Inneren und Aeußeren vorhanden, deren beiden Seiten man gleiche Rückſicht tragen muß, um nicht einſeitig zu werden. Das Innere iſt nur das verinnerte Aeußere, das Aeußere iſt das veräußerte Innere. Die Organiſation des Körpers iſt allerdings immerhin eine Schranke und ein Bedingniß der geiſtigen Entwickelung, namentlich in Fällen von Abnormitäten, von denen man merkwürdigerweiſe gewöhnlich allein in der Phrenologie zu ſprechen weiß. Aber bei der geſunden, normalen Entwickelung des Menſchen und bei den nöthigen körperlichen Vorausſetzungen dazu, wird der Geiſt der Menſchen

Digitized by Google

ſich ſeiner Aeußerlichkeit einprägen, in einer ähnlichen Weiſe, wie ſich der ſchaffende Geiſt des Künſtler dem Marmor einprägt, und in dieſer Beziehung kann man ſagen, daß jeder Menſch an ſeiner eigenen Leiblichkeit arbeitet. Der wichtigſte Begriff, den wir in der Anthropologie haben, der Begriff der Individualität, ſcheint uns nicht in einer zufälligen Zuſammenhäufung von äußeren Eigenſchaften und Formen zu liegen, die ſo mannigfaltig ſind, daß Jeder für ſich etwas Eigenthümliches, Kennzeichnendes, Unterſcheidendes hat, ſondern vielmehr in einer inneren Durchdringung und Beherrſchung dieſer Eigenſchaften, in einer beſonderen Entwickelung derſelben von Innen heraus. Mit einem Worte, es ſcheint uns die Leiblichkeit wenigſtens eben ſo ſehr von dem, was wir Seele und Geiſt nennen, abhängig zu ſein, wie umgekehrt der Geiſt von der leiblichen Organiſation.

Damit ſoll der Symbolik nicht ihre Bedeutung genommen werden; im Gegentheil, ſie wird ſie durch dieſe Auffaſſung nur erhalten. Der Geiſt ſcheint durch den Körper hindurch. „Der Menſch in ſeinem Wunderbau", ſagt Carus, „iſt die erſte That der Seele, oder vielmehr der Idee, und zwar eine ſolche, durch welche die Idee zur Seele und zum Geiſte ſich entfaltet; wir betrachten daher dieſen Bau mit Recht als das höchſte Zeichen, als das eigenſte Symbol dieſer Idee, und wie Göthe als Gleichniß des Lichtes ſagt: „vergebens bemühen wir uns, den Charakter eines Menſchen zu ſchildern; man ſtelle dagegen ſeine Handlungen, ſeine Thaten zuſammen, und ein Bild des Charakters wird uns entgegentreten", — ſo ſtudiren wir das Ergebniß der bildenden Thaten der Idee, die O r g a n i ſ a t i o n, und zwar hier beſonders die geſammte äußere Erſcheinung des Menſchen, und das Bild ſeines inneren ſeeliſchen Sinns, ſein C h a r a k t e r, muß deutlich und verſtändlich uns entgegentreten.

Man möge uns eine Abſchweifung erlauben. In unſerem Streite gegen eine gewiſſe Auffaſſung des Materialismus behaupteten wir, daß eine ähnliche Methode, wie die, deren ſich die Naturwiſſenſchaften bedienen, auch zur Erkenntniß der geiſtigen Welt dienen könne, nämlich daß man von den Erſcheinungen der Kräfte auf das Weſen derſelben zurückſchließt, und grade das Weſen der geiſtigen Kraft in den Erſcheinungen derſelben findet. Wir hielten dieſe Methode für die einfachſte und gradeſte, um die Geſetze der Denkoperationen u. ſ. w. zu finden, und glaubten und glauben noch heute, daß uns eine ſolche Beobachtungs- und Erfahrungswiſſenſchaft beſſer zurecht führt, als die Chemie und chemiſche Analyſen, als Elektrizität und phyſikaliſche Apparate. Wir haben den Menſchen vor uns, in ſeinem Aeußern, ſeiner Leiblichkeit, ſeinen Handlungen, ſeinen Gedanken; — ſollte uns dies nicht genügen, ſein Weſen zu erfaſſen? Die Symbolik der menſchlichen Geſtalt iſt ein Zweig dieſer Erfah-

Digitized by Google

rungswiſſenſchaft, und wie man anfängt, dieſem Zweige der Anthropologie eine wiſſenſchaftliche Geſtalt zu geben, ſo wird man nach und nach das ganze Gebiet der Aeußerungen und Erſcheinungen des menſchlichen Geiſtes behandeln, damit auch hier das alte Bibelwort beſtätigt wird: „An ihren Fruchten ſollt ihr ſie erkennen.“ Wir ſind überhaupt überzeugt, daß gerade die fortſchreitenden Naturwiſſenſchaften den Werth einer eigentlichen Philoſophie, einer Ideenlehre, wieder hervorheben werden, denn hinter jeder naturlichen Aeußerung und Erſcheinung ſehen wir die Idee als das leitende Prinzip und die erſte Urſache.

Dies beiläufig. Es kommt nun zunächſt darauf an, den Umfang deſſen, was wir unter dieſer neuen Wiſſenſchaft Symbolik verſtehen, zu bezeichnen, und dieſer Wiſſenſchaft eine beſtimmte Grenzlinie zu geben. Carus geht nicht ſo weit, wie Lavater, der ſich über ſeine Wiſſenſchaft der Phyſiognomik folgendermaßen ausdrückt: „Wahrlich, nicht bloß ſeine nackte Geſtalt, unbedachte Geberden, die ſeine inneren Kräfte und deren Spiel bezeichnen: — Stand, Gewohnheit, Beſitzthümer, Kleider, Alles modifizirt, Alles verhullt ihn. Durch alle dieſe Hullen bis in ſein Inneres zu dringen, ſelbſt in dieſen fremden Beſtimmungen feſte Punkte zu finden, von denen ſich auf ſein Weſen ſchließen läßt, dieß ſcheint äußerſt ſchwer, ja ſelbſt unmöglich zu ſein. Nur getroſt! Was den Menſchen umgibt, wirkt nicht allein auf ihn; es wirkt auch wieder zuruck auf Selbiges, und indem er ſich modifiziren läßt, modifizirt er wieder rings um ſich her. So laſſen Kleider und Hausrath eines Mannes ſicher auf deſſen Charakter ſchließen u. ſ. w.“ So weit allerdings faßt Carus nicht die Grenzen ſeiner Wiſſenſchaft; er ſagt aber, daß überall die geſammte äußere Geſtalt Gegenſtand der Symbolik ſein müſſe, nicht etwa bloß, wie dies früher war (in der alten Phrenologie u. ſ. w.) dieſer oder jener einzelne Theil. — „Alſo die Beſonderheit der Conſtitution, des Temperamentes und der geiſtigen Anlagen, wie ſie in irgend einem Individuum erſcheinen, aus der körperlichen Bildung deſſelben mit möglichſter Beſtimmtheit zu erörtern und darzulegen: das iſt es, was wir als die weſentliche Anforderung an die Symbolik menſchlicher Bildung feſtſtellen können.

Folgende allgemeine Eintheilung hat Carus ſeiner Wiſſenſchaft zu Grunde gelegt: Er unterſcheidet die Conſtitution im Allgemeinen, als das Unbewußte in der körperlichen Erſcheinung, die geiſtigen Anlagen als die bewußte Erſcheinung, und das Temperament als die Vermiſchung des Bewußten und Unbewußten. Die Conſtitution läßt ſich namentlich am Stamm des Körpers erkennen; die Symbolik e Temperamentes liegt in den Zügen des Antlitzes, während die

geiſtigen Anlagen vorzüglich im Schädel ausgedrückt ſind. Carus hält noch an der alten Lehre von den Temperamenten feſt, und unterſcheidet neben der alten Eintheilung in choleriſches, ſanguiniſches, melancholiſches und phlegmatiſches Temperament noch die drei verſchiedenen Richtungen des Seelenlebens, Fuhlen, Denken und Wollen, nach denen ſich die verſchiedenen Temperamente charakteriſiren. In Bezug auf die geiſtigen Anlagen des Menſchen und das Maaß derſelben findet er vier verſchiedene Klaſſen, den Genius, den er als mächtig und groß im Ganzen und Einzelnen bezeichnet, das Talent, das nur im Einzelnen groß iſt, im Andern gewöhnlich, den Ideoten, der durftig und ſchwach im Ganzen und Einzelnen iſt, und den elementariſchen Menſchen, der dürftig und ſchwach im Einzelnen und im Ganzen gewöhnlich iſt. Man ſieht, der Verfaſſer liebt es, zu ſchematiſiren, und die einzelnen Kategorien in allgemeinen Rubriken niederzulegen, aber es iſt immerhin ein mißliches Ding, auf dieſe Weiſe zu generaliſiren, beſonders in einer Sphäre, wo die Individualität ſich rückſichtslos geltend macht. Das Claſſifiziren und Schematiſiren iſt überhaupt eine Lieblingsbeſchäftigung der deutſchen Gelehrten; es kommt dadurch allerdings eine gewiſſe Ordnung und Ueberſicht in die Wiſſenſchaft, aber ſtatt des konkreten, lebendigen Weſens erhalten wir abſtrakte Kategorien.

Carus entwickelt die einzelnen Anlagen nach den drei Grundkräften, welche die ältere Pſychologie aller Geiſtesthätigkeit zu Grunde legt, nämlich Erkenntniß, Gefühl, Willen, und unterſcheidet darnach Wahrnehmungsformen (die Sinne, das Wort in geiſtiger Bedeutung genommen), innere Empfindungsformen [Gefühle] und Begehrungsformen [Triebe.] Unter dieſe drei Kategorien laſſen ſich alle Geiſtesanlagen vertheilen, und aus der Combination derſelben entſteht das, was wir Gedächtniß, Vergleichungs-, Denk- und Urtheilsvermögen Scharfſinn, Witz und Tiefſinn nennen, und das bei einer geſteigerten Energie der Seele Erfindungsgabe, Phantaſie und Thatkraft wird.

Wir wollen unſere Leſer nicht weiter mit den verſchiedenen Eintheilungen der Conſtitutionen, geiſtigen Anlagen und Temperamente behelligen, welche Carus aufſtellt, ſondern nur eine kurze Synopſis dieſes Buches geben, uns vorbehaltend, auf das eine oder andere Kapitel, wie z. B. auf die Geſchichte der Symbolik, auf ihren Nutzen für den Künſtler, den Politiker, den Criminaliſten u. ſ. w. ſpäter ſpeziell zurückzukommen.

Der erſte Theil der Symbolik handelt von den Beſtimmungen des geſammten menſchlichen Körperbaues durch den Modul, und man kann dieſen Theil die Proportionslehre des menſchlichen Körpers mit ihrer Anwendung auf die Temperamente geiſtige Anlagen u. ſ. w. nennen.

Der zweite Theil des Werkes behandelt die einzelnen Theile des

Digitized by Google

menſchlichen Körpers, und zuerſt das Haupt. Hier gibt uns Carus eine Entwickelungsgeſchichte des Ruckenmarks und Gehirns (nach Meckel's vergleichender Anatomie), der Schädelwirbel, und überhaupt eine vollſtändige Anatomie des Gehirnes und eine eigentliche Schädellehre, Ausmeſſung des Schädels und Kranioſcopie. Eine beſondere Aufmerkſamkeit wendet Carus der Umhüllung des Schädels zu, und ſeine Bemerkungen über die Symbolik des Haarwuchſes u. ſ. w. ſind ebenſo intereſſant, wie originell. Der Haupttheil des Buches iſt dagegen die eigentliche Phyſiognomik, die Lehre von Antlitz, der Carus mit Recht noch mehr Bedeutung beilegt, wie der Schädellehre. Carus behandelt die Grundform des menſchlichen Antlitzes, die ſogenannte Trias, die Grundlinien zur Beſtimmung der Regelmäßigkeit des Antlitzes, und geht dann zu den einzelnen Theilen deſſelben, zu Auge, Naſe, Mund, Ohren u. ſ. w. uber. Die intereſſanteſten Bemerkungen treffen hier zuſammen, und wir hoffen, unſeren Leſern einzelne Abſchnitte aus dieſem Theile des Buches mittheilen zu dürfen. Einen Anhang zur eigentlichen Phyſiognomik bildet die Symbolik der Sprache. So geht der Verfaſſer den ganzen menſchlichen Körper durch, den Hals, den Rumpf, die Extremitäten, beſonders Hand und Fuß, bis daß er endlich zu dem dritten Theile kommt, zu der praktiſchen Anwendung der Symbolik. Er unterſcheidet folgende Anwendungen der Symbolik: die pädagogiſche, die ärztliche, die gerichtliche, die ſociale und die äſthetiſche. Mit einer Unterſuchung der Altersunterſchiede, der Racen und nationalen Typen, der Geſchlechtsunterſchiede und einer Betrachtung der relativen Geltung der Symbolik überhaupt, ſchließt dieſes Buch, das wir allen denen empfehlen können, welche ſich ſelbſt und andere Menſchen kennen lernen wollen.

Editorielle Bemerkung. Wir haben von mehreren Seiten Nachricht erhalten, daß die Anſicht verbreitet iſt, die ſchlechten Zeiten hätten die Fortſetzung der „Atlantis unmöglich gemacht. Obgleich vielleicht keine Zeitung in den Ver. Staaten verhaltnißmäßig ſo viel gelitten hat, wie die „Atlantis", und wir faſt grade von vorn wieder anfangen muſſen, ſo werden wir doch die Zeitſchrift regelmäßig forterſcheinen laſſen, und fordern die wenigen der „Atlantis" treu gebliebenen Freunde auf, derſelben ihr Vertrauen zu bewahren. Nicht nur, daß wir die „Atlantis" fortſetzen werden, wir werden in Bälde längſt gewunſchte Verbeſſerungen im Innern und Aeußern derſelben vornehmen, die wir nur einſtweilen der harten Zeit wegen haben aufſchieben müſſen.

* * *

Wir werden leider nächſtens eine lange ſchwarze Liſte publiziren müſſen; einſtweilen publiziren wir folgende Namen:

F. W. Ruediger in New-York, Louis Felder in Newark, A. Lerch in Baltimore, Adolf Rinker in Keokuk.

Atlantis.

Neue Folge, Band 8. Heft 2.	Februar 1858.	Alte Folge, Bd. 10, Nr. 223–226.

Das Paradies und das tauſendjährige Reich.

Wir finden in den Sagen aller Völker an jener dunkeln Schwelle der Weltgeſchichte, welche mit dem Schleier des Mythos und religiöſer Ueberlieferungen bedeckt iſt, ein Paradies, einen Zuſtand menſchlicher Unſchuld und Glückſeligkeit, des innigen Zuſammenlebens mit Gott und der Natur, nach dem die aus dem Paradieſe vertriebene Menſchheit ſich vergebens zurückſehnt. Wie verſchieden auch die Sagen der einzelnen Völker und Religionen über dies Paradies lauten, je nach der Verſchiedenheit der Bedürfniſſe, Gewohnheiten und der Phantaſie der Urvölker; ſo viel iſt ſicher, daß ein gemeinſamer Kern dieſen Sagen zu Grunde liegt, und uns auffordert, dieſe Fabeln nicht als eine müßige Erfindung der Prieſter zu betrachten, ſondern ſie aus der Menſchennatur ſelbſt herzuleiten, als den erſten Ausdruck eines gemeinſamen Bewußtſeins der ganzen Menſchheit. Am reinſten und ſchönſten wird das Bild des Paradieſes offenbar im alten Teſtamente geſchildert, in der Geneſis; hier finden wir ein reines Naturleben, den Menſchen im Umgang mit den Thieren, die damals ihre Wildheit noch nicht hatten, und im Umgange mit Gott, der menſchlich mit dem erſten Menſchen verkehrte. Dieſe unmittelbare Einheit mit der Natur, die den alten Völkern vorſchwebte, geht allen geſchichtlichen Nachrichten vorher, ſie iſt nichts deſto weniger doch hiſtoriſch, da die Berichte aus dem uralten Nomadenleben und dem Patriarchenthum deutlich auf ein ſolches unmittelbares Naturleben hinweiſen. Aber dieſes Naturleben muß nothwendig mehr thieriſcher, wie menſchlicher Art geweſen ſein, und der Zauber, mit dem man es geſchmückt hat, kommt auf Rechnung derjenigen Gefühle, mit welchen ſich der heranwachſende Menſch ſeiner glücklichen Jugend erinnert. Der Menſch wurde erſt Menſch, ſobald er ſich von der Natur unterſcheiden lernte, ſobald das Selbſtbewußtſein kam; — er aß vom Baume der Erkenntniß. Dies Heraustreten aus der unmittelbaren Natürlichkeit, das bildlich durch die Vertreibung aus dem Pa-

Digitized by Google

radieſe durch den Engel mit flammendem Schwerte dargeſtellt wird, war der Anfang des eigentlichen, vom Thierreich geſonderten Menſchenthums, und der Beginn menſchlicher Geſchichte. Von dieſem Punkte an beginnt der Kampf des Menſchen mit der Natur, welcher den Inhalt der Weltgeſchichte bildet, und mit einer vollſtändigen Beherrſchung der Natur durch den menſchlichen Geiſt endigen wird, mit dem längſt von den Propheten geweiſſagten tauſendjährigen Reiche, einem Mythos, der ebenſo allgemein verbreitet und ebenſo alt iſt, wie der Mythos vom Paradieſe, und ebenſo ſehr ſeine hiſtoriſche und natürliche Berechtigung hat. Allerdings ebenſo weit, wie das Paradies in der dunkeln, unnahbaren Vergangenheit zurück liegt, ebenſo weit liegt das tauſendjährige Reich der allgemeinen menſchlichen Glückſeligkeit und Freiheit in einer fernen, unnahbaren Zukunft, aber ſo gut uns die Geologie in die vorparadieſiſchen Zeiten zurückführt, zeigt uns die Wiſſenſchaft vom Menſchen und menſchlichen Selbſtbewußtſein in eine ſehr ferne Zukunft und gibt uns ſichere Anhaltspunkte, daß die religiöſe Profezeiung noch einmal eine hiſtoriſche Thatſache wird. Das tauſendjährige Reich wird kommen; die Menſchheit arbeitet heute mächtiger daran, wie jemals, und wenn ſchon ein Horaz ſagen konnte:

nil mortalibus arduum est.
(Nichts iſt den Sterblichen zu ſchwer.)

welch eine Meinung müſſen wir heute von dem Menſchengeſchlechte haben, das über die Natur Triumphe davon getragen hat, von der das Alterthum keine Ahnung hatte?

Es iſt ein intereſſanter Zug in der ganzen Menſchengeſchichte, daß man mit größerer Vorliebe zurückblickt, als vorwärts, und daß die Erinnerungen ſelbſt an erlittene Leiden und Gefahren mit einem gewiſſen Zauber verbunden ſind und einen weſentlichen Theil unſeres Selbſtbewußtſeins bilden. Auch heute noch gilt das Wort des alten Teuker im Horaz „etiam olim meminisse juvabit; er tröſtet ſich im Unglücke darüber, daß die Erinnerung an überſtandene Gefahren ihn einſt erfreuen würde, und dieſer Troſt iſt ihm ein genügendes Aequivalent für überſtandene Leiden. Wenn nun ſchon das Unglück in der Erinnerung uns lieb und werth wird, ſo umgibt die Phantaſie das Glück der Vergangenheit mit doppeltem Zauber, und wir erinnern uns der vielleicht nur kleinen Vergnügungen der Jugend mit einer vielleicht etwas übertriebenen Dankbarkeit. Geneigt, der Gegenwart zu mißtrauen und mit ihr unzufrieden zu ſein, — und wer iſt denn nicht mit der Gegenwart unzufrieden? — ſuchen wir die Ideale in der Vergangenheit, wie in der Zukunft, und die „gute alte Zeit" iſt ein allgemein gebräuchlicher Troſt. Schon der alte Homer klagt über die Degeneration ſeiner Zeit, indem er erzählt, wie die Menſchen vor ſeiner Zeit

Digitized by Google

einen beſtimmten Felsblock hatten heben können, den kein Menſch zu ſeiner Zeit aus der Stelle bringen konnte. Die Sagen von Herkules und ſeinen zwölf Arbeiten, von den Halbgöttern, von dem Kriege der Giganten u. ſ. w. hängt mit dieſem allgemeinen Zuge des menſchlichen Herzens zuſammen. Wie in dem Leben der einzelnen Menſchen, ſo auch in dem Leben der Völker. Jedes Volk hat eine gewiſſermaßen religiöſe Verehrung für ſeine Vergangenheit, und die Germania des Tacitus iſt und bleibt ein Lieblingsbuch für die Deutſchen. Die ganze gebildete Menſchheit verweilt mit einer ganz beſonderen Vorliebe auf dem Hellenenthum, als der glücklichen Kindheit der Civiliſation, und verfolgt überhaupt mit einer gewiſſen Pietät die Anfänge menſchlicher Geſchichte.

Es iſt dieſe Anſchauung indeſſen nur eine optiſche Täuſchung, die vor einer unparteiiſchen Beobachtung und Geſchichtsforſchung nicht beſtehen kann. In dem Halbdunkel der Urgeſchichte erſcheint Alles größer und koloſſaler, als bei dem hellen, klaren Tageslichte der Gegenwart. Wie überhaupt die Fabeln vom Paradieſe, ſo ſind auch alle die Schilderungen vergangener Herrlichkeit mehr in einer gewiſſen melancholiſchen Stimmung des menſchlichen Gemüthes, als in den Thatſachen ſelbſt begründet. Dies iſt das große, erfreuliche und beruhigende Reſultat der Weltgeſchichte, daß wir einen ununterbrochenen, regelmäßigen, conſequenten Fortſchritt ſehen, daß von Periode zu Periode die Macht und Majeſtät des Menſchengeſchlechts zunimmt, und daß das Paradies vor uns liegt und nicht hinter uns. Im Alterthume allerdings ſind ſchon die größten und erhabenſten Ideen aufgetreten, und wir bewundern die Denker, die in ihrem dunkeln Jahrhunderte ſich als glänzende Meteore auszeichneten, aber es waren damals und ſind noch heute die Anſtrengungen vieler Jahrhunderte nothwendig, um dieſe Ideen auf dem langſamen Wege der geſchichtlichen Entwickelung zu realiſiren und zum reellen Eigenthum der ganzen Menſchheit zu machen. Das klaſſiſche Alterthum gab uns die Ideen und die Ideale, und deßhalb wird es immer jedem Menſchen nach dem Ausſpruche Hegel's heimathlich zu Muthe, wenn der Name Hellas ausgeſprochen wird, aber zur Realiſirung und Verallgemeinerung dieſer Idee gehört eine andauernde, unermüdliche Arbeit der Weltgeſchichte im Laufe der Jahrhunderte.

Die Menſchheit hat es ſeit den älteſten Zeiten geliebt, ſich durch einzelne große, mächtige Perſönlichkeiten in ihrer ganzen Machtfülle und Majeſtät darzuſtellen, und ſo finden wir ſchon im tiefſten Alterthum Menſchen, wie Moſes, Socrates, Confuzius, Chriſtus, welche uns heute auf einer weit vorgerückten Stufe der Civiliſation als unüberragbare geiſtige Rieſen erſcheinen. Es gibt Menſchen, für die es keinen hiſtoriſchen Maaßſtab gibt, welche die ganze, unendliche und unverwüſtliche Subſtanz der Menſchennatur repräſentiren, und ewig und unveränderlich ſind, wie die

Digitized by Google

Menſchennatur ſelbſt. Dieſen Erſcheinungen, wie den großen Ideen, welche ſie vertheidigt haben, gegenüber verſchwinden die Fortſchritte der Zeit. Sie ſind die allgemeinen Typen der menſchlichen Gattung, und aus dem engen Rahmen ihrer Zeit und ihres Jahrhunderts herausgewachſen. Wenn wir ſie als die Repräſentation des Alterthums betrachten, haben wir allerdings uns keines großen Fortſchrittes zu rühmen, und wir können dieſe antiken Modelle menſchlicher Tugend und Weisheit ebenſo wenig übertreffen, wie unſere heutigen Bildhauer die edlen Formen des griechiſchen Marmors übertreffen können. Hier ſind wir an den Grenzen menſchlicher Entwickelung angekommen, weil die ganze Sphäre der menſchlichen Natur hier ausgefüllt und keine Lücke mehr zu ergänzen iſt. Freilich, wie die Zeit an dem großen und edlen Repräſentanten der Menſchheit ſpurlos vorüber geht und an ihrem Ruhme nichts verdunkelt, ſo zeigen ſich auch auf der andern Seite gewiſſe Züge des menſchlichen Lebens unveränderlich, auf deren Vorhandenſein wir gerade nicht ſtolz zu ſein brauchen. Wir ſehen heute noch Spuren einer antidiluvianiſchen Barbarei mitten in unſerem civiliſirten Leben, welche uns an die finſterſte Vorzeit erinnern. Die Greuel in Oſtindien während der letzten Rebellion, ſo weit ſie auf Rechnung der Sipoy's, wie der Engländer kommen, erinnern uns an alle die Greuel, welche von den orientaliſchen Despoten der Vorzeit verübt wurden; Hunnen und Vandalen zeigten vielleicht noch mehr Civiliſation, als die Sipoy's und die Britten in ihrem gegenſeitigen Vernichtungskampfe. Der Ausrottungskrieg der Amerikaner gegen die Indianer iſt eine Thatſache, welche an die älteſten Zeiten menſchlicher Geſchichte und an die Kriege der uranfänglichen wilden Nomadenſtämme erinnert. Die Negerſclaverei ferner wird in den Ver. Staaten in ſolcher Weiſe gehandhabt, daß man ſich in die älteſten Zeiten orientaliſcher Despotie zurückverſetzt glaubt, und keinen Funken von der Civiliſation des gegenwärtigen Jahrhunderts merkt. In vieler Beziehung erinnert unſer Jahrhundert an die Zeiten der Perſerkriege, der Völkerwanderung und des Fauſtrechtes, und es gibt Thatſachen in unſeren politiſchen und ſocialen Zuſtänden, denen man durchaus nicht die fortſchreitende Civiliſation anmerkt.

Können wir dieſen Thatſachen gegenüber noch die unendliche Vervollkommnungsfähigkeit und den permanenten Fortſchritt des Menſchengeſchlechtes vertheidigen? Wir glauben, dieſe Frage bejahen zu können, wenn wir dieſelbe vom relativen, nicht vom abſoluten Standpunkte betrachten, und wenn wir die dem allgemeinen Fortſchritte entgegenſtehenden Thatſachen als das nehmen, was ſie ſind, d. i. als Ausnahmen. Der Fortſchritt, den wir hier behaupten, beſteht in der Verallgemeinerung der Bildung, in der Erweiterung der Sphäre der menſchlichen Kultur, in der ſteigenden Herrſchaft des Menſchen über die Naturgewalten, und in dem

Digitized by Google

wachſenden Selbſtbewußtſein der Völker, die ſich immer mehr und mehr ihrer Solidarität bewußt werden.

Nehmen wir die herrlichſten Zeiten des alten Hellas an, um einen Vergleich mit den jetzigen Zeiten zu machen. Dort, in einem Winkel Europa's, auf einer kleinen Halbinſel, entwickelte ſich ein freies, republikaniſches Gemeinweſen, das mit allen Reizen politiſcher Freiheit und Selbſtſtändigkeit, mit allem Zauber der Künſte und Wiſſenſchaften reichlich geſchmückt war. Hier zeigte ſich im lebendigen Wettſtreit der Kräfte die Menſchennatur in ihren beſten Anlagen und ſchönſten Formen; die Menſchheit idealiſirte ſich hier ſelbſt. Aber rings um dieſen einzelnen Punkt umher lag die finſtere Welt des Barbarenthums, welches das glückliche Hellas von allen Seiten einſchloß, und zuletzt unter ſeinen Fluthen begrub. Sklaverei im Innern des kleinen Gemeinweſens, Eiferſucht der einzelnen Staaten unter einander und zuletzt das mazedoniſche Gold zeigten uns, wie wenig die helleniſche Civiliſation, ſo prachtvolle Reſultate ſie im Einzelnen hervorbrachte, auf einer breiten, ſoliden, allgemeinen Grundlage gebaut war. Und was gerade die Parallele ſchlagend macht, nachdem die ſchönen Tage von Hellas vorüber waren, ging die ganze griechiſche Zeit für lange, lange Zeit zu Grunde, nachdem ſie vergebens geſucht hatte, in Rom eine bleibende Stätte zu finden. Tauſend Jahre mittelalterlicher Barbarei traten an die Stelle der griechiſch-römiſchen Civiliſation und erſt dem modernen Griechengeſchlechte, den Deutſchen, gelang die „Reſtauration der Wiſſenſchaften“.

Was ſehen wir dagegen jetzt? Die Civiliſation hat ſich aller Punkte des Erdballes bemächtigt; in Japan und den chineſiſchen Häfen, am paciſiſchen Meere und an dem entlegenen Sandwichsland, auf Auſtralien und der Südſee, überall ſehen wir menſchliche Civiliſation, menſchlichen Verkehr und die großen induſtriellen Erfindungen, welche den Raum und die Zeit vernichten. Die Aufgaben der Kultur ſind keinem einzelnen Volke mehr übertragen; der Wetteifer aller Nationen betheiligt ſich daran. Und was der wichtigſte Unterſchied iſt, es iſt gar nicht möglich, daß unſere Kultur wieder, wie die alt-claſſiſche, für eine Periode verſinken könnte; ſeitdem die Buchdruckerkunſt erfunden iſt, iſt jeder Fortſchritt der Kultur, der Induſtrie, der Kunſt, der Wiſſenſchaft für ewige Zeiten geſichert und ein feſt garantirtes Eigenthum des ganzen Menſchengeſchlechtes.

Wendell Philipps, einer der geiſtreichſten Männer der amerikaniſchen Literatur, hält gegenwärtig Vorträge über die verſchwundenen Künſte der Alten, welche vollſtändig geeignet ſind, unſere Zeit mit ihren Erfindungen, Telegraphen, Eiſenbahnen u. ſ. w. vor Selbſtüberſchätzung zu bewahren. Er bringt eine Menge Details, welche das Alterthum rechtfertigen ſollen. Er kommt auf die griechiſche Sprache, als die erſte Kulturſprache, auf den

Digitized by Google

Sanscrit u. ſ. w., und verfolgt die Kunſt und Induſtrie des Alterthums in ihren in Niniven, Babylon, Italien, Südamerika u. ſ. w. aufgefundenen Spuren. Er erinnert an die lange für ein Mährchen gehaltene Erfindung des Archimedes, das Verbrennen feindlicher Schiffe durch den Brennſpiegel betreffend, das erſt mehr, wie zweitauſend Jahre ſpäter, von B ffon wiſſenſchaftlich gerechtfertigt wurde, und weiſt nach, daß man im Oriente, namentlich in Metallwaaren, viel beſſere Producte im grauen Alterthume lieferte, als ſie jetzt in Solingen und Sheffield gemacht werden. Es wurde uns zu weit fuhren, auf die Details dieſes intereſſanten Vortreges einzugehen; alt bekannte und neu entdeckte Thatſachen ſind darin zu einem wirkſamen Bilde zuſammengeſtellt; wir erinnern z. B. an die Kunſt, Glas mit dem Hammer zu bearbeiten, welche jetzt ganz verloren iſt, an die feinen Gewebe der Fee Peribanu, deren Zelt in einer Nußſchale eingeſchloſſen war, an die alte Stahlbereitung, an die Fortſchaffung ungeheurer Laſten, wie der alten Obelisken, welche mit allen Mitteln moderner Induſtrie nicht zu bewegen wären u. ſ. w. Wendell Philipps geht wohl etwas weit, wenn er Schienenwege und Dampfboote im Alterthume findet, — bei Theben entdeckten die franzöſiſchen und engliſchen Ingenieure Ueberreſte einer Granitbahn mit Geleiſen, ähnlich, wie bei unſeren Eiſenbahnen, — und ſelbſt der Teleſkop ſoll dem graueſten Alterthume bekannt geweſen ſein, indem unter den Ruinen von Niniveh ein Stuck Glas von Rawlinſon gefunden wurde, das Profeſſor Brewſter in England für das Stuck eines Objektivglaſes erklärte. Die großen Bauwerke des Alterthumes, die cyklopiſchen Mauern, die Pyramiden und Obelisken, die Waſſerleitungen und römiſchen Wege, flößen uns noch heute Reſpekt ein; kurzum, wer ſich die Muhe nehmen will, kann eine Menge hiſtoriſcher Denkmäler finden, welche ein vieltauſendjähriges Alter der Induſtrie und Mechanik beweiſen. „Worin“ fragt Wendell Philipps, „beſteht denn der Unterſchied zwiſchen der Neuzeit und jenem Alterthum, wenn unſere Erfindungen keine neuen Erfindungen ſind, und wenn wir in manchen Dingen weniger wiſſen und praktiſch ungeſchickter ſind, wie die Egypter vor 5,000 Jahren?“

Die Antwort haben wir ſchon gegeben. Es iſt der Gebrauch, den unſere Zeit von ihrem Wiſſen macht, was ſie zugleich vom Alterthum unterſcheidet und der Civiliſation ewige Dauer garantirt.

„Die Künſte und Wiſſenſchaften des Alterthums“, ſagt Philipps, „waren das Monopol der Könige und Prieſter, ihre Mittel des Herrſchens, geheim gehalten, nur der Kaſte uberliefert. Das Volk lebte ſelbſt in Stumpfſinn und wurde ausgebeutet. Aber die Götter ſtraften dieſe Race der despotiſchen Egoiſten. Als die Roſſe des perſiſchen Kambyſes Egyp-

ten zerſtampften, und die alte Kaſten- und Prieſterwirthſchaft für immer brachen, ſanken auch die Wiſſenſchaften und Künſte für immer in Nacht.“

„Die Druckerpreſſe iſt eine Erfindung der Neuzeit, welche ein ähnliches Verſchwinden unmöglich macht, und die neue Anſicht, daß jeder Menſch, was er weiß, dem Ganzen dienſtbar machen muß, iſt die Auszeichnung des neunzehnten Jahrhunderts.“

So weit Wendell Philipps. Wir finden eine ähnliche Unterſuchung bei dem großen däniſchen Naturforſcher Oerſted in ſeinem „Geiſt in der Natur“, durch welche bewieſen wird, daß das alte Vorurtheil, als ſei die jetzige Menſchheit degenerirt, und nicht ſo kraftvoll, mannhaft, moraliſch und geſund, wie das Alterthum, vollſtändig widerlegt wird. Oerſted beweiſt, daß die Luft ſich ſeit Menſchengedenken nicht verändert hat; zu Moſes Zeiten hatte Paläſtina daſſelbe Klima, wie jetzt, indem Trauben und Datteln daſelbſt vorkamen, und dadurch die damalige Temperatur des Klima's mit der heutigen als identiſch feſtgeſtellt wird, und können viele andere Beweiſe für die Unveränderlichkeit des Klima's, wie für die Verbeſſerung und Milderung deſſelben in nördlichen Klimaten, z. B. in Deutſchland beigebracht werden. Ferner waren die Menſchen nicht größer und kraftvoller in der Urzeit, wie gegenwärtig; dies beweiſen uns außer den alten Bildwerken beſonders die ägyptiſchen Mumien und alle menſchlichen Skelette, welche man bisher in Höhlen u. ſ. w. gefunden hat. Die Lebenszeit ferner hat trotz aller Fabeln vom Alter des Methuſalem, nicht oder ſehr wenig abgenommen, denn ſchon in der Bibel, im 90. Pſalm, finden wir den Vers, daß das Menſchenleben 70 Jahre währt, höchſtens 80, und die durchſchnittliche Lebensdauer verlängert ſich, ſolange wie wir eine Wiſſenſchaft der Statiſtik haben, von Jahr zu Jahr. Im Anfang des Jahrhunderts nahm man noch 33 Jahre als durchſchnittliche Lebensdauer an; gegenwärtig zeigt uns der Cenſus nicht nur der Landbevölkerung, ſondern ſelbſt der größeren Städte, das Sterblichkeitsverhältniß, wie 1 zu 45 bis 50. Was nun die moraliſchen Fortſchritte des Menſchen-Geſchlechtes anbetrifft, ſo iſt doch wenigſtens die Thatſache zu berichten, daß der religiöſe Aberglaube nicht mehr die Grundlage unſerer ſocialen und politiſchen Inſtitutionen iſt, daß die religiöſen und nationalen Unterſchiede immer mehr und mehr ſchwinden, und die großen Schäden und Verkehrtheiten der menſchlichen Geſellſchaft immer ſeltener werden. Die Behauptung, daß die Menſchheit von Jahrzehnd zu Jahrzehnd geſunder, kräftiger, beſſer wird, läßt ſich trotz mancher momentaner Rückfälle und Verſtimmungen der öffentlichen Meinung auf jeder Seite unſerer ſocialen und politiſchen Verhältniſſe beweiſen, und wir haben an dieſer Thatſache einen Anhaltspunkt, unſere Hoffnungen für die Zukunft zu begründen. Wenn man uns, wie Wendell Philipps, von den verlorenen Künſten und

Digitized by Google

Wiſſenſchaften des Alterthums erzählt, ſo ſehen wir allerdings, daß die menſchliche Cultur in der gegenwärtigen Weiſe nicht ein ausſchließliches Eigenthum der neuen Zeit, ſondern alten, ſehr alten Datums iſt, aber wir haben auch den Unterſchied angegeben, welcher die alte Kultur von der neuen unterſcheidet, und grade der lange, mühevolle Weg, welchen die Menſchheit auf ihrer Pilgerfahrt nach dem wahren Reiche der Menſchlichkeit ſchon zurückgelegt hat, muß uns Zufriedenheit geben mit dem Standpunkt, den wir jetzt ſchon erreicht haben, und Vertrauen, daß der Reſt des Weges noch vollendet werden wird. Jeder Blick in die Vergangenheit iſt in dieſer Beziehung auch ein Blick in die Zukunft, und die Zukunft wird im Verhältniß zu den langwierigen, mühevollen Arbeiten und Leiſtungen der Vergangenheit ſtehen.

Nichts könnte lächerlicher und inconſequenter für uns ſein, als uns, die wir nur Produkte der Vergangenheit ſind, auf Koſten der Vergangenheit zu erheben oder dieſelbe gar zu verachten, aber ebenſo wenig dürfen wir die Vergangenheit, wie manche politiſche und ſociale Anſichten thun, als ein Ideal betrachten, denn die ſog. alten Tage waren, wie Derſtedt richtig bemerkt, der Menſchheit junge Tage, mit allen Verirrungen und Fehlern einer unreifen Jugend behaftet.

Das Dogma von der unendlichen Vervollkommnungsfähigkeit des Menſchengeſchlechtes iſt nicht mehr ein religiöſer Glaube, nicht mehr blos eine philoſophiſche Annahme, ſondern ein Erfahrungsſatz des täglichen Lebens, der ſich an tauſend und aber tauſend Beiſpielen bewährt. Gerade in unſerem Jahrhundert tritt dieſes Prinzip ſiegreich und mächtig hervor, und die Unternehmungen auf dem Gebiete der Induſtrie und Wiſſenſchaft nehmen einen rieſigen Umfang an. Was unſere Zeit auszeichnet, ſind nicht die einzelnen Entdeckungen und Erfindungen, welche jeder neue Tag uns bringt, nicht die induſtriellen Unternehmungen, welche die Nationen mit einander in Verbindung ſetzen, nicht die hier beſcheidenen, dort hochtrabenden Fortſchritte der Wiſſenſchaft: in allen dieſen Sachen kann ſich die Vergangenheit wohl mit unſerer Zeit meſſen, und es hat niemals der Menſchheit an großen Talenten, erfinderiſchen Köpfen und gemeinnützigen Unternehmungen gefehlt. Aber was unſere Zeit vor allen andern früheren Perioden der Geſchichte unterſcheidet, iſt der ſyſtematiſche, organiſche und bewußte Zuſammenhang zwiſchen allen dieſen Beſtrebungen und die geordnete Wechſelwirkung zwiſchen denſelben. Früher ſtanden die einzelnen Denker iſolirt da; einzelne intereſſante Erfindungen tauchten hier und dort auf, ohne eigentlich im praktiſchen Leben verwendbar zu ſein; die Denker arbeiteten mehr für ſich, wie für die Welt, dies hat ſich jetzt geändert. Jede Erfindung, jede Entdeckung, jeder Gedanke, welcher in dieſem Jahrhunderte auftaucht, iſt ein Stein am Baue der Zu-

Digitized by Google

kunſt, und jede Thätigkeit des menſchlichen Gehirnes findet im täglichen Leben eine ſofortige Anwendung. Die eine Erfindung macht eine andere Erfindung nothwendig und führt darauf hin; Schwierigkeiten, wie die bei Legung des unterſeeiſchen Telegraphen und des Vomſtapellaſſen des Leviathan, führen zu einer Bereicherung der mechaniſchen und phyſikaliſchen Wiſſenſchaften, und die Denker aller Nationen und Weltgegenden wetteifern in der Löſung gewiſſer wiſſenſchaftlicher Aufgaben, die nur einer gemeinſchaftlichen Thätigkeit gelingen können. Die unmittelbare innige, wechſelwirkende Verbindung der Wiſſenſchaft mit dem Leben iſt die Eigenthümlichkeit und der Ruhm dieſes Jahrhunderts.

Nach zwei Seiten hin bahnt dieſes Jahrhundert der Zukunft den Weg und erfüllt die alte Profezeiung vom tauſendjährigen Reiche. Einmal geht die Arbeit der Kultur in das Breite und Weite, und der Umfang ihrer Leiſtungen dehnt ſich über den ganzen Erdkreis aus. Während die weſtlichen Wildniſſe Amerika's ſich bevölkern und Auſtralien zu einer ſelbſtſtändigen, mächtigen Republik heranreift, fängt man in Rußland an, die Sklaverei abzuſchaffen, ſucht man China und Japan in den Weltverkehr hineinzuziehen und erforſcht des Nordpols ewiges Eis. Die Eiſenbahnen und Telegraphen verbinden die civiliſirte Menſchheit mit einander, welche ſich immer mehr ausbreitet, und bald auf allen bewohnbaren Punkten der Erde feſten Fuß gefaßt hat. Untergegangene Völker und untergeordnete Racen werden in den großen Weltverkehr hineingezogen, und daraus entſtehen eine Menge ſocialer und politiſcher Probleme, von deren Exiſtenz man früher keine Ahnung hatte. Jeder Schritt, den die Civiliſation vorwärts thut, zeigt uns ein Dutzend weiterer Schritte, die auch gethan werden müſſen, und ſo gebiert ein Fortſchritt den andern, und das Wort „Bis hierher und nicht weiter" iſt noch lange nicht gerufen.

Aber noch erfreulicher, wie dieſe extenſive Ausbreitung der Civiliſation zu ſehen, iſt es, die wiſſenſchaftliche Begründung und Feſtſtellung derſelben zu bemerken. Die Civiliſation unſerer Zeit beruht auf wiſſenſchaftlichem Boden und kann kein Stück davon verloren gehen. Das religiöſe Bewußtſein der Menſchheit hat ſich ausgelebt, und wenn auch noch Millionen von Menſchen die Kirchen beſuchen, ſo iſt doch die eigentliche Civiliſation und das Bewußtſein der Zeit von der Religion durch eine überſteigliche Kluft entfernt, durch die Kluft, nicht der ſeichten Aufklärerei, ſondern der Erkenntniß der Natur und der Selbſterkenntniß. Wenn auch die Maſſen des Volkes nicht wiſſenſchaftlich gebildet ſind, ſo wirkt doch die Wiſſenſchaft auf ſie und das in Folge derſelben veränderte Bewußtſein der Zeit influenzirt die Maſſen, wie das Licht und die Luft. Dieſem Einfluſſe kann ſich Niemand entziehen, wenn er auch wollte, und man merkt die Reſultate derſelben in allen Kreiſen der menſchlichen Geſellſchaft.

Digitized by Google

Geſtützt auf dieſen gedoppelten Fortſchritt der Civiliſation können wir in eine Zukunft ſehen, welche früher in das Gebiet der Fabeln und Wunder gehörte, aber in unſeren Tagen immer mehr und mehr Realität gewinnt. Es wird die Zeit nicht mehr fern ſein, in welcher die Menſchheit ſich als einen großen Völkerbund betrachtet, von einem Kongreſſe der verſchiedenen Nationen regiert, in dem republikaniſche Freiheit und ſociale Gleichheit von einem Ende der Erde zum andern herrſcht, wo unter einem vernünftigen Freihandelsſyſteme jede Lokalität das produzirt, wozu ſie durch die Natur beſonders befähigt iſt, und in dem allgemeinen Austauſch dieſer Produkte den allgemeinen Wohlſtand findet; wo die Menſchheit die Ausbeutung der Natur durch die von der Wiſſenſchaft entdeckten Mittel in einer Weiſe betreibt, daß ſie das große ſociale Problem löſen kann, Jedem ihrer Kinder Leben und Arbeit zu garantiren; wo überhaupt die Menſchheit ſich wohnlich und heimathlich auf der Erde einrichtet, deren Herr und König ſie iſt. Eine gemeinſame Leitung der menſchlichen Geſchichte wird man nicht mehr von einer Vorſehung erwarten; die menſchliche Intelligenz wird genugen zur Wechſelwirkung und zum Austauſch der menſchlichen Kräfte und zur Leitung aller dieſer Kräfte zu einem gemeinſamen Ziele. Der Wetteifer der verſchiedenen Nationen, der bisher in politiſcher und auch vielfach in ökonomiſcher Beziehung zerſtörend wirkte, wird dem Fortſchritt, der Civiliſation und dem allgemeinen Wohlſtand in die Hände arbeiten, und der durch den allgemeinen Frieden und Weltverkehr begründete Wohlſtand wird den Künſten und Wiſſenſchaften eine breite, populäre Baſis geben.

Dies ſind Ausſichten, deren Verwirklichung nur eine Frage der Zeit iſt. So utopiſch ſie Manchem ſcheinen mögen, ſo liegt doch gar keine innere Unmöglichkeit darin; im Gegentheil, die Menſchheit hat ſchon jetzt die Reife und Bildung erlangt, um in einen ſolchen Zuſtand der Dinge ſich hineinfinden zu können. Die weſentlichſten, materiellen Vorbereitungen dazu ſind ſchon gemacht; die Wiſſenſchaft und ihre Anwendung in der Induſtrie hat die menſchliche Arbeitskraft in den letzten Jahrzehnten wenigſtens verzehnfacht, und die Reſultate dieſes Aufſchwungs werden ſich in einer Weiſe zeigen, welche alle Erwartungen übertrifft. Schon jetzt liegt der Gedanke der Völkerſolidarität der Handelspolitik zu Grunde: ein Schritt weiter, und ſie wird auch die Parole für das politiſche Leben ſein. Ueberhaupt ſind alle Vorbedingungen gegeben zu einer Vereinbarung der Völker über ihre Intereſſen, und mit dieſer Idee iſt die Welt gewonnen.

Digitized by Google

Aus der Biographie von Ampere.

[Aus den geſammelten Werken von François Arago.]

(Fortſetzung.)

Vom Einfluſſe, welchen die Privaterziehung auf die Fähigkeiten und Manieren Ampere's gehabt hat.

Ampere, zum Beſitz eines hohen Rufes gelangt, bot ein zu ſchönes Beiſpiel dar, an dem ſich der Erfolg einer einſamen Privaterziehung mit dem der öffentlichen geräuſchvollen Erziehungsweiſen vergleichen ließ, als daß man daſſelbe hätte zur Seite liegen laſſen ſollen. Ich will an den Streit, der in dieſer Beziehung geführt worden iſt, nur erinnern, um anzuführen, daß er Nichts nutzen konnte. Ampere war, als er Poleymieux verließ, im Beſitz einer außerordentlichen Mannichfaltigkeit von Kenntniſſen, eines ungeheuren Gedächtniſſes, eines ſtarken Verſtandes, einer ſeltenen Fähigkeit, alle Gegenſtände zu beherrſchen; aber wer möchte behaupten, daß ſich dieſelben Eigenſchaften nicht auch im Wege öffentlichen Unterrichts hätten entwickeln können! Bei einem ſo ſchwierigen Gegenſtand laſſen ſich auf vereinzelte Thatſachen keine bindenden Schlüſſe gründen.

Die Gegner der Privaterziehung werden darauf hinweiſen, daß Ampere in ſeiner Zurückgezogenheit Gewohnheiten annahm, die Sonderbarkeiten heißen können. Man macht z. B. ſeine Unfähigkeit geltend, als Lehrer ſelbſt das, was er am beſten wußte, anders, als unter Mithülfe körperlicher Bewegung klar darzuſtellen. In der That verhielt es ſich ſo. Ampere war immer geiſtig ein ſehr anderer, je nachdem er ſaß oder ging. Ich ſelbſt konnte nur bedauern, daß in dem reifen Alter die hohen geiſtigen Fähigkeiten, der Feuereifer des berühmten Forſchers alsbald erloſchen, ſowie er ſich an einen Schreibtiſch ſetzte, ohne daß ich aber wagen möchte, dies auf die Einſamkeit zu ſchieben, in welcher Ampere ſeine Jugend verbracht hatte.

Großer Gott! Was wiſſen wir überhaupt von der inneren Arbeit, welche die Geburt und Entwickelung einer Idee begleitet? Gleich einem Geſtirne im Aufgange, erſcheint ſie zuerſt an den äußerſten Grenzen unſeres geiſtigen Horizonts, anfangs ſehr beſchränkt, mit unſicherem, ſchwankendem Scheine, der wie durch einen dichten Nebel zu uns dringt, dann wachſend an Umfang und Helligkeit, bis alle ihre Einzelheiten zu erkennen ſind, endlich mit deutlichen Umriſſen, ſo daß ſie ſich entſchieden von Allem abſondert, was ſie umgibt und nicht ſie ſelbſt iſt. Von jetzt an, aber nicht früher, bemächtigt ſich die Rede derſelben mit Vortheil, befruchtet ſie, ertheilt ihr die kühne, anſchauliche, ſokratiſche Form, welche ſie dem Gedächtniſſe der Generationen einprägen wird.

Digitized by Google

Wie die Gedanken ſich entwickeln und wandeln, ob raſch oder langſam, hängt von mancherlei unbeſtimmbaren Umſtänden ab, deren Wirkungsweiſe keinen feſten Regeln unterliegt. Paeſiello componirte, unter Bettdecken begraben. Cimaroſa dagegen fand die ſchönen Motive, an denen ſeine Opern ſo reich ſind, nur inmitten der Vergnügungen und des Geräuſches der Menge. Der Geſchichtſchreiber Mezerai ſchrieb, ſelbſt Mittags, ſelbſt im Juli, nur bei Kerzenlicht. Rouſſeau hingegen verſank am tiefſten in Gedanken in voller Sonne bei ſeinen botaniſchen Excurſionen.

Während Ampere ſich in aufrechter Stellung und in Bewegung befinden müßte, um geiſtig thätig zu ſein, blieb hingegen Descartes unbeweglich liegen, und Cujas arbeitete mit Erfolg nur, wenn er der Länge lang mit dem Bauche gegen den Boden, auf einem Teppich ausgeſtreckt lag.

Wir haben Alle gelächelt, wenn wir in unſerer Jugend ſchlechte Schüler eine Lection, die ſie nicht gehörig gelernt hatten, an der Decke des Schulzimmers ſuchen ſahen. In dieſer Stellung, den Kopf ſtark rückwärts geneigt, war es, wo Milton dichtete.

Dieſe Thatſachen mögen ſchon ſeltſam genug erſcheinen: was aber ſoll man dann vom Maler Guido Reni ſagen, der es zu keiner Begeiſterung bringen konnte, wenn er nicht mit prächtigen Kleidern angethan war; vom Muſiker Haydn, der ſelbſt erklärte, er vermöge ſeine wundervollen Chöre nur zu componiren, wenn er am Finger den koſtbaren Ring trage, den ihm Friedrich II. geſchenkt hatte; vom Dichter Mathurin und der Oblate, die er ſich auf die Stirn zwiſchen die beiden Augenbraunen klebte, ſowohl, um ſeine Einbildungskraft anzuregen, als zum Zeichen für die Dienſtboten, ihn durch keine Frage zu ſtören.

Die Augen, hat man geſagt, ſind ein Spiegel der Seele! Ich glaube, daß man in der Verallgemeinerung zu weit gegangen iſt, indem man dies auch auf die Geſten oder, will man lieber, auf die Nervenbewegungen, wovon ſie abhängen, übertragen hat. Napoleon zerſchnitt die Arme ſeines Lehnſeſſels mit dem Federmeſſer nicht blos bei ſtarken Zornanfällen, oder wenn ſeine Gedanken ſehr beſchäftigt waren, ſondern das Werkzeug der Zerſtörung arbeitete ebenſo thätig, wenn er ſich in heiterer, jovialer Stimmung befand. Wenn bei den Quäſtoren unſerer geſetzgebenden Kammern nicht unter den Eigenſchaften, welche ſie auszeichnen, die Discretion obenan ſtände, ſo könnten wir von ihnen erfahren, daß manche Deputirte das Zerſtörungswerk am Acajouholz ihrer Pulte nicht minder eifrig an den Tagen heißer leidenſchaftlicher Kämpfe, als während eines monotonen einſchläfernden Namenaufrufes oder Wiederaufrufes üben. Wurden die Leſer von Glover's Ballade, der Schatten des Admirals

Hoſier, wohl errathen, daß ſie gedichtet ward, während der Verfaſſer, ohne ſich deſſen bewußt zu ſein, eine Tulpenanlage, die Freude ſeiner Freundin, der Lady Temple, mit Stockſchlägen vernichtete?

Gibt es doch ſogar manche Perſonen, welche ihre geiſtigen Gaben nicht anders entfalten können, als in Zuſtänden des Mißbehagens oder Leidens. Beweis jener Advocat, von dem Addiſon erzählt, der niemals vor Gericht ſprach, ohne den Daumen ſeiner linken Hand durch einen Bindfadenknoten feſtzuſammenzuſchnüren, um ſich zu einem lebendigen Gedankengange oder Ausdruck anzureizen; Beweis ferner einer unſerer beredteſten Proſaiker, der eben ſo gut ſpricht, als ſchreibt, aber blos, wenn er ſein rechtes Bein ſo um ſein linkes Bein geſchlungen hat, wie man die trojaniſche Schlange um die Arme Laocoon's geſchlungen ſieht.

Faſſen wir alle dieſe Thatſachen zuſammen. So ſehr ſie uns ſchon wegen ihrer Sonderbarkeit intereſſiren mögen, hüten wir uns doch, voreilig etwas gegen dieſe oder jene Erziehungsweiſe daraus zu folgern. Unter den berühmten Männern, deren Namen von mir angeführt wurden, ſind in der That nicht zwei, die ſich in ihrer Kindheit unter ähnlichen Verhältniſſen gefunden hätten.

Mit weniger Rückhalt würde ich mich über einige andere Gewohnheiten unſeres Collegen äußern, die ebenfalls auf ſein Geſchick von Einfluß geweſen ſind, falls es gälte, ſolche zu beſprechen. Man ſchicke Ampere während ſeiner erſten Jugend in die niedrigſte Dorfſchule, und es wird ſich unſtreitig gar Manches in ſeinem Charakter und ſeinen Gewohnheiten ändern. Da wird er lernen, daß eine Scheere niemals taugt, eine Feder gut zu ſchneiden; und daß es in der Kalligraphie nicht auf Schreiben großer Buchſtaben abgeſehen iſt. Es wird ihm nicht mehr begegnen können, was ihm noch als Mitglied des Inſtituts begegnete, daß ein fremder Gelehrter, um ſeine witzige Laune an ihm auszulaſſen, ihm eine Einladung zu Tiſche ſendet, die ganz im erſten Buchſtaben ſeiner (Ampere's) Unterſchrift eingeſchloſſen iſt. Er wird lernen, daß man, um ſchnell und bequem zu ſchreiben, die Finger und nicht die Arme bewegen muß; und das Schreiben wird ihm nicht ſein ganzes Lebelang zu einer körperlichen Anſtrengung und peinlichen Beſchäftigung werden. Die Schulkameraden Ampere's, minder geduldig als Vater und Mutter, werden den viel zu häufigen Ausbrüchen ſeiner Lebhaftigkeit hart entgegentreten. So wird Ampere in ſeinem reifen Alter gelernt haben, die Zornanfälle, die ihm ſo viel zu ſchaffen machten, zu beherrſchen; dieſe Anfälle eines Lamm-Zornes, wie ſeine Freunde ſolche nannten, und deren Gegenſtand man ſich freute zu ſein, ſo viel Gutwilligkeit, Aufrichtigkeit, Hingebung lag in ſeiner Ruckkehr zur Verſöhnung. Er wird lernen, ſich an regelmäßige Arbeiten zu binden. Die Verpflichtung, mit ſeinen Aufgaben zu beſtimmter

Digitized by Google

Zeit fertig zu ſein, wird ihn lehren, wie ſich ein hierin ſehr erfahrener Schriftſteller ausdruckt, den Gedanken raſch aus einer Feder fließen zu laſſen, und nicht nachher in einem Tintenfaß zu ertränken. Nach dem ſchönen Bilde von Cleanth, das uns Seneca aufbehalten hat, wird der Gedanke Ampere's, einmal zuſammengehalten, dem Tone gleichen, der aus der Trompete mit hellerem und lauterem Klange hervordringt, weil er im engen Rohre derſelben zuſammengedrängt geweſen war. Da die Darſtellung dann nur eine Sache von untergeordnetem Belange fur ihn wird, ſo wird er vielleicht ſo glucklich ſein, wie Racine ſagen zu können: „Mein Werk iſt fertig, ich brauche es nur noch niederzuſchreiben.“ Der Erfolg dieſer Weiſe, ſeine Unterſuchungen zu fuhren, wird ihn darauf verzichten laſſen, tauſend Gegenſtände auf einmal zu behandeln, und der geringſten Anregung in dieſer Hinſicht nachzugeben. Und ſo wird er nicht nöthig haben, im Ruckblick auf eine Tag fur Tag in fruchtloſen Erörterungen verſchwendete Zeit mit dem Dichter, den ich eben nannte, in den Klageruf auszubrechen:

> Das Gute thu' ich nicht, was ich doch möchte,
> Und was ich haſſe, thue ich, das Schlechte.

Ich halte ein, denn ſtatt meiner Abſicht gemäß die Wage zwiſchen beiden entgegengeſetzten Erziehungsmethoden im Gleichgewichte zu halten, bin ich, wie ich ſehe, beinahe zum Sachwalter der gemeinſchaftlichen Erziehung geworden.

Ampere als Anhänger des thieriſchen Magnetismus.

Ampere hat der Sache des thieriſchen Magnetismus oft mit ſeiner gewichtigen Autorität Vorſchub geleiſtet. Die Schwäche ſeines Geſichts, ſein Mangel an körperlicher Geſchicklichkeit, ſeine große Offenheit machte ihn wenig geeignet, die Schliche, die Täuſchungen zu entdecken, welche dieſe Magnetismus in einen Zweig der Taſchenſpielerkunſt verwandelt haben. Da gab es gewiſſe Verſammlungen, zu welchen die Liebe fur das Wunderbare, der Trieb, die Geheimniſſe der thieriſchen Organiſation zu erforſchen, vor Allen die Hoffnung, irgend neue Mittel zur Linderung der Leiden der Menſchheit zu entdecken, ſo manche achtungswerthe Perſonen hinzog, und worin ſich auch Ampere oft durch Kunſtſtücke blenden ließ, wie ſie ihn geblendet haben wurden, wenn er auf manchen unſerer Kleinkindertheater geſehen, wie die Kugeln nach dem Willen des Taſchenſpielers ihre Größe plötzlich wechſeln, ſich bis in's Unbegrenzte vermehren, aus einem Becher in den andern übergehen. Auf ſolchem Wege war unſtreitig Ampere zu der Annahme gekommen, daß der Menſch in gewiſſen nervöſen Zuſtänden ohne Hülfe der Augen in die Ferne ſehen, einen Stern mit dem

Digitized by Google

Knie beobachten, alle Bewegungen der Schauſpieler auf der Bühne, mit dem Rucken gegen ſie gekehrt, verfolgen und ein Billet doux mit dem Ellenbogen leſen könnte. Inzwiſchen fragt ſich, ob wir, die heute noch ſolchen Wundern keinen Glauben ſchenken mögen, und fruherhin die Ueberzeugungen unſeres Freundes mit allen möglichen Waffen, die des Scherzes nicht ausgenommen, bekämpft haben, in unſerer Oppoſition nicht doch zu weit gegangen ſind? War ein übertriebener Skeptizismus philoſophiſcher, als eine grenzenloſe Leichtgläubigkeit? Hatten wir z. B. Recht, ſo ohne Weiteres zu behaupten, daß kein Menſch mit ſeinen Augen in der vollkommenen Dunkelheit, welche unter einer Dicke von 92 Fuß Erde und Felſen, ich will ſagen in den tiefen Kellern des Obſervatoriums herrſcht, je geleſen hat, noch leſen wird? War es auch ausgemacht, daß die undurchſichtigen, d. h. für das Licht nicht durchgänglichen, Schirme nichts durch ſich hindurchließen, was das Licht erſetzen und Sehen geſtatten konnte? Durfen wir blos auf Grund theoretiſcher Anſichten uns berechtigt halten, eine Prufung durch Erfahrung bei Seite zu laſſen, die allein in ſolchen Dingen entſcheiden kann? Ich ſpreche dieſen Zweifel aus, um gewiſſermaßen den Manen Ampere's eine Ehrenerklärung zu leiſten, eine Art Suhnopfer zu bringen.

Verzeihen Sie, meine Herren, dieſe Abſchweifung, zu der ich mich durch die Umſtände gedrungen fand. Ihre Nachſicht wird mir um ſo ſchätzbarer ſein, als ich vielleicht, ja, als ich wahrſcheinlich den Anhängern, wie den Gegnern des thieriſchen Magnetismus zugleich Anſtoß gegeben habe. Letztere werden tadeln, daß ich in meinen Zugeſtändniſſen, erſtere, daß ich in meinem Skepticismus zu weit gegangen bin. Doch durften dergleichen Vorwürfe mich nicht zu ſehr kümmern. Liegt dem Magnetismus, und wäre es auch nur in Betreff einzelner Punkte, einige Wahrheit zu Grunde? Alles, was ſeine Anhänger verlangen, worauf ſie billigerweiſe heutzutage Anſpruch machen können, ſind Richter, die nicht in Vorurtheilen befangen ſind, die ſich nicht weigern, zu ſehen und zu hören.

Oder ſoll man denen beitreten, die der experimentellen Methode fanatiſch huldigen, die nur directe Folgerungen geſtatten, die keine Idee der Verfolgung werth achten, die nicht logiſch aus einer fruheren Idee fließt? Hiergegen bemerke ich, daß a priori L e u g n e n auch Theorie iſt, daß die negativen Theorieen ſogar vor andern verwerflich ſind, weil ſie keine Anregung zu Verſuchen, zu Forſchungen darbieten, weil ſie die Geiſter in einen Zuſtand der Ruhe, der Läſſigkeit verſenken, welcher der Wiſſenſchaft nicht frommen kann. Dazu liegt meines Erachtens nicht weniger Hochmuth darin, zur ganzen Natur, als wie der Jehovah der Hebräer blos zum Ocean, zu ſagen: bis hierher und nicht weiter.

Charakter Ampere's.

Die Charakterzüge, welche im Laufe dieſer Darſtellung inmitten wiſſenſchaftlicher Erörterungen Platz gefunden haben, würden in den Gedächtnißreden der meiſten Akademiker völlig genügt haben. Nicht ſo bei Ampere. Ein ſonderbares Zuſammentreffen von Umſtänden weihte das Publikum zeitig in alle Einzelheiten ſeines Privatlebens ein. Man beſchäftigte ſich faſt eben ſo ſehr mit dem, was man ſeine Leichtgläubigkeit, ſeine Querköpfigkeit nannte, mit ſeinen Zerſtreuungen, mit dem ſo häufig bei ihm vorkommenden Wechſel einer Thätigkeit ohne Grenzen und tiefer Apathie, als mit ſeinen glänzenden Entdeckungen. Nach und nach erhielt unſer Freund die Hauptrolle in einer Menge mehr oder weniger wunderlicher Abenteuer, der Erfindung einiger müßiger Köpfe. Die Verläumdung, welche immer auf Gelegenheiten lauert, ſich in ihrer leidigen Rolle zu üben, betheiligte ſich auch dabei; und würde ich meiner Aufgabe nur unvollſtändig genügen, wenn ich unterließe, eine treue Schilderung von dem Charakter und den Gewohnheiten Ampere's zu geben.

Ich ſprach ſo eben von Verleumdung! Unſtreitig liegt es mir ſehr fern, dieſen ſtrengen Ausdruck auf Jeden anwenden zu wollen, welcher der Meinung, die ich mir von Ampere's Charakter gebildet habe, heute nicht beitreten will. Philopömen hatte nun einmal, wie Plutarch ſagt, die Strafe ſeines ſchlechten Ausſehens zu tragen. Auch Ampere hatte oft die Strafe gewiſſer Manieren, gewiſſer Gewohnheiten, denen ich keineswegs das Wort reden will, zu tragen. Ich gebe z. B. bereitwilligſt zu, daß man ſeine in der That zu tiefen Verbeugungen als einen Mangel von Würde auslegen konnte.

Wir haben Zeiten erlebt, wo ein Gelehrter, ein Mann der Wiſſenſchaft, und hieße er ſelbſt Ampere, allen Grund zu beſorgen hatte, ſeiner Stelle verluſtig zu gehen, wenn er nicht in Sachen der Religion auf Seiten der Orthodoxie, in Sachen der Politik auf Seiten der eben geltenden Syſteme ſtand. Vielleicht machten ſich bei Ampere unter ſolchen Verhältniſſen ſeine Verpflichtungen als Familienvater zu ſehr geltend, vielleicht ſah er mit ſeiner lebhaften Einbildungskraft die Lage, in welche ihn eine ſchonungsloſe Entſetzung von ſeiner Stelle bringen konnte, in zu düſtern Farben, und unterzog ſich Schritten, Beſuchen, Präſentionen, die man mit Fug und Recht tadeln darf. Dies Recht geſtehe ich noch in dieſem Augenblicke denen zu, die ſich nie Aehnliches zu Schulden kommen ließen; indeß ich es unbedenklich der ohne Vergleich zahlreicheren Klaſſe von Beamten abſpreche, die nichts weiter vor Ampere voraus hatten, als daß ſie ſich beſſer im Verborgenen zu halten wußten. Uebrigens glauben Sie nicht, daß die von mir hier zu vertretenden Urtheile und Anſichten über Ampere, welche ich in dieſer Verſammlung ſo gern geltend machen möchte,

Digitized by Google

auf nichts Haltbarem fußen, als bloßen Gerüchten, Hörenſagen, ſchlecht aufgefaßten und verſchiedener Deutung fähigen Thatſachen. Ich habe Ampere ſchätzen, von ſeiner wahren Seite faſſen lernen durch eine vertraute Correſpondenz, die nicht für die Oeffentlichkeit beſtimmt war; ja die, nach der ausdrücklichen Beſtimmung unſeres Freundes, hätte verbrannt werden ſollen. In einem ſolchen Documente durfte ich den Ausdruck der Geſinnung Ampere's frei von allem trügeriſchen Beiſatze zu finden hoffen. Und im Leſen dieſer werthvollen Correſpondenz lernte ich unſern Collegen immer mehr lieben. Würden ſich wohl viele Menſchen finden, denen es zu gleichem Vortheile gereichte, die Maske abzuwerfen, mit der ſie gewöhnlich vor dem Publikum erſcheinen?

Das ſind lange Vorbemerkungen, meine Herren; aber Sie werden mir ſolche verzeihen, wenn ich erkläre, daß ſie keineswegs als bloße Vorrede zu betrachten ſind; vielmehr ſollen ſie die vorgreiflich directe Entgegnung auf Einwürfe ſein, die dem letzten Theil dieſer Schilderung ſogar noch vor ſeiner Veröffentlichung drohen.

Gleich Lafontaine, mit dem Ampere mehr als einen Punkt gemein hatte, blieb Ampere manchmal einſam inmitten der Menge. Daher gewiſſe Wunderlichkeiten, gewiſſe Abweichungen in Sprache, Haltung und Gewohnheiten, welche nicht leicht im rechten Lichte von Solchen aufgefaßt werden konnten, die niemals die tyranniſche Herrſchaft einer Idee od eines Gefühles erfahren haben. Die Zerſtreuungen, denen ſich Jeman überläßt, geben Anſtoß, wenn ſie nicht Lachen erregen; die Zerſtreuungen Ampere's waren nun zwar letzter Art, doch müſſen ſie auch manchen Perſonen Anſtoß gegeben haben, weil man ſo weit gegangen iſt, anzunehmen, zu behaupten, daß die tauſend und abertauſend Zerſtreuungen, deren Zeugen wir geweſen ſind, affectirt waren. Dieſe harte Beſchuldigung iſt zu verbreitet geweſen, als daß ich durch mein Stillſchweigen eine Art Zuſtimmung dazu geben möchte. Ich gehe alſo ohne Weiteres auf die elende Veranlaſſung ein, von der ſie herrührt.

Nach einem, unter lebhaften Discuſſionen über verſchiedene Punkte der Religion und Metaphyſik verbrachten Abend nahm Ampere, als er ſich ſehr ſpät zurückzog, den dreieckigen Hut eines Geiſtlichen anſtatt ſeines eigenen runden Hutes mit. Den andern Tag beeilte er ſich, dieſen Irrthum wieder gut zu machen. Ich gebe zu, daß dies der Urſprung einer Verbindung war, die unſer College wünſchen mußte. Aber daraus ſchließen, daß das Verſehen ein berechnetes war, vorausſetzen, daß ein durch ſein Verdienſt, ſeine Stellung ſo hochſtehender Mann, vor dem ſich alle Flügelthüren der Hauptſtadt weit öffnen mußten, zum jämmerlichſten Mittel, ſich einzuführen, einer Verwechſelung der Hüte, ſeine Zuflucht genommen, heißt zugleich der Wahrheit und dem geſunden Menſchenverſtande Hohn ſprechen.

Digitized by Google

Wer übrigens einen ſo eigenthümlichen, wenig beneidenswerthen Gebrauch von ſeiner Kunſt, die Handlungen Anderer zu deuten, machen will, iſt noch nicht zu Ende, und er mag zuſehen, wie er ſeine Deutung durchführt.

Er ſage uns z. B., was für einen Vortheil Ampere jenes Tages im Auge hatte, als er, bei Perſonen, denen er alle Rückſicht ſchuldig war, zur Tafel ſitzend, auf einmal in ſeinem eigenen Hauſe zu ſein glaubte, und mit dem Ausdruck tiefſten Mißvergnügens ausrief: „wahrlich, das Eſſen iſt nicht zu genießen; wird denn meine Schweſter endlich einſehen lernen, daß man keine Köchinnen annehmen darf, ohne ſich vorher ſelbſt überzeugt zu haben, ob ſie auch kochen können.“

Doch wozu erſt eine ſolche Rechtfertigung? iſt doch Ampere nicht die einzige ausgezeichnete Perſönlichkeit geweſen, welche wirklichen Zerſtreuungen unterlag. Will man etwa auf alle denſelben Tadel ausdehnen? Ich erinnere gleich an einen berühmten Aſtronomen, der auf den Wunſch ſeiner Haushälterin gern beſtimmen wollte, wie viele Secunden zum Sieden eines Eies nöthig ſind, und bald die verzweifelte Entdeckung machte, daß er die koſtbare Uhr, auf welcher die Genauigkeit aller ſeiner Arbeiten beruhte, eine ganze Minute lang gekocht hatte, während das Ei in ſeiner Hand geblieben war. Ich erinnere daran, wie der Pater Beccaria, der fromme Beccaria, ſelbſt während des Meſſeleſens, vom Gedanken an einen Verſuch über die Elektricität verfolgt, eines Tages mit lauter Stimme ausrief: der Verſuch iſt fertig, wo er gerade das dominus vobiscum hätte ſingen ſollen; eine Zerſtreuung, die ihm, beiläufig geſagt, eine Unterſuchung vor der geiſtlichen Behörde und infolge deſſen das Interdict zuzog.

Aus dem Zerſtreuten nach der Deutung, gegen die ich mich eben erklärt habe, eine Art Gemiſch von Betrüger und Heuchler machen wollen, hieße, einige der ſchönſten Blätter von La Bruyere zerreißen und eine anmuthige Komödie Reguard's zum Feuer verurtheilen. Doch gibt es eine Folgerung, die noch ſtärkerem Widerſpruche begegnen würde: Unſer unnachahmlicher Fabeldichter würde aufhören, der gute Mann zu ſein, wie ihn Moliere taufte. Möchten wir immerhin noch ferner ſeine unſterblichen Werke bewundern, aber die Glorie von Achtung, Verehrung, um nicht zu ſagen, zärtlicher Anhänglichkeit, von der ſeine Perſon für ſo viele Generationen umgeben war, mußte ſchwinden. Eine Sache iſt verloren, meine Herren, wenn ſie zu Folgerungen führt, welche der öffentlichen Ueberzeugung ſo hart widerſtreiten!

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Antimaterialiſtiſche Bemerkungen
von
Far Weſt.

Der bekannte britiſche Denker B a c o ſagt in der Vorrede ad Instaurationem magnam: „Vestigia filo regenda sunt, omnisque via, usque a primis sensuum perceptionibus, certa r a t i o n e munienda“. — Die trefflichen Worte wären etwa ſo zu überſetzen: „Die Forſchung muß an einem Faden geleitet, der ganze Weg der Unterſuchung muß — von der erſten Sinneswahrnehmung an durch eine gewiſſe Urtheilskraft gebahnt werden“.

Hiernach iſt die Vorausſetzung aller Erkenntniß durch die Sinne eine ſie begleitende, unabhängig von ihr vorhandene Urtheilskraft (ratio) in dem wahrnehmenden Subjecte. Und kann es anders ſein? Kann das, was beſtändig von Außen, als durch die Sinne hindurch gehende Wirkung materieller Objekte, ſich der inneren Wahrnehmung aufdrängt, die innere Kraft zugleich ſchaffen, durch welche und mit welcher das Dargebotene erfaßt, feſtgehalten, zum klaren Bewußtſein gebracht, von allem Andern geſchieden, beurtheilt, verglichen, weiter verarbeitet werden muß? Dieſe innere Kraft (ratio) iſt eine und dieſelbe immer und überall, nur dem Grade der Entwickelung nach verſchieden, während die Sinneneindrücke nie und nirgends für zwei Menſchen die gleichen ſind. Die Sinne dienen als Vermittler der Erkenntniß, aber die geiſtige Selbſtthätigkeit bringt ſie zu Stande; ohne die letztere wäre ſinnliche Anſchauung gleich einer bahnloſen Wildniß.

Der Sinneseindruck erregt allerdings die innere Aufmerkſamkeit, doch nicht maſchinenartig und unwiderſtehlich; wenn die begleitende Beurtheilung fehlt, iſt er von gar keinem Erfolge. Wie oft lieſt man mit geſunden Augen ganze Perioden, weiß, daß man ſie geleſen hat, und doch kam von dem Inhalte kein Wort zum Bewußtſein! Man muß noch einmal leſen, und zwar mit der vorher abweſenden (auf etwas Anderes gerichteten) inneren Aufmerkſamkeit. Das leſende Auge allein, und wenn es auf's Beſte ſeinen Dienſt verſieht, gibt noch gar keine Kunde, kein Verſtändniß der Sache. Der ganze Hergang hat keine Aehnlichkeit mit mechaniſchen Wirkungen und wäre unerklärbar ohne die Vorausſetzung einer freien ſubjektiven Thätigkeit, welche zwar angeregt, aber nicht jedesmal erſt geſchaffen wird.

Man hat — denke ich — die feinen Uebergänge der Empfindungs-

nerven in die Bewegungsnerven aufgefunden, gewiß eine höchſt merkwürdige phyſiologiſche Entdeckung! Sie mag die unwillkührlichen und unbewußten Muskelbewegungen in Folge äußerer Eindrücke erklären, aber ſie erklärt nicht das willkührliche und bewußte Handeln, ohne die weitere Vorausſetzung einer Kraft (ratio), welche erſt Leben und Bewußtſein gibt, oder vielmehr welche damit eins iſt. Jeder Verſuch, den Menſchen zu einem Automaten zu machen, d. h. zu einer Maſchine, welche mit Nothwendigkeit das verrichtet, was ihrer mechaniſchen Zuſammenſetzung und der dieſe bewegenden äußeren Kraft gemäß iſt, ſcheitert nothwendig an der Thatſache des Bewußtſein, welches eins iſt mit der Freiheit. Die letztere exiſtirt nirgends anders, als in jenem. Daß wir überhaupt Urtheile fällen über Das, was wir ſind und was wir thun, iſt ja ſchon Beweis von dem Vorhandenſein der die Wahrnehmung begleitenden und ſie ordnenden ratio; das wahrnehmende und handelnde Subjekt iſt der beſtändige Gradmeſſer ſeines eigenen Werthes.

So wenig man auch nur zwei völlig gleiche Baumblätter oder Grashalme finden kann, ſo wenig gibt es zwei Schädel oder Gehirnblätter, welche an Geſtalt und Ausdehnung völlig gleich wären, ebenſo wenig folglich zwei an Volumen, Gewicht und Form zwei völlig gleiche Gehirne, und ob die mechaniſche und chemiſche Zuſammenſetzung in zweien völlig gleich ſei, iſt wenigſtens mehr, als man jemals wird nachweiſen können. Nun muß allerdings zugegeben werden, daß auch das Innere oder Geiſtige der Menſchen ſehr verſchieden iſt. Die Verſchiedenheit beſteht 1. in dem eigenthümlichen ſog. Temperamente, weſentlich abhängig, wie es ſcheint, von der beſonderen Art des Organismus; 2. in dem eigenthümlichen Grade und der Stärke der einzelnen Geiſtesvermögen (geiſtiges Naturell, Talent ꝛc.;) 3. in der Verſchiedenheit der Entwickelung der einzelnen oder der Geſammt-Anlagen, ſowie des äußerlich und innerlich Erlebten und Verarbeiteten, (Bildungsſtufe, Charakter, innere Stimmung). — Die Geiſtesanlagen (Verſtand, Gedächtniß, Phantaſie ꝛc.) ſind ihrer Art nach dieſelben und gleichen; es gibt nur eine einzig richtige Logik, Aeſthetik und Ethik für alle zahlloſen menſchlichen Individuen, und dies iſt unbezweifelbar mehr, als aus der bloßen Aehnlichkeit der menſchlichen Gehirne klar wird. Ich habe früher gezeigt, daß die Gleichheit des Verſtandes (der Fähigkeit, das Zweckmäßige zu thun) auch da noch vorkommt, wo die Gehirnähnlichkeit faſt null iſt, z. B. bei dem Kalbe und der Spinne ꝛc.

Doch dazu kommt noch Bedeutenderes. Man ſagt: der Gehirnbeſchaffenheit, wie ſie an ſich iſt, und momentan äußerlich angeregt wird,

entſprechen genau unſere Gedanken, Gefühle, Entſchlüſſe ꝛc. Nun kann man einem Menſchen einen logiſchen Irrthum benehmen, indem man ihm die richtige Schlußfolgerung deutlich macht. Dieß kann mündlich oder ſchriftlich geſchehen; im erſten Falle hat das Ohr gewiſſe Laute vernommen, im zweiten hat das Auge gewiſſe Zeichen geſehen. Glaubt man nun an eine mechaniſche Einwirkung des Sinneneindruckes, ſo müßte die gedachte Belehrung, ob mündlich oder ſchriftlich gegeben, ganz auf die gleiche Weiſe auf das Gehirn des Teutſchen, des Kalmücken, des Indianers einwirken und eine Umſtimmung darin hervorbringen; ſie wirkt in der That aber nur in ſoweit, als ſie verſtanden wird. Ja es iſt vielleicht gar keine Sinnes- und äußere Gehirnanregung nöthig, in dem Falle nämlich, da Jemand durch eigenes Denken ſeinen Irrthum ausfindet. Wie kann man nun ſagen, daß das umgeſtimmte Gehirn die Anſicht umgeſtimmt habe? In allen genannten Fällen erfolgte die Gedankenumſtimmung durch das Denken, war in keinem einzigen das Produkt des Gehirnes, mochte der Gedanke nun durch die Sinne übergetragen ſein, oder nicht. Ob nachher erſt, in Folge der veränderten Anſicht, das Gehirn derſelben gemäß ſich ebenfalls umſtimmte, iſt ſehr unerheblich und jedenfalls unnachweisbar.

Ebenſo kann man durch Erziehung und Bildungsmittel verſchiedener Art die äſthetiſchen und ſittlichen Begriffe der Ungebildeteren berichtigen, ihren Geſchmack läutern, ihr Gefühl veredeln, ihren Charakter verbeſſern, und das Medium iſt bei allem Dem theils Gewöhnung und Vorbild, theils hauptſächlich direkte Anregung des Denkens, ohne daß es uns einfiele, das Gehirn erſt zurecht zu ſetzen, was ohnehin eine unthunliche Sache iſt. Setzt ſich dieſes letztere mit der fortgeſchrittenen Geiſtesbildung dann in's Gleichgewicht, etwa durch Vergrößerung, Verfeinerung der Conſtruktion, ſo iſt dies ein nachfolgender, kein vorausgehender Akt. Auch der Geſichtsausdruck des Menſchen ändert ſich ja mit ſeiner fortſchreitenden Bildung, jene Aenderung läuft aber nicht dem Fortſchritte voraus, ſondern iſt deſſen Folge, nicht Urſache.

Von mir und Andern [neuerdings von Hrn. Douai] iſt hervorgehoben worden, daß das, was die menſchliche Perſönlichkeit [das ſubjektive Sein] conſtituirt, nichts Materielles ſein kann; denn jene bleibt ohne die geringſte Unterbrechung, obwohl alle Theile des Organismus im Verlaufe eines längeren Lebens ganz und gar und vielmals wechſeln d. h. ausgeſchieden und durch andere erſetzt werden. Die Perſönlichkeit hat gleichſam ihre genaue Begrenzung, — nichts Fremdartiges kann ihr beigemiſcht werden, und man kann nichts davon thun; der Organismus aber

tauſcht beſtändig ſeine Theile mit ſeiner Umgebung aus, — die genaue Grenze fehlt ihm. Das Ich beſteht unantaſtbar, — das Organ iſt ein ſtetes In- und Auseinanderrinnen.

Man fragt uns manchmal mit triumphirender Miene: „Könnt ihr den Moment angeben, da die Seele in den Leib fährt?" Könnt ihr ſagen, woher ſie kommt, und was ihr früherer Zuſtand und ihr Treiben werden war?

Der Triumph kommt in dieſem Falle wie in vielen andern zu f.ühe. — Es gibt zahlreiche, ſehr präziſe „M o m e n t e" in dem Leben der Natur, wenn auch unſere Beobachtung ſelten ſo vollſtändig iſt, daß wir ſie genau beſtimmen könnten. So gibt es einen Moment, von welchem an — und nicht fruher — der reifende Samen eines Gewächſes eines ſelbſtſtändigen Lebens fähig, d. h. zum Aufgehen geeignet iſt; ſo gibt es einen Moment des Todes d. h. der Unmöglichkeit der Wiederbelebung.

Der Keim eines Menſchen kann da ſein, ohne noch eigenthümliche Lebensfähigkeit zu beſitzen; er erhält ſie in einem Momente oder Augenblick, und damit iſt der Anfang eines Individuums gegeben. Von einem menſchlichen Geiſte kann bei dieſem Anfange noch ſo wenig, als von einem menſchlichen Körper, die Rede ſein; aber die Bedingung iſt da, daß beide nun — in richtigem Verhältniſſe wachſend und ſich ausbildend — ſich entwickeln — und in ihrem Vereine Das darſtellen, was wir Menſch nennen. Es gibt alſo einen Moment, nicht der Einfahrt der Seele in den Leib, ſondern des Anfangs einer menſchlichen Perſönli:keit, bei welcher letzteren Das, was man bisher Geiſt nannte, doch wohl auch eine Rolle ſpielen darf.

Der menſchliche Körper iſt für uns da, ſobald wir ihn ſinnlich wahrnehmen, der Geiſt, ſobald ſein Wirken ſich uns bemerkbar macht; beide beginnen gleichzeit g als individuell belebter Keim ihr Daſein und vollbringen vereint ihre Wanderung durch's irdiſche Leben. — Was darüber hinaus liegt, iſt mehr, als ein Sterblicher ſagen könnte.

Ein Denkmal altdeutſcher Sprache,

mitgetheilt von

F a r W e ſt.

Dat chifregin ih mit firahim firiwizzo meista:
dat ero ni was, no ufhimil,
noh paum no pereg ni was,
ni sterro no heinig. noh sunna ni scein,
no mano ni liuhta. noh der mareo seo;

do dar niwiht ni was, enteo ni wenteo,
enti do was der eino almahtico cot,
manno miltisto, enti dar warun auh manahe mit inan
cootlihe geista enti cat heilac.
Cot almahtico, du himil enti erda chiwohrahtos,
enti du mannum so manac coot forchipi,
sorgip mir in dino ganada rehta galaupa
enti cotan willeon, wistom enti spahida,
tugida enti craft tinflun za widarstantanne,
enti arc za piwisanne, enti dinan willeon za chiwurchanne.

Ich erhielt das Vorſtehende von Karl Follen noch als Student, und kann nicht angeben, woher es ſtammt. Die Sprache mag unbeholfen ſein, iſt aber tonvoll und kräftig. Beim Ausſprechen verſäume man nicht, den Accent auf die Stammſylbe zu legen. — Die naive Einfachheit des Inhaltes charakteriſirt ſehr gut die gemüthvolle Zeit und Nation. — Auffallend iſt die Vorſchlagsſylbe chi (ge) vor dem Infinitiv (chiwurchanne), was noch jetzt im heſſiſchen Bauerndialekt ſich findet.

Folgendes iſt ein Verſuch der Ueberſetzung:

„Das erfragte ich bei den Vornehmen (Weiſen) mit meiſtem Vorwitz (größter Wißbegier). Da die Erde [noch] nicht war, noch der Aufhimmel, — noch Baum, noch Berg nicht war, — noch die Sterne nicht ſchimmerten, noch die Sonne nicht ſchien, — noch der Mond nicht leuchtete, noch der Meerſee; — da noch nichts war, (weder) Ende, noch Wende [Raum und Zeit], und da war der eine allmächtige Gott, — der mildeſte Mann (das gütigſte Weſen), und da waren auch mit ihm manche (viele) göttliche Geiſter und der heilige Gott. — — — Gott, Allmächtiger, [der] du Himmel und Erde wirkteſt (geſchaffen haſt), und der du den Mannen [Menſchen] ſo manches Gut gabeſt, beſorge (ſchenke) mir in Deiner Gnade rechten Glauben und guten Willen, Weisheit [wisdom] und Späherkraft [Einſicht], Tugend und Kraft, dem Teufel zu widerſtehen und das Arge [Böſe] wegzuweiſen [zu meiden] und deinen Willen zu wirken (vollbringen].“

Rußland und die Civiliſation.

Man hat die amerikaniſche Union und Rußland vielfach zuſammengeſtellt und mit einander verglichen, als die beiden einzig und allein mit Conſequenz durchgeführten politiſchen Syſteme, zwiſchen denen die andern politiſchen Syſteme als Zwitter, Halbheiten und Kompromiſſe liegen. Das

ruſſiſche Syſtem iſt der conſequent durchgeführte Abſolutismus; die Union ſoll die conſequent durchgeführte Demokratie ſein. Beides iſt wohl allerdings nur annäherungsweiſe richtig und es wird wohl in Rußland Ausnahmen von dem ſtrikten Abſolutismus geben, wie in Amerika von der Demokratie. Aber dem Weſen nach kann man allerdings beide Staaten als die Repräſentanten der entgegengeſetzten politiſchen Prinzipien betrachten. Trotzdem aber oder gerade deßhalb herrſchen in den Ver. Staaten unter der Partei der extremen Demokratie die entſchiedenſten Sympathien mit Rußland, welche ſich ſelbſt in offiziellen Aktenſtücken, wie in der letzten Botſchaft von Buchanan, ausſprechen, und von der andern Seite berichtet man, daß der Kaiſer von Rußland jede Gelegenheit benutze, ſich amerikaniſchen Reiſenden und Diplomaten verbindlich zu zeigen. Dieſe wechſelſeitige Sympathie kann wohl nicht vollſtändig, wie man bei oberflächlicher Betrachtung der Dinge glauben ſollte, auf die Aehnlichkeit der beiden ſocialen Inſtitute, der ruſſiſchen Leibeigenſchaft und der amerikaniſchen Negerſclaverei, zurückgeführt werden, denn dieſe Aehnlichkeit iſt nur eine äußerliche; dem innern Weſen nach ſind beide Inſtitute vollſtändig von einander unterſchieden, werden nach den verſchiedenſten Syſtemen behandelt, und bringen die verſchiedenſten Reſultate. Es mag den Sklavenhalter ein natürliches Gefühl beſtimmen, in dem großen ruſſiſchen Grundbeſitzer einen Seinesgleichen zu ſehen; die Maſſe des amerikaniſchen Volkes iſt jedenfalls dieſem Gefühle fremd. Mehr, wie in dieſen Sklavenhalter-Intereſſen ſcheint die Sympathie zwiſchen beiden Ländern in einer Antipathie gegen England und die Weſtmächte zu beſtehen; England, Spanien und überhaupt ganz Weſteuropa haben verſchiedene Differenzen mit der Union, in Bezug auf Centralamerika, Cuba, Mexico u. ſ. w., und in dem Falle, daß das „manifeſt deſtiny“ der amerikaniſchen Demokratie durchgeſetzt werden ſoll, würde Rußland einen nothwendigen Bundesgenoſſen abgeben.

So hat man bisher im Allgemeinen das Verhältniß zwiſchen der Union und Rußland aufgefaßt, aber es ſcheint, als ob die Bahnen, welche beide große Staaten verfolgen, in neuerer Zeit in entgegengeſetzter Richtung laufen. Während nämlich die politiſche Partei, die gegenwärtig die Union verwaltet und die entſcheidende Mehrheit in den beiden geſetzgebenden Verſammlungen des Bundes hat, alle ihre Kräfte dahin concentrirt, der Negerſclaverei räumliche Ausdehnung und rechtliche Begründung zu geben: ſind die Bemühungen des ruſſiſchen Autokraten darauf gerichtet, die Leibeigenſchaft nach und nach, und ohne eine direkte revolutionäre Umwälzung der Eigenthumsverhältniſſe und Gemeindeverfaſſungen zu wagen, abzuſchaffen.

Es iſt intereſſant, den Weg, den beide Nationen in dieſer Beziehung

gehen, zu vergleichen. Rußland iſt oder war doch wenigſtens bisher ein hermetiſch verſchloſſenes Land, aus dem nur ſelten zuverläſſige Nachrichten heraus kamen. Was im Ausland über Rußland geſchrieben wurde, rührte entweder von käuflichen Federn her, die Rußland ſich überall zu miethen pflegt, oder war von Leuten geſchrieben, die aus perſönlichen Gründen von einem fanatiſchen Haſſe gegen die ruſſiſchen Zuſtände beſeelt waren. Das Buch von Cuſtine leitete eine beſondere Literatur über Rußland ein, aber wir können ſagen, daß dieſe Literatur noch ſehr der Ergänzung bedarf. Mit dem Krimkrieg änderte ſich die Sache. Die europäiſchen Völker wurden aufmerkſam auf die ruſſiſchen Zuſtände, und es erſchien eine zahlreiche Literatur über Rußland. In neueſter Zeit nach dem Pariſer Frieden und dem Regierungsantritt des neuen Zcaaren findet man in der europäiſchen Preſſe, namentlich in der franzöſiſchen und deutſchen, eine mildere und günſtigere Beurtheilung der ruſſiſchen Politik und Zuſtände, und wir müſſen mit großer Vorſicht unterſcheiden, ob dieſe günſtigen Urtheile auf Rechnung einer corrupten und gekauften Preſſe oder auf Rechnung einer veränderten öffentlichen Meinung kommen. Wenn die Nachrichten correkt ſind, die wir von den Wirkungen und Reſultaten der neueſten kaiſerlichen Dekrete haben, ſo hat Rußland am 2. Dezember 1857, an dem Tage, an welchem das Dekret über die allmählige Aufhebung der Leibeigenſchaft erſchien, einen Schritt gethan, noch wichtiger, wie die Aufhebung der Sklaverei in den britiſchen Colonien, und von den größten Folgen nicht nur für Rußland, ſondern für die ganze Civiliſation.

Es gingen dieſer großen Maaßregel viele andern Aenderungen vorher, welche zuſammengenommen ein verändertes politiſches Syſtem bilden. Nachdem auf dem Pariſer Frieden Rußland feierlich auf ſeine Eroberungspläne im Oriente und ſeine feindliche Politik gegen den Weſten verzichtet und verſprochen hatte, ſich kunftig mit der inneren Entwickelung des Reiches zu beſchäftigen, — ein Verſprechen, das zu ſehr mit den Intereſſen Rußlands und mit den aus der Erfahrung genommenen Lehren übereinſtimmt, als daß wir demſelben, wenigſtens für die nächſte Zeit, mißtrauen ſollten, — wurde zunächſt das große Eiſenbahnnetz entworfen, und, — wohlverſtanden, — das ungeheure Kapital dazu auf den weſteuropäiſchen Börſen, namentlich in Paris, negotiirt Dies iſt ein ſtarkes Band mehr, welches die Intereſſen der europäiſchen Börſe und Geldmacht an Rußland feſſelt. Mit dem Beſchluß und der Ausführung dieſes Eiſenbahnnetzes iſt das ausſchließliche, abgeſchloſſene Ackerbauthum in Rußland gebrochen, und die moderne Geldwirthſchaft reißt auch dort ein, wie auch Rußland ſich dem Weltverkehr und einem liberalen Handelsſyſtem auf die Dauer nicht mehr entziehen kann. Mehrere andere Erleichterungen, wie z. B. bedingte Befreiung der Preſſe, des Grenzverkehres zeigten überhaupt von einer reformirenden Tendenz der Regierung. Die Re-

Digitized by Google

duktion der Armee, zu der Oeſtreich und die Weſtmächte nur in geringem Umfange fähig ſind, wurde in Rußland in größerem Maaßſtabe durchgeführt, und dadurch den finanziellen Reformen in die Hände gearbeitet, welche zu der veränderten Politik nothwendig ſind. Endlich, nachdem in einem verhältnißmäßig kurzen Zeitraum dieſe Reformen durchgeſetzt waren, kam man zu der Hauptmaßregel, zu der Emancipation der Leibeigenen.

Wir haben vor einiger Zeit in der „Atlantis“ eine Darſtellung der ruſſiſchen Leibeigenſchaft gegeben (Auguſt- u. Septbr.heft 1856) und verweiſen darauf, um den eigentlichen Charakter des ruſſiſchen Leibeigenthums und der dortigen bäuerlichen Verhältniſſe in’s rechte Licht zu ſetzen. Die Leibeigenſchaft in Rußland iſt weſentlich von der Negerſclaverei in Amerika verſchieden; einmal exiſtiren in Rußland die Racenunterſchiede nicht, welche in Amerika die Schwierigkeit der Emancipation ausmachen; der Leibeigene iſt ſo gut Nationalruſſe wie der Adelige; dann auch iſt der Leibeigene nicht in dem Sinne verkäufliches Eigenthum, wie der Negerſclave; man darf ihn nicht vom Grund und Boden wegverkaufen, die Familien nicht trennen u. ſ. w. Wir hatten im Deutſchland noch im vorigen Jahrhundert durchaus ähnliche Umſtände, und auch im freien England finden wir im Mittelalter die „serfs“, welche in einem ähnlichen Verhältniſſe der Hörigkeit ſtanden, wie die ruſſiſchen Leibeigenen.

Die Sache iſt alſo nicht gerade neu, und man hat hiſtoriſche Präzendenzen, welche man bei der jetzigen Umwälzung zu Rathe ziehen kann. Namentlich ſcheint man bei dem Ukas vom 2. Dezember 1857 die Aufhebung der Leibeigenſchaft in Preußen unter dem großen Friedrich im Auge gehabt zu haben. Dieſe Maaßregel, nicht allein die gewonnenen Schlachten, führte Preußen in die Reihe der Großmächte ein, und eine ähnliche Neuerung wird auch Rußlands politiſche Stellung verändern. Zunächſt bezieht ſich die Emancipation nur auf die Gouvernements Wilna, Grodno und Kowno, aber es iſt vorauszuſehen, daß man ſolche Neuerungen nicht treffen würde, wenn man ihnen nicht einen allgemeinen Umfang zu geben gedächte. Was man ſich von der Feſtigkeit des Kaiſers in Bezug auf die Durchſetzung der Emancipation erzählt, mag übertrieben ſein, — wir haben allen Grund, der deutſchen Preſſe in ihren Urtheilen über Rußland zu mißtrauen, — aber ſo viel iſt ſicher, daß es in der ganzen Weltlage Rußlands liegt, die langen fruchtlos gebliebenen Verſuche der Emancipation jetzt zu einem glücklichen Reſultate zu führen. — Für jedes der drei Gouvernements wird eine Commiſſion eingeſetzt, welche die Emancipation in folgender Weiſe durchzuſetzen hat: Die Verkäuflichkeit der Leibeigenen hört ſofort auf. Die Edelleute behalten ihre Güter, aber die Leibeigenen haben eine Art von Vorkaufsrecht auf die Wohnung und den

Digitized by Google

Grund und Boden herum, den ſie bisher occupirt haben. Sie können ſich entweder durch eine mäßige Geldſumme oder durch dem Gutsherrn geleiſtete Arbeit das volle Eigenthum erwerben. Außerdem erhält der Leibeigene eine, nach den örtlichen Verhältniſſen zu beſtimmende Quantität Landes von dem Gutsherrn in Pacht. Wir ſehen alſo, daß auch in Rußland, wie in Amerika, die Frage der Emancipation und der Landreform eng mit einander verbunden ſind.

Die nächſte politiſche Folge aus dieſer Emancipation wird ſein, daß die Autokratie des Zcaaren, bisher ſchon faſt allmächtig, noch zunehmen wird, da der großen, landbeſitzenden Ariſtokratie die Unbeweglichkeit und Stabilität genommen wird, wodurch ſie bisher eine Schranke gegen die kaiſerliche Gewalt bildete. Wenn auch langſam und allmählich, wird dennoch durch dieſe Maaßregel der große Grundbeſitz mobiliſirt werden, ähnlich, wie in Frankreich durch den Verkauf der Nationalgüter während der erſten franzöſiſchen Revolution. Rußland tritt aus der Starrheit ſeines ausſchließlichen Ackerbauthums heraus, und wird alle Formen der modernen ſocialen Verhältniſſe mit durchmachen müſſen.

Es ergibt ſich die Frage, ob Rußland, durch dieſen Anſchluß an den europäiſchen Verkehr und die Benutzung der modernen Ideen und Erfindungen, durch die dadurch geſteigerte Macht des Landes, durch die dadurch bedeutend erhöhte Autokratie des Zcaaren u. ſ. w nicht noch viel gefährlicher für die Freiheit Europa's wird, als es bis jetzt ſchon war. Wir ſehen, daß jetzt ſchon der ganze europäiſche Despotismus in Rußland wurzelt; die ruſſiſchen Regierungsmarimen ſind es, die jeder freie Mann in Paris, Wien, Berlin verflucht, und wir können mit aller Sicherheit behaupten, daß ganz Europa ein anderes politiſches Syſtem hätte, läge nicht Rußland wie eine dunkle Wolke darüber. Es war ruſſiſches Gold, welches den Staatsſtreich in Paris machte; es waren ruſſiſche Armeen, welche Ungarn niederwarfen; es war ruſſiſches Beiſpiel, nach welchem der Einheitsſtaat in Oeſterreich conſtruirt wurde; es waren ruſſiſche Verwandtſchaften, die Deutſchland in zertheilter Unſelbſtändigkeit und Unterwürfigkeit hielten. Können wir ohne Beſorgniſſe, namentlich für unſer geliebtes Vaterland, zuſehen, können wir darin ſogar einen Fortſchritt der Civiliſation bemerken, wenn dieſe gewaltige, despotiſche Macht, welche wie ein Alp auf Europa und ſpeziell auf Deutſchland liegt, aus der Starrheit und Ausſchließlichkeit des Mittelalters, in der ſie bisher befangen war, heraustritt, ſich der modernen Ideen und Erfindungen bemächtigt, und aller der Mittel der Centraliſation, welche in den Händen des Despotismus ſo gefährlich ſind?

Können wir glauben, daß Rußland wirklich auf die Ausführung des Teſtamentes Peters des Großen verzichtet und ſeine Blicke nach Aſien

Digitized by Google

wendet, Europa den liberalen Ideen des Weſtens überlaſſend? Können wir denken, daß die hundertjährige traditionelle Politik mit einem Male eine andere geworden ſei?

Wir brauchen nicht ſolche übertriebene Hoffnungen zu haben, und können doch der neuen Phaſe in der Entwickelung Rußlands mit Befriedigung zuſchauen. Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß unter den neuen Verhältniſſen Rußland auch eine neue Politik haben wird. Grade die Civiliſation, welche Rußland vom weſtlichen Europa empfängt, wird den politiſchen Tendenzen dieſes großen Reiches eine andere Richtung geben, ohne daß gerade dieſe Aenderung das Produkt einer freiwilligen Entſchließung iſt. Mit in den Weltverkehr hineingezogen, wird auch Rußland an allen den Veränderungen und Umwälzungen Theil nehmen, von denen Europa von Zeit zu Zeit regelmäßig erſchüttert wird, und die allen Anzeichen nach nicht mehr lange auf ſich warten laſſen. Die Gefahr, welche der europäiſchen Freiheit von Seiten Rußlands drohte, lag gerade in der Abgeſchloſſenheit und Unzugänglichkeit Rußlands, das in den Momenten europäiſcher Kataſtrophen ſich ſorgfältig in ſich abſchloß, ſich vor jeglicher Intervention zurückhielt, und erſt gegen das Ende der Bewegung ſich zu einer Einmiſchung entſchloß, um ſich den Antheil an den Früchten der eintretenden Contrerevolution zu ſichern. Wer mag es berechnen, welch einen Verlauf die letzte Revolution genommen haben würde, wenn Rußland ſich ſchon im Frühjahr 1848 eingemiſcht hätte, ſtatt wie erſt im Sommer 1849? Die weſteuropäiſche Revolution hätte dadurch eine Einheit und Entſchiedenheit gewonnen, welche ihr deßhalb fehlte, weil ihr kein mächtiger Gegner gegenüber ſtand. Man hat nicht mit Unrecht geſagt, daß Rußland von jeder Revolution in Weſt- und Mitteleuropa profitirt, aber auch von jeder die revolutionären Keime in ſich aufnimmt. Dies hat auch die Geſchichte der letzten Jahre gezeigt.

Es war und iſt noch wohl heute, beſonders in den Kreiſen der ruſſiſchen Emigration, die Meinung verbreitet, als würde Rußland durch eine gewaltſame Revolution von einem kommuniſtiſchen Charakter ſich aus den jetzigen politiſchen und ſocialen Zuſtänden herausreißen. Gerade von Rußland erwartete man die ſociale Revolution, weil dort die ſocialen und politiſchen Verhältniſſe noch inniger mit einander zuſammenhängen, wie im weſtlichen Europa. Die neueſte Phaſe der ruſſiſchen Entwickelung beweiſt indeſſen, daß auch Rußland einen ähnlichen Weg einſchlagen wird, wie Weſteuropa, und durch die Herrſchaft der Bourgeoiſie und der materiellen Intereſſen aus dem Mittelalter zu der neuen Ordnung der Dinge hindurch gehen wird. Die Weltgeſchichte geht ſtufenweiſe voran, und duldet kein Ueberſpringen und kein Ueberſtürzen, und wenn ſie auch, um einen Ausdruck von Carl Marx zu gebrauchen, die Revolutionen als ihre

Lokomotiven benutzt, ſo ſind die letzteren doch nur dann von einem bleibenden Reſultate, wenn der Zuſtand, den ſie feſtſtellen wollen, ſchon vorher im öffentlichen Bewußtſein und in den materiellen Thatſachen vorhanden war.

Alles in Allem genommen, ſehen wir in der neueſten Phaſe der ruſſiſchen Entwickelung einen weſentlichen Fortſchritt zu dem Ziele der Demokratie, der Weltrepublik, und einen neuen Abſchnitt in der Geſchichte der modernen induſtriellen Entwickelung, welcher vielleicht eher, wie Oeſterreich die viel beſprochene Aufgabe löſt, die man ſeiner Zeit dem öſterreichiſchen Einheitsſtaate zuſchreiben wollte, nämlich die Kultur nach dem Oſten zu tragen. Die aſiatiſchen Verhältniſſe werden vorausſichtlich in der nächſten Periode noch mehr, wie bisher, die Aufmerkſamkeit Europa's auf ſich ziehen, und dieſen Zuſtänden gegenüber iſt Rußland allerdings in einer vollberechtigten Stellung und in einer hiſtoriſchen Miſſion.

Die Entſcheidung in Kanſas.

Von dem Erlaß der Nebraskabill an bis zu der neulichen Wahl in Kanſas iſt ein intereſſantes Stück amerikaniſcher Geſchichte verfloſſen, und es iſt wohl der Mühe werth, einen Rückblick auf dieſe Zeit zu werfen, welche für die ganze Entwickelung der Union von Bedeutung iſt. Das Experiment der demokratiſchen Partei, das alte Bundesrecht in Bezug auf Sklaverei zu verändern, und derſelben eine allgemein rechtliche und conſtitutionelle Baſis zu geben, hat ſich als verfehlt erwieſen; die territoriale Ausbreitung der Sklaverei ebenſo; die Nebraskabill iſt todt. Selten iſt ein politiſcher Kampf mit einer ſolchen Erbitterung geführt worden, wie der Kampf um die Freiheit von Kanſas, aber niemals ſtanden auch ſolche entſcheidende Prinzipien auf dem Spiele, wie in dieſem Kampfe. Wie die Entſcheidung ausfiel, dieß mußte der amerikaniſchen Politik für eine lange, lange Zeit die Bahn vorſchreiben, und es handelte ſich nicht nur um die häuslichen Inſtitutionen eines jungen Territoriums, ſondern um die Feſtſetzung des rechtlichen Charakters und der geſchichtlichen Bedeutung der ganzen Union. Die Entſcheidung wird ſo ausfallen, wie die ganze civiliſirte Welt es wünſchte; in dem Momente, wo man in Rußland die Leibeigenſchaft aufhebt, wird der Sklaverei in Amerika wenigſtens eine Grenze gezogen, und zwar keine Kompromißgrenze, wie die von 1820, ſon-

Digitized by Google

dern eine feſte, unverrückbare Grenze in dem Willen des Volkes. Di Sklaverei und die bisherige Sklaverei-Politik iſt in Kanſas verurtheil und die Union wird eine neue Bahn der Politik einſchlagen, welche mit de Civiliſation dieſes Jahrhunderts parallel läuft.

Die Nebraskabill war eine Maaßregel, welche vielen Leuten ungefährlich und unbedenklich ſchien, und die ſich hinter dem großen Prinzip der Volksſouverainität verſteckte, um die wahren Abſichten ihrer Verfaſſer nicht errathen zu laſſen. Im Anfange verſtanden wenige Leute die Bedeutung und Tragweite derſelben. Das Miſſouri-Kompromiß von 1820, nach welchem der Sklaverei eine beſtimmte geographiſche Grenzlinie geſetzt, und das durch die Nebraskabill abrogirt wurde, war eigentlich niemals populär, und gerade die freiſinnige und der Sklaverei abgeneigte Partei war demſelben ſehr abgeneigt. Es iſt überhaupt ſchon eine widernatürliche, dem menſchlichen Gefühl widerſprechende Sache, ein Kompromiß zwiſchen Freiheit und Sklaverei zu machen, und der letzteren ein beſtimmtes Gebiet anzuweiſen, auf dem ſie ſich ausbreiten kann. Die Praxis in der erſten Zeit der Republik war eine andere; damals betrachtete man die Sklaverei ſelbſtverſtändlich lediglich als eine lokale Abnormität, deren Abſchaffung dort, wo man ſie aus der Colonialzeit her ererbt hatte, nur eine Frage der Zeit war; man erkannte ihr keinen rechtlichen Charakter zu, und ſuchte ſie durch gewiſſe Ordonnanzen auf ein gewiſſes Gebiet einzuſchließen. Dieſe Anſchauung der Sache wurde durch das Miſſouri-Kompromiß verändert, und deßhalb war daſſelbe im Süden populärer, als im Norden. Nachdem auf dieſe Weiſe eine bedingte Anerkennung der Sklaverei ausgeſprochen war, ging man weiter auf dem betretenen Wege fort, und neue Kompromiſſe folgten dem alten, immer nur zum Vortheil der Sklaverei, niemals zum Vortheil der Freiheit. Dieſe Kompromißpolitik ſchaffte das Sklavereiauslieferungsgeſetz, und damit ſchienen die kühnſten Wünſche des Südens befriedigt. Auf dieſes Kompromiß hin wurde Franklin Pierce von einer großen Majorität der Staaten zum Präſidenten gewählt. Allgemein gab man ſich damals, wenige entſchiedene Abolitioniſten ausgenommen, der verſöhnlichen Anſicht hin, daß dieſe häßliche Frage jetzt abgemacht ſei, und Pierce erklärte in ſeiner erſten Botſchaft, daß er den als einen Feind des Vaterlandes betrachte, der an den beſtehenden Geſetzen und Kompromiſſen über dieſe Frage etwas ändern wolle. Ein halbes Jahr darauf kam die Nebraskabill und in Folge deren jene Kette von geheimen Intriguen und offenen Gewaltthätigkeiten, welche in der letzten Abſtimmung und dem Wahlſiege der Freiſtaatpartei wahrſcheinlich noch nicht ihren Schluß erreicht haben.

Was war der Effekt und die Bedeutung der Nebraskabill? Dieſe Frage iſt um ſo nothwendiger zu beantworten, als man immer noch die

Digitized by Google

ebraskabill nach den verſchiedenſten Seiten hin interpretirt und ihr Prinp von ihren ſchädlichen Reſultaten zu trennen ſucht. Grade in der letzn Zeit, wo die Politik der Nebraskaleute gewaltſam mit der öffentlichen Reinung zuſammengetroffen iſt, und ſich die Reſultate derſelben als eine ollſtändige Vernichtung der Volksſouverainität kundgegeben haben, kommt ine gewiſſe politiſche Fraction wieder auf die Nebraskabill als das richige Prinzip zurück, und ſucht ſie, den ungünſtigen Reſultaten zum Trotze, och als das alleinſeligmachende demokratiſche Dogma feſtzuhalten.

Die Nebraskabill ſtellte den Grundſatz auf, daß das Volk eines Territoriums, wie eines Staates, das Recht haben ſolle, ſeine häuslichen Einrichtungen ſelbſt zu beſtimmen. Dieſer Grundſatz iſt an und für ſich ganz richtig, muß aber in gewiſſe Grenzen eingeſchloſſen werden, welche alles Thun und Treiben der menſchlichen Geſellſchaft beſtimmen. Ohne ſolche Grenzen zu beſtimmen, könnte man die größten Unwürdigkeiten und Verkehrtheiten als „häusliche Angelegenheiten" bezeichnen. Wir ſehen in Utah, wohin dies Syſtem der Volksſouverainität führt. Ebenſo iſt es unzuläſſig, die Frage, Sklaverei oder nicht, der Volksſouverainität zu überlaſſen, denn darin läge eine Anerkennung der Berechtigung der Sklaverei, welche weder zu den republikaniſchen Inſtitutionen paßt, noch in der amerikaniſchen Conſtitution enthalten iſt.

Sich auf den Standpunkt der Nebraskabill ſtellen, heißt der Sklaverei und Freiheit gleiche conſtitutionelle Berechtigung zugeſtehen, und dieſer Satz iſt in ſeinem Urſprung, wie in ſeinen Conſequenzen durchaus der Civiliſation dieſes Jahrhunderts, wie den rechtlichen Grundlagen dieſer Republik zuwider. Wir hatten in den letzten Jahren genug Gelegenheit, dieſen Satz interpretirt zu ſehen. Die nächſte Erklärung war, daß der Kongreß kein Recht habe, in irgend einem Territorium die Sklaverei zu verbieten. Damit war die letzte geſetzliche Schranke gegen eine Ausbreitung der Sklaverei gefallen. Dann ging man noch weiter, und erklärte die Sklaverei überhaupt als über dem Geſetz und den Beſtimmungen des Kongreſſes, wie über dem allgemeinen Wahlrecht erhaben. Weder dem Kongreß ſollte eine Einmiſchung in die „häuslichen Inſtitutionen" irgend eines Territoriums oder Staates geſtattet ſein, noch dürfe das Volk irgendwo ſich gegen Sklaverei erklären. Der letzte Satz wird in dem bekannten Lemon-Prozeſſe zwiſchen den Staaten Virginien und New-York demnächſt vor das Oberbundesgericht kommen. Die Entſcheidung in dem Dred Scott Falle gab der Angelegenheit wieder eine neue Wendung, indem man den Sklaven die Eigenſchaft nicht nur amerikaniſcher Bürger, ſondern auch juridiſcher Perſonen abſprach. Die Krone des Ganzen war denn die Lecompton-Conſtitution, die Annahme und Befürwortung derſelben durch die Adminiſtration und die Verleugnung der Volksſouverainität, ein Staats-

Digitized by Google

ſtreich, der ſich an Verwegenheit mit jedem Staatsſtreich und mit jeder octroyirten Verfaſſung in Europa meſſen kann. Damit iſt das Ziel erreicht, und es muß eine Wendung der Dinge eintreten.

Man kann wohl fragen, wie es kam, daß die beſonnenen und klugen Politiker des Südens, die ſich im Allgemeinen vor den nördlichen Politikern auszeichnen, die Sache bis in dieſes Extrem hineintrieben, und den Wechſel der Dinge und die Entrüſtung der öffentlichen Meinung gewiſſermaaßen muthwillig provozirten. In früheren Tagen waren dieſe Politiker vorſichtiger und nahmen eine conſervative Stellung ein. Allerdings, die Sklaverei hat vermittelſt des Baumwollenhandels eine Menge materieller Intereſſen an ſich gefeſſelt, ſo daß ſie eine bedeutende Macht geworden iſt, aber mehr wie die Bedeutung des Baumwollenhandels wirkte wohl der Umſtand, daß der Süden ſich im natürlichen Laufe der Dinge immer mehr und mehr gegen den Norden zurückgedrängt ſah, daß er ſein politiſches Uebergewicht zu verlieren glaubte, und alſo ſeine rein conſervative Stellung mit einer aggreſſiven vertauſchen mußte. Die natürliche Entwickelung der Union, unterſtützt durch die ungeheure Ausdehnung des Gebietes, durch die großen öffentlichen Ländereien, durch eine permanente Einwanderung, läuft ſchnurſtracks der Sklaverei und ihrer Ausbreitung entgegen, und es mußten alſo gewaltſame Mittel angewendet werden, um den natürlichen Verlauf der Dinge zu ändern oder doch wenigſtens zu hemmen. Die Verſchleuderung der öffentlichen Ländereien, die Verweigerung der Heimſtättebill, die verſchiedenen Knownothing-Maaßregeln u. ſ. w. mußten mit der Proſclaverei-Propaganda Hand in Hand gehen, um das „offenbare Geſchick" der Union vom Weſten nach dem Süden zu lenken. Deutlich ausgeſprochene und offiziell anerkannte Annexationsgelüſte nach Süden hin gaben dieſer Sorte von Politik noch ein ganz beſonderes Gepräge, und ſo bildete ſich eine Partei und Politik, deren Eckſtein die Sklaverei war, und welche das Dogma aufgeſtellt hat, daß Sklaverei und Conſtitution identiſch ſind.

Es gibt einen Punkt in der Politik, wo die reaktionären Tendenzen ihre conſervative Baſis aufgeben, und geradezu einen revolutionären Charakter annehmen, wo ſie das beſtehende Recht mißachten und den geltenden Inſtitutionen rückſichtslos gegenübertreten. Iſt eine Partei einmal in dieſer Lage begriffen, ſo iſt es ihr unmöglich, ſtille zu ſtehen, Rückſchritte zu machen, auf die alte Baſis zurückzutreten; es treibt ein rückſichtsloſes Schickſal ſie fort und fort, und ſie befindet ſich in der Unmöglichkeit, irgend einen Rückſchritt, irgend eine Niederlage zu ertragen. In Europa kann man ſolche Situationen öfter ſehen; wir erinnern nur an die Lage Louis Napoleon's, welche nicht einen Fußbreit Zurückgehen erträgt. Ebenſo ſcheint es uns mit der amerikaniſchen Demokratie zu gehen. Erleidet ſie

Digitized by Google

mit ihrer naturwidrigen Proſclaverei-Propaganda eine einzige Niederlage, ſo wird ſie verloren ſein, denn die erſtarkte öffentliche Meinung wartet nur auf dieſen Moment, um ſich in den Beſitz der verlorenen Poſition zu ſetzen.

Dies iſt ein Grund, weßhalb wir die Bildung eines Freiſtaates Kanſas für einen Wendepunkt der ganzen amerikaniſchen Politik halten. Die demokratiſche Partei hat ſich ihrer patriotiſchen Phraſen von Staatenrechten, Volksſouverainität und Selbſtregierung begeben, und läßt ihre Pläne, welche man im vorigen Jahre bei der Wahl Buchanan's ſo ſorgfältig zu verbergen wußte, rückſichtslos hervortreten. Die öffentliche Meinung iſt in allen nördlichen Staaten einſtimmig, nicht nur gegen die Adminiſtration, ſondern auch gegen die Demokratie, die ſich als eine ſpeziell ſüdliche Partei hingeſtellt hat. Einzig und allein in den Bundesämtern und denjenigen Kreiſen, welche davon beherrſcht werden, findet man im Norden noch offizielle Demokratie. Der Unterſchied zwiſchen dieſem und dem vorigen Jahre iſt, was die öffentliche Meinung des Nordens anbetrifft; ſehr groß, indem die öffentliche Meinung gezwungen worden iſt, die Frage der Sklaverei einer prinzipiellen Löſung zu unterwerfen, indem die Zeit der Kompromiſſe und Halbheiten vorüber iſt, und das Volk der freien Staaten die Prämiſſen ändern muß, wenn es die Conſequenzen nicht ertragen will. Wenn die vierjährigen Anſtrengungen der herrſchenden Partei, der Einfluß der Bundesgelder, die Verwendung der Bundestruppen, wenn die ganze Lüge und Corruption der beiden letzten demokratiſchen Regierungen, wenn der letzte Staatsſtreich Buchanan's mit der Lecompton-Conſtitution dennoch die Bildung von Kanſas zum Freiſtaat nicht verhindern kann, (und dies ſetzen wir nach der letzten Abſtimmung als ſelbſtverſtändlich voraus); dann kann man doch offenbar eine entſchiedene Wendung der Dinge ſehen, eine Verurtheilung der Sklaverei und eine entſchloſſene öffentliche Meinung, welche ihren Weg ebenſo rückſichtslos vorangehen wird, wie die demokratiſche Partei in den letzten Jahren gethan hat. Dieſer Sieg wird dem Volke der nördlichen Staaten Selbſtvertrauen geben, und das iſt Alles, was nothwendig iſt.

Dieſer Sieg wird eine Rückwirkung ausüben auf alle Zuſtände und Fragen, welche gegenwärtig die öffentliche Aufmerkſamkeit beſchäftigen, namentlich auf die Landreform und das Syſtem der inneren Verbeſſerungen. Denn die ganze Politik Amerika's iſt ein zuſammenhängendes Syſtem, deſſen Mittelpunkt die Frage: ob Sklaverei, ob Freiheit, bildet, und von der Entſcheidung dieſer Frage hängen alle wichtigen Intereſſen dieſes Landes ab.

Um ſich einen Begriff davon zu machen, wie die ganze Stellung der Sklaverei der öffentlichen Meinung gegenüber ſich verändert hat, muß man

Digitized by Google

nur die Abneigung, welche man früher gegen eine bloße Diskuſſion dieſes Themas hatte, mit der gegenwärtigen Agitation im Kongreſſe, in den Geſetzgebungen der einzelnen Staaten und in der Preſſe vergleichen. Der Amerikaner iſt gewöhnt, irgend eine Sache mehr vom praktiſchen, wie vom rechtlichen und prinzipiellen Standpunkt anzuſehen, und da faſt unüberſteigbare praktiſche Schwierigkeiten der Abolition der Sklaverei entgegen ſtanden, die nördlichen Bürger in der Praxis auch wenig durch die Sklaverei genirt wurden, ſo ließ man die Sache gehen, und ärgerte ſich über Jeden, welcher dies Thema der öffentlichen Diskuſſion aufzudrängen ſuchte. Namentlich bei der deutſchen Bevölkerung trat ein gewiſſer auf Egoismus gegründeter Indifferentismus hervor. „Was geht mich die Sklaverei an", hörte man wohl ſagen, „ich kann ſie doch nicht abſchaffen; ich habe näher liegende Pflichten, als die Neger frei zu machen; das Hemd liegt mir näher, wie der Rock", und wie die Phraſen alle hießen, die man nicht nur aus dem Munde von eingefleiſchten Demokraten hörte. Dieſer Indifferentismus iſt allerdings jetzt verſchwunden. Man findet entweder die blinden, fanatiſchen Werkzeuge der Sklavereipartei, welche gewohnt ſind, ſich von den Aemterjägern willenlos leiten zu laſſen, oder eine verſtändige Oppoſition gegen Sklaverei und deren Ausbreitung. Es iſt nicht ſo ſehr das Inſtitut der Sklaverei, welches man haßt, als wie die mit derſelben verbundene Politik der Lüge und Corruption, die Eingriffe in die Rechte der freien Staaten, die gemeinſchädliche Behandlung der Territorien u. ſ. w. Dem Norden kommt das Uebel, das er früher gleichgültig behandelt hatte, jetzt in Geſtalt des Sklavenauslieferungsgeſetzes, der Nebraskabill, des Lemonprozeſſes, der Dred Scott-Entſcheidung, der Kanſas-Verwirrungen direkt über den Hals, und er ſieht ein, daß er ſich dagegen wehren muß, will er ſeine eigene Unabhängigkeit nicht aufgeben.

Dies ſind einige Andeutungen, wie und nach welcher Richtung hin ſich die öffentliche Meinung über dies wichtigſte Thema der amerikaniſchen Politik geändert hat, und die öffentliche Meinung iſt denn doch am Ende die einzige Regierung der Union. So ſind wir feſt überzeugt, daß Kanſas trotz der Lecompton-Conſtitution und ihrer Anerkennung durch ſämmtliche Bundesgewalten dieſelbe refuſiren und ſich als freier Staate nach dem Grundſatze der Volksſouverainität conſtituiren wird. Das Sklavenauslieferungsgeſetz iſt längſt ſchon in den meiſten nördlichen Staaten todt, und mit der Spezialgeſetzgebung dieſer Staaten in Widerſpruch. Während alſo in den nördlichen Staaten ein offizieller und allgemeiner Widerſtand iſt gegen die Proſclavereigeſetze von Waſhington, bemerkt man ſelbſt im Süden die deutlichſten Anzeichen von einer Aenderung der öffentlichen Meinung zu Gunſten der Emancipation. Voran ſteht in dieſer Bezie-

Digitized by Google

hung Miſſouri, jenes Miſſouri, deſſen Bevölkerung ſich alle erdenkliche Mühe gegeben hat, das Territorium Kanſas mit einer ſclavenhaltenden Bevölkerung zu verſorgen, jenem Miſſouri der Grenzſtrolche und Wahlfälſcher, welches jetzt an die Spitze der Emancipationspartei getreten iſt, nicht nur in Bezug auf den eigenen Staat, ſondern in Bezug auf das ganze ſclavenhaltende Gebiet. Francis A. Blair, der Congreß-Repräſentant von St. Louis Co., der von ſeinem Diſtrikt als bekannter Emancipationiſt gewählt wurde, hielt bei der Debatte über die centralamerikaniſchen Angelegenheiten eine Rede, die zur Begründung des Vorſchlags diente, die Neger nach den amerikaniſchen Tropenländern zu ſenden, damit ſie dort unter Vormundſchaft der Ver. Staaten Kolonien bilden.

Der Vorſchlag iſt ſehr intereſſant und durchaus nicht ſo unpraktiſch, wie die demokratiſchen Zeitungen ſagen, wenn wir ſpeziell auch mit dem Prinzipe deſſelben nicht einverſtanden ſind. Denn wir glauben nicht, daß es im Intereſſe der Civiliſation überhaupt ſei, die Neger und Indianer ihrer eigenen Entwickelung zu überlaſſen. Es wäre eine Schwäche, wollte man den kaukaſiſchen Völkerſtämmen und ſpeziell den Angloſachſen und der zahlreichen europäiſchen Einwanderung nicht die culturhiſtoriſche Bedeutung zutrauen, allmählich auch die Neger und Indianer an Civiliſation zu gewöhnen; eine abſolute Scheidung dieſer Racen würde unſerer Anſicht nach ſowohl für die bevorrechtigte, wie für die untergeordnete Race ein Rückſchritt ſein. So dünn vertheilt auch die Kultur in Amerika ſein mag, wir trauen ihr doch ſo viel Kraft zu, daß ſie das Indianer- und Negerelement bewältigen kann, und nicht zu vertreiben oder zu verſclaven braucht, um daſſelbe zu den Zwecken der menſchlichen Geſellſchaft zu verwenden. Deßhalb haben wir auch immer die Kolonie Liberia für einen Akt liebenswürdiger Philantropie gehalten, aber für ein verunglücktes Experiment, das keine praktiſchen Reſultate aufweiſen wird. Der Vorſchlag Blair's iſt uns deßhalb äußerſt willkommen, weil er einen Umſchlag der öffentlichen Meinung im Süden und die Erkenntniß der Nothwendigkeit der Emancipation anzeigt, aber der Vorſchlag ſelbſt iſt nur eine weitere Ausführung des Liberiſchen Experimentes, und würde größere Gefahren, wie Vortheile aufweiſen. Warum denn ſo weit gehen, und zu ſo extremen Maaßregeln greifen? Iſt es denn unmöglich, mit freien Negern zu arbeiten oder die Indianer zu civiliſiren? In Dacotah gibt es jetzt ſchon einen regelmäßig gebildeten Indianerſtaat, und die Neger in Weſtcanada leben trotz des Vorurtheils der Bevölkerung gegen ſie auf eine durchweg honette Weiſe. Wenn einmal die Politik der Civiliſation an die Stelle der Politik der Unterdrückung und Barbarei tritt, und man die kulturhiſtoriſchen Uebergangsperioden ſucht, auf denen man die niedrig ſtehenden Racen mit den höher ſtehenden vermittelt, wenn einmal der Mächtigere ſeine Macht dazu gebraucht, den Schwächeren zu ſchützen, nicht in den Staub

Digitized by Google

zu treten; dann werden ſich die Fragen, die jetzt unüberwindlich ſcheinende Schwierigkeiten darbieten, leichter löſen, als man heute denkt, und ohne das in weiter Ausſicht ſtehende Mittel von Francis Blair.

Man verweiſt uns hier auf die centralamerikanſchen Staaten, wo die „Miſchlinge" der verſchiedenen Racen allerdings keinen hohen Grad von Kultur zeigen. Aber das Element, welches ſich hier mit der Indianer- und Negerrace verbunden hat, vorzüglich das mexikaniſche und ſpaniſche, war ſchon vor der Vermiſchung geſunken und demoraliſirt, und kann ſich durchaus nicht, was Zähigkeit und Koloniſationsfähigkeit anbetrifft, mit der angloſächſiſchen Race vergleichen. Das Beiſpiel hinkt alſo bedeutend.

Man ſpricht ſoviel von der Superiorität der weißen Race und von dem Verderblichen einer Miſchung der weißen mit der Negerrace, aber trotzdem geht dieſe Miſchung im Süden unaufhaltſam vor ſich, aus den natürlichſten Gründen der Welt und ohne daß Sitte und Geſetz daran etwas auszuſetzen findet. Aber dies iſt der große Fehler, den man begeht, daß dieſer Prozeß der Racenmiſchung, der in anthropologiſcher Beziehung ein aufſteigender iſt, in ſocialer und rechtlicher ein niederſteigender iſt. Die farbigen Kinder des weißen Vaters und der ſchwarzen Mutter folgen in rechtlicher Beziehung der dunkeln, nicht der hellen Farbe, und die Natur, welche den Teint dieſer Kinder heller färbte, war gütiger gegen ſie, wie das Geſetz, das bis zur weißen Hautfarbe hinauf jeden Tropfen afrikaniſchen Blutes verdammt und verflucht. In dieſer Beziehung könnte die veränderte öffentliche Meinung viel thun, und eine liberalere Geſetzgebung müßte aus natürlichen Gründen ſelbſt den Sklavenhaltern angenehm ſein.

Gewiß, werden einmal die humanen Ideen in Bezug auf dieſen Punkt in der Politik dieſes Landes und in der öffentlichen Meinung herrſchend, und wir glauben, daß wenigſtens das letztere ſchon jetzt der Fall iſt; — ſo werden die Schreckniſſe verſchwinden, die man von einer allmählichen Milderung und Emancipation der farbigen Race fürchtet, und die kulturhiſtoriſchen Aufgaben werden ſich mit größerer Leichtigkeit und Schnelligkeit realiſiren laſſen, als man jetzt glaubt. Amerika hat der Sklaverei-Emancipation lange nicht ſo viele Opfer zu bringen, wie damals England und die andern europäiſchen Colonialmächte, und wird nicht die ungünſtigen Reſultate davon erzielen, die man von Jamaica berichtet. Die Produktion der ſüdlichen Produkte wird ſich wahrſcheinlich noch beſſer mit freien Negern herſtellen laſſen, als mit Sklaven. Der ganze Gang der modernen induſtriellen Entwickelung, der ſogar in Rußland die Sklaverei aufhebt, iſt dem Syſtem der Sklaverei entgegen; dieſe Erfahrung iſt in Kanſas gewonnen worden; dieſe Erfahrung zeigt ſich auf die ſchlagendſte

Weiſe durch eine ſtatiſtiſche Vergleichung der Sklavenſtaaten, ihrer Bevölkerung, ihrer Einwanderung, ihres Bodenpreiſes, ihrer Verkehrsmittel u. ſ. w. mit den freien Staaten. Die materiellen Intereſſen gehen in dieſer Beziehung mit den humanen Prinzipien Hand in Hand, und der gemeinſamen Wirkung derſelben kann keine Macht der Welt Widerſtand leiſten.

Faſſen wir die gegenwärtige Situation, welche man als das Finale der Nebraskabill bezeichnen kann, in ihren Grundzügen zuſammen.

1. Kanſas iſt für die freie Einwanderung gerettet.
2. Die öffentliche Meinung hat die Sklaverei verurtheilt.
3. Die Nichtausdehnung der Sklaverei iſt die herrſchende politiſche Praxis.
4. Die Agitation für Emancipation beginnt in den Sklavenſtaaten.
5. Die herrſchende demokratiſche Politik iſt an ihrem Wendepunkte angelangt und muß umkehren.
6. Die Demokratie derjenigen Staaten, denen Buchanan ſeine Erwählung zu verdanken hat, (die von Pennſylvanien und Indiana) hat ſich gegen die Adminiſtration erklärt, und die demokratiſche Partei wird keinen nördlichen Staat mehr bekommen.
7. Die demokratiſche Partei hat ſich als die ſpeziell ſüdliche erwieſen, und die einzig nationale Partei iſt die republikaniſche.
8. Die Demokratie iſt in zwei Lager getheilt und der Bruch kann nicht geheilt werden.
9. Das Volk des Nordens macht keine Kompromiſſe mehr mit der Sklaverei, und beſtreitet den rechtlichen und conſtitutionellen Charakter derſelben überhaupt.

Können wir mit dieſen Reſultaten nicht zufrieden ſein? Wir denken, daß dies Ergebniß nicht durch allzugroße Opfer erkauft worden iſt. Es handelt ſich gegenwärtig nur darum, wie die republikaniſche Partei die Situation benutzt. Alles kommt ihr günſtig entgegen, alle Verhältniſſe geſtalten ſich zu ihrem Vortheil, und rechtfertigen die Stellung, welche dieſelbe in der entſcheidenden Frage der amerikaniſchen Politik eingenommen hat. Der Triumph der Freiheit in Kanſas iſt der Triumph der republikaniſchen Partei. Möge die republikaniſche Partei ſich ihres Triumphes bewußt und ihrer hiſtoriſchen Miſſion gerecht werden, dann können wir mit einem gegründeten Vertrauen auf die Zukunft das ſtolze Wort ausſprechen:

„Es gibt noch Vernunft in der Weltgeſchichte.“

Digitized by Google

Blick auf die Geſchichte der Symbolik.

(Von Carl Guſtav Carus.)

Das Alterthum ſchon iſt ſymboliſchen Beſtrebungen nicht fremd und zwar nicht etwa blos, indem es in vielfaltigen irdiſchen Dingen die Symbole eines Göttlichen uberhaupt erkannte, ſondern indem auch insbeſondere Das, was in den einzelnen Lebendigen ſymboliſch war für ihre innere Lebensidee, von der Wiſſenſchaft hier und da bereits aufmerkſam verfolgt wurde. Ariſtoteles hatte bereits ein eigenes Buch „Physiognomica" überſchrieben, welches in ſechs Kapiteln, ohne eigentliche höhere philoſophiſche oder phyſiologiſche Intention, Vieles zuſammenſtellt, was theils bei Thieren, namentlich aber bei Menſchen im Aeußern bezeichnend für ihr inneres Sein genannt werden darf. — Einer ſeiner Schuler, Theophraſt, faßte den Gegenſtand dann in ſeinen „Charakteren" ſchärfer in's Auge. Er beginnt mit den Worten: „Oefters bin ich erſtaunt und niemals habe ich es, ungeachtet aller darüber angeſtellten Betrachtungen, begreifen können, warum die Griechen ſich einander in ihren Sitten und ihrem Sein ſo wenig gleichen, da ſie doch auf einerlei Art erzogen werden, und einerlei Lebensart fuhren, Griechenland ſelbſt auch unter einem Himmelsſtriche liegt." Mit dieſem Ausſpruche war nämlich ſchon beſtimmter auf das urſprünglich Eigenthumliche jeder Seele hingewieſen, und dadurch auch davon die Erkenntniß vorbereitet, daß es nun auch Zeichen geben muſſe, ein ſolches Innere aus den Aeußerlichkeiten der Erſcheinung zu erkennen. Forſchen wir daher weiter nach, ſo finden wir, daß es ſogar zu jener Zeit bereits nicht an wirklichen Phyſiognomen gefehlt habe. Es iſt bekannt, daß Alcibiades einſt den Ausſpruch eines ſolchen, des Zopyros, mit Gelächter begrußte, als dieſer aus der Form von Haupt und Angeſicht des Sokrates die verderblichſten Eigenſchaften unverdroſſen herauslas. Freilich rechtfertigte ihn der Weiſe einigermaßen, indem er ſelbſt von den Neigungen zu dieſen Eigenſchaften keineswegs ſich freiſprechen wollte, nur hinzufugend, daß durch höhere Erkenntniß er ſie größtentheils überwunden habe.

Bei alledem ſuchen wir einen beſtimmten Begriff der Symbolik, ſowohl bei Theophraſt, als bei allen andern Schriftſtellern des Alterthums, noch vergebens, und wenn die Kunſtler der Griechen in ihren Götter- und Menſchenbildniſſen oft ſchon einen ſehr feinen Takt fur Charakteriſtik der darzuſtellenden Individualität durch die Formen der Organiſation verrathen, ſo fehlt doch noch viel, daß deßhalb etwas dieſer Art in das deutliche Bewußtſein des erkennenden und ausſprechenden Geiſtes damals ſchon

gelangt ſein ſollte. Waren doch auch die Kenntniſſe des Alterthums in feinerer Anatomie und Phyſiologie noch ſehr in der Kindheit. Der Rieſe der Wiſſenſchaft ſelbſt, Ariſtoteles, verſuchte nur ſo auf's Gerathewohl es glaublich zu machen, daß in einer feinen Aura, welche die beiden Höhlen des Gehirns erfulle, die einzelnen Seelenkräfte ſich äußerten, und hiernach vertheilte er dann weiter an die Seitenhöhlen des großen Gehirns, als von wo die Sinnesnerven ihren Urſprung nähmen, den Gemeinſinn und Verſtand, an die mittlere Höhle, die Einbildungskraft, das Urtheil und die Ueberzeugung, und an den letzten Ventrikel, gleich als an ein alle verſchiedenartigſten Eindrücke zuſammenfaſſendes Magazin, das Gedächtniß. — So unvollkommen nun auch dieſe Anſicht und Einſicht war, ſo machte ſie doch ihren Weg durch Jahrhunderte durch; weder die Anatomen Eraſiſtratus und Galen hatten etwas Bedeutendes ſolcher Anſchauung zuzufügen, noch tritt irgendwo ein Beſtreben hervor, beſtimmte Grundſätze aufzuſtellen über die Bedeutung gewiſſer Formen des Körpers für gewiſſe Anlagen der Seele.

Fehlt demnach in dieſer Hinſicht im Alterthume Griechenlands ſo viel daran, daß eine irgend wiſſenſchaftliche Symbolik aufgetaucht wäre, ja darf man im Allgemeinen ſagen, daß ſelbſt in der ſonſt ſo außerordentlichen und bedeutungsvollen Sculptur Griechenlands darin ſogar eine gewiſſe Mißachtung des höchſten Gebildes am Körper, d. i. des Hauptes, hervorgetreten ſei, daß man im Durchſchnitt dort den Umfang dieſes ſchönen Gebildes ſelbſt in Götterbildern, e t w a s k l e i n e r darſtellte, als die Natur es gewöhnlich nachweiſt: ſo haben dagegen ganz neue Unterſuchungen über die Proportion der menſchlichen Geſtalt bei den alten Aegyptern, in dieſem myſteriöſen Volke ein eigenthümlich merkwürdiges Berückſichtigen der hohen Bedeutung der Kopf- und namentlich der Schädelbildung nachgewieſen, ein Verfahren, welches hier wohl noch eine kurze Beſprechung verdient. — Ganz entgegengeſetzt nämlich den Kunſtwerken anderer, auch noch im Ganzen auf niedrigen Kulturſtufen ſich befindender Völker, in deren Kunſtgebilden gewöhnlich an menſchlichen Figuren das Geſicht unförmlich groß hervortritt, und der Schädel nur ſo als ein unbedeutender zufälliger Anhang deſſelben behandelt zu werden pflegt, welche faſt nur ein Antlitz ohne Hinterhaupt darſtellen, ſo iſt in den, zuerſt durch Denon, und neuerlich vollſtändiger durch Lepſius entdeckten Proportionsfiguren des alten Aegyptens gerade die obere Wölbung des Schädels a u ß e r h a l b aller feſtgeſetzten typiſchen Verhältnißmaße gelaſſen, gleichſam als ſollte in dieſem Theile allein die Eigenthumlichkeit irgend einer Perſönlichkeit ausgedrückt werden können. — Wenn nämlich z. B. in dem älteſten Proportionsmaße aus der Pyramidenzeit die Figur im Ganzen in 6 Fußlängen eingetheilt wurde, oder wenn ſie in den Proporti-

onsfiguren ſpäterer Zeit in 3 mal 6 oder 18, und noch ſpäter in 21 Maßtheile zerfiel, ſo geht der Strich des oberſten Maßtheiles immer nur bis in die Stirngegend, und läßt alſo die oberſte Wölbung des Hauptes gleichſam der Willkur des Kunſtlers anheimgegeben, um ſie bei einem Individuum größer, bei dem andern kleiner zu zeichnen; jedenfalls doch nur, damit doch irgend Etwas (denn alles Andere war typiſch und nach feſten Regeln beſtimmt) übrig ſei, woran man die eine Perſon von der andern auch in ihrem Körperbaue unterſcheiden könne. Gewiß iſt es nun merkwurdig, daß gerade die Schädelwölbung, alſo die Knochendecke, welche die größere oder kleinere Ausbildung und Maſſe des Gehirns darſtellt, hier das Mittel werden mußte, die Perſönlichkeit zu bezeichnen, und wenn wir ſonſt bei dieſem geheimnißreichen Volke durchaus nichts haben, was auf eine beſonders geregelte Symbolik der menſchlichen Geſtalt deutet, ſo iſt doch dieſe ſomit der Bildung des Hauptes bewieſene Achtung ein ſehr merkwurdiges Moment, welches eine tiefere Ahnung hier verborgen liegende Wahrheit ausſpricht, als dies von den Griechen inſofern geruhmt werden darf, welche letztere eher im Allgemeinen bei ihren Kunſtwerken der Größe des Kopfes etwas zu entziehen gewohnt waren, um die Geſtalt im Ganzen größer hervortreten zu laſſen. Freilich bildeten die Griechen dafur wieder weit individueller ihre Statuen hinſichts der Verhältniſſe einzelner Kopf- und Geſichtstheile, und ſtehen inſofern wieder höher; allein nichts deſtoweniger iſt doch bei den Aegyptern gerade in jener einfachen myſtiſchen Satzung der Proportion eine gewiſſe tiefſinnige Ahnung von Etwas gegeben, worauf wir bei den Griechen nirgends gefuhrt werden.

Merkwurdig iſt nun jedenfalls, daß das Mittelalter, dieſe Zeit, wo nach der ideell myſteriöſen Richtung, welche das Chriſtenthum uber die europäiſche Menſchheit verbreitete, ſo viel Neues und Ahnungsvolles in Kunſt und Wiſſenſchaft, wie in Religion auftauchte, auch die Zeit war, in welcher man zuerſt beſtimmter ſich bemuhte, gewiſſe, freilich oft noch ſehr willkurliche, auch wohl abergläubiſche Beziehungen zwiſchen der korperlichen Geſtaltung des Menſchen und ſeinem innern pſychiſchen Sein aufzuſuchen. Dabei wirkte allerdings die geſunde Anſicht der Griechen, und namentlich des Ariſtoteles immer noch in Etwas auf die weſentlich von dorther gelehrten Theologen und Kirchenväter fort, und erleichterte die damaligen Beſtrebungen und die Auffindung mancher tiefern Beziehung. — Die ſchöne Stelle des Ariſtoteles: „die Seele iſt die erſte Wirklichkeit eines naturlichen gegliederten Körpers“, und ähnliche waren es noch beſonders, welche damals gegen jene widernaturliche Trennung zwiſchen Seele und Leib ſchutzte, wodurch ſpäterhin ſo viel Verwirrung in Philoſophie und Pſychologie gebracht worden iſt. Von hieraus wurde es ſogar begreiflich, daß ſelbſt große Theologen, wie Thomas v. Aquino, die er-

Digitized by Google

nährende und Wachsthum bedingende Thätigkeit unſeres Körpers ebenſo der Seele zuwieſen, als die bewegende, auffaſſende und erkennende, und ſo kam es denn, daß endlich auch der Gedanke: es müſſe ſich die beſondere Richtung des Seelenlebens wohl entſchieden durch irgend eine beſondere Geſtaltung des Körpers überhaupt und insbeſondere des Hauptes ausdrucken, damals zum erſtenmale mit größerer Conſequenz verfolgt werden durfte. — Bei alledem wurde es ein trubes und wenig lohnendes Geſchäft ſein, in dieſen im Ganzen immer finſtern Zeiten die ſämmtlichen Arbeiten aufſuchen und charakteriſiren zu wollen, welche einigermaßen als Verſuche in einzelnen Theilen der Symbolik betrachtet werden durften. Manches der Art enthalten die Schriften eines ſchottiſchen Arztes Gordon, welcher im vierzehnten Jahrhundert Profeſſor in Montpellier war, Anderes findet ſich bei Autoren, welche zugleich mit Aſtrologie und Wahrſagekunſt ſich beſchäftigten; ſo bei Peucer, deſſen Schrift De divinatione zu Antwerpen 1583 in eleganter franzöſiſcher Ausgabe erſchien, und Anderes enthielten namentlich die mannichfachen Bücher, welche die Phyſiognomik der Hand, aber freilich in abſtruſer abergläubiſcher Weiſe, unter dem Namen der Chiromantie, behandelten, und deren im 15. und 16 Jahrhunderte mehre gedruckt wurden; ſo die Chiromancia von dem Medicus und Mathematicus Johann Rothmann, welche zu Erfurt 1596 herauskam, oder la Science curieuse, welche in Paris 1565 erſchien; ſo der Thesaurus Chiromantiae, von Prätorius in Jena 1561 gedruckt, und viele ähnliche. All dieſes Treiben war jedoch unphyſiologiſch und faſt durch und durch fabelhaft; nur e i n Mann tritt mit merkwürdiger Ahnung einer wirklich philoſophiſchen Richtung entſchieden hervor, und dies iſt Joh. Baptiſta Porta, der Neapolitaner, von deſſen Buch, De humana physiognomica, mehre verſchiedene Ausgaben des 16. Jahrhunderts, auch eine franzöſiſche Ueberſetzung von 1789 exiſtiren. Dieſem Geiſte war nämlich nicht nur die weiter oben von mir beſonders hervorgehobene Anſchauung, von einem ſehr wohl nachzuweiſenden Parallelismus zwiſchen den unendlichen Verſchiedenheiten der menſchlichen Individualität, und der ebenſo unermeßlichen Mannichfaltigkeit in den Geſchlechtern des Thierreichs ſehr beſtimmt aufgegangen, dergeſtalt ſogar, daß er ſeinem Buche eine Menge Abbildungen beifugte, auf denen in gar nicht ungeſchickter Weiſe Menſchen- und Thierköpfe zuſammengeſtellt und manche intereſſante Betrachtungen daran geknüpft ſind; ſondern er verbreitete ſeine phyſiognomiſchen Unterſuchungen auch zuerſt uber den geſammten Bau des Menſchen und alle ſeine äußern Organe. Erwägt man daher dieſe ſeine, wenn auch in der dunkeln Zeit mit vielem Wunderlichen und Irrigen vermiſchten Betrachtungen recht, erkennt man, wie er von der Geſammtbildung ausgeht und die Bedeutung deren verſchiedener Verhältniſſe beſpricht, ſieht man dann,

Digitized by Google

wie nichts ſeiner Betrachtung entgeht, wie er bemüht iſt, in Allem eine gewiſſe ſeeliſche Bedeutung nachzuweiſen, wie er vom Kopfe und Kopfhaar anfängt, dann alle Theile des Antlitzes, des Stammes, der Glieder, bis zu den Nägeln der Finger und Zehen durchgeht, und nirgend den erklärenden und zugleich beweiſenden Ruckblick auf die Thierwelt bei Seite ſetzt, ſo bekommt man eine wahre Achtung vor einem Geiſte, welcher in einer im Allgemeinen ſo wenig wiſſenſchaftlichen Zeit einen großen Gedanken erfaſſen, verfolgen und in dieſer Weiſe ausſprechen konnte. — Jedenfalls verdient er als der erſte und, ich darf es wohl hinzufügen, bis auf die neueſte Zeit einzige betrachtet zu werden, welcher des Geſammtbegriffs Deſſen, was ich nun mit einem umfaſſenden Namen, die Symbolik der menſchlichen Geſtalt genannt habe, wirklich fähig war, und es iſt nur eine ganz gerechte Anerkennung, wenn Brouſſais in ſeinen Lecons de phrenologie von Porta's Buch ſagt: Ce livre contient des vues beaucoup plus philosophiques qu'on ne pourrait en supposer dans ce temps eloigne. Uebrigens hatte auch Porta deßhalb mannichfache Nachahmer, wie denn z. B. C. A. Peuſchel in ſeiner „Abhandlung der Phyſiognomie, Metopoſkopie und Chiromantie" ſelbſt ähnliche Vergleichungen zwiſchen Menſchen und Thieren wie Jener gegeben hat, freilich mit den aſtrologiſchen Zeichen der Chiromantie und dergleichen vermiſcht.

Von Porta an iſt dann eigentlich bis zu den mehrfach ſchon erwähnten Beſtrebungen des enthuſiaſtiſchen Predigers Joh. Kaſpar Lavater, von nennenswerthen Fortſchritten in der Symbolik nichts Beſonderes aufzuführen, und daß ſelbſt aus dieſen Beſtrebungen wirklich Großes und Bleibendes nicht hervorgehen konnte, das war in der Individualität dieſes Mannes an ſich hinreichend begründet. — Lavater nämlich, im Jahr 1741 zu Zurich geboren, wo ſein Vater ein geachteter Arzt war, möchte gar wohl, wenn eine verſtändige Leitung ihn zeitig entſchiedener zu den Naturwiſſenſchaften gefuhrt hätte, Grundlicheres im phyſiognomiſchen Fache, zu welchem ihn ſeine ſtill grubelnde, myſtiſch ſchauende Natur immerfort hindrängte, geleiſtet haben; ſo aber, wo nicht einmal das claſſiſche Alterthum ihm ſeine Tiefen aufſchloß, und ein auch nicht ſehr ſtreng verfolgtes theologiſches Studium ihn allmählig auf ganz andere Wege fuhrte, mußte freilich eine große Luckenhaftigkeit und Unvollkommenheit ſeine Werke bezeichnen. Bei alledem wird er immer in der Geſchichte der Symbolik einen merkwurdigen Platz einnehmen; jenes Seherhafte, deſſen ich ſchon oben gedachte, und uber welches ich Göthe's Zeugniß anfuhrte, hat ihm vielfältig doch Anſchauungen gegeben, welche wir nicht verfehlen werden im Nachfolgenden oftmals zu benutzen, und was er ſelbſt ſomit ohne eigentliche Wiſſenſchaftlichkeit gefunden hat, ſoll doch künftighin der Wiſſenſchaft unverloren bleiben.

Digitized by Google

So gehe ich nun zu einem Manne über, welcher nur 17 Jahre jünger als Lavater, und gewiß in vieler Beziehung durch dieſen angeregt, doch deßhalb zu einer größern Bedeutung für einen Theil der echten Symbolik erwachſen mußte, weil ihn ernſte anatomiſche und phyſiologiſche Studien zeitig genährt hatten, und weil er dadurch ſelbſt doch ſchon mehr in die Vorhallen einer herannahenden wiſſenſchaftlichen Zeit hineinwuchs, wenn er auch noch nicht im ganzen Umfange die innerſten Hallen derſelben betreten konnte. Dieſer Mann war Joh. Joſeph Gall, geboren zu Tiefenbrunn im Württembergiſchen 1758. — Wie bei Lavater richtete ſich, eben vermöge einer angeborenen Anlage, zeitig ſeine Aufmerkſamkeit auf die Köpfe ſeiner Mitſchuler, er ſah bald, daß z. B. Diejenigen, welche leicht auswendig lernten, andere Kopfformen zu haben pflegten, als andere, denen es ſchwer wurde, und als er Arzt geworden war, ſtudirte er nun die Anatomie des Gehirns, fand eine naturgemäßere Art, daſſelbe zu unterſuchen, und erkannte die Beziehungen, welche zwiſchen ſeiner Ausbildung und der des Schädels nothwendig ſtattfinden mußten. Späterhin verſäumte er dann nicht, Thierſchädel in Vergleichung zu ziehen, bemerkte, daß ein gewiſſes Entſprechen zwiſchen dem Naturell des Thieres und ſeinem Kopfbau nicht fehlte, und ſo lange ſeine Unterſuchungen in dieſer Richtung blieben, konnten ſie nur zum Beſten der Wiſſenſchaft fruchten. Es iſt indeſſen ein ſonderbares Streben oft genug im menſchlichen Geiſte bemerkbar, ein Beſtreben, dem ſchon die zweite Inſchrift des Tempels von Delphi galt, das: „nicht zu viel“ — dieſer oft ſchwer zu hemmende Drang führt nämlich dahin, eine an ſich löbliche und fruchtbringende Richtung bis zum Extreme zu verfolgen, und Das, was erſt ſchön und gut war, zuletzt wahrhaft ins Abſurde zu verkehren. Dieſe alte Leidensgeſchichte der Menſchheit, welche in der Kunſt ſo oft zum Verfall geführt hat, welche in der Politik immerfort mit Verderben droht, welche in der Wiſſenſchaft ſo vielerlei Auswüchſe bedingte, ſie bewährte ſich auch in Gall, und noch mehr an ſeinen vielfältigen Nachtretern; denn indem er aus den urſprünglich ſehr bedeutungsvollen Wahrnehmungen am Kopfbau, wie derſelbe bald nach dieſer, bald nach jener Gegend ſtärker entwickelt ſein könne, und wie dies mit den verſchiedenen Anlagen im Gehirnleben allerdings einen wichtigen Zuſammenhang habe, nun die ſogenannte Organenlehre zu ſchaffen begann, und wie nun mehr und mehr das urſprünglich Phyſiologiſche und ſpäterhin Symboliſche in dieſen Bildungen umgeſchaffen werden ſollte zu einem materiellen Fachwerk des Gehirns, wo in einer Abtheilung die Kindesliebe, in einer andern der Diebsſinn, in einer die Hoffnung und in der andern das Gewiſſen eingezwängt ſich befande: ſo verloren nothwendig dieſe Angaben die Theilnahme aller Männer der Wiſſenſchaft, und ſelbſt das Vortreffliche, was gelöſt werden kann, ging unter über dem Abſurden, was nun geboten wurde. — Ein Unglück war

es insbeſondere, daß eine Menge von Dilettanten ſich nach und nach dieſer Angelegenheiten, daß die großen Studien des Meiſters, über die Abſurditäten der Schüler in Vergeſſenheit kamen, und ſo zuletzt nur Das übrig blieb, was immerfort einer ſpätern Zeit zum Nutzen gereichen muß, nämlich die Anlegung von Sammlungen für den Zweck der Schädelvergleichung, und die Anregung der Aufmerkſamkeit auf das Symboliſche des Organismus überhaupt.

Man darf übrigens in Wahrheit nicht ſagen, daß man Gall und ſeine Verdienſte für die Symbolik des Hauptes irgend kenne, wenn man ſich nicht mit der großen von ihm, in Verbindung mit ſeinem Freunde Spurzheim, durchgeführten Arbeit eine genaue Bekanntſchaft erworben hat. Leider mußte dies Werk, da Deutſchland ſtets für große wiſſenſchaftliche Unternehmungen ſo viel weniger gethan hat, als Frankreich, in franzöſiſcher Sprache erſcheinen. Die vier großen Foliobände nebſt dem prächtigen Atlas dieſer Anatomie et Physiologie du systeme nerveux en general, et du cerveau en particulier, avec des observations sur la possibilité de reconnaitre plusieurs dispositions intellectuelles et morales de l'homme et des animaux par la configuration de leurs tetes (Paris 1810 — 19] können nicht anders, als für alle Zeit das ernſte Streben eines Mannes bethätigen, welcher ſpäterhin oft genug zugleich mit dem Heer unreifer Nachfolger einem und demſelben Urtheil unterworfen worden iſt.

Was dieſe letztern betrifft, ſo iſt unter denſelben für England und Deutſchland am bekannteſten geworden der Edinburger Phrenolog Georg Combe, welcher ſelbſt nur erſt durch die Vorleſungen Spurzheim's in der ſchottiſchen Hauptſtadt, für dieſe Studien gewonnen worden war, und ſeitdem viel beigetragen hat, wenigſtens die Aufmerkſamkeit auf Kopfformen und deren Vergleichung, ſowie auf Sammeln von Abgüſſen merkwürdiger Köpfe zu richten.*) Ueber die phyſiologiſchen Beziehungen und die Entwickelungsgeſchichte von Hirn und Schädel fehlte ihm freilich alles nöthige Material und ſo bleibt er ein unbedingter Nachfolger von Gall, ohne indeß in dem Maaße übertrieben und einſeitig, oder abſprechend und gehäſſig gegen Männer vom Fach zu werden, wie dies hinſichtlich vieler Spätern, wie Noel, G. Struve, B. Cotta und Anderer, bemerkt werden muß, deren Büchertitel man in dem langen von Lud. Choulant [Vorleſung uber die Kranioſkopie, Dresden 1844] gegebenen Verzeichniß nachſehen kann.

(Fortſetzung folgt.)

---

*) Es haben ſich ſeitdem in England und Frankreich ſogar Magazine gebildet, wo man Abformungen merkwürdiger Köpfe kaufen kann. Leider ſind nur dieſe Formen meiſten: ſehr ſchlecht und ſtumpf gefertigt. Das Verzeichniß eines der beſſern Arbeiten führt den Titel: Vasseur, naturaliste, Catalogue, Paris rue de l'école de medicine No. 2.

Männer und Scenen aus der Revolutionszeit.

(Fortſetzung.)

Genf war zu jener Zeit das Rendezvous der Socialdemokraten aus faſt allen Ländern Europa's. Der franzöſiſche Socialiſt und der italieniſche Patriot, der verbannte Ruſſe und der deutſche Junghegelianer trafen hier zuſammen, auf dem Boden, wo Voltaire und Rouſſeau gewandelt hatten, und der noch heute von den Erinnerungen an jene großen Männer belebt iſt. Es war ein intereſſantes Zuſammentreffen dieſer verſchiedenen Leute und Anſichten, und man hatte Gelegenheit genug, den Charakter der verſchiedenen Bewegungsmänner kennen zu lernen. Obgleich alle dieſe Leute auf dem radikalen, revolutionären Boden ſtanden und ein gemeinſames Schickſal trugen, gab ſich doch eine merkwürdige Verſchiedenheit der Anſichten und Anſchauungen kund, und es war unſchwer, die verſchiedenen nationalen Typen in dieſen Männern zu erkennen. Unter den Italienern war immer noch viel Schwärmerei und ſpezifiſch italieniſcher Patriotismus; Mazzini, der ſich damals abwechſelnd in Ouchy, bei Lauſanne, und in einer der Vorſtädte von Genf aufhielt, träumte noch immer von dem römiſchen Weltreiche, das zum dritten Mal der Centralpunkt der Menſchheit werden ſollte, und von einer neuen Religion der Humanität, deren Hauptſitz Rom ſein ſollte. Daß das ozeaniſche Leben an die Stelle des Mittelmeerlebens getreten und die angloſächſiſchen Nationen in dem Weltverkehr die Stelle der romaniſchen Völker eingenommen hatten, dies war eine Thatſache, die nicht zu dem ſpezifiſchen Patriotismus der italieniſchen Verbannten paßte. Unter den franzöſiſchen Flüchtlingen, unter denen einer der Hervorragendſten Felix Pyat war, beſchäftigte man ſich viel mit den ſocialen Fragen, und die verſchiedenen Syſteme, welche in Paris nacheinander aufgetreten waren, fanden ihr Echo in der Emigration. Die franzöſiſche Regierung war beunruhigt über die Nähe ſo vieler Flüchtlinge an der franzöſiſchen Grenze, und reklamirte ſchon damals gegen den Aufenthalt derſelben, ohne indeſſen etwas Anderes thun zu können, als die Stadt mit geheimen Spionen zu überſchwemmen. Die Fazy'ſche Regierung ſtand auf dem beſten Fuße mit den Flüchtlingen, namentlich den Franzoſen, und man ließ ſie nicht durch polizeiliche Chikanen beläſtigen. Die deutſchen Flüchtlinge, welche in Genf waren, trieben ſich naturlicherweiſe in Uneinigkeit und Hader umher; perſönliche und ſachliche Differenzen riſſen dieſe Emigration auseinander, und man konnte an manchen Eigenſchaften dieſer Emigration merken, an welchen Gründen die Befreiung Deutſchlands ſcheitern ſollte.

Das geſellige Leben in Genf war nichts deſto weniger ſehr angenehm; der ſociale Charakter der Genfer ſteht auf einer hohen Stufe; eine Stadt,

Digitized by Google

von Fremden und Flüchtlingen reich und groß gemacht, an der Grenze dreier Länder gelegen, den Austauſch der Ideen zwiſchen denſelben bildend, von einem permanenten Schwarm von Fremden durchzogen, trägt dieſelbe einen durchweg kosmopolitiſchen Charakter, und der Fremde fühlt ſich vom erſten Augenblick darin heimiſch. Die Arbeiterbevölkerung iſt bis in die tiefſten Schichten ſo civiliſirt, wie wir ſie in keiner andern Stadt gefunden haben; dies kommt wohl daher, daß ein großer Theil der Arbeiter aus Künſtlern beſteht, Juwelieren, Uhrmachern, welche auf die anderen Arbeiterklaſſen einen guten Einfluß ausüben. Man kann in Genf hingehen, wohin man will, — man wird ſicher ſein, keiner Rohheit zu begegnen.

Die Stadt iſt in zwei ſehr verſchiedene Quartiere getheilt, welche, verſchiedener politiſcher Geſinnung, in den politiſchen Kämpfen des Kantons eine große Rolle geſpielt haben. St. Gervais iſt die Kleinſeite der Stadt, durch die Rhone von der Großſtadt, dem eigentlichen Genf, getrennt. St. Gervais iſt die Heimath Rouſſeau's, deſſen Geburtsort mit einer Gedenktafel verziert iſt, und ein durchaus radikales Quartier. Von hier aus belagerte man die Großſeite im Jahr 1844, als das Patrizierregiment geſtürzt wurde, und die Fazy'ſche Regierung aufkam. St. Gervais hat den Ruhm, die entſcheidende Stimme des Canton Genf zum Kriege gegen den Sonderbund abgegeben und dadurch den Krieg ſelbſt ermöglicht zu haben.

In jenen Tagen der patriziſchen Umwälzung des Kantons zeichneten ſich zwei Männer aus, denen Jeder, der das Glück hatte, mit ihnen zu verkehren, eine dankbare Verehrung zollen wird: Galeer und Rößinger, Ehrenburger der Stadt und die Chefs der radikalen Partei. Wir haben niemals die Grundſätze der Demokratie in größerer Conſequenz und reinerer Form geſehen, als in jenen Männern und in der Partei, an deren Spitze ſie ſtanden. Dr. Rößinger iſt ein Greis, den man ſeinem ganzen Aeußern nach für das Modell eines Freiheitsapoſtels halten könnte; ein ehrwürdiger von weißen Haaren umwallter Kopf zeigt uns in ſeinen Zügen einen eiſernen Charakter. Rößinger war früher Bürger von Neuenburg, und war in einer Inſurrektion gegen die damalige preußiſche Regierung verwickelt, wofür Herr von Pfuhl, Gouverneur von Neuenburg, ihn nach Weſel in die Kaſematten ſchickte, wo er, der freie Schweizerbürger ſieben Jahre in elender Haft gehalten wurde. Aber ſolche Leute, wie Dr. Rößinger, gehen unverletzt aus den Proben des Schickſals hervor, und man ſieht ihn noch heute durch die Straßen der Stadt gehen, von Jung und Alt begrüßt, ein Freund der Armen, und ein vielgerühmter Arzt.

Galeer iſt geſtorben. Was die Demokratie an dieſem Manne verlo-

Digitized by Google

ren hat, läßt ſich nicht leicht ſagen. Die reinſte Herzensgüte war die Grundlage ſeines politiſchen Glaubens, und jeder Zug an ihm war Humanität. Ein ſtrenger logiſcher Verſtand, eine durchaus philoſophiſche Bildung, ein diplomatiſcher Takt, den wir ſonſt ſelten in der europäiſchen Demokratie finden, feſte Grundſätze, ein liebenswürdiges Benehmen, das ſelbſt ſeinen zahlreichen Feinden imponirte, eine überzeugende Beredſamkeit, ſo zeigte Galeer alle jene Eigenſchaften, welche zu einer politiſchen Leiſtung im großen Umfange nothwendig ſind. Er vereinigte in einer glücklichen Miſchung die Eigenſchaften des franzöſiſchen und deutſchen Volkscharakters in ſich, und, wie er damals ſchon der eigentliche Führer der Genfer Demokratie war, hätte er ſicher, bei irgend welchen Ereigniſſen der Zukunft, eine bedeutende Rolle geſpielt, wenn ſein Körper nicht ein zu ſchwaches und zerbrechliches Gefäß für dieſen ſtarken Geiſt geweſen wäre. — Mögen dieſe wenigen Worte ein Tribut der Dankbarkeit ſein für einen Mann, der in jedem Momente ſeines Lebens die praktiſche Darlegung und Ausführung ſeiner freien, humanen Grundſätze war, und der nur ein längeres Leben, eine feſtere Geſundheit und einen weiteren Wirkungskreis hätte haben müſſen, um ſich in der Geſchichte den ehrenvollen Namen zu erwerben, den er jetzt im Kreiſe ſeiner Freunde hat.

Der gewöhnlichſte Verſammlungsplatz der radikalen Partei war die „association mutuelle“ auf der Kleinſeite. Wie ſchon der Name ſagt, war dieſe Geſellſchaft nicht nur zu Unterhaltungs- und Bildungszwecken, ſondern auch zu gegenſeitiger Unterſtützung beſtimmt. Man fand dort einen großen Theil der arbeitenden Klaſſe, Männer von Herz und Kopf, und die intereſſanteſten Diskuſſionen belebten eine humane, gaſtfreundliche Geſellſchaft. Die eigentliche offizielle Demokratie hatte eine andere Geſellſchaft, die Union, auf der andern Seite des Fluſſes, deren ſtändige Gäſte Herr Fazy und die andern Mitglieder des Staatsrathes waren. Zwiſchen beiden Geſellſchaften und Parteien herrſchte grade kein offener Krieg, aber doch eine geheime Abneigung, welche in einem durch manche Umſtände motivirten und ſtark ausgeprägten Mißtrauen gegen die Perſönlichkeit Fazy's begründet war.

James Fazy iſt unbedingt ein tüchtiger Mann, und ſein Name wird in der Geſchichte von Genf ewig leben. Sein Name iſt mit dem Sturze der alten berüchtigten Patrizierherrſchaft identiſch, und zwei große adminiſtrative Maaßregeln ſichern ihm eine hiſtoriſche Stellung. Wir meinen, die Uebertragung der Verwaltung der öffentlichen Anſtalten, die ein Kapital von vielen Millionen repräſentiren, und früher in den Händen der Patrizier waren, welche die damit verbundenen Aemter als Synekuren für ihre Kreaturen und als Baſis ihrer politiſchen Macht benutzten, an den Staat und zweitens die Abtragung der Feſtungswerke, wodurch Genf an Schönheit

Digitized by Google

und Ausdehnung, an öffentlichen Plätzen und Gebäuden bedeutend gewonnen hat. Auch Fazy's Theilnahme an der Bundespolitik ſichert ihm eine Popularität bei dem freiſinnigen Theile der ſchweizeriſchen Bevölkerung. Er war immer gegen die plumpe Auffaſſung der Neutralität, wie ſie im Berner Bundesrath herrſchte. Indeſſen iſt Fazy kein eigentlicher Staatsmann, ſondern mehr ein habiler Politiker, der es mit der Wahl ſeiner Mittel nicht ſehr genau nimmt, ein „Faiſeur" ſo recht nach franzöſiſcher Art, der bei Gelegenheit auch einen Staatsſtreich nicht verſchmäht. Verſchwenderiſch, überhaupt mit Schulden, bietet er gerade keine Garantie für eine unparteiiſche Verwaltung; auch war dem radikalen Theile der Bevölkerung ſein Koquettiren, dann mit der alten Ariſtokratie, dann mit dem Katholizismus anſtößig.

Was die ſocialen Fragen anbetrifft, hielt er ſich neutral; er war in dieſer Beziehung ein Anhänger des Grundſatzes: laissez faire, laissez passer. Sein Hauptaugenmerk wandte er indeſſen den franzöſiſchen Zuſtänden zu; er erwartete von Frankreich ſeine politiſche Zukunft[1], aber wir glauben, daß dieſelbe noch in weiter Ferne liegt. Im Allgemeinen kann man ſagen, daß Fazy ziemlich gut die Bevölkerung Genf's repräſentirt, mit ihren verſchiedenen Klaſſen, Anſchauungen und Gewohnheiten, und dies iſt auch wohl das Geheimniß ſeiner Macht, die ſelbſt von radikaler Seite nicht bekämpft wird. Er iſt der Mann für ſeinen Poſten, wenigſtens ſeit dem Tage, an dem Galeer am Schlagfluſſe ſtarb, aber große Ereigniſſe werden ihn kaum fähig finden.

XV.

Zu allen dieſen Annehmlichkeiten des Genfer Lebens kam nun noch die herrliche Natur, die wundervolle Umgebung der Stadt, welche die ſchönſten Spaziergänge bot, welche man nur in der Welt finden kann. Dann ging es hinaus auf den Gipfel des Saleve, von dem man eine großartige Ausſicht auf das Becken des Genfer Sees nach der einen, auf die Kette des Montblanc ꝛc auf der andern Seite hat, eine etwas beſchwerliche Tour, zu der ſich indeſſen ſelbſt Damen entſchloſſen; — dann wählten wir den bequemeren Weg am Seeufer, nach Morges und Rolles hin, zwiſchen den Gärten und Villen hinaus, die in der Nähe von Genf mit einem ſeltenen Geſchmacke angelegt ſind. Wir beneideten die Millionäre in dieſen Landhäuſern kaum, denn wir dünkten uns faſt ebenſo reich, wenn wir auch nur wenige Sous in der Taſche hatten, denn die Lebensbedürfniſſe und vor Allem der Wein, ſind dort ſo billig, daß man ſich für eine geringe Summe in den Beſitz der nöthigſten Genüſſe ſetzen kann. Es war ein ſonderbares Leben; in der Erinnerung kann man kaum begreifen, wie man es führen konnte. Ohne Heimath, ohne Beruf, ohne Geld lebte man da-

Digitized by Google

hin, wie der Vogel in der Luft, frei, ſorgenlos, kaum an den nächſten Tag denkend, einem unüberwindlichen Leichtſinn hingegeben. Welchen Eindruck macht doch die natürliche Umgebung, das Klima und die Geſellſchaft nicht auf den Menſchen? Als wir ſpäter in dem nebeligen Holland unter den fiſchblütigen Menſchen lebten, da war es anders; da glaubten wir, kaum noch leben zu können.

Lange ſollte indeſſen diesmal der Aufenthalt in Genf nicht dauern. Kaum daß wir die erſten Frühlingstage in dieſer reizenden Gegend genoſſen hatten, kam, — im Mai 1849, die Kunde von dem Aufſtande in der Pfalz. Da war unſeres Bleibens in Genf nicht mehr. In Begleitung eines theuren, uns unvergeßlichen Freundes, des Dr. Alfred Michel von Bamberg, fuhren wir über Lauſanne, Biel und das Münſterthal in möglichſter Eile nach Baſel. Welche Gefühle uns damals beſtürmten, — wer mag dies ſagen. Mein Freund und Reiſegefährte war von Vorahnungen bewegt, die ſich für ihn leider nur zu bald erfüllen ſollten; dies poetiſche Gemüth, ſo ganz und ausſchließlich dem Idealen im Leben, wie in der Kunſt und Wiſſenſchaft ergeben, ſollte eines der edelſten Opfer ſein, mit welchen das junge revolutionäre Deutſchland ſeine Treue gegen die Idee bethätigte.

An einer einſamen Poſtſtation, mitten in einer wilden, impoſanten Gebirgsgegend, begegneten ſich die zwiſchen Bern und Baſel fahrenden Poſtwagen. Unter den Reiſenden, die ſüdwärts fuhren, befand ſich die wunderſchöne Frau, die auf einer Reiſe nach Italien begriffen war. Aus ihrem Munde, — denn ſie mochte wohl unſere Abſichten errathen — hörten wir die erſte Kunde von der Militair-Revolution in Baden, und von der Bedeutung, welche den Aufſtand gewonnen hatte. Wir glaubten, daß die Freiheitsgöttin ſelbſt uns dieſe Kunde gebracht hätte.

Schutzzoll.

Herr Olshauſen vom „Davenport Demokrat" iſt ein eifriger Vertheidiger des Schutzzollſyſtems für die Ver. Staaten, und hat in ſeiner Nummer vom 31. Januar eine Replik gegen unſeren Artikel über Landreform, der mit der Aufforderung endigt, dieſes Thema noch einmal einer eingehenden Kritik zu unterziehen. Wir erklären uns mit Vergnügen dazu bereit, wenn freilich die ganze Frage, ob Freihandel oder Schutzzoll, ſchon ſo vielſeitig behandelt worden iſt, daß man wohl wenig Neues darüber ſagen kann. Wir geben zu, daß in der gegenwärtigen Zeit und nach den Erfahrungen der letzten Finanzkriſis in den Verhältniſſen des Landes manche

Empfehlungen des Schutzzolles liegen, und daß derſelbe als das nächſte und einfachſte Mittel, uns gegen eine Wiederkehr der Kriſis zu ſchützen, erſcheint. Aber das Mittel iſt vielleicht zu einfach und bequem, um den ſchwierigen Verhältniſſen gegenüber ſeinen Zweck zu erfullen. Es ſcheint uns, daß man dem niedrigen Tarife auf dieſelbe Weiſe die Schuld beimißt, wie den Banken; ſie ſollen die Urſache ſein, und bilden doch nur die Wirkungen und Symptome eines tiefer liegenden Uebels. Die Bedürfniſſe und Gewohnheiten großer Nationen laſſen ſich wohl nicht mit einem Schlage ändern, und dieſe ſind Schuld an der ungünſtigen Handelsbilanz für Amerika; man müßte alſo wohl eine Veränderung des ganzen amerikaniſchen Charakters vorausſetzen, um eine weſentliche Aenderung dieſes Verhältniſſes zu erwarten. Ein großer Theil der Einfuhr, z. B. ſämmtliche Luxus Gegenſtände, würde unter dem Schutzzoll nur noch eifriger begehrt werden, weil gerade die größere Seltenheit und Koſtbarkeit dieſer Artikel ihnen einen größeren Reiz gibt. Man hat die Amerikaner Verſchwender genannt, und in der That, die meiſten gehen von der Anſicht aus, daß es beſſer ſei, die Einnahmen zu erhöhen, als die Ausgaben zu vermindern. Prüfen wir dieſe Maxime, die wir im täglichen Leben überall finden, auch in volkswirthſchaftlicher Beziehung.

Die Blätter, welche den Schutzzoll vertheidigen, — und es gehören geachtete und freiſinnige Blätter dazu, — machen auf die großen Hülfsmittel der Union in induſtrieller Beziehung aufmerkſam, auf die Eiſen- und Kohlenlager, auf den Reichthum an Kupfer und Erzen aller Art, auf die unermeßlichen Schätze, welche in Pennſylvanien, am Lake ſuperior, in Miſſouri und anderswo noch in der Erde vergraben liegen. Sie ſchildern den Reichthum des Landes in Bezug auf die Agriculturprodukte, und ſehen mit Stolz der großartigen Entwickelung des Weſtens zu. Wir theilen dieſe gunſtigen Hoffnungen von der Zukunft Amerika's vollſtändig, und glauben, daß ſie nicht leicht übertrieben werden können. Aber grade in dieſem natürlichen Reichthume des Landes liegt eine Aufforderung, als ſelbſtſtändige induſtrielle Macht in die freie Concurrenz der Nationen zu treten, und ſich vor keinem Wettkampf mit den alten Völkern Europa's zu ſcheuen. Es würde das Zeichen einer beklagenswerthen und unerklärlichen Schwäche ſein, wollte man mit allen dieſen Hülfsmitteln verſehen, und mit der den angloſächſiſchen Volksſtämmen ſo eigenthümlichen Energie und Unternehmungsluſt, ſich ſcheuen, in den offenen Weltverkehr zu treten und ſich ebenbürtig den andern Nationen an die Seite zu ſtellen.

Wir denken, die Union mit der chineſiſchen Mauer des Schutzzollſyſtems zu umgeben, heißt, den Charakter und die hiſtoriſche Bedeutung der Union vollſtändig verkennen. Die Union repräſentirt vorzugsweiſe den modernen Staat und die moderne Geſellſchaft; ſie hat die Aufgabe, in

erſter Reihe ſich am Völkerverkehr zu betheiligen; zwiſchen zwei großen Ozeanen gelegen, welche die Träger des Welthandels ſind und die bald durch einen Schienenweg verbunden ſein werden, hat die geographiſche Lage ſie ſchon darauf hingewieſen, die erſte Seemacht der Welt zu werden: kurzum, die weſentlichſten Bedingungen der Entwickelung der Union ſtehen in Zuſammenhang mit den immer mehr Geltung gewinnenden Prinzipien des Freihandels.

Wir könnten noch darauf aufmerkſam machen, wie der ganze Gang der Zeit den Verkehrsbeſchränkungen zwiſchen den einzelnen Nationen entgegen iſt, und die moderne Induſtrie mit ihren Dampfflotten, Eiſenbahnen, und Telegraphen den Gedanken der Weltrepublik zu realiſiren anfängt. In Europa gewinnen die Freihandelsprinzipien jeden Tag mehr Raum. Die Stiftung des deutſchen Zollverbandes, die Reformen Peel's, die ausgeſprochene Tendenz der gegenwärtigen Regierung Frankreichs zu einer Annäherung an das Freihandelsſyſtem, endlich Erleichterungen des Grenzverkehres ſelbſt in Rußland; alle dieſe Zeichen der Zeit ſtehen im Zuſammenhang mit einander, und es wird wohl ſchwer halten, gegen dieſen Strom der Zeit anzukämpfen. Und am allerwenigſten wird dies die Union thun können, da ſie von der Geſchichte an die Spitze der ſocialen Entwickelung der Menſchheit geſtellt iſt, und voran gehen muß, ſelbſt gegen ihren Willen.

Wie ſo der allgemeine Gang der Dinge uns von den Schutzzolltheorien abbringt, ſo finden wir auch in den ſpeziellen amerikaniſchen Verhältniſſen Manches, was das Schutzzollſyſtem geradezu unmöglich macht. Schutzzölle wirken nur auf lange Perioden: ſoll unter Schutzzöllen eine Induſtrie erblühen, ſo müſſen dieſelben wenigſtens einige Menſchenalter hindurch dauern. So hat England ſich in früheren Zeiten in die Höhe gearbeitet; ſo handelt Rußland. Aber die Union ändert alle vier Jahre ihre Regierung, nicht nur die Perſonen, ſondern auch das Syſtem, nicht nur die Politik, ſondern auch die nationalökonomiſchen Tendenzen. Wir erinnern nur an das Thema der inneren Verbeſſerungen, um zu zeigen, wie verſchiedener Anſicht die verſchiedenen Parteien in dieſer Beziehung ſind. Kann bei einem ſolchen Wechſel der öffentlichen Meinung und des leitenden politiſchen Syſtemes an eine Handelspolitik gedacht werden, welche, mindeſtens geſagt, ein halbes Jahrhundert Zeit haben muß, um die gehofften Früchte zu bringen?

Auch politiſche Bedenken vermehren unſere Abneigung gegen das Schutzzoll-Syſtem. Die Corruption in Waſhington iſt jetzt ſchon groß genug, und kein einſichtsvoller Menſch wird ſie durch Erhöhung der Zölle vermehren wollen. Die Zölle ſind eine Einnahmequelle, welche nicht un-

Digitized by Google

ter direkter Controle des Volkes ſteht; ſie laufen ununterbrochen beim regulären Gange der Geſchäfte fort, unterliegen keiner direkten Beſchlußnahme des Volkes, und geben der Bundesregierung eine finanzielle Unabhängigkeit, welche natürlicherweiſe eine Quelle allgemeiner Corruption und Parteiſervilität iſt. Auch operirt das Syſtem nicht regelmäßig; es iſt von allen Schwankungen und Veränderungen des Handels abhängig, und eine Finanzkriſis, wie ſie am Schluſſe des vergangenen Jahres war, wirft das ganze beſtehende Syſtem uber den Haufen. Ferner kann man berechnen, daß jetzt das Volk der Ver. Staaten ſchon jeden Dollar Steuern für die Bundesabgaben doppelt bezahlt, daß das Revenüenſyſtem ein ſehr koſtſpieliges iſt und im günſtigſten Falle das baare Geld dem Verkehr entzieht. Wir brauchen nur darauf zu verweiſen, wie jetzt das Syſtem operirt, um zu zeigen, daß ein erhöhter Schutzzoll die Corruption der Regierung und die Unregelmäßigkeit der Finanzverwaltung noch bedeutend vermehren würde. Das Steuerverwilligungsrecht, der Angelpunkt aller conſtitutionellen Rechte, iſt nach dem gegenwärtigen Syſteme eine reine Formalität. Wenn die einzelnen Staaten zum Zwecke der Erhaltung der Bundesinſtitute regelmäßig und direkt beſteuert würden, würde die Theilnahme derſelben an der Bundespolitik viel größer ſein, wie gegenwärtig, und man hätte in der Steuerverwilligung und Verweigerung ein allezeit bereites Mittel, das Volk gegen ſolche Beleidigungen, wie Lecomptonconſtitution u. ſ. w. zu ſchützen.

Es iſt gegenwärtig im Kongreſſe ein Komite ernannt, um die bisherige Tarif- und Schifffahrtgeſetzgebung zu unterſuchen und Vorſchläge zu einer Reviſion derſelben zu machen. Leider iſt das Comite ganz im ſüdlichen und Proſclavereiſinn zuſammengeſetzt, und iſt auch vom gegenwärtigen Congreſſe gewiß nichts Gutes zu erwarten. Außerdem geben wir dies den Anhängern des Schutzzolles zu, daß ein neuer Aufſchwung der Induſtrie nothwendig iſt, aber wir glauben nicht, daß Schutzzölle mehr, wie eine lokale, vorübergehende und ausnahmsweiſe Hülfe darbieten, deren wohlthätige Reſultate für gewiſſe Induſtriezweige durchaus nicht im Verhältniß zu den Nachtheilen für das ganze Volk und die Entwickelung des Nationalreichthums überhaupt ſtehen. Wir wünſchen auch eine Aenderung des beſtehenden Syſtemes, aber nach einer andern Seite hin. Wir glauben, daß ein geordnetes, unter Controle des Volkes ſtehendes Syſtem der inneren Verbeſſerungen, der Landreform und des nationalen Credites im Stande ſei, den gewünſchten Aufſchwung der Induſtrie hervorzubringen, und daß eine Aenderung des politiſchen Syſtems nach dieſer Seite hin den vom Schutzzoll gehofften Erfolg darbietet. Wir denken, daß die Union nichts Anderes nothwendig hat, als ihre reichen Hülfsmittel auszubeuten, um die freie Conkurrenz mit allen andern Ländern auszuhalten;

Digitized by Google

allerdings. wenn die ganze offizielle Politik nur zum Schutze der Sklaverei beſtimmt und gegen die freie Arbeit gerichtet iſt, können die Mißverhältniſſe nicht ausbleiben, welche wir jetzt ſchon ſehen, und welche bei einer Fortſetzung der gegenwärtigen Praxis zu einer bedrohlichen Gefahr anſchwellen werden.

Die ſchärfſte Verurtheilung der Schutzzolltheorie iſt gewiß, wenn man aus ihren Prämiſſen die Conſequenzen zieht. Was würden die Schutzzöllner ſagen, wenn wir ſie auffordern wollten, für die Wiedereinführung der Zünfte zu ſtimmen. Die Zünfte beruhen durchaus auf demſelben nationalökonomiſchen Prinzip, auf denſelben Befürchtungen und Bedenken, wie die Schutzzölle. Das Bedürfniß der Schwäche, Schutz, künſtlichen Schutz gegen die freie Conkurrenz zu haben, hat die Zünfte, wie dieSchutzzölle, hervorgerufen. Die Zünfte führen Das innerhalb der Grenzen eines Volkes und Staates aus, was die Schutzzölle in dem großen Gebiete der menſchlichen Geſellſchaft ausführen; ſie ſchützen die Sonderintereſſen auf Koſten der allgemeinen Intereſſen.

Ueberhaupt ſollte man ſich in allen Zweigen der Geſetzgebung ſehr hüten, Privilegien auf Koſten des freien Verkehres einzuführen. Die freie Conkurrenz im Völkerleben, wie im Leben der Gemeinden, iſt natürlich nicht das non plus ultra nationalökonomiſcher Weisheit und das höchſte Geſetz menſchlicher Entwickelung; es liegt in der freien Conkurrenz eine Art Fauſtrecht, nach welchem der Stärkere den Schwächeren plündert, und wir wiſſen wohl, daß dieſe Conkurrenz mit gewiſſen Grenzen und Bedingungen umgeben werden muß, um nicht in eine maaßloſe Tyrannei auszuarten. Aber der freie Verkehr regulirt und controlirt ſich ſelbſt, wie überhaupt jegliche Art von Freiheit das Correktiv für ihre eigene Maaßloſigkeit in ſich trägt. Dagegen ſind Privilegien überhaupt darauf angewieſen, ihre Grenzen zu überſchreiten, und ſich mit den politiſchen Mächten zur Ausbeutung des Volkes zu verbinden.

Man kann das Leben der Völker in mancher Beziehung mit dem Leben, den Gewohnheiten und Intereſſen der einzelnen Menſchen vergleichen. Nun aber wird jeder Privatmann dort kaufen, wo er am billigſten kauft. Er wird, wenige Ausnahmen abgerechnet, nicht die Verwandtſchaft oder die Freundſchaft berückſichtigen, ſondern denPreis und die Güte der Waaren. Sollte irgend ein Grund ſein, daß die Völker nicht von denſelben Grundſätzen ausgehen?

Allerdings ſind mit dieſer Sache noch andere Rückſichten verbunden. Wenn wir von Freunden billig kaufen und den eigenen Bruder oder Nachbar unbeſchäftigt laſſen und der öffentlichen Unterſtützung überweiſen müſſen, ſo handeln wir eben nicht ſehr klug. Aber noch thörichter wäre es,

Digitized by Google

wollten wir mangelhafte Fähigkeit und Arbeitsluſt durch ein Privilegium unterſtützen, und derſelben den Vorzug vor Betriebſamkeit und Erfindungsgeiſt geben. Es mag der eine, es mag der andere Fall eintreten; wir geben zu, daß man in dieſer Beziehung ſich nicht allein von den Theorien, ſondern auch von den Thatſachen leiten laſſen muß; aber es kommt darauf an, was das Prinzip und die Regel und was die Ausnahme davon ſei. Und da iſt nun unſere Meinung, daß das Prinzip die freie Conkurrenz und der freie Verkehr ſein müſſen, und daß die Beſchränkungen dieſes Prinzipes, wo die Verhältniſſe ſie nothwendig machen, eben nur tranſitoriſch und lokal ſein dürfen. Ergibt ſich z. B. aus den hieſigen Verhältniſſen die Thatſache, daß die Eiſeninduſtrie in Pennſylvanien geſchutzt werden muß, um einen Theil der Bevölkerung vor dem Hungertode zu retten, ſo wird man hier, falls man gar kein anderes Mittel weiß, eine Ausnahme von der Regel machen müſſen, aber dies iſt durchaus noch nicht eine Rechtfertigung der Schutzzolltheorie ſelbſt.

Wenn wir die Sache auf die Spitze ſtellen, bekommen wir zwei Fälle: Entweder kann ein Zweig der Induſtrie in dem einen Lande mit demſelben Zweige in einem anderen Lande wetteifern mit ſeinen naturlichen Hulfsmitteln; dann iſt die freie Conkurrenz keine Gefahr. Oder der Induſtriezweig in dem einen Lande iſt unfähig, ſich mit ſeinem Conkurrenten im andern Lande zu meſſen, und dann wäre es ein Unrecht gegen den letzteren und ein Nachtheil für den Beſchützer ſelbſt, wollte man dem ſchwächeren Induſtriezweige ein Privilegium geben. Im internationalen Verkehr ſollte man dieſelbe Gerechtigkeit und Unparteilichkeit beweiſen, wie im ſocialen Verkehr der Menſchen; denn ſo weit ſind wir doch wohl gekommen, daß wir die ganze Menſchheit als eine Familie mit gemeinſamen Bedürfniſſen und Intereſſen anſehen.

Was iſt das Ziel, dem der moderne Verkehr und überhaupt die ganze moderne Weltanſchauung zueilt? Es iſt der wechſelſeitige Austauſch der Produkte des Bodens und der menſchlichen Arbeit. Man kann nicht eher ſagen, daß das Menſchengeſchlecht von der Erde Beſitz ergriffen und dieſelbe ſich zur wohnlichen Heimath gemacht hat, als bis die Produktion blos den naturlichen Bedingungen folgt, und weder die Natur, noch der Menſch zu Dienſten gezwungen wird, zu denen beide nicht ganz beſonders befähigt ſind. Die Erde hat die mannigfachſten Klimate, Bodenverſchiedenheiten, Menſchenarten und kann alſo jedem vorhandenen Bedürfniſſe der menſchlichen Geſellſchaft genügen, wenn Jeder ſich damit beſchäftigt, wozu er am beſten fähig iſt, und die einzelnen Kreiſe der Menſchheit nur mit einander in Wechſelwirkung treten wollen. Es iſt lächerlich, wenn man Wein pflanzen will, wo die nöthige Temperatur und andere natürliche Bedingungen nicht vorhanden ſind, und ſo verhält es ſich mit jeder Pro-

Digitized by Google

duktion und auch mit der Induſtrie. Jedes Land wird in gewiſſen Produkten excelliren, und ſie mit weniger Mühe hervorbringen, als ein anderes Land, und es ſcheint uns weiſer zu ſein, dem natürlichen Gange der Dinge zu folgen, als künſtliche Grenzen zwiſchen den einzelnen Nationen zu ziehen und eine künſtlich geſteigerte Produktion zu befördern, welche denn doch auf die Dauer ſich nicht einträgt. Wir können wohl ſagen, daß jede Induſtrie, welche des Schutzzolles bedarf, keine natürliche Berechtigung hat, und unter dem Schutzzoll ſelbſt zu Grunde gehen wird.

Dies ſind in loſer Reihenfolge einige Gründe, welche wir gegen den Schutzzoll anzuführen haben. Wir wollen für dieſe Darſtellung weder das Prädikat der Neuheit, noch der Vollſtändigkeit in Anſpruch nehmen; auch haben wir uns nicht ſpeziell mit den amerikaniſchen Verhältniſſen beſchäftigt; es genügt uns zunächſt, die allgemeinen Geſichtspunkte angegeben zu haben, von denen aus dieſe wichtige Frage zu behandeln iſt.

Was einige ſpezielle Fragen des "Davenport Demokrat" anbetrifft, ſo iſt unſer Standpunkt nach dem Geſagten wohl klar. Herr Olshauſen ſagt uns, daß ſchon jetzt die Ackerbaubevölkerung im Vergleich zu der induſtriellen Bevölkerung einen neuen Aufſchwung geben müſſe, um das Gleichgewicht zwiſchen Produktion und Conſumption aufrecht zu halten. Das Mittel dazu iſt ihm der Schutzzoll. Es fragt ſich, ob dies Bedürfniß, das wir ſelbſt theilweiſe zugeben, nicht durch andere und beſſere Mittel befriedigt werden kann. Es fragt ſich ferner, wie iſt die natürliche Aufeinanderfolge der Berufe in einem neuen, jungen Lande, wie Amerika und namentlich der amerikaniſche Weſten? Wir glauben, daß der Ackerbau immer die natürliche, regelmäßige Baſis aller und jeder Produktion iſt, und daß alles induſtrielle Leben aus dem Geleiſe kommt, wenn es im Ackerbau keine ſolide Stütze findet. Wir ſehen ferner, daß gerade in Amerika der Ackerbau im Durchſchnitt das beſteinträgliche unter allen legitimen Geſchäften iſt. Daß gerade in der gegenwärtigen Kriſis ein Mißverſtändniß zwiſchen der Konſumption und Produktion iſt, und der weſtliche Farmer unter der Ueberfüllung des Getreidemarktes und den niedrigen Getreidepreiſen leidet: wer möchte dies leugnen? Aber dies iſt kein regelmäßiges Verhältniß, welches zum Fundamente allgemeiner volkswirthſchaftlicher Theorien angenommen werden kann, ſondern ein ausnahmsweiſes Verhältniß, das früher nicht exiſtirte und ſich vielleicht in vielen Jahren nicht wiederholen wird. Das Zuſammentreffen einer überaus reich geſegneten Erndte in allen Getreideländern der Welt und einer Finanzkriſis, welche der Induſtrie die furchtbarſten Schläge verſetzt und den Getreidehandel bedeutend gelähmt hat, mußte natürlich das Verhältniß der Produktion und Conſumption in einer auffallenden Weiſe ändern, ohne daß wir jedoch berechtigt wären, dieſes Zuſammentreffen verſchiedener außer-

Digitized by Google

ordentlicher Umſtände als den regelmäßigen Lauf der Dinge auszugeben. Und ſelbſt, wie ſieht es jetzt aus? Das platte Land befindet ſich bedeutend wohler, wie die Städte. Wir haben gegenwärtig hier in Buffalo, abgeſehen von der in verſchiedenen Comite's vertretenen Privatwohlthätigkeit, tauſend, ſage tauſend Familien, auf Koſten des öffentlichen Armenfonds zu ernähren, während man uns aus verſchiedenen Counties aus New-York, Pennſylvanien, Ohio, Michigan berichtet, daß dort gar keine Arme ſeien, — einige unverbeſſerliche Trunkenbolde ausgenommen. Gerade die gegenwärtige Kriſis zeigt uns den großen Vorſprung, den die Landbevölkerung vor der ſtädtiſchen Bevölkerung in materieller Beziehung hat, und wie es mit dieſer Parallele in intellektueller und moraliſcher Beziehung ſteht, davon iſt jede einzelne Wahl Zeuge. Die großen Städte des Nordens ſind die Sammelplätze der Corruption und Parteidienſtbarkeit, und wehe dieſem Lande, wenn die intelligenten und freiſinnigen Farmer die Wahlurne nicht gegen die Proletariermaſſen der großen Städte beſchützten! Gewiß, die amerikaniſchen Städte ſind, wie neulich die New-York Tribune" eingeſtand, ſchon zu groß geworden, und zeigen uns jetzt ſchon eine bedenkliche Altersſchwäche mit allen Krankheiten und aller Hinfälligkeit des Greiſenalters.

Daß es mit der Landreform allein nicht gethan ſei, und daß dieſelbe grade in der jetzigen Zeit keine momentane Wirkungen im großen Umfange haben würde, dies geben wir unſerem Herrn Collegen gewiß gern zu. Es iſt leichter, einer Finanzkriſis vorzubeugen, als ſie zu kuriren. Aber jedenfalls würde die Landreform ſchneller wirken, als der Schutzzoll. Denn der letztere kann nur auf eine lange, lange Reihe von Jahren zu den erwarteten Reſultaten kommen. Aber zeigt uns nicht die gegenwärtige Kriſis, welche ſo reich an nationalökonomiſchen Lehren iſt, daß es gar keines Schutzzolles bedarf, um die Exzeſſe der amerikaniſchen Einfuhr zu beſchränken und den ungünſtigen Ausfall der Handelsbilanz zu corrigiren? Seit der Zeit, daß man in Amerika das Schuldenmachen mit dem Schuldenbezahlen vertauſcht hat, hat Amerika 15 Millionen Dollar in Gold exportirt; dennoch leiden alle New-Yorker Banken an einer wahren Ueberſchwemmung an Gold, und die Ver. Staatenkaſſen ſind leer an Revenüen. Was beweiſt dies? Daß bei dem jetzigen ermäßigten Tarife, und ſelbſt auch wohl unter dem Freihandelsſyſtem, der amerikaniſche Handel auf die Dauer doch nicht mehr einführen kann, als er bezahlen kann, und daß man hier in Amerika mit ſeinen eigenen Produkten ſich behelfen muß, wenn man die Seide von Lyon und den Wein von der Champagne nicht bezahlen kann. Dies iſt eine ſehr einfache ſelbſtverſtändliche Thatſache.

Herr Olshauſen macht darauf aufmerkſam, daß es in einem ſo gro-

Digitized by Google

ßen Lande, wie Amerika, nicht zu befürchten wäre, daß die hieſigen beſchützten Fabrikanten ſich vereinigen könnten, um die Preiſe ihrer Fabrikate auf einer künſtlichen Höhe zu halten und ſo das Publikum auszubeuten." Die freie Konkurrenz zwiſchen den verſchiedenen Staaten dieſes halben Welttheils bürgt nach Herrn O's Anſicht dafür, daß dies nicht geſchehe. — Iſt dies nicht ſchon eine Anerkennung der Wohlthaten der freien Conkurrenz? — Kann ein Miſſourier, deſſen Eiſeninduſtrie noch nicht entwickelt iſt, nicht aus denſelben Gründen Schutzzoll gegen die weiter vorgeſchrittene Eiſeninduſtrie Pennſylvaniens verlangen, wie der Pennſylvanier dieſen Schutz gegen das noch weiter vorgeſchrittene England verlangt? Die nationalökonomiſchen Gründe werden für den Einen, wie für den Andern wohl dieſelben ſein.

Wir ſollen den „fremden Arbeitern" nicht Hunderte von Millionen Dollar nach Europa ſenden, ſagt der „Democrat". Allerdings, ein recht lobenswerther Vorſchlag. Aber, — aber welch eine Gefahr liegt darin? Wir nehmen an, daß die jetzt in Amerika vorhandene Maſſe von Arbeitern durch den Schutzzoll in ihrer Arbeit und in hohen Löhnen ſichergeſtellt wird; — mit welcher Eiferſucht werden dieſe Arbeiter auf die Schaaren der durch die höheren Löhne über den Ozean gelockten europäiſchen Arbeiter ſehen, welche ihnen immerhin die Preiſe verderben werden. Denn Arbeit iſt eine Waare, wie jede andere, und ſtrömt dorthin, wo ſie am beſten bezahlt wird. Welch ein Unterſchied iſt dazwiſchen, gegen die „fremden" Arbeiter in Europa, oder die „fremden" Einwanderer in Amerika zu deklamiren? Der Schutzzoll wird der grade Weg zu einer furchtbaren Sorte von Knownothingthum werden. Schon jetzt können wir die erſten Anfänge der Knownothing-Bewegung bis in die Werkſtätten von New-York und namentlich der Neu-England Staaten verfolgen; die Conkurrenz zwiſchen den amerikaniſchen Arbeitern mit den eingewanderten Fremden und die durch die letztern herabgeſetzten Preiſe waren bekanntlich das erſte Motiv der nativiſtiſchen Bewegung. Der Schutzzoll und ſeine Folge, der drei- bis vierfach höhere Preis der Arbeit und die große Nachfrage nach Arbeit, würde allerdings den Vortheil haben, Amerika mit einer großen Menge fähiger, europäiſcher Arbeiter zu verſorgen, wenn nicht, wie zu erwarten ſteht, der Nativismus dazwiſchen träte, um den amerikaniſchen Arbeitern die Vortheile zu ſichern, welche aus dem amerikaniſchen Schutz-Zoll entſtehen. Wir halten den Schutzzoll durchaus fur eine Knownothing-Maaßregel, für den materiellen Unterbau der politiſchen Nativbeſtrebungen; eine beſchränkende Maaßregel muß die andern nach ſich ziehen; dies iſt die naturliche Conſequenz.

Schutzzölle würden Amerika nicht vor der Kriſis bewahrt haben. Alle europäiſchen Nationen ohne Unterſchied des Handelsſyſtems haben

Digitized by Google

die Kriſis durchgemacht, das ſchutzzöllneriſche Rußland und Frankreich ſowohl, wie das freihändleriſche England. Mit Amerika wäre es in dem einen, wie in dem andern Falle wohl daſſelbe geweſen.

Es geht mit dem Schutzzoll gerade wie mit der Hartgeldtheorie. Um die Fehler und Unregelmäßigkeiten der beſtehenden Zettelbanken zu verbeſſern, will man das Papiergeld auf eine Metallbaſis zurückfuhren, und macht dadurch allen Banken den Garaus; um die Fehler des Handels zu corrigiren, will man den Freihandel ganz abſchaffen. Dies heißt, das Kind mit dem Bade ausſchutten. Solche radikale Mittel ſind allerdings bequem, und man iſt gleich damit fertig; vom andern Standpunkte aus muß man ſich nach weitergehenden Reformen umſchauen.

Wir ſind weit entfernt, das Freihandelsſyſtem für das Nonplusultra nationalökonomiſcher Weisheit zu halten. Es ſetzt eine Menge von Bedingungen und Reformen voraus, welche die ſchrankenloſe Ausbeutung des Schwächeren durch den Stärkeren verhindern. Jenſeits des Freihandelsſyſtemes liegt das große, weite Feld des Socialismus, der Wiſſenſchaft von der Organiſation der menſchlichen Geſellſchaft in materieller Beziehung. Die ſociale Politik, eine Wiſſenſchaft, die freilich nicht in ihrem Entſtehen begriffen iſt, wird die Fragen zu löſen haben, welche das Freihandelsſyſtem ubrig läßt, und wird der Menſchheit die Organiſation geben, die auf Gleichheit, Gerechtigkeit und Humanität gegründet iſt. Es würde uns ubrigens hier zu weit fuhren, wollten wir auf dieſes neue Thema eingehen.

Wir ſehen einer Entgegnung des Herrn Olshauſen und der ſchutzzöllneriſchen Blätter entgegen. Eine Polemik, bei welcher man dem Gegner eine gewiſſe Berechtigung und jedenfalls humane Motive nicht abſprechen kann, iſt eine der angenehmſten Pflichten der Journaliſtik, — und aus einer ſolchen Polemik kann nur Nutzen fur das Publikum hervorgehen.

Digitized by Google

Mittheilungen über Indien.

(Aus der ſchwäbiſchen Kronik.)

Das nachſtehende Gemälde verdanken wir den gef. Mittheilungen eines Mannes, der über ein Jahrzehnt im canareſiſchen Küſtenlande [Küſte Malabar zwiſchen 10—15 Gr. nördl. Br.] geweilt hat, ebendeßhalb will es aber zunächſt von dem Standpunkte aus betrachtet ſein, welcher ſich von Mangalore aus öffnet. Auf der Weſtküſte Vorderindiens dehnt ſich vom Nerbuddafluſſe an bis zur Südſpitze, dem Kap Comorin, auf eine Länge von 220 deutſchen Meilen ein Küſtenſaum von 3 bis 20 Stunden Breite aus, deſſen wellenförmiges Terrain von zahlloſen kleineren und größeren Thälern durchfurcht iſt. In dieſen Thalgründen wuchern die üppigſten Reisfelder und Palmengärten. 3 bis 20 Stunden vom Meeresſaum entfernt, erhebt ſich ein ſtark bewaldetes Gebirge, die Ghats, mit jähem Steilabfall gegen die Meeresſeite hin; bis zu 6000 Fuß Höhe ſteigt dieſe Gebirgskette gegen die Mitte der Halbinſel an; bei Calicut breiten ſich die blauen Berge, Nil Giri, aus, deren höchſte Gipfel ungefähr 9000 Fuß Höhe haben. Von den beiden Jahreszeiten beginnt die Regenzeit meiſt ſehr regelmäßig zu Ende Mai's und währt bis Oktober. Bemerkenswerth iſt es, daß auf der Weſtküſte Ungewitter und Regen viel häufiger und heftiger ſind, als auf der Oſtküſte Vorderindiens. Bei Mangalore kann im Juni oder Juli innerhalb zweimal 24 Stunden die Regenhöhe 16 — 17 Kubikzoll auf den Quadratzoll, alſo ebenſoviel betragen, als in Württemberg durchſchnittlich vom April bis September; die ganze Regenmaſſe wächſt in Canara gemeiniglich bis zu 130″ Höhe an, ſonach fällt auf der indiſchen Weſtküſte vom Juni bis Oktober eine zehnmal größere Regenmaſſe, als nach einer zehnjährigen Durchſchnittsberechnung in Württemberg innerhalb der gleichen Zeit. Die natürlichen Folgen hievon ſind häufige Ueberſchwemmungen, die nicht ſelten eine Maſſe von Wohnhäuſern wegſpühlen und den Gärten und Feldern empfindlichen Schaden zufügen. Auf den Ghats und blauen Bergen ſind Reifen und Hagel nichts Außergewöhnliches; ja, im Dezember und Janur. laſſen ſich daſelbſt dünne Eiskruſten finden. Schnee allein iſt unbekannt. Der Thermometer ſchwankt zwiſchen 2 bis † 28 Gr. R., eine Temperatur, die nach unſern Begriffen zwar nicht übermäßig hoch iſt, allein dadurch völlig erſchlaffend auf die Einwohner wirkt, daß der Thermometer bei Nacht kaum einige Grade weniger zeigt, als bei Tage. Von Krankheiten graſſiren bei den Eingeborenen fortwährend Pocken und Cholera in höherem oder geringerem Grade, während die Europäer vorzugsweiſe Leberkrankheiten und der Dysenterie ausgeſetzt ſind. – In dieſem Lande von ſtark fünfmal größerer Ausdehnung, als Deutſchland, zählt man 30 geſchrie-

bene Sprachen und Dialekte nebſt einer unbekannten Anzahl roher umgeſchriebener Sprachen. Dieſe Sprachenmannigfaltigkeit läßt einen Schluß auf das Völkergemiſch ziehen: Hindù, Mongolen, Afghanen, Parſen, Araber, Armenier, Chineſen, Juden, Europäer und Neger trifft man in allen Schattirungen vom reinſten Weiß bis zum glänzenden Schwarz bunt durcheinander gewürfelt an. Die Bewohner ſind entweder Ureinwohner, oder Eroberer oder friedliche Einwanderer. Die jetzt allgemein herrſchende Anſicht hält dafür, daß urſprünglich einerlei Race, die der ſchwarzen Inder, zwar in vielerlei Völker geſpalten, aber mit einer Grundſprache ganz Vorderindien bewohnt habe. Viele halten die jetzigen Paria für Ueberreſte jener Urbevölkerung. Vom Nordweſten her breiteten ſich um den Indus die Hindu aus, welche ſich im Laufe der Zeit bis tief in das Dekhan hinab ausdehnten und ſich zu Herren von ganz Indien machten. Vielfache Revolutionen haben bald aus den Herrſchenden Gehorchende, bald aus einer kleinen Schaar Fremder die Gebieter des Landes gemacht, und wie in früheren Zeiten Brahmanen, Kſchatriyas und Araber mit den Eingeborenen um die Oberherrſchaft ſtritten, ſo kämpfen jetzt die Engländer mit dem nach Millionen gezählten Vökergemiſch. Im graueſten Alterthume verſchafften blutige Kämpfe unter ſich Einzelnen ein Uebergewicht über die Andern: es bildeten ſich die Klaſſen der Bevorrechteten (der Adel) und der Rechtsloſen [der Sklaven]. Da die ganze Staatsverfaſſung auf religiöſer Grundlage ruhte, ſo erlangten die ſichtbaren Vertreter der Theokratie ein entſchiedenes Uebergewicht über die andern Volksklaſſen, es entſtanden ſchon in der Urzeit die Kaſten der Brahmanen und der Sudras. Ein Kriegervolk zog von Oſten her erobernd in Oberindien ein, die Kſchatriyas, ſo daß ſchon lange vor unſerer Zeitrechnung ſich folgende 4 Kaſten gebildet hatten: die Brahmanen, aus Brahmas Haupte hervorgegangen und die ſichtbaren Vermittler der Menſchheit mit der Gottheit, die Kſchatriyas oder Tſchetrie, aus Gottes Arm geboren und deßhalb die Wehrmannen des Landes, die Wayſyas oder Waiſchi, auch Banjanen genannt, aus Brahmas Bruch erzeugt, daher der Nährſtand [Kaufleute, reiche Grundbeſitzer, Jäger] und die Sundras (Schuders, Schuttrie], aus Brahmas Füßen entſtanden, die Gewerbtreibenden. Der Wahn, daß die Kaſtenunterſchiede unmittelbar Gottes Werk und Willen ſeien, läßt die niedere Kaſte nie nach dem Range und den Vorzügen der höheren trachten; der Sohn folgt dem Stande des Vaters mit religiöſer Reſignation; er heirathet aus ſeiner Kaſte, und Vorkommniſſe anderer Art zählen zu den Seltenheiten. Nur in den zwei Punkten treffen alle 4 Kaſten zuſammen, daß Jeder, er ſei Brahmane oder Kſchatriya oder Waiſyas oder Sudra, Landbau und Handel treiben darf. Die Brahmanen oder Braminen ſind der Prieſter- oder Gelehrtenſtand, von welchem alle Wiſſenſchaft und Kunſt ausgieng, und welcher dadurch,

Digitized by Google

daß er die religiöſen Geheimniſſe treulich zu bewahren wußte, großes Anſehen genoß. Ihre Vorrechte ſind in den heiligen Büchern [den Wedahs] als göttliche Verordnungen bezeichnet und beſtehen in dem ausſchließlichen Rechte, die Wedahs zu leſen, die Opfer zu veranſtalten, in den religiöſen Gebräuchen zu unterrichten, keine Todesſtrafe zu erleiden, vor den Königen ſitzen zu dürfen, von Jedermann Almoſen fordern zu dürfen ꝛc. Ihnen wird von den drei tiefer ſtehenden Kaſten mit hochachtungsvoller Ehrerbietung begegnet, während ſie ſelbſt alle untergeordneten Glieder mit „Du" anreden. Ihre Hautfarbe iſt viel heller, als die der andern Kaſten, und ſticht ſtark ins Bräunlichgelbe. Das geſetzlich entblöste Vorderhaupt iſt raſirt, die Haare des Hinterhauptes ſind zopfartig zuſammengebunden, und Jeder muß eine naturfarbige wollene Schnur von der Schulter zur Hüfte tragen. Wer ſich der Schnur und des Haarzopfes entledigt, verzichtet auf die Brahmanen-, d. h. Adelsvorrechte. Bekleidet ſind ſie je nach dem Alter, Rang, Secte ꝛc. gar verſchiedenartig: man trifft Einſiedler nur mit kurzer Schürze angethan, untere Klaſſen nur ſpärlich mit baumwollenen Stoffen umhüllt und vornehme Familien, die in reichſter Pracht gekleidet einhergehen. Je nach den verſchiedenen religiöſen Bekenntniſſen ſind die Brahmanen auf Stirne, Bruſt und Oberarm mit unterſchiedentlichen Zeichen in Grau oder Roth oder Gelb bemalt. Strenge Diät iſt zur Pflicht gemacht; ſtarke Getränke ſind verboten; jedweder Nahrungsſtoff aus dem Thierreiche, ſogar Eier und Fiſche, ſind gänzlich unterſagt; ja es zieht der Genuß von Fleiſch den Verluſt der Kaſte nach ſich. Sie zerfallen nach Alter, Rang und Beſchäftigung wieder in verſchiedene Abtheilungen mit Familienhäuptern; den höchſten Rang bekleiden die Prieſter und Lehrer in den berühmteren Tempeln, und dieſe allein dürfen nicht heirathen, während den übrigen Klaſſen die Ehe, obwohl nur mit einer Braminentochter geſtattet iſt. Mißheirathen haben den Ausſchluß aus der Kaſte zur Folge. Andere Brahmanen beſorgen den Kult bei den vielen Privatandachten und bei denjenigen religiöſen Ceremonien, welche bei gewiſſen Altersſtufen, wie Geburt, ſiebentes Lebensjahr ꝛc., vorzunehmen ſind; andere ſind Kaufleute, Oekonomen, Privatlehrer, aber viele ſind auch ſo herabgekommen, daß ſolche ſeit etwa 100 Jahren ſogar Gewerbe treiben, ja Taglöhnersdienſte verſehen, und gleichwohl den andern Kaſten ein Gegenſtand hoher Achtung bleiben. Keine kleine Anzahl ſteht im Dienſte der Chriſten, theils als Verwaltungs- und Militairbeamte, theils als Lehrer: Brahmanen ſind Lehrer an chriſtlichen Schulen — um's Geld. Dieſer Mammon übt auch dort eine zauberiſche Kraft, eine Kraft von um ſo bewältigenderer Art aus, als die Brahmanen unter den ausgeſuchteſten Freundlichkeiten eine sataniſche Verſchmitztheit zu verbergen wiſſen. Es gibt eigene Brahmanenſchulen, wo das Sanskrit eben ſo Endziel aller Unterrichtszwecke iſt, wie im Mittelalter in der abendlän-

diſchen Kirche das Latein es war. Uebrigens hat der Kaſtenunterſchied unter der engliſchen Herrſchaft gar vieles Schroffe in Folge des mit ſtrengſter Konſequenz durchgeführten Grundſatzes verloren: daß vor dem Geſetze Alles gleich ſei. Nur der Paria darf keinem Brahmanen ſich nähern; ſein Hauch macht unrein, die geringſte Berührung des Kleides erfordert Reinigung in einem Bade, und beim Zuſammentreffen mit einem Brahmanen muß der Paria auf eine gewiſſe Entfernung ſeitwärts weichen. Die Mehrzahl der Braminen lebt in Oberindien; mit dem Vorrücken nach Süden nimmt ihre Dichtigkeit ab, ſo daß ihre Zahl in Mangalore etwa noch ein Sechstheil der Bevölkerung beträgt, während ſie in den nordindiſchen Städten ganze Stadttheile inne haben und eigene Dörfer bewohnen. Auf den Ghats und Nil Giri trifft man ſie nur als Einſiedler und engliſche Beamte an. In dieſer Abnahme nach Süden wollen auch Viele den Beweis dafür erblicken, daß ſie von Nordweſten her eingewandert und ſofort in der Indus- und Gangesebene ſeßhaft geblieben ſeien. Ihr Vorkommen im gebirgigen Süden ſoll mit ihrem Büßerleben im Zuſammenhange ſtehen. Viele Brahmanen ziehen ſich nämlich nach dem 40. Lebensjahre in einſame Wälder zurück, um ihr Leben als Einſiedler zu beſchließen, wodurch ſie vorzugsweiſe in den Ruf beſonderer Heiligkeit kommen. In Canara zählt man dermalen noch 8 Klöſter, aus welchen abwechslungsweiſe je auf 2 Jahre ein [unverheiratheter] Oberprieſter für einen dortigen Haupttempel gewählt wird. Wie die Brahmanen mit dem hohen Adel des germaniſchen Mittelalters verglichen werden dürfen, ſo entſpricht die zweite Kaſte, die Kſchatriya, dem damaligen Ritterweſen. Der Sage nach ſind ſie von Nordoſten her eingewandert; ihr kriegeriſcher Sinn verlieh ihnen das Vorrecht, die geborenen Wehrmänner des Landes zu ſein, aus deren Reihen die Fürſten genommen werden mußten. Sie gingen uranfänglich wohl Hand in Hand mit den Brahmanen, um die Ureinwohner gemeinſchaftlich zu unterjochen; ſpäter erzeugte die erwachte Eiferſucht der Brahmanen einen verderblichen Kampf gegen die Kriegerkaſte, in welchem ſich, nach altindiſchen Sagen, die Brahmanen mit den unteren Kaſten zu gemeinſamer Beſiegung der Kſchatriyas verbunden haben ſollen. Fortwährende Kämpfe haben denn auch ihre Zahl ſo gelichtet, daß ihre numeriſche Stärke und eben deßhalb auch ihre Macht bedeutend zurückgegangen iſt. Viele erblicken in den kriegeriſchen Mahratten, Radſchputen und Nhairs Abkömmlinge von den alten Kſchatriyas. Die Waiſiyas, d. i. die dritte Kaſte, repräſentiren gewiſſermaßen unſere obere Klaſſe des bürgerlichen Lebens: ſie haben den Großhandel und ausgedehnteren Grundbeſitz in Händen, üben das Jagdrecht aus, unterhalten zahlreiche Heerden ꝛc. Die Sudrakaſte endlich iſt die volkreichſte; ſie bildet das Gros des Volks, iſt über alle Theile des Landes verbreitet

und beſchäftigt ſich neben Feldbau vorzugsweiſe mit Gewerben. Sie zerfällt nach Rang und Anſehen in verſchiedene Unterabtheilungen – ähnlich unſerem mittelalterlichen Zunftweſen — lebt übrigens unter ſich und mit den andern Kaſten in bunter Miſchung zuſammen; nur die Fiſcher bewohnen des Gewerbes halber am Geſtade eigene Fiſcherdörfer, die Palmweinzieher finden ſich am häufigſten in den Thalgrunden, die Goldarbeiter in den Städten, die Weber auf den Bergen ꝛc., je nachdem die Beſchäftigungsweiſe von lokalen Verhältniſſen abhängig gemacht iſt. Die Hautfarbe der Sudra ſticht ſtark in's Schwarzbraune, die Haare ſind glänzend ſchwarz, aber nicht kraus, die Geſtalt von mittlerer Größe, aber ſchlank, überhaupt ihrer ganzen Erſcheinung nach mehr zart, als imponirend. Die Paria gehören keiner Kaſte an, d. h. ſie ſind rechtlos. Sie haben ſich in die Gebirge gezogen, wo ſie ihre eigenen Weiler und Dörfer haben, ſich mit Strohflechten, Matten- und Strohfabrikaten beſchäftigen, im flachen Lande Arbeiten der niedrigſten Art beſorgen, hin und wieder Landwirthſchaft gegen Pachtzinſe treiben, im Küſtenlande aber nicht ſelten auch als Knechte der Sudras gefunden werden. In letzterem Falle dürfen ſie jedoch das Wohnhaus des Dienſtherrn nicht betreten. Sie gehen faſt nackt, ſind nahezu ſchwarz, dürfen nicht in Städten wohnen, keine Tempel betreten, nicht mit Andern aus einem Brunnen trinken, und ſind ſo verachtet, daß ſie nicht einmal in den Kaufläden an den gewöhnlichen Plätzen, ſondern an eigens für ſie errichteten Schiebern einkaufen dürfen. — Das weibliche Geſchlecht erfreut ſich keiner würdigen Behandlung. Die Frau muß barfuß gehen; ſie darf mit dem Manne nicht am gleichen Tiſche eſſen und nie an ſeiner Seite, ſondern ſtets hinter ihm gehen. Die Kleidung iſt je nach der Kaſte und dem Range in derſelben ſehr verſchieden; alle tragen Armſpangen aus unterſchiedlichem Stoffe, die Ehefrauen überdieß goldene Ringe in den Naſenflügeln, welche jedoch von den Wittfrauen wieder abgelegt werden müſſen. — Das öffentliche Leben muß unter ſo vielgeſtalteten Verhältniſſen ſelbſtverſtändlich gar mannigfaltig ſein: hier ſieht man einen mit einer Erdmauer umfriedigten Brahmanenhof aus Cocos- und Palmgärten hervorlugen, nebenan wohnt ein armer Palmweinzieher in elender Lehmhütte; dort am Meeresufer erblickt man eine Reihe Fiſcherdörfer, oder auf dem Nil Giri ärmliche Pariasweiler, während im Norden ſtattliche Brahmanenflecken, und am Küſtenſaume reiche Handelsſtädte in großer Zahl gefunden werden. Eine geordnete Gemeindeverfaſſung iſt überall anzutreffen: mehrere Höfe und Weiler bilden zuſammen eine Gemeinde mit einem Vorſteher aus der Zahl der Eingeborenen; eine Anzahl von Beamten ſind in ein Bezirksamt, mehrere Bezirke in ein Gouvernement vereinigt. Die unterſten Verwaltungsbeamten gehören gewöhnlich der Brahmanenkaſte an, die höheren ſind Engländer. Die Induſtrie zeugt in Seiden- und Wollenmanufak-

Digitized by Google

turen von weit vorangeſchrittenem Kunſtſinn, in den übrigen Gewerben haben die Hindus die europäiſche Stufe noch lange nicht erreicht. Für einzelne Fächer der Wiſſenſchaft zeigen die Inder viele Begabung, ſo für Arithmetik und Aſtronomie; auffallend iſt es, daß ſie nichts von Geographie und Geſchichte wiſſen. Die Schulen ſind theils von der Regierung, theils von den Eingeborenen gegründet worden und deren Beſuch ganz dem freien Ermeſſen der Einzelnen anheimgegeben. In den von der Regierung gegründeten Diſtriktsſchulen ſind die Kaſtenvorrechte ſammt und ſonders gefallen, obwohl allerdings ganz entgegen den Kaſtengeſetzen. Während z. B. noch vor fünf Jahren die Brahmanenknaben eigene Schulſitze hatten, um vor der Berührung mit Nichtbrahminen geſichert zu bleiben, findet man nunmehr Knaben aller Kaſten friedlich unter einander ſitzen. Mädchen beſuchen keine Schule; Pariakinder bleiben von allem Unterricht ausgeſchloſſen. Die Koſten für die Unterhaltung der Diſtriktsſchulen, welche allen Religionsgenoſſen gleich geöffnet ſind, werden hälftig von der oſtindiſchen Kompagnie und hälftig von den Eingeborenen aufgebracht. Die Lehrer müſſen ihre Befähigung durch eine zuvor erſtandene Prüfung nachgewieſen haben; die Schulinſpektoren werden von einer der Präſidentſchaften ernannt. Es gibt drei Univerſitäten, mit welchen Gymnaſien und Lyceen in Verbindung gebracht ſind. Die einzelnen Kaſten unterhalten eine große Anzahl eigener Schulen. Reiche Hindus hingegen laſſen ihre Kinder durch Privatlehrer (Brahmanen) erziehen und unterrichten. Einen periodiſch wiederkehrenden Sabbath kennt der Hindu nicht, dafür hat er zahlreiche Feſt- und Heiligentage, die mit dem größten Pompe gefeiert werden. — Neben den etwa 120 Millionen Hindus leben im Norden noch ungefähr 20 Millionen muhamedaniſche Mongolen und 2 Millionen Afghanen, auf der Weſtküſte die handeltreibenden Mapla [eine muhamedaniſche, urſprünglich aus Arabien ſtammende Sekte], in der Gegend von Bombay 200,000 Parſen, im Troß der Großen nicht wenige afrikaniſche Neger, in den Handelsſtädten verachtete Juden, und überall zerſtreut herum die Herren des Landes, nämlich etwa 50,000 Engländer, Franzoſen und Portugieſen.

Polemiſches.

Die „Deborah“, das deutſche Wochenblatt der engliſchen Zeitung „The Israelit“, herausgegeben von Dr. Wiſe in Cincinnati, hat zwei polemiſirende Artikel gegen die „Atlantis“, deren Verdächtigungen und Entſtellungen wir mit wenigen Worten zurückweiſen müſſen. Schon daß der Herausgeber der „Deborah“ nicht einmal der einfachen Pflicht nachkam, uns die betreffenden Nummern, in denen die heftigſten Angriffe gegen uns enthalten waren, zu überſenden, mußte uns von der Natur dieſer Angriffe überzeugen. Von Freunden aufmerkſam gemacht, erbaten wir uns die betreffenden Nummern von dem hieſigen Agenten der „Deborah, und wenn wir darauf antworten, iſt es nur, um Verdächtigungen zurückzuweiſen, nicht um uns über allgemeine hiſtoriſche Entwickelungen und Zuſtände mit einem Blatte zu unterhalten, das durchaus auf einem andern Standpunkte ſteht, als die „Atlantis“. Wir hatten früher immer gehört, daß Herr Dr Wiſe ein Freund der Reform ſei, und verſtanden natürlich darunter eine Reform im Sinne der modernen Wiſſenſchaft, der ſocialen und kosmopolitiſchen Beſtrebungen unſerer Zeit, aber wir finden ihn noch auf dem Standpunkte ſeiner Sekte, ſeiner nationalen Vorurtheile und des ganzen theologiſchen Fanatismus. Auf einen ähnlichen Standpunkt können wir uns nicht ſtellen. Wir haben ausdrücklich in unſerem Novemberaufſatz geſagt, daß wir die ganze Judenfrage nicht vom religiöſen und confeſſionellen Standpunkte auffaſſen, ſondern vom kulturhiſtoriſchen und humanen, und können verſichern, daß wir dem Judenthume gerade ſo unparteiiſch gegenüber ſtehen, wie irgend einer andern Sekte oder Nationalität.

Die „Deborah“ ſagt, daß die Judenfrage einen ſtehenden Artikel in der Journaliſtik bildet. Dieſe Bemerkung paßt nicht für uns, denn ſeit den fünf Jahren, daß wir mit der „Atlantis“ und andern Blättern beſchäftigt ſind, war es im Oktoberhefte vorigen Jahres das erſte Mal, daß dieſes Thema, und zwar nur beiläufig, erwähnt wurde. In Deutſchland haben wir allerdings ſchon über dieſe Frage geſchrieben, vor und nach dem Jahre 1848, und zwar Artikel für die Emancipation, welche auch den Bemühungen der radikalen Partei damals gelang. In Amerika iſt das Thema überhaupt weniger zu beſprechen, weil hier die rechtlichen Verhältniſſe geordnet ſind, und auch der Unterſchied der Juden von andern Menſchen ziemlich in ſocialer Beziehung verſchwunden iſt.

Die Bemerkung, welche wir bei Gelegenheit eines Artikels über „Nationalökonomie des Alterthums“ über die alten Wuchergeſetze machten, war nichts Anderes, wie eine Anführung hiſtoriſcher Thatſachen. Im Leviticus Capitel 19 finden wir manche Beſtimmungen der moſaiſchen Geſetzgebung, welche unſere Auffaſſung beſtätigen; Im § 11 daſelbſt heißt es:

„Ihr ſollt nicht ſtehlen, noch lügen, noch fälſchlich handeln, Einer mit dem Andern." Im § 9 ſteht geſchrieben: „Wenn du dein Land einärndteſt, ſollſt du es nicht an den Enden umher abſchneiden, auch nicht Alles genau aufſammeln." § 13: „Du ſollſt deinem Nächſten nicht Unrecht thun, noch ihn berauben. Es ſoll des Tagelöhners Lohn nicht bei dir bleiben bis an den Morgen." §·35. Ihr ſollt nicht Unrecht handeln am Gericht mit der Ellen, mit Gewicht, mit Maaß. § 36. Rechte Waage, rechte Pfunde, rechte Namen ſollen bei euch ſein, denn ich bin der Herr." Leviticus 25, Vers 36. Du ſollſt nicht Wucher nehmen von deinem Bruder, noch Ueberſatz, ſondern ſollſt dich vor deinem Gott furchten, auf daß dein Bruder neben dir leben könne u. ſ. w.

Wenn man dieſe Geſetzgebung lieſt, ſo muß man nach den gewöhnlichen Regeln der Interpretation ſchließen, daß ſie nothwendig und in den Gewohnheiten des jüdiſchen Volkes begründet war. Denn ſonſt würde der jüdiſche Geſetzgeber dieſe Beſtimmungen ebenſo wenig getroffen haben, wie jener griechiſche Geſetzgeber ein Geſetz gegen Vatermord machen wollte. Wenn Herr Dr. Wiſe behauptet, daß dieſer Theil der moſaiſchen Geſetzgebung ſich auf die Aegypter, nicht auf die Juden bezogen habe, ſo iſt dies geradezu abſurd. Wir haben aus dieſem Artikel weiter keine Folgerung gezogen, als daß damals ſchon die Juden in ihrem Handel und Wandel an ſpätere Zeiten erinnern, daß ſie ſchon damals vorzugsweiſe das Volk des Handels und der Geldgeſchäfte waren, und ſchon zu jenen alten Zeiten beſonders ſtrenge Beſtimmungen gegen Wucher u. ſ. w. getroffen wurden, welche an verſchiedene Beſtimmungen moderner Geſetzbücher, z. B. an die exzeptionellen Geſetze wegen der Juden im Napoleoniſchen Handelsgeſetzbuche, erinnern. Wer aus dieſen Thatſachen eine Beleidigung gegen die Juden machen will, der findet in der Bibel noch manche ſolche Beleidigungen, z. B. die Notiz von dem Tempelraub vor dem Auszug durch das rothe Meer u. ſ. w. — Ebenſo und mit derſelben Unparteilichkeit kann man in der Taziteiſchen Germania und andern alten Schriften die erſten Anfänge der Sitten und Gewohnheiten der Deutſchen ſuchen: wir halten es nicht für eine Beleidigung, wenn man uns manche Nationalfehler und Einſeitigkeiten der heutigen Deutſchen an den alten Germanen nachweiſen will.

Was die Agrar-Verhältniſſe des alten Paläſtina anbetrifft, ſo glauben wir im Allgemeinen das Sachverhältniß richtig angegeben zu haben. Freilich haben wir nicht die jüdiſchen Bücher alle in der Urſprache geleſen, und auch nicht das moſaiſche Recht und das alte Teſtament zum ſpeziellen Berufsſtudium gemacht, wie der hochgelehrte Herr Dr. Wiſe, deſſen „Profeſſion" ſchon in der Beſchäftigung mit dieſen Dingen beſteht, aber wir behaupten, wenigſtens den allgemeinen Gang der hiſtoriſchen Entwickelung zu kennen. Wir ſagten in unſerem Artikel über die

Digitized by Google

Nationalökonomie des Alterthums, daß das Land nicht in dem Sinne als Privateigenthum zu betrachten wäre, wie wir heute daſſelbe anſehen, ſondern daß in der jüdiſchen Theokratie das Land Jehovah gehörte und der weſentlichſten Eigenſchaften des Privateigenthums, der Verkäuflichkeit, der willkürlichen Vererbung, der ausſchließlichen Benutzung entbehrte.

Leviticus Cap. 25 V. 23 heißt es: „Darum ſollt ihr das Land nicht verkaufen ewiglich, denn das Land iſt mein, und ihr ſeid Gäſte und Fremdlinge vor mir". Die Beſtimmungen des Jubeljahres und des großen Halljahres, die Beſtimmungen über Veräußerungen, Rückkauf, Heimfallsrecht u. ſ. w., über zeitweilige Leibeigenſchaft — Alles bis zum Halljahr, in dem eine allgemeine Reform aller ſocialen Verhältniſſe und des ganzen Beſitzſtandes ſtattfindet, — dieſe Beſtimmungen entſprechen mehr, wie irgend ein anderes Inſtitut des Alterthums, — [die Agrarverfaſſung der Römer vielleicht ausgenommen] dem, was wir heute Socialismus nennen. Die „Deborah" definirt das jüdiſche Beſitzrecht alſo: „die Menſchen ſind und bleiben jetzt, wie ſonſt, zeitweilige Beſitzer des Eigenthums. Das Land gehört dem Weltenkönig, — ? ? — und das Recht des zeitweiligen Beſitzes gehört dem, der es bearbeitet, der es der Menſchheit nützlich macht; er kann aber ſeinen Kindern oder ſeinen anderweitigen Erben das Recht nicht entziehen, nach ſeinem Ableben Gebrauch von dem Lande zu machen. Dies iſt der bibliſche Begriff vom Beſitzrecht."

Damit gibt die „Deborah" unſerer Bemerkung Recht, daß das Land in Paläſtina nicht Privateigenthum, ſondern zeitweiliger Beſitz geweſen ſei, und die Parallele mit unſern heutigen Eigenthumsverhältniſſen hinkt alſo bedeutend.

Das Heimfallsrecht des Jubeljahres kann allerdings als eine neue „Vertheilung" oder wenn man dieſes Wort nicht haben will, als eine neue Regulirung der Beſitzthümer angeſehen werden. Es iſt dies nichts weſentlich Verſchiedenes. Die Leviten bekommen ihr Eigenthum „gelöſet", die Schulden werden quittirt, das Beſitzrecht kommt wieder an die erſten Eigenthümer und deren Erben: was denn, wenn keine mehr da ſind? — Der Zweck dieſes Geſetzes iſt überhaupt, dem Beſitz ſtabile Verhältniſſe und beſtimmte Grenzen zu geben, die Anhäufung des Beſitzes auf der einen und des Pauperismus auf der andern zu verhindern; kurzum, ziemlich daſſelbe, was der moderne Socialismus ſich zur Aufgabe geſtellt hat.

Die „Deborah" ſagt ferner, daß der Begriff der Perſönlichkeit im Judenthum höher geſtellt ſei, als in irgend einem andern Syſteme, und daß daſſelbe gerade das Syſtem des Idealismus ſei. In abſtrakter, theoretiſcher Beziehung mag dies ſein, — wenigſtens in der vorchriſtlichen Zeit, — aber die Praxis ſteht damit in Widerſpruch. Wie es denn überhaupt eine Eigenthümlichkeit aller Religionen iſt, in der Praxis gerade das Ge-

Digitized by Google

gentheil zu leiſten von Dem, was ſie lehren und predigen, — ſo will z. B. die chriſtliche Religion die Religion der Liebe ſein, und keine hat mehr zu Haß und Intoleranz geführt, wie gerade ſie: ſo tritt auch der ſtarre Monotheismus des alten Judenthums dem Prinzipe der freien, ſelbſtbewußten Perſönlichkeit direct gegenüber. Der Menſch iſt nach dieſer Auffaſſung nichts; Alles iſt Jehovah. Ein Geſetzbuch voll der ſtrengſten Beſtimmungen über alle Verhältniſſe des Lebens, iſt die rechtliche Baſis der jüdiſchen Gemeinſchaft; Alles wird bis auf das kleinſte Detail des ſocialen Lebens geregelt, und der perſönlichen Freiheit iſt wenig Spielraum gelaſſen. Es iſt ja bekannt, wie dieſe religiöſen Vorſchriften, welche ſpäterhin im Talmud näher entwickelt wurden, ſich in jedes Verhältniß des menſchlichen Lebens hineinmiſchen. Im alten Judenthum ſehen wir die ſtarre rückſichtsloſe Abhängigkeit von einer außerweltlichen Macht, welche die Sünden der Väter heimſucht an den Kindern bis in das dritte und vierte Glied; grade dieſer rächende, zürnende Jehovah läßt uns einen Schluß auf den Charakter der damaligen Zeit und Menſchheit machen, denn „in ſeinen Göttern malt ſich der Menſch". Die Idee der Perſönlichkeit, der Subjectivität, iſt übrigens wenn auch ſchon in Andeutungen bei den griechiſchen Philoſophen vorhanden, erſt im Chriſtenthume hervorgetreten.

Die „Deborah" findet es lächerlich, daß wir zu dem langen Wanderleben der Juden auch den Zug durch die Wüſte und die Babyloniſchen Gefangenſchaften rechnen. Aber wir ſehen nicht ein, wie man uns dies verwehren kann. Dies iſt ja gerade der intereſſanteſte Zug an der ganzen Geſchichte der Juden, daß ſie in der erſten Zeit ihres Auftretens in der Geſchichte ſich in den Grundzügen ihres Volkscharakters ſchon ſo zeigen, wie ſie nachher in den verſchiedenſten hiſtoriſchen Verhältniſſen aufgetreten ſind.

Indeſſen iſt es wohl nicht nöthig, in dieſen antiquariſchen Unterſuchungen ſich weiter zu ergehen, einmal, weil überhaupt dies ganze Gebiet noch dunkel und von vielen Hypotheſen durchkreuzt iſt, dann auch, weil die Fragen mit der vorliegenden Polemik direkt nichts zu thun haben. Wir kommen ſofort auf den Hauptvorwurf der Demoraliſation, den wir den Juden gemacht haben ſollen. Wir haben damit nichts weiter geſagt, — und wer nicht gerade verdächtigen und entſtellen will, kann aus unſern Zeilen nichts Anderes herausleſen, — als daß die Juden eben die moderne Geldwirthſchaft repräſentiren mit allen den Fehlern und Mängeln, welche wir gegenwärtig bei der Verallgemeinerung des Verkeh-

res in allen Klaſſen der bürgerlichen Geſellſchaft finden. Wenn Herr Dr. Wiſe nur für einen Augenblick unparteiiſch ſein will, ſo wird er finden, daß die jüdiſche Geldwirthſchaft im Mittelalter bis auf die neueſte Zeit ſchwer, namentlich auf der Landbevölkerung, laſtete, daß ſie das Volk oft ausſaugte, um ſich von den Großen wieder ausſaugen zu laſſen, und daß an ihrer Unpopularität im Mittelalter nicht allein Religionshaß Schuld war. Die Verhältniſſe haben ſich ſeit der Zeit geändert; das Monopol des Geldhandels und die Folgen deſſelben auf die Moral iſt nicht mehr allein in den Händen des „auserwählten Volkes"; aber wenn wir noch heute einen Vorwurf gegen die Juden ſchleudern wollten, ſo würden wir daran erinnern, wie die Rothſchild's, Pereira's, Sina's und die andern großen jüdiſchen Bankiers jeden Völker- und Freiheitsmord der letzten Zeit mit ihrem Gelde bezahlt haben, wie ſie die feſteſten Stützen derſelben Despoten ſind, die ihren Glaubensgenoſſen die ſtaatsbürgerlichen Rechte verweigern.

Wir haben in unſerem vorigen Artikel des Novemberheftes uns bemüht, die wirklich großen Eigenſchaften des jüdiſchen Volkscharakters, die Ausdauer und Beharrlichkeit, die Zähigkeit und Energie hervorzuheben. Wir haben die ſocialen Eigenſchaften derſelben vollſtändig anerkannt, und die Hoffnung ausgeſprochen, daß dieſes Volkselement bei der Neubildung der menſchlichen Geſellſchaft im ſocialen und kosmopolitiſchen Sinne eine bedeutende und nützliche Rolle ſpielen werde. Wir haben an die großen Erſcheinungen im Judenthume erinnert, an Spinoza, an Börne und an Heinrich Heine. Wir haben dagegen nicht vom Jud — Süß, dem würtembergiſchen Finanzminiſter, geſprochen; wir haben nicht das Portrait Shylocks, des Kaufmanns von Venedig, geſchildert, welches, wie alle Shakeſpeare'ſchen Geſtalten, aus dem Leben gegriffen iſt. Mit andern Worten, wir haben nicht verletzen und beleidigen, ſondern Vorurtheile bekämpfen wollen. Aber Herr Dr. Wiſe hat die Perfidie begangen, dieſe eigentliche Tendenz unſeres Artikels vollſtändig zu übergehen, und wir können leider nicht anders, als ihm den häßlichen Vorwurf machen, unſere Anſichten abſichtlich mißrepräſentirt zu haben. Wir haben in der Polemik mit den demokratiſchen Profclavereiblättern oft Gelegenheit gehabt, eine ähnliche Polemik zu ſehen; der Vorderſatz wird citirt, der Nachſatz weggelaſſen; man benützt gerade das, was in den Kram paßt; und auf dieſe Weiſe macht man eine Strafpredigt zurecht. Iſt Herr Dr. Wiſe vielleicht bei der „New-Yorker Staatszeitung" und dem hieſigen „Demokrat" in die Schule gegangen? oder iſt etwa Folgendes des Pudels Kern bei der ganzen Polemik?

„Doch ein Beweis ſteht Ihnen zu Gebote; wenn es unter den Juden noch

ſolche Bedientenſeelen gibt, die Ihr Journal unterſtützen und leſen, dann iſt wahrlich eine Demoraliſation unter den Juden, von der ich nicht träumte".

Wir geben den Vorwurf des Fanatismus, der uns in dieſem Aufſatze der Deborah in ſo reichem, überſchwenglichem Maaße wurde, direkt zurück. Der Artikel der Deborah iſt mit dem ganzen Haß und Mißtrauen geſchrieben, den nur irgend ein fanatiſcher Sektirer haben kann, mag derſelbe ultramontaner Jeſuit, mag er bornirter Puritaner, oder orthodoxer Jude ſein. Wir haben mit ſolchen Leuten nicht zu rechten. Wenn die Juden als ſolche heute noch das „auserwählte Volk" ſein, und mit Hochmuth und Verachtung auf andere Leute herabſehen wollen, dann haben wir nichts weiter zu thun, als ihnen aus dem Wege zu gehen. Wenn ſie ferner, von religiöſen und nativiſtiſchen Vorurtheilen verblendet, der modernen Aufklärung und Weltanſchauung ſich verſchließen und an den allgemeinen Errungenſchaften der Cultur keinen Theil haben wollen, betrachten wir ſie, wie jedes andere reaktionäre Element. Und wenn endlich ſie in jeder Aeußerung, die man über ſie und ihre Vergangenheit macht, die man über ſie macht in derſelben Weiſe, wie über jedes andere Volk und jede andere Sekte, den alten Judenhaß wittern wollen, dann müſſen wir dies als eine krankhafte Schwäche betrachten, die durch den heutigen ſocialen Zuſtand der Juden nicht mehr gerechtfertigt iſt.

Wir wiſſen, daß bei einem großen Theile der jüdiſchen Bevölkerung dieſe drei Fehler nicht zu finden ſind. Wir ſehen, wie wir ſchon in dem vorigen Artikel geſagt haben, einen großen Theil unſerer Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft in den Händen der Juden. Aber die Juden, welche den Ruhm ihres Stammes ausmachen, waren ſelbſt nicht taub gegen die Fehler deſſelben, und hätten mit dem alten Zopf gebrochen. Der große Erfinder der modernen Philoſophie, der die neue Bahn der Ideen gab, in welcher ſelbſt ein Hegel wandeln mußte, der Jude Baruch Spinoza ſchrieb ſeinen „tractutus theologico—politicus," welcher eine ſehr ſcharfe Kritik des alten Teſtamentes und der moſaiſchen Gebräuche enthält. Mit welchem Spotte behandelte Heine, mit welch tiefer moraliſcher Entrüſtung Börne manche Vorurtheile und Gewohnheiten des Judenthums! Und der Philoſoph Mendelſſohn war in ſeiner ganzen Anſchauung eben ſo wenig ein rechtgläubiger Jude, wie Göthe oder Schiller rechtgläubige Chriſten. — Der Beiſpiele könnten wir noch eine Menge nennen; ſie weiſen uns aus der engen Sphäre des orthodoxen Judenthumes in das weite Reich der Erkenntniß und Menſchenliebe, in welchem alle Menſchen gleich berechtigt ſind, und der Religions- und Nationalhaß verſchwindet.

Digitized by Google

Wenn Sie, Herr Dr. Wiſe, die eigentliche Tendenz meines Aufſatzes, — einer allgemeinen Schilderung, die allerdings in manchen einzelnen Zügen verzeichnet geweſen ſein mag, — hätten anerkennen wollen, ſo hätten Sie ſehen müſſen, daß ich nichts weiter wollte, als den Weg vom Judenthum zum allgemeinen Menſchenthum zu zeigen, einen Weg, den alle Menſchen, die ihren Antheil an der Civiliſation dieſes Jahrhunderts haben, gehen werden, und der auch das Chriſtenthum auflöſen wird. Die religiöſen und nationalen Eiferſuchten ſind eben in unſerem Jahrhundert eine Antiquität, und wir werden uns von jedem orthodoxen Anhänger des Augsburger Bekenntniſſes oder der unbefleckten Empfängniß mit demſelben Gleichmuthe die Grobheiten ſagen laſſen, mit den Sie uns beehrten. Die religiöſen Bannbullen ſchrecken nicht mehr. Was ſpeziell Ihre Vorwürfe anbetrifft, ſo haben wir zu viele edle, großmüthige, tolerante und aufgeklärte Männer und Frauen jüdiſcher Abſtammung kennen gelernt, als daß wir unſere Hoffnungen auf die fernere Entwickelung dieſes intereſſanten Volkselementes in dieſem humanen Sinne aufgeben ſollten, und wenn wir auch nicht vollſtändig mit den Conſequenzen, welche die materialiſtiſche Schule gegenwärtig aus den Schriften eines berühmten jüdiſchen Gelehrten, Moleſchott, zieht, einverſtanden ſind, ſo benutzen wir doch dieſe und andere Beiſpiele, um den Antheil des jüdiſchen Elementes an der modernen Kulturentwickelung nachzuweiſen. Dies iſt Alles, was wir wollen, und wenn der Redacteur der „Deborah“ nicht zufrieden iſt mit dem, was wir über die Vergangenheit des jüdiſchen Volkes geſagt haben, wird er vielleicht mit dem zufrieden ſein, was wir von der Zukunft deſſelben hoffen.

Die „Deborah“ ſchließt ihren Artikel folgendermaaßen: „der Schreiber dieſer Zeilen iſt ein Jude und will durchaus nichts Beſſeres ſein, doch fürchtet er ſich nicht, mit dem Chriſten Eſſellen vor dem Forum der Oeffentlichkeit zu erſcheinen“. Dieß veranlaßt uns zu der beiläufigen Bemerkung, daß wir uns auf unſer Chriſtenthum nicht viel einbilden, denn wir haben wirklich keinen Grund dazu, und wären ſehr zufrieden, wenn wir das alte Wort auf uns anwenden könnten:

„homo sum et nil humanum mihi alienum.“ *)

---

*) Ich bin ein Menſch, und nichts Menſchliches ſei mir fremd.

Die Organiſation der Wohlthätigkeit.

Es werden gegenwärtig wohl in jeder größeren Stadt der Union beſondere Anſtrengungen gemacht, um den arbeitloſen und hülfsbedürftigen Theil der Bevölkerung zu unterſtützen. Grade in dieſen Tagen machen ſich die Folgen einer Finanzkriſis, die ſchon längſt ihre Tour um die Welt beendet hat, und aus der eigentlichen Finanzwelt verſchwunden iſt, in den arbeitenden Klaſſen geltend. Die erſten Monate des Winters hindurch hatten noch wohl viele ſparſame und fleißige Arbeiter von ihren Erſparniſſen zu leben; jetzt ſind dieſelben, um das Elend auf eine ungewöhnliche Höhe zu treiben, meiſtens aufgezehrt, und nun tritt der bis dahin ſo gelinde Winter in ſeiner ganzen Strenge auf. Es iſt ſo viel über die Urſachen der Kriſis disputirt worden; es ſind ſo viele Mittel zur Verhütung von Finanzkriſis für die Zukunft gemacht worden; aber was helfen uns alle dieſe nationalökonomiſchen Theorien für den Augenblick und ſeine unmittelbar dringenden Bedürfniſſe? Wir ſehen eine ſociale Krankheit vor uns, welche nur durch eine vollſtändige Reinigung der Säfte und des Blutes grundlich geheilt werden kann, welche aber eine augenblickliche Linderung verlangt, ſoll nicht der ganze Zuſtand der Geſellſchaft gefährdet werden. In ſolchen Momenten empfinden wir grade, daß wir in einer ſocialen Gemeinſchaft leben; es wird auch wohl dem verſtockteſten Egoiſten deutlich, daß die Wirkungen dieſes Zuſtandes nicht nur den darbenden Theil, ſondern die ganze bürgerliche Geſellſchaft treffen, und alſo auch von dieſer getragen werden müſſen; wie denn überhaupt auch die Schuld auf der ganzen Geſellſchaft liegt. Die Wohlthätigkeit darf daher nicht als Gnade, Großmuth, Willkuhr betrachtet werden, wie man leider gewöhnlich zu thun gewohnt iſt, ſondern als einfache Pflicht und Gerechtigkeit auf der einen, als Selbſtvertheidigung und Nothwehr auf der andern Seite. Von dieſem Standpunkte aus wird die Wohlthätigkeit ihres privaten Charakers enthoben und zu einer ebenſo öffentlichen Pflicht, wie die ſtaatsbürgerlichen Pflichten des Steuerzahlens u. ſ. w.

Dieſes iſt in der Praxis, wenigſtens in bedingtem Maaßſtabe und in ungenugenden Maaßregeln, ſchon anerkannt. Durchſchnittlich hat jedes County in den Ver. Staaten ſein Armenhaus, ſein Hoſpital und andere, unter der Controle der Countybehörde ſtehende Wohlthätigkeitsanſtalten, und viele Communen haben beſondere Armenverwalter und Armenfonds, welche bei dem gewöhnlichen Laufe der Zeiten genugend ſein mögen, in den Zeiten gewaltſamer Kriſen dagegen nicht ausreichen. Es liegt in der Natur ſolcher Kriſen, daß man auf legislatoriſchem Wege wenig dagegen thun kann; die Thätigkeit der Geſetzgebung erlahmt hier; es gilt, augenblickliche und lokale Hulfe zu bringen. Die Privatwohlthätigkeit muß als ergänzendes Glied in das öffentliche Armenweſen eintreten.

Digitized by Google

Wie dies geſchieht, iſt ein Gegenſtand von größter Wichtigkeit. Wer mit rauher, harter Hand die Wunden der Geſellſchaft behandeln will, verletzt mehr, als er gut macht, und in der Erfüllung keiner humanen Pflicht muß man ſo viel Zartgefühl anwenden, als in der Erfüllung der Wohlthätigkeit.

Deßhalb iſt es ſehr gut, wenn die Wohlthaten nicht von der gebenden Hand direkt zu der empfangenden wandern, denn damit iſt oft ein Gefühl perſönlicher Unterdrückung und Abhängigkeit verbunden, das den Werth und Nutzen der Gabe aufwiegt: Wer von der Geſellſchaft als ſolcher Wohlthaten empfängt, mag die übernommene Verpflichtung der Geſellſchaft bei ſpäteren, ähnlichen Gelegenheiten abtragen; er wird Veranlaſſung genug dazu finden, ſich von dieſer moraliſchen Schuld zu befreien. Das Ehrgefuhl iſt gerettet, und gerade bei dem kranken und hülfsbedürftigen Theile der Geſellſchaft muß man dies am ſorgfältigſten ſchonen.

Es ergeben ſich aus der Natur der Sache zwei Klaſſen Hülfsbedürftiger: diejenigen, welche ſich an die öffentlichen Anſtalten wenden, und die, welche in ihrem Elende eher zu Grunde gehen, als daß ſie ſich zu dieſem Schritte entſchließen ſollten. Die letzteren werden vorzüglich der Privatwohlthätigkeit zugewieſen ſein. Die Zeitungen erzählen uns eine Menge Beiſpiele von Unglucksfällen unter dieſer Klaſſe verſchämter Armen, aber die meiſten dieſer Fälle ſind von dem Stillſchweigen der Verzweiflung und des Grabes bedeckt.

Deßhalb geben wir die Nothwendigkeit zu, in Zeiten ſolcher allgemeinen Armuth neben den öffentlichen Wohlthätigkeitsanſtalten private zu haben, welche nicht nach dem allgemeinen Reglement der öffentlichen Bureaus, ſondern nach den individuellen Verhältniſſen und Bedurfniſſen handeln. Es ſind nicht allein brodlos gewordene Handarbeiter, Fabrikarbeiter, Handwerker u. ſ. w., welche von ſolchen Geſchäftskriſen betroffen werden; grade die gebildeten Stände leiden am meiſten darunter. Wenn es zuläſſig iſt, einen Unterſchied zwiſchen Handarbeitern und Kopfarbeitern zu machen, — einen Unterſchied, der hoffentlich mit den ſteigenden Fortſchritten der Technik verſchwindet, — ſo ſind die Letzteren, wenn ſie von der Kriſis gepackt werden, gewiß viel ſchlimmer daran, wie die erſteren, die ſich ja vielfach auf die eine oder andere Weiſe zu helfen vermögen. Portraitmaler, Dagouerrotypiſten, Bildhauer, Muſiker, Künſtler aller Art ſind wohl diejenigen, welche zunächſt betroffen werden; auch die Aerzte empfinden ſehr die Schwere der Zeit, während der Verdienſt der Advokaten gewöhnlich im umgekehrten Verhältniß zu der Wohlfahrt des Volkes ſteht. Eine große Zahl der Leidtragenden bilden die unbeſchäftigten Clerks, deren es gegenwärtig eine große Anzahl gibt. Kleinere Kaufleute, welche in den gewöhnlichen Zeitläuften recht gut „ihr Leben ma-

chen“, ſind jetzt den größten Verlegenheiten ausgeſetzt, und ſie ſind in ſo fern noch ſchlimmer daran, wie die induſtrielle Bevölkerung, weil die letztere bei Wiederaufnahme der Geſchäfte vollſtändig wieder in den vorigen Stand zurückverſetzt wird, während Geſchäftsleute, die ihr Geſchäft haben ſchließen müſſen, vielleicht ihr ganzes Leben lang nicht wieder aufkommen. Wir ſehen alſo, welch einen weiten Umfang die Geſchäftskriſis und der dadurch hervorgerufene Pauperismus bildet, und je weiter dieſer Kreis iſt, der ſich ſelbſt und Anderen nicht helfen kann, deſto enger wird der Kreis Jener, die man zur Wohlthätigkeit heranziehen kann, deſto größer werden die Opfer, welche die opferfähigen Klaſſen der Geſellſchaft bringen müſſen.

Es iſt nicht zu verkennen, daß wohlthätiger Sinn genug unter dem Volke iſt, wenigſtens genug unter der Vorausſetzung, daß die Wohlthätigkeit planmäßig geordnet wird. Es wird gegenwärtig die Wohlthätigkeit auf zu viele Abwege gelenkt, ſo daß die vorhandenen Mittel nicht in einen Kanal fließen. Zunächſt ſind da die Sekten und Confeſſionen, welche innerhalb des allgemeinen Gebietes der Humanität beſondere Provinzen bilden, und die Grenzen ihres Glaubensbekenntniſſes als die Grenzen ihrer humanen Pflichten betrachten. Da wird gefragt, biſt du katholiſch, biſt du evangeliſch, und aus lauter Religion vergißt man die Religion. Dieſe Leute, die auf dieſe beſchränkte Weiſe die allge- allgemeinen Menſchenpflichten erfüllen wollten, ſollte man doch an das Gleichniß vom barmherzigen Samariter erinnern. Ferner möchten wir daran erinnern, daß das Geld, was für den äußeren Kultus gegeben wird, für die Unterhaltung der Kirchen und Geiſtlichkeit, beſſer für den Kultus der praktiſchen Wohlthätigkeit ausgegeben werden würde. Dann ſind zweitens die Tauſende von Logen da, welche den allgemeinen Strom der Menſchenliebe in tauſend kleine Kanäle ableiten und dadurch ein zuſammenhängendes Wirken erſchweren. Der Wohlthätigkeitspunkt iſt noch der beſte im ganzen Logenweſen; aber man könnte mit denſelben Mitteln, welche die Dutzende von Logen, die in einer Stadt zerſtreut ſind, zu Unterſtützungszwecken verwenden, gewiß Größeres und Beſſeres leiſten, wenn dieſe Mittel den allgemeinen, öffentlichen Zwecken der Wohlthätigkeit gewidmet wären. Wenn wir von den Pflichten der Humanität ſprechen, darf es keine engere Grenze geben, als die der ganzen Menſchheit, und wer dieſe Humanität nur in dem engen Kreiſe der „Brüder“ beweiſen will, erfüllt nicht ſeine Pflichten als Bürger und als Menſch.

Ein anderes Mittel, die menſchliche Geſellſchaft gegen den Pauperismus ſicher zu ſtellen, könnte, falls es verallgemeinert und im großartigen Maaßſtabe angewendet würde, ſehr Gutes leiſten, wir meinen die Aſſociation behufs gegenſeitiger Verſicherung. Ebenſo gut, wie man Lebens- und Feuerverſicherungen hat, könnte man auch Verſicherungen ge-

Digitized by Google

gen Arbeitsloſigkeit und gegen Finanzkriſen bilden. Die Handelswelt hat ſolche Aſſociationen in Menge; man verſichert ſich gegen böſe Schuldner, gegen ungetreue Clerks u. dergl. Sollte nicht auch die arbeitende Bevölkerung ſich gegen böſe Zeiten und Arbeitloſigkeit, gegen Erniedrigung der Löhne und ungerechte Behandlung von Seiten der Arbeitgeber, verſichern können? Viele ſolche Verſuche ſind ſchon gemacht, aber gewöhnlich in denjenigen Zeiten, in welchen man nur Opfer von ſolchen Aſſociationen verlangt, aber derſelben keine Beiträge liefern kann. In den regelmäßigen Zeiten des Verkehrs müſſen ſich ſolche Aſſociationen bilden; wenn die Kriſis da iſt, hat die arbeitende Bevölkerung nicht mehr die Mittel, es zu thun. Eigentlich ſollte die ganze bürgerliche Geſellſchaft eine ſolche Aſſociation bilden, eine Sparbank und Verſicherungsgeſellſchaft im großen Maaßſtabe; man könnte in regulären Zeitläuften damit ſo viel Geld verdienen, daß man in Zeiten von Kriſen einen großen Theil der Arbeiterbevölkerung uber Waſſer halten könnte.

Das iſt es gerade, daß die Wohlthätigkeit der Armuth nachhinkt, nicht derſelben vorbeugt. Es geht auch hier, wie in vielen anderen Fällen, wenn das Kind in den Brunnen gefallen iſt, deckt man den Brunnen zu. Man läßt die Kriſis kommen; man ſieht die Arbeitsloſigkeit und den Pauperismus erſt dann, wenn die größte Verzweiflung ſchon herrſcht, und ein großer Theil des Volkes nicht mehr im Stande iſt, ſeinen bedrängten Mitburgern zu helfen. Das iſt ja gerade das Traurige in Zeiten, wie die jetzigen, daß Viele nicht helfen können, wenn ſie auch helfen wollten. Es iſt eine alte hausbackene Regel, daß man in guten Zeiten für die böſen ſorgen ſolle, und jeder verſtändige Mann befolgt ſie in ſeinen privaten Verhältniſſen. Aber bei der ganzen menſchlichen Geſellſchaft iſt ſo viel Vorausſicht und Klugheit nicht vorhanden. Die Wohlthätigkeit ſollte vorſorglich werden in Zeiten, wo man wohlthätig ſein kann; die guten Zeiten ſollten mit den böſen Zeiten in Wechſelwirkung treten, und die Menſchheit ſich einen Vorrath von Hülfsquellen anſchaffen, welche den Nothzeiten die härteſte Seite wegnehmen. Schon die Juden des Alterthums ſammelten in den ſieben fetten Jahren Korn und Früchte für die ſieben mageren Jahre; aber wer denkt heute daran? In den monarchiſchen Ländern Europa's werden ungeheure Getreideſpeicher für das Militair mit Getreide gefüllt; Getreidemagazine für die Armee der Arbeiter anzulegen, daran denkt Niemand.

Gewiß, die rückwirkende Wohlthätigkeit muß der vorauswirkenden Platz machen. Die Geſellſchaft muß ſich die Garantieen verſchaffen, daß ſie ſich in Zeiten der Kriſis, die bei den gegenwärtigen Verhältniſſen des Handels und Verkehres immer von Zeit zu Zeit vorkommen werden, und denen man ſchwerlich durch nationalökonomiſche Reformen vollſtändig

Digitized by Google

vorbeugen kann, der drückendſten Noth entwehren kann. Es muß offenbar mehr auf eine Centraliſation der menſchlichen Geſellſchaft hingearbeitet werden. In unſerem Jahrhundert ergeben ſich ſociale Bedürfniſſe, welche man früher nicht kannte. Im Mittelalter war der Bauer an ſeine Scholle (glebae adscriptus, Tacitus) gebunden, der Städter und Gewerbtreibende an ſeine Zunft; Jeder hatte ſeine beſtimmte materielle Baſis unter den Füßen, und wer ſelbſt dieſe nicht hatte, der unbrauchbare, überſchüſſige Theil der Bevölkerung fand Aufnahme in den Klöſtern. Jetzt iſt dies ganz anders. Klöſter und andere öffentliche Anſtalten genügen durchaus nicht mehr dem Bedürfniß der Menge; die moderne Geldwirthſchaft hatte das alte Ackerbauthum, — wenige Reſte des mittelalterlichen Feudalismus ausgenommen, — zerſtört; die freie Concurrenz und freie politiſche Inſtitutionen lockern die Menſchheit in Atome auf. Dieſer allgemeinen Atomiſirung der Menſchheit gegenüber, die allerdings in ſofern einen großen Werth hat, daß ſie jeden einzelnen Menſchen auf ſeine eigenen Füße ſtellt, und ihm das Gefühl der Selbſtverantwortlichkeit gibt, muß gerade der Grundſatz der Menſchenrechte und Menſchenliebe und das Gattungsbewußtſein der Menſchheit recht lebhaft hervortreten, um die Menſchheit vor einer vollſtändigen Auflöſung aller ſocialen Bande zu bewahren. Das „Hilf dir ſelbſt", welches die Deviſe des amerikaniſchen Lebens iſt, genügt nicht allein, um die bürgerliche Geſellſchaft auf eine feſte Grundlage zu ſtellen; dieſer Satz läßt ſich grade ſo auf die ganze Geſellſchaft anwenden, wie auch auf die einzelnen Individuen; auch die Geſellſchaft ſoll ſich ſelbſt helfen, wenn ſie von Kataſtrophen bedroht wird; ſie ſoll ihre einzelnen Mitglieder ſchützen, und der Selbſterhaltungstrieb ſoll ſie zu ſolchen Maaßregeln leiten, welche wenigſtens das extremſte Elend verhindern.

Den Handelsberichten der letzten Tage nach ſcheint die Kriſis beendigt zu ſein, wenigſtens was die Banken, die Fondsbörſe, den Export und Import und den Waarenverkehr en gros anbetrifft. Nach den gewöhnlichen Vorausſetzungen wird in einem bis zwei Monaten die Rückwirkung dieſer Wiederaufnahme der Geſchäfte in Bezug auf die induſtrielle Thätigkeit und den Kleinhandel zu bemerken ſein. Alle Anzeichen deuten auf ein gutes Frühjahrgeſchäft hin. Unter dieſen Umſtänden und Erwartungen gilt es nur noch eine kurze Zeit, Opfer zu bringen, wenige Wochen vielleicht nur noch, um die von der Finanz- und Geſchäftskriſis zunächſt Betroffenen über den Reſt der harten Zeit hinweg zu helfen. Wenn die vorſtehenden Zeilen die Bereitwilligkeit dazu nur etwas vermehren, iſt der Zweck derſelben erfüllt.

Digitized by Google

Rundſchau.

Das Jahr 1858 hat mit Ereigniſſen angefangen, welche die allgemein verbreiteten Anſichten von der Unhaltbarkeit der Zuſtände und der Bedenklichkeit der Situation beſtätigt haben. Wenn auch noch äußerlich Alles im alten Geleiſe fortgeht und die beſtehenden Zuſtände hier und drüben ſich gegen den revolutionären Geiſt des Jahrhunderts vertheidigen und aufrecht halten: ſo ſehen wir doch an manchen bedeutſamen Zeichen, daß die Zuſtände in Europa ſo morſch ſind, daß ein Windſtoß, eine Piſtolenkugel, ſie zertrümmern kann, und daß wir auch in Amerika durchgreifenden Veränderungen entgegen gehen. Es lag nahe, die gegenwärtige Zeit mit der Zeit vor zehn Jahren zu vergleichen, und dieſes Jahr mit dem verhängnißvollen Jahre 1848, das für viele von uns zum Wendepunkte unſeres Lebens geworden iſt. Nicht mit Unrecht hat man die revolutionären Bewegungen des Jahres 1848 auf die Finanzkriſis des vorhergehenden Jahres zurückgeführt; die Kriſis von 1817 ſtand jedoch in keinem Verhältniß mit der Kriſis von 1857, und wenn man von gleichen Urſachen gleiche Reſultate erwartet, ſo müßte man von der eben überſtandenen Kriſis noch eine größere Zerrüttung der öffentlichen Zuſtände profezeien, als im Jahre 1848 ſtattgefunden hat. *Das Attentat gegen Louis Napoleon* ſteht in dieſer Beziehung als ein Vorbote anderer Ereigniſſe da, deren Entwickelung jetzt ſchon Europa mit einer bangen Vorahnung erfullt. Erſchrocken fragen ſich die Diplomaten und Miniſter, die Börſenleute und alle jene Drohnen, welche die europäiſchen Völker ausſaugen, wie es denn ſteht mit den ſo viel gerühmten europäiſchen Zuſtänden, wenn die ganze Exiſtenz der beſtehenden Ordnung von zwei Augen abhängt, die auch nicht weiter ſehen können, als andere Augen, und von dem Leben eines Mannes, welcher daſſelbe längſt durch eine Reihe von Meineid, Mord und Betrug verwirkt hat, und der von Tauſenden der erbittertſten Feinde verfolgt wird. Die Fabel von dem Schwerte des Damocles gewinnt in unſeren Tagen eine furchtbare Wahrheit. Es iſt eine bekannte Thatſache, daß Louis Napoleon ſeine Stellung in Frankreich, wie in Europa nur der Furcht vor der entfeſſelteten Revolution verdankt; dieſe allgemeine Furcht iſt die eigentliche Baſis des Empire. Natürlicherweiſe entſteht durch dies Verhältniß eine fortwährende Spannung; die Revolution muß immer an der Schwelle der Zukunft lauern, und drohend an die Pforten der Geſchichte klopfen, um dem Manne des zweiten Dezember, den Europa zum Kerkermeiſter der Revolution ernannt hat, die nöthige Macht zu geben. Daher erhöht auch das Attentat wieder die politiſche oder vielmehr die polizeiliche Bedeutung Napoleons, und die nächſten Opfer, welche das Attentat verlangt, werden die conſtitutionellen Inſtitutionen Englands ſein, welche durch die Verweigerung des Aſylrechtes gebrandmarkt werden. Eng-

Digitized by Google

land ſcheint überhaupt einer Umwälzung entgegen zu gehen, wenn auch die großen Veränderungen, welche man mit der oſtindiſchen Compagnie vornehmen wollte, auf einen kleinen Umfang beſchränkt ſind. Aber es gibt ſich in der Regierung ein Geiſt des Abſolutismus kund, der mit der engliſchen Verfaſſung im Widerſpruch ſteht. Bei den wichtigſten Sachen, bei dem Engagement von Feindſeligkeiten, welche zu langwierigen, Geld und Menſchen verſchlingenden Kriegen führen, fragt man das Parlament kaum, und gibt demſelben überhaupt mehr genehmigende, rückwirkende Vollmachten, als vorſorgende und maaßgebende. Die Familienverbindung mit Preußen wird dieſe abſolutiſtiſchen Tendenzen noch vermehren. Noch vor wenigen Jahren, zur Zeit des orientaliſchen Krieges und der erheuchelten Neutralität Preußens, erklärten die „Times“ und andere Blätter, welche die öffentliche Meinung Englands vertreten, ihren Abſcheu gegen die Verbindung der königlichen Familie mit dem preußiſchen Hofe, und die härteſten Ausdrücke wurden über dieſen Gegenſtand gebraucht. Da hieß es, man wollte die königlichen Kinder Englands nicht auf einen faulen, morſchen Thron ſetzen und ſie nicht in Gefahr bringen, als Flüchtlinge vor dem Haſſe des preußiſchen Volkes nach England zurückzukommen. Da erinnerte man ſich, wie 1848 der Prinz von Preußen als ein Flüchtling in den Mauern Londons weilte, und profezeite der Prinzeß Royal ein ähnliches Schickſal. Und jetzt bei Gelegenheit der Heirath, — welch eine infame Servilität findet man in eben derſelben Preſſe! Ueberhaupt iſt das ganze Schauſpiel der Heirath mit ſeinem Pomp und ſeiner Verſchwendung durchaus eckelhaft, wenn man es mit den allgemeinen Zuſtänden Europa's vergleicht. Die Folgen der Finanzkriſis wüthen noch in den Eingeweiden der Völker; Frankreich iſt beſtürzt über das Attentat, das auf's Neue bewieſen hat, an welchem Abgrunde die politiſchen Verhältniſſe Europa's ſtehen, und der Chef des preußiſchen Königshauſes liegt blödſinnig auf dem Sterbebette. Wie man unter ſolchen Umſtänden ſolche Feſte feiern kann, dies können wir einfache Leute uns nicht erklären; die Leute im Purpur ſcheinen andere Nerven und Herzen zu haben, wie wir. Europa bietet uns gegenwärtig ein Bild voll der ſchneidendſten Contraſte und Gegenſätze, ein großes Trauerſpiel voll Licht- und Schatten-Effekte, wie ſie ein Shakespeare nicht beſſer hätte erfinden können. Wann wird der fünfte Akt dieſes Trauerſpiels kommen?

Wenn die andern europäiſchen Völker ſchweigend auf den Ausbruch der Kataſtrophe warten, ſo hat Italien wenigſtens das Verdienſt, unaufhörlich durch einzelne Aufſtände und Inſurrektionen an die Revolution zu erinnern und gegen den beſtehenden Zuſtand der Dinge zu proteſtiren. So vergeblich dieſe Putſche an und für ſich auch ſein mögen, ſie bilden doch eine unaufhörliche Appellation an die Revolution und eine Kette zwiſchen

der letzten und nächſten Bewegung. Inſofern kann man allerdings Mazzini's Thun rechtfertigen; ſchon die Angſt, welche die Despoten vor ihm und ſeinen Conſpirationen haben, die Unruhe, welche er ihnen bereitet, rechtfertigen ihn in unſeren Augen.

Die Verwickelungen mit Spanien und Mexico, die Differenzen zwiſchen den Herzogthümern und Dänemark, die italieniſchen Unruhen, die unaufhaltſamen Siege der jeſuitiſchen Reaktion in der Schweiz, die Frage der Donaufürſtenthümer u. ſ. w.: alle dieſe Ereigniſſe bilden eine Menge Zündſtoff, und wenn jedes einzelne dieſer Ereigniſſe fur ſich allein auch nicht im Stande iſt, die öffentliche Meinung in einem hohen Grade zu beunruhigen, ſo zeigen ſie doch in Verbindung mit einander, wie wenig die europäiſche Diplomatie im Stande iſt, die obſchwebenden Differenzen zu regeln. Die Revolution in Oſtindien iſt allerdings beendigt, aber die oſtindiſche Frage ſelbſt noch lange nicht, und der chineſiſche Krieg erſt im Anfang des Entſtehens. Dazu rechne man die Wankelmüthigkeit der Alliancen, das treuloſe Spiel der Diplomatie, die beſtändige Eiferſucht zwiſchen den Cabinetten, und der Reſpect, welchen man der europäiſchen Staatskunſt zollt, wird beträchtlich ſchwinden. Wir wiſſen bei dieſem ſchwankenden Zuſtand der Dinge deßhalb noch nicht, was der nächſte Fruhling uns bringt; Hunderttauſende von hungernden Arbeitern warten nur auf das Signal der Bewegung.

Allerdings, wenn wir die amerikaniſche Politik der letzten Monate in's Auge faſſen, haben wir wenig Urſache, uns über Europa und ſeine Staatsweisheit zu erheben. Die offizielle amerikaniſche Politik iſt, wo möglich, noch ſchlechter, wie die Politik Palmerſton's und Morny's; ſie iſt wenigſtens unverſchämter und ſchamloſer, wie dieſe. Wenige Wochen im Anfange dieſes Jahres haben hingereicht, die demokratiſche Partei in der öffentlichen Meinung gründlich zu zerſtören, und wenn wir auch den zweideutigen Sieg, den der Harris'ſche Antrag über die Adminiſtration im Kongreſſe davon trug, nicht hoch anſchlagen, ſo geben wir doch um ſo mehr um den Sieg, den die republikaniſchen Ideen in den nördlichen Staaten errungen haben. Die nächſten Tage werden uns wahrſcheinlich die Lecomptonconſtitution und in Folge derſelben den Bürgerkrieg bringen, und wir können mit aller Wahrſcheinlichkeit eine Aenderung der amerikaniſchen Verhältniſſe für die nächſte Zeit vorherſagen, wozu der Mormonenkrieg die Einleitung bildet.

Es ſcheint, daß in unſerer Zeit die ganze offizielle Politik rückwärts geht, und ſich auf keinem Punkte der Erde eine ſogenannte Reformregierung halten kann. Commonfort, der Präſident von Mexico, galt eine Zeit lang für einen Mann von liberalen Prinzipien und von der nöthigen Energie, um dieſe Prinzipien auszufuhren; ſeine Maaßregeln in Bezug auf die Hierarchie und das Kircheneigenthum ſind anerkanntermaaßen die

Digitized by Google

einzigen, welche das durch den Klerus zerrüttete Land retten können. Jetzt iſt auch er gefallen, und ein Flüchtling in fremden Ländern, nachdem er nicht nur ſeine Macht, ſondern auch ſeinen guten Ruf in Mexico zurückgelaſſen hat. Man erwartet jetzt die Rückkunft Santa Anna's, und vielleicht eine monarchiſche Reaktion. Jedenfalls hat jetzt ſchon die Hierarchie ihre verlorene Poſition wieder gewonnen. Im Laufe des Jahres werden vorausſichtlich die mexicaniſchen Angelegenheiten die Diplomatie in erſter Reihe beſchäftigen.

Einige wichtige induſtrielle Unternehmungen werden von dieſem Jahre erwartet. Der Leviathan wird bald auf den Wellen ſich ſchaukeln, und von dem zweiten Verſuche, den unterſeeiſchen Telegraphen zu legen, verſpricht man ſich einen beſſern Erfolg, wie das erſte Mal. In den Ver. Staaten wird die Art und Weiſe des Baues der Pacifikbahn feſtgeſtellt und die Vorarbeit für dies große Weltunternehmen gemacht werden. Ob man in dieſem Jahre noch zur Durchſtechung des Iſthmus von Panama und zur Vermeſſung des Suez-Kanales kommt, bleibt dahin geſtellt. Eben ſo wird wohl das Projekt des Tunels zwiſchen Frankreich und England vor der Hand ein Projekt bleiben. Auch das Projekt des Luftſchiffes taucht einmal nach langem Stillſchweigen wieder auf; ein franzöſiſcher Ingenieur, Gavarni, hat ein Luftſchiff gefertigt, mit welchem er ſchon eine Reiſe nach Algier und Afrika in einer Diſtance von 1500 Meilen — 100 Meilen in der Stunde — gemacht hat. Die Berichte, welche die Zeitungen von dieſer Erfindung, welche in der nächſten Zeit auch zwiſchen Havre und New-York experimentirt werden ſoll, – Gavarni will in 30 Tagen von Havre nach New-York fahren, — lauten noch ſehr fabelhaft, und iſt überhaupt das ganze Thema eines von denen, die ein begründetes Mißtrauen erregen. Man ſpricht allerdings ſchon davon, daß Rothſchild eine Compagnie mit fünfzehn Millionen Dollar bilden will, um die neue Erfindung auszunützen, namentlich auf einer Luftlinie zwiſchen Europa und Oſtindien und Canton; – aber die Sache iſt zu ſchön, als daß man ſie in dieſen trüben Zeiten hoffen könnte. Eine ſolche Erfindung würde die größte Revolution in politiſcher, nationalökonomiſcher und ſocialer Beziehung hervorbringen, welche jemals die Welt geſehen, eine Revolution, deren Folgen kein ſterblicher Mann berechnen kann. Wir zweifeln allerdings nicht daran, daß ſolche Erfindung irgend einmal gemacht wird, aber ſolange, wie unſere plumpen Leiber leben, werden wir den Flug des Icarus noch nicht mitmachen können, und das eiſerne Zeitalter ſein Recht dem geflügelten gegenüber behalten.

Digitized by Google

Atlantis.

Neue Folge, Band 8. Heft 3.	März 1858.	Alte Folge, Bd. 10, Nr. 227–230.

Leſen und Schreiben.

Die Kunſt zu leſen und die Kunſt zu ſchreiben ſtehen in Wechſelwirkung mit einander, und das Schreiben iſt vom Leſen gerade ſo abhängig, wie umgekehrt. Wir nennen beides eine Kunſt, nicht nur in dem ethymologiſchen Sinne, Kunſt von Können abgeleitet, ſondern weil beim Leſen, wie beim Schreiben äſthetiſche Rückſichten obwalten, Geſchmack und Takt erfordert wird, und namentlich die Form in den Vordergrund tritt, wie bei jedem künſtlichen Schaffen und Genießen. Allerdings, man hat ſich bisher noch nicht daran gewöhnt, die Schriftſtellerei in ihren niederen Graden, der Journaliſtik, der politiſchen Debatte, der Tagesneuigkeiten, dem Feuilleton und der gewöhnlichen Romanſchreiberei, der alltäglichen Polemik und Kritik, den Rang einer Kunſt zu geben; nur die höhere Poeſie und wiſſenſchaftliche Darſtellung machte auf dieſen Ehrennamen Anſpruch, weil man nur hier die Bedingungen einer künſtleriſchen Darſtellung vorfand, nämlich die dem Inhalte adäquate Form, das Gleichmaaß der Theile, die Abrundung und Einheit des Ganzen, und überhaupt die Harmonie in der Organiſation des ſchriftſtelleriſchen Produktes. Was unter und neben dieſer olympiſchen Literatur lag, wurde und wird einer barbariſchen Willkür und Verwilderung überlaſſen; es kam und kommt hier meiſtens nur auf den Stoff an, nicht auf den Gehalt, noch weniger auf die Form. Grade die Literatur, die mit den Maſſen des Volkes verkehrt und mit den Bedürfniſſen des täglichen Lebens zu thun hat, gewiſſermaaßen die plumpe, gemeine Scheidemünze der Literatur, cirkulirt ſchmutzig und vergriffen im Volke umher, und hat nicht den Glanz und das feinere Gepräge der edlen Gold- und Silbermünzen. Aber gerade dieſer Theil der Literatur iſt derjenige, welcher am meiſten auf das Volk einwirkt, und ſeinen Geſchmack influenzirt. Wie die tägliche materielle Nahrung des Menſchen nicht immer in Champagner, Faſanen und Auſtern beſteht, ſondern in derberen und einfacheren Speiſen und Getränken, ſo iſt auch die tägliche geiſtige Nahrung nicht immer in den höchſten Re-

gionen zu ſuchen, ſondern beſteht aus einer derben, oft ſogar ungeſunden und unverdaulichen Koſt, nach den verſchiedenen Berufen und Klaſſen des Volkes verſchieden. Aber es wäre ein ſehr großer Fehler, wollte man gegen dieſe alltägliche Koſt gleichgültig ſein, und ſie dem Vorurtheil und der Laune des Publikums überlaſſen; gerade dieſe Tagesliteratur conſtituirt das geiſtige Leben eines Volkes, beſtimmt die Politik und Moral deſſelben, und was in den höheren Sphären der Literatur gedacht und gethan wird, bedarf, um zum Verſtändniß des Volkes zu kommen, grade der Vermittelung des unſcheinbaren und beſcheidenen Aſchenbrödels der Literatur, der Journaliſtik. Wer daher mit dieſem ſo oft und gewöhnlich als undankbar verſchrieenen Berufe ſich beſchäftigt, ſollte ſich gewiſſenhaft nach den Grenzen, den Bedingungen und den Pflichten ſeines Berufes erkundigen; aber nicht nur das Schreiben, auch das Leſen ſollte Gegenſtand der Kritik und des Nachdenkens ſein, und aus dem gedankenloſen Schlentrian herausgeriſſen werden, in welchem es ſich gegenwärtig befindet.

Faſt alle kulturhiſtoriſche, ſich mit den Fortſchritten der Civiliſation beſchäftigende Themata ſind auf einen Kettenſchluß begründet. Die Reſultate der kulturhiſtoriſchen Fortſchritte werden zu Vorausſetzungen und Bedingungen derſelben. So z. B. iſt die politiſche Aufklärung und Reform in einem guten Schulſyſtem begründet, während dieſes Schulſyſtem gerade von liberalen politiſchen Anſchauungen und Inſtitutionen bedingt iſt. So iſt der Fortſchritt der Induſtrie und ihrer Entdeckungen und Erfindungen von günſtigen materiellen Verhältniſſen abhängig, welche ihrerſeits wieder grade von den Fortſchritten der Induſtrie bedingt werden. Wir ſehen einen Cirkelſchluß, in dem die Reſultate wieder zu Vorausſetzungen werden, und die erzielten Zwecke ſich als Bedingungen neuer Schöpfungen erweiſen. Auf einen ſolchen Cirkelſchluß ſind auch die Preßverhältniſſe begründet, und man weiß nicht recht, wo man anfangen ſoll, um das Richtige zu zeigen und die Mängel aufzudecken, bei dem Publikum, deſſen Geſchmack und Urtheilsfähigkeit maaßgebend für die Preſſe iſt, oder bei der Journaliſtik, welche fur den Geſchmack und die Urtheilsfähigkeit des Publikums verantwortlich iſt. Die Mängel der Tagespreſſe liegen zu Tage, aber die Journaliſtik wälzt die Schuld auf die Gleichgültigkeit und Geſchmackloſigkeit des Publikums, während das Publikum über die ſchlechte Preſſe ſchimpft, die ihre Pflicht ungenügend erfüllt. Beide Vorwürfe ſind gegründet und doch wieder nicht gegründet, jenachdem man es nehmen will; jedenfalls wird das Publikum ſeine Fehler nicht eher einſehen, als bis die Preſſe die ihrigen eingeſehen hat, und wenn die Preſſe ſich ihrer Pflichten vollſtändig bewußt iſt, wird ſie das Werk der Reform zunächſt bei ſich ſelbſt anfangen, dem Publikum es überlaſſend, dieſe Reform auf ſich wirken zu laſſen.

Digitized by Google

Wenn ſchon drüben im alten Lande das Verhältniß zwiſchen Preſſe und Publikum ein ſehr geſchraubtes und künſtliches iſt, woran weder das Publikum, noch die Journaliſtik ausſchließlich Schuld ſind, ſondern in erſter Reihe das ganze Miſere der öffentlichen Zuſtände überhaupt, welche der Preſſe keinen freien Spielraum laſſen: ſo iſt das Verhältniß zwiſchen beiden, wenigſtens was die deutſche Preſſe anbetrifft, in Amerika noch viel unzulänglicher, trotz der vielgerühmten Preßfreiheit, die auch hier eigentlich nur dem Namen nach exiſtirt und ihre eigentlichen Blüthen noch nicht getragen hat. Einmal ſind die Pflichten der Preſſe in dieſem Lande der Volksſouverainität und Selbſtregierung viel größer, als drüben, wo die Preſſe keine leitende politiſche Macht iſt; man erwartet hier viel von der Preſſe, und hat ein Recht dazu, weil hier die Preſſe viel gilt. Mit dem Umfang und der Bedeutung der Preſſe ſteht aber ihre äußere Stellung und das ihr zu Gebote ſtehende Material nicht im Mindeſten im Verhältniß, und die Conkurrenz mit der mächtigen, alle Verhältniſſe des hieſigen Lebens beherrſchenden engliſchen Preſſe läßt die deutſche Preſſe höchſtens als ein dienendes Stiefkind aufkommen. Und doch iſt die deutſche Preſſe in Amerika eine Nothwendigkeit, und hat die verſchiedenſten bedeutendſten Pflichten zu erfüllen. Nicht nur, daß ſie die Erinnerung an die heimiſche Kultur und Literatur aufrecht zu erhalten hat und die Brücke über den Ozean bilden muß, auf der ſich deutſche Wiſſenſchaft und amerikaniſche Praxis begegnen; ſie muß auch die Vermittelung mit den amerikaniſchen Verhältniſſen anbahnen und das Publikum über die hieſigen Zuſtände unterrichten. So iſt ihre Aufgabe eine doppelte, während die Mittel, die ihr zu Gebote ſtehen, nur halbe ſind.

Wir haben geſagt, nicht nur das Schreiben, auch das Leſen ſei eine Kunſt. Es iſt naturlich, daß der Geſchmack der Deutſchen in Amerika nicht ſo ausgebildet iſt, wie in der alten Heimath. Losgelöſt von dem Boden der alten Heimath, nicht mehr in unmittelbarer Verbindung mit dem fortlaufenden Strome der Wiſſenſchaft, fern von allen den Hülfsmitteln, welche deutſcher Fleiß in der alten Heimath zuſammengehäuft hat, muß der Deutſche ſich hier größtentheils auf die Erinnerungen beſchränken, falls er nicht die geiſtige Gemeinſchaft mit ſeinem Heimathlande ganz aufgeben will. Dieſe Erinnerungen ſind in der erſten Zeit des Aufenthaltes in Amerika noch friſch und lebhaft, aber gerade dieſe erſte Zeit muß dazu verwandt werden, ſich die materielle Exiſtenz zu gründen, und unter dieſen Beſtrebungen verwiſchen ſich die Erinnerungen nach und nach. Kommt dann endlich die Zeit, wo die materielle Exiſtenz gewonnen iſt, und man auf dem Boden derſelben ſich frei umſchauen kann, dann iſt die Neigung, ſich mit der Literatur und den Wiſſenſchaften zu beſchäftigen, abgeſtumpft, und die Fähigkeit für geiſtige Genüſſe gemin-

Digitized by Google

dert. Es tragen zu dieſer geiſtigen Abſtumpfung nicht ſo ſehr die hieſigen Verhältniſſe bei, denn in dieſen iſt ſehr viel geiſtige Anregung vorhanden, als vielmehr ein gewiſſes in weiten Kreiſen verbreitetes Vorurtheil, daß der Prozeß des Amerikaniſirens in dem vollſtändigen Aufgeben deutſcher Bildung beſtehe, und daß man nur dann „praktiſch" ſei, wenn man allen Ideen den Abſchied gebe. Sehen wir uns im täglichen Leben um, was geleſen wird und wie es geleſen wird, ſo finden wir Belege genug für das Geſagte. Die Neigungen der Maſſe gehen immer mehr auf den Stoff, der nicht dick und maſſenhaft genug aufgetragen werden kann, als auf die Form und den Gehalt. Eine Menge von politiſchen Zeitungen ſind fur das alltägliche Bedürfniß vorhanden; es iſt in der Natur der Sache, daß ſie dieſe oder jene Partei vertheidigen, und daß die ſogenannte „Unabhängigkeit", welche ſo oft angeprieſen wird, eine Illuſion iſt, welche ſich wenigſtens den Prinzipien gegenüber nicht halten kann. Mi dieſen pol tiſchen Zeitungen müſſen nun bandwurmartige Romane verbunden ſein, welche den Ballaſt bilden, welcher dem Schiffe der Preſſe den Tiefgang ſichert. Keine Zeitung kann dieſer Zugabe entbehren, und je ſchauerlicher und ſchreckhafter dieſe Romane ſind, deſto mehr gefallen ſie dem großen Publikum. Begierig lieſt man ſchlüpfrige Criminalgeſchichten; eine Affaire, wie die Cunningham'ſche, iſt einewahre Goldgrube für die Tagespreſſe. Der perſönliche Skandal zwiſchen den Leuten der Preſſe behagt nicht minder; es gibt Blätter, die ſich allein davon ernähren. Daß in den politiſchen Artikeln eine ſtrenge Parteilichkeit verlangt wird, und Jeder ſeine eigene Partei verherrlicht, die gegneriſche Partei verdammt wiſſen will, geht aus dem Weſen der hieſigen Parteiverhältniſſe hervor. Den größten Werth haben viele dieſer Zeitungen, ſowohl für den Herausgeber, wie für das Publikum, durch ihre Anzeigeſpalten, denen das Beſtehen der meiſten Zeitungen zu danken iſt. Jede Stadt verlangt ein ſolches Communikationsmittel, ſo daß Amerika, man kann es wohl ſagen, überhäuft iſt mit kleinen Zeitungen, denen jeder Beruf und jede Fä-Fähigkeit, die Preſſe zu vertreten, fehlt. Ueber dieſes allgemeine Niveau der Tagesliteratur erheben ſich nur einzelne wenige eigentlich literariſche Blätter, und man kann das Beſtreben, die deutſche Literatur in Amerika von dem Bedürfniſſe und dem Parteidienſte zu befreien, vorerſt immer nur als einen zweifelhaften Verſuch betrachten. Und doch geht es voran. Die Zeiten, wo der Schinderhannes und die ſchöne Meluſine die Lieblingsbücher der Deutſchen waren und neben jedem Kochtopf gefunden werden konnten, ſind vorbei, und man findet, Dank einem durch die Verhältniſſe zu entſchuldigenden profeſſionellen Nachdruckverfahren, die Zſchocke'ſchen Schriften, den Leſſing, Schiller und Göthe, ſogar den Kosmos von Alexander Humboldt in vielen deutſchen Häuſern. Aber wir wagen nicht,

zu weit zu gehen, zu ſagen, daß diejenigen, welche ſolche Bücher kaufen, dieſelben auch leſen.

Wenn wir im Allgemeinen die Geſchichte der deutſchamerikaniſchen Literatur überblicken, ſo finden wir einen großen Unterſchied zwiſchen den letzten zehn Jahren und der davor liegenden Periode. Wir ſehen einen Fortſchritt, der uns den Muth zu weiteren Fortſchritten gibt. Wir haben jetzt ſchon Blätter in Amerika, die ſich kühn den literariſchen Unternehmungen in Deutſchland an die Seite ſtellen können, und es wäre nur etwas mehr Centraliſation auf dieſem Gebiete nothwendig, um noch beſſere Reſultate zu erzielen.

Wir ſagten, die Maſſe kümmere ſich mehr um den Stoff, als um die Form. Allerdings, die Form iſt bei den meiſten Zeitungen ſehr vernachläſſigt. Es iſt allerdings dem journaliſtiſchen „Taglöhner" wohl zu verzeihen, wenn er ſeine Artikel, die dem Bedürfniſſe des Augenblicks entſprungen, auch nur einen augenblicklichen Werth haben, und mit Recht als Eintagsfliegen zu betrachten ſind, nicht gerade als Kunſtwerke ausfeilt und ausmeißelt; aber eine gewiſſe Form und Logik ſollte doch immer darin ſein. Hat man ſich einmal an das formell richtige Denken gewöhnt, wird die Arbeit viel leichter. Man ſollte jeden Artikel, ſelbſt den kleinſten, in einer gewiſſen Ordnung ſchreiben, mit Kopf, Hand und Fuß, mit Einleitung, Beweisführung und Schluß. Dieſe kleinen Spuren von Gewiſſenhaftigkeit werden auf die Dauer ihre Wirkung nicht verfehlen, während eine ſaloppe, liederliche Schreibart ſelbſt gegen richtige, aber nicht in logiſchem Zuſammenhang ſtehende Gedanken einnimmt.

Das Verhältniß der Preſſe zur öffentlichen Meinung iſt, namentlich in Amerika vielfachen Mißdeutungen ausgeſetzt. Die öffentliche Meinung iſt die allgemeine Atmoſphäre, in welcher die Preſſe leben muß; ſie umfließt die Preſſe mit ihren immer lebendigen und veränderlichen Fluthen, welche oft von heftigen Orkanen bewegt werden, die natürlich auch auf die Preſſe Rückwirkung haben. Die Preſſe kann nicht außerhalb der öffentlichen Meinung leben, aber ſie iſt deßhalb doch nicht unbedingt von dieſer öffentlichen Meinung abhängig. Was iſt die öffentliche Meinung? Iſt ſie die Menge von Vorurtheilen, Leidenſchaften, Ueberlieferungen, Gebräuchen und Anſichten, welche in der Maſſe des Volkes verbreitet ſind? Ein großer Theil der Preſſe hält ſie dafür und iſt willig, ſich den Launen und Vorurtheilen der Maſſe zu fügen. Aber die wahre öffentliche Meinung ſteckt tiefer, als in dem Treiben, welches wir auf der Oberfläche des Lebens bemerken. Es liegt der ganzen Zeit eine gewiſſe Idee zu Grunde, welche vielleicht von Wenigen klar und deutlich erkannt wird, aber doch das Bewußtſein der Zeit beherrſcht und den eigentlichen Hintergrund der öffentlichen Meinung bildet. Dieſe Idee auszuſprechen und zum all-

Digitized by Google

gemeinen Bewußtſein zu bringen, iſt das Geheimniß von der Macht der Preſſe. Die Preſſe muß das Siegel von den Geheimniſſen des Jahrhunderts löſen, und wenn ſie irgend eine neue Wahrheit verkündet, muß es dem Volke ſcheinen, als ſei dieſe Wahrheit ſo alt, wie die Welt. Was wir öffentliche Meinung nennen, iſt gewöhnlich nicht die Meinung der Majoritäten, ſondern das Eigenthum einer oft kleinen Minorität, aber es macht ſich doch als herrſchende Macht geltend und iſt die Triebfeder der Ereigniſſe. Eine Vergleichung der verſchiedenen Zuſtände, Ereigniſſe und Thatſachen mit einander führt uns leicht darauf hin, die allgemeinen Grundzüge der Zeit kennen zu lernen, und die Verwirrungen und Verſtimmungen des Lebens in ein geordnetes Bild zu bringen.

Daraus ergibt ſich ſchon, daß der einzige feſte Boden für die Preſſe die Thatſachen ſind, nicht die Meinungen. Je mehr die Meinungen aus einander gehen und ie leidenſchaftlicher ſie ſich widerſprechen, deſto vorſichtiger muß ſich die Preſſe an die Thatſachen halten, um nicht in den allgemeinen Strudel der widerſprechenden Meinungen hineingeriſſen zu werden. Namentlich die Tagespreſſe, deren Pflicht es ja iſt, die Thatſachen zu berichten, ſollte auch die Thatſachen für ſich reden laſſen. An und für ſich freilich bedeuten Thatſachen nichts, aber im Zuſammenhange mit einander und als übereinſtimmende Offenbarungen einer Idee bilden ſie die Typen, mit denen das Buch der Weltgeſchichte gedruckt wird.

Von dieſem Standpunkte iſt die Frage von der Popularität der Preſſe ſchon gelöſt. Die Popularität muß eine ſelbſtverſtändliche F o l g e einer verſtändigen Handhabung der Preſſe ſein, nicht aber ein beabſichtigter Z w e ck. Nichts iſt eckelhafter in der Preſſe, als wenn Jemand mit Gewalt populär ſein w i l l, wenn er Opfer an ſeiner Ueberzeugung bringt, um ſich Popularität zu verſchaffen, wenn er dem wechſelnden Winde der öffentlichen Meinung nachſegelt, und alle Charakterloſigkeiten derſelben theilt. Hier gilt das Wort des alten Göthe: „Man merkt die Abſicht und wird verſtimmt." Popularität iſt allerdings eine ſchöne, wünſchenswerthe Sache, aber ſie muß kommen, ohne daß man es weiß und ohne daß man es will, das Reſultat eines redlichen verſtändigen Strebens, nicht einer ſchamloſen Buhlerei um die Gunſt des Publikums. Die Preſſe ſoll das Publikum achten; ein Editor, der ſein Publikum nicht achtet, — wie wir deren ſo manche in Amerika haben, — achtet ſich ſelbſt nicht, — aber dennoch wird immer eine angemeſſene Zurückhaltung gegen das Publikum zu empfehlen ſein, die ein gerechtfertigter Stolz uns gebietet. Die Preſſe und das Publikum ſollen ſich, wie zwei Freunde, gegenüberſtehen, voller Selbſtachtung, welche auch die Achtung Anderer bedingt, und den wechſelſeitigen Verkehr nur in der Uebereinſtimmung der Ideen und Ueberzeugungen ſuchen. Nichts ruinirt das Publikum, deſſen guten Geſchmack

Digitized by Google

und deſſen Achtung vor der Preſſe mehr, als wenn dieſelbe ihm ſchmeichelt; freilich iſt es deßhalb nicht nothwendig, daß man das Publikum mit Grobheiten traktirt.

In dieſer Beziehung kommt ſehr viel auf die Form an, faſt Alles. Wenn Jemand reinliche anſtändige Ueberzeugungen und Beſtrebungen hat, wird er ſich auch in einer anſtändigen, reinlichen Form ausdrücken; im Gegentheil wird auch das Gegentheil ſtattfinden. Wo wir Rohheiten in der Sprache finden, werden wir gleich mißtrauiſch gegen die Richtigkeit und Ehrlichkeit der Anſichten ſelbſt werden, und von dem verkommenen Stil auf die Verkommenheit des Menſchen ſelbſt ſchließen. Leider iſt, von dieſem Geſichtspunkte ausgegangen, von einem großen Theile der deutſchamerikaniſchen Preſſe nicht viel Gutes zu berichten. In dieſer Beziehung ſollte das Publikum viel intoleranter ſein, wie es gegenwärtig iſt, — der Sprache mancher Zeitungen nach zu ſchließen, — und ſich nicht ſo viel gefallen laſſen. Wenn man einen Beſuch empfängt, ſo erwartet man den Beſucher in einer reinlichen und anſtändigen Erſcheinung; ſo muß es auch mit einem Blatte ſein, welches ſeinen Beſuch in anſtändiger Geſellſchaft zu machen ſucht. In den Zeitungen ſollte nie eine andere Redeweiſe herrſchen, als in jeder gebildeten Geſellſchaft; ja, die Feder ſollte noch vorſichtiger ſein, wie der Mund. In dieſer Beziehung, wie geſagt, iſt das Publikum viel zu nachſichtig und läßt ſich zu viel von Leuten mißhandeln, die aus ihrer Verachtung des Publikums kein Hehl machen. Ehe man das Publikum unterſchätzt, ſollte die Preſſe lieber den entgegengeſetzten Fehler begehen, nämlich das Publikum beſſer nehmen, wie es gewöhnlich iſt, und ihm mehr Vertrauen ſchenken, als es verdient. Denn die günſtigen Vorausſetzungen über das Publikum finden immer eine Stelle, wo ſie in Erfüllung gehen, und ein verſtändiger Leſer entſchädigt für hundert Nieten ein Publikum.

Ueberhaupt werden ſich alle dieſe Verhältniſſe zwiſchen der Preſſe und dem Publikum auf eine verſtändige Weiſe regeln, wenn die Preſſe ſich nur immer an die Sache hält und ſie von jeder Vermiſchung mit perſönlichen Streitigkeiten u. ſ. w. fern hält. Das kleinſte, ärmſte Blatt iſt ein integrirender Theil in der großen Kulturarbeit der Literatur, und ſollte dieſer Beſtimmung eingedenk ſein. Grade die Conkurrenz, welche ſich die verſchiedenen literariſchen Unternehmungen machen, iſt der wirkſamſte Hebel zum Fortſchritte der Literatur; die Zeit der Monopole und Privilegien in der Preſſe iſt vorbei, und der einzige Vorzug in der Preſſe iſt das „Beſſermachen“.

Digitized by Google

Aus der Biographie von Ampere.

[Aus den geſammelten Werken von François Arago.]

(Fortſetzung.)

Die Leichtgläubigkeit Ampere's war gewiſſermaßen ſprichwörtlich geworden. Sie ließ ihn hintereinander, wie es traf, die phantaſtiſchſten Ereigniſſe in der politiſchen, die außerordentlichſten Dinge in der intellectuellen Welt annehmen. Es ſoll aber durch dies Bekenntniß dem großen Rufe kein Eintrag geſchehen, in welchem der berühmte Akademiker wegen ſeiner Scharfſicht ſtand.

Die Leichtgläubigkeit hängt gewöhnlich mit einem Mangel an Verſtand zuſammen. Davon konnte nun in dieſem Falle nicht die Rede ſein. Oft rührt ſie auch von einer allgemeinen Trägheit des Geiſtes her; und dieſe Art Leichtgläubigkeit iſt es, welche ſo gut durch das Volksſprichwort charakteriſirt wird: ich will es lieber glauben, als zu ſehen gehen.

Die Gleichgültigkeit nimmt manchmal die Maske der Leichtgläubigkeit an, um läſtigen Anforderungen, oder Streitigkeiten, die ſonſt drohen würden, zu entgehen. Sie braucht ſich aber nicht auf Alles zu erſtrecken, ſondern kann ſich auch nur auf gewiſſe Gegenſtände beziehen und dem Intereſſe, der Thätigkeit nach anderen Beziehungen noch viel Raum laſſen. Dies war der Fall bei jenem Grammatiker, dem man vorſpiegelte, ganz Europa ſei in einem allgemeinen Brande begriffen. Er glaubte Alles, ließ ſich Alles gefallen, ohne ſich mit einer Miene, einem Worte dagegen zu äußern, ſo daß man ihn endlich für einen der leichtgläubigſten Menſchen der Zeit hielt, als er ſein Schweigen mit den Worten brach: „Mag kommen, was da wolle; ich habe doch nicht weniger, als zweitauſend gut conjugirte Verba in meinen Mappen."

Ampere gehörte unter eine ganz andere viel ſeltenere Kategorie; bei ihm war die Leichtgläubigkeit die Frucht der lebhaften Einbildungskraft und des Genies. Wenn er von einem außerordentlichen Verſuche erzählen hörte, ſo war ſein erſtes Gefühl unſtreitig Erſtaunen, bald darauf aber fing ſein ſcharfſinniger, fruchtbarer Geiſt Möglichkeiten zu erblicken an, wo ein gemeiner Verſtand nur ein Chaos ſah, und er hatte nicht eher Raſt und Ruhe, als bis er Alles in mehr oder weniger feſte Beziehungen mit den Principien der Wiſſenſchaft gebracht hatte. Wird man mich einer mangelnden Kenntniß des menſchlichen Herzens zeihen, wenn ich hinzufüge, daß das Verdienſt einer überwundenen Schwierigkeit auch wohl manchmal auf die Hartnäckigkeit, mit der unſer gelehrter College gewiſſe Theorieen vertheidigte, Einfluß gewinnen mochte?

Digitized by Google

Als Ampere im Jahre 1805 Lyon verließ, hatte er nicht genug berechnet, was es ihn koſten würde, ſo manche Freunde und Erinnerungen daſelbſt zurückzulaſſen. Bald nach ſeiner Ankunft in Paris wurde er von einem wahren Heimweh ergriffen, und nie iſt er ganz davon geheilt worden. In Briefen von den Jahren 1813, 1820 und ſelbſt noch von ſpäterem Datum wird die Annahme ſeiner Stelle an der polytechniſchen Schule als ein Act ärgſter Thorheit von ihm bezeichnet. Seine Lieblingsträume waren ſtets Pläne, die ſich freilich niemals verwirklichen ließen, wie er zu den Orten, welche Zeugen ſeiner Kindheit waren, zurückkehren könnte. Der Ausruf: „O, wäre ich doch in Lyon geblieben!" ſchloß bei ihm immer die Erzählung von irgendwelchen Unannehmlichkeiten, die er erfahren hatte. Hierin, meine Herren, liegt der Schlüſſel zu vielen Lebensverhältniſſen unſeres Freundes, die bisher unerklärt geblieben ſind.

Die Metaphyſik kam, wie ich ſchon oben berührt habe, den mathematiſchen, phyſiſchen und chemiſchen Unterſuchungen, welche unſer College unternahm, immer in die Quere. Nur während der elektrodynamiſchen Unterſuchungen in den Jahren 1820, 1821 und 1822 mußte ſie momentan das Feld räumen; mit welchem Erfolge, hat man geſehen. Im Jahre 1813 fragte Ampere ſeine Freunde in Lyon wegen des Vorhabens, das er gefaßt hatte, „ſich gänzlich der Pſychologie zu widmen" [es ſind ſeine eigenen Worte] um Rath. Er hielt ſich für berufen, „die Grundlagen dieſer Wiſſenſchaft für alle Jahrhunderte feſtzuſtellen". Er gab auf einen Brief von Sir Humphry Davy keine Antwort, „weil er es nicht mehr über ſich zu gewinnen vermöge, ſeine Gedanken auf ſolche langweilige Dinge zu richten!"

Ich halte ein, meine Herren; um nicht durch ein weiteres Eingehen in das Unrecht, was die Phyſik Seitens der Pſychologie erfahren hat, einen gar zu ſtarken Unwillen gegen letztere Wiſſenſchaft aufzuregen.

Unter den Schriftſtellern, welche die Literaturgeſchichte als Männer von ausdauerndem und und unermüdlichem Eifer auszeichnet, können wir ebenſowohl Beiſpiele einer tiefen Frömmigkeit als der Gleichgültigkeit und des Unglaubens finden. Solche aber, die während ihres ganzen Lebens mit inneren religiöſen Kämpfen zu thun gehabt haben, ſind ſehr ſelten dazu gelangt, Werke, wozu lange Ausdauer gehört, zu vollenden. Ampere gehörte viel mehr, als man hätte glauben mögen, zu dieſer letzteren Klaſſe von Gelehrten.

Ampere's Mutter hatte bei Zeiten in der Seele ihres Sohnes die frommen Gefühle, von denen ſie ſelbſt beſeelt war, geweckt. Anhaltendes Leſen der Bibel und der Kirchenväter war das untrügliche Mittel, womit der junge Mathematiker ſeinen Glauben wieder ſtärkte, wenn er wankend

Digitized by Google

zu werden begann. Später verlor dieſer Talisman etwas an Kraft, wie ich aus nachgelaſſenen Schriftſtücken deſſelben erſehe; denn bei Lebzeiten ließ Ampere nichts von den grauſamen Zweifeln, die von Zeit zu Zeit ſeinen Geiſt quälten, vor mir durchblicken. Beim Durchleſen ſeiner Briefe an den Freund, den er zum Vertrauten ſo vieler Kämpfe gemacht hatte, fühlt man ſich verſucht zu glauben, daß man die Schilderung der bitteren Qualen des Verfaſſers der Provincialen vor Augen hat. Wenn es dennoch wahr wäre!" ſchrieb er am 2. Juni 1815 . . . „Unglücklicher, der ich bin! . . . alte Ideen beherrſchen mich nicht mehr genug, um mich glauben zu machen, haben aber noch Macht genug, mich zu ſchrecken! wären ſie noch in mir die alten, ſo wäre ich nicht in einen Abgrund gerathen!"

Durch Vergleichung der Daten habe ich herausfinden können, daß dieſe religiöſen Stimmungswechſel nicht ohne eine gewiſſe Beziehung zu den politiſchen Umwälzungen in Frankreich oder zu traurigen Familien-Ereigniſſen ſtanden. Man glaube, die Thränen, von denen die Augen der Unglücklichen überfließen, laſſen ihnen nicht blos die phyſiſchen Dinge anders erſcheinen!

Zu den Zeiten, wo die religiöſe Stimmung in Ampere lebendig war, gab es kein literariſches Opfer, das er nicht leicht gefunden hätte. Noch jung als Profeſſor an der Centralſchule zu Bourg verfaßte er eine Schrift über die Zukunft der Chemie. Sein Gewiſſen ließ ihn damals kühne Vorausſagen unbedenklich finden. Das Werk war ſogar ſchon gedruckt, als verſchiedene Umſtände Ampere in einen Zuſtand ungewöhnlicher myſtiſcher Exaltation verſetzten. Von dieſem Augenblicke an glaubte er eine Schuld erſten Grades durch den Verſuch auf ſich geladen zu haben, vorzeitig eine Menge Geheimniſſe zu enthüllen, welche die künftigen Jahrhunderte in ihrem Schooße trugen und noch darin tragen; er ſahe in ſeinem Werke nur noch die Frucht einer ſataniſchen Eingebung und warf es in's Feuer. Später hat der berühmte Akademiker dieſen Verluſt ſehr bedauert, welches Bedauern alle diejenigen theilen werden, denen die Fortſchritte der Wiſſenſchaften und der Ruhm des Landes am Herzen liegen.

Der Zweifel in religiöſen Dingen war es nicht allein, welcher das Leben Ampere's getrübt hat. Zweifel über Gegenſtände jeder Art machten ihm in gleichem Grade zu ſchaffen. „Der Zweifel", ſchrieb er an einen ſeiner Freunde in Lyon, „iſt die größte Qual, welche ein Menſch auf Erden erdulden kann!" Hier [unter tauſenden] eine jener, unſtreitig ſehr zweifelhaften, Andere werden lieber ſagen unlöslichen Fragen, an denen ſich die Gedanken unſeres Freundes am ungünſtigſten, wenn ich ſo ſagen darf, abgearbeitet hatten.

Das Studium der foſſilen Thiere lehrt, daß unſere Erde der Schau-

plaß mehrerer aufeinanderfolgenden Schöpfungen geweſen iſt, die durch allmähliche größere Vervollkommnung ſich bis zur Stufe des Menſchen erhoben haben. Anfangs war auf der Erde nichts Lebendes, nichts Organiſches zu finden. Dann traten einige Pflanzen, dann die wirbelloſen Thiere: die Würmer, die Mollusken; ſpäter Fiſche, Meeres-Reptilien, noch ſpäter die Vögel, endlich die Säugethiere auf.

„Siehſt du", ſchrieb Ampere an einen ſeiner Freunde in Lyon, „an die Stelle der Paläotherien, der Anoplotherien ſind die Menſchen getreten. Ich hoffe meinerſeits, daß infolge einer neuen Fluth an die Stelle der Menſchen vollkommenere, edlere, aufrichtiger der Wahrheit ergebene Weſen treten werden; und gern wollte ich die Hälfte meines Lebens der Gewißheit opfern, daß dieſe Umwandlung eintreten wird. Sollteſt du aber wohl glauben, daß es Leute gibt, die dumm genug ſind mich zu fragen, was ich dabei gewinnen würde? Habe ich nicht hundertmal Recht, darüber empört zu ſein?"

Ich kann mir denken, daß man für den erſten Anblick etwas erſtaunt ſein wird, wenn man mich unter den Urſachen, welche die Seele Ampere's ſo oft in Trauer und Entmuthigung verſetzten und ſeinen wiſſenſchaftlichen Arbeiten am meiſten Eintrag thaten, die politiſchen Ereigniſſe und Leidenſchaften aufführen hört. Ja ich ſelbſt, der dreißig Jahre lang ſein Freund geweſen, habe erſt ſeine vertraulichſte Correſpondenz leſen müſſen, um zu erfahren, wie viel patriotiſche Leiden ſich unter einer ſcheinbaren Heiterkeit, einem Firniß ſtiller Reſignation bei ihm verbargen.

Namentlich das Jahr 1815 ſteht als eine traurige Epoche in Ampere's Leben da. Der Kaiſer war von der Inſel Elba zurückgekommen. Der Lärm der Waffen hallte in ganz Europa wieder; die Völker waren im Begriff, ſich auf einem unbekannten Schlachtfelde zu begegnen, und dieſer ſchreckliche Zuſammenſtoß konnte fur lange Jahre die Knechtſchaft Frankreichs und der Welt nach ſich ziehen. Der Gedanke daran brachte unſeren berühmten Collegen außer ſich; dabei aber hatte er das unglaubliche Unglück, in eine Geſellſchaft zu gerathen, Gott bewahre mich davor, ihre Spuren weiter zu verfolgen, worin das, was er befürchtete, als Gegenſtand der Hoffnung galt, wo die traurigſten Neuigkeiten die größten Ausbrüche der Freude erweckten; worin der Tod einer halben Million unſerer Mitbrüder in keinem Betracht gegen die Erhaltung einiger verrotteten Inſtitutionen zu kommen ſchien. Dieſe ſcheußlichen Geſinnungen flößten Ampere einen gerechten und tiefen Abſcheu ein. Von der andern Seite fand er unter der Pariſer Bevölkerung heißblütige Perſonen, die, ohne auf eine thatſächliche Veranlaſſung von Seiten ihrer Gegner zu warten, unbarmherzig Hand an ſie zu legen riethen.

Unter dieſen Umſtänden ſchrieb Ampere in einem Briefe, deſſen Original ich vor Augen habe, an ſeine Lyoner Freunde: „Ich befinde mich wie

das Korn zwiſchen zwei Mühlſteinen! Kein Ausdruck gibt die Zerriſſenheit meiner Seele wieder; das Leben hier wird mir unerträglich. Ich muß um jeden Preis wieder zu euch kehren; ich muß vor allen Leuten fliehen, die mich dadurch beſchwichtigen wollen, daß ich doch ſelbſt perſönlich nichts zu leiden haben würde, als ob man inmitten ſolcher Kataſtrophen an ſich ſelbſt zu denken hätte."

Würden Sie nicht, meine Herren, eine ſchlechte Meinung von Jemand haben, der unter ſolchen Umſtänden Ruhe des Geiſtes genug gefunden hätte, Formeln zu verknüpfen, Apparate zu erfinden oder auf neue Verſuche zu ſinnen?

Ampere verſchloß die ſchmerzlichen Gefühle, welche die öffentlichen Ereigniſſe in ihm aufregten, aus Furchtſamkeit ſorgfältig in ſich ſelbſt. Zweimal jedoch ward das Maaß übervoll, und ſein Gefühl ſchwoll gewaltſam über. Sollte ich Beiſpiele einer gleichen Verzweiflung anführen, als die war, in die unſer College erſt bei der Einnahme Praga's und ſpäter beim Falle Warſchau's gerieth, ſo könnte ich ſie unter den ehemaligen Mitgliedern dieſer Akademie finden. Ich würde auf Ruelle hinweiſen, der in ſeinen Lehrſaal eintrat, die Kleider in Unordnung, das Geſicht bleich, die Züge entſtellt, und eine Vorleſung über Chemie mit den Worten begann, die ich meinerſeits ſo hoch ſtelle, wie das ſchönſte Experiment: „Es wird mir, fürchte ich, heute an Klarheit und Methode gebrechen; kaum vermag ich zwei Gedanken zuſammenzubringen, zu verknüpfen; Sie werden es mir aber verzeihen, wenn ich Ihnen ſage, daß die preußiſche Cavallerie dieſe ganze Nacht durch über meinen Körper hin- und wieder geritten iſt."

Man hatte Abends vorher in Paris die Nachricht von der Schlacht bei Roßbach erhalten.

Wenn man einmal durch die Richtung ſeines Geiſtes, ſein Temperament oder ſeine Neigung dazu geführt worden iſt, ſich mit dem Studium der politiſchen Ereigniſſe, mit Berechnungen ihrer Wichtigkeit, ihrer Tragweite zu beſchäftigen, ſo wird man ſelten bei denen einer einzigen Epoche ſtehen bleiben, und wäre ſie auch ſo furchtbar an ſchrecklichen Wechſelfällen, als das Ende des achtzehnten und der Anfang des neunzehnten Jahrhunderts. Die Biographen erzählen, daß Lamothe Levayer noch im Sterben mit erloſchener Stimme fragte: „Hat man Neuigkeiten vom Großmogul?" Für Ampere war der Großmogul die ganze Welt; die vergangene Zeit, die gegenwärtige Zeit, die zukünftige Zeit. Die Leiden der Unterthanen von Seſoſtris, Xerxes, Tamerlan fanden in ſeiner Seele ebenſowohl einen Widerklang, als die Leiden der armen Bauern der Breſſe, unter denen er ſeine Jugend verbracht hatte. „Er beſchäftigte ſich zum Voraus mit derſelben Leidenſchaft [ich brauche ſeine eigenen Worte] mit dem, was

Digitized by Google

in drei Jahrhunderten geſchehen ſollte, wie mit den Ereigniſſen, die ſich vor ſeinen Augen entrollten." Wir finden hier jene Scheu vor dem Zweifel wieder, von der ich nur eben ſprach, aber noch verſtärkt durch Gefühle der Menſchenliebe.

„Die Freunde, rief Lord Byron in einem Augenblicke des Unmuthes aus, ſind Räuber der Zeit!" Ein ſehr fleißiger Mann hatte vor ihm, mit minder ſcharfem Ausdrucke, geſagt: Beſuch zu erhalten iſt mir eine Ehre; keinen Beſuch zu erhalten eine Freude." Ein ſolcher, in beiden Ausdrucksweiſen gleich egoiſtiſcher Gedanke blieb dem Geiſte und Herzen Ampere's immer fern. Sein Arbeitscabinet ſtand zu jeder Stunde Jedem, der kommen wollte, offen. Es iſt wahr, man konnte es nicht wieder verlaſſen, ohne zuvor von unſerem Collegen gefragt worden zu ſein, ob man Schach ſpielen könne? Lautete die Antwort bejahend, ſo bemächtigte er ſich des Beſuchers und ſpielte mit ihm, mochte er wollen, oder nicht, ganze Stunden lang. Ampere wußte zu wenig von Hinterliſt, um zu merken, daß ſelbſt ungeſchickte Spieler, manche haben es mir ſelbſt vertraut, ein untrügliches Mittel kannten, ihn zu beſiegen: wenn das Spiel ſchlecht für ſie zu ſtehen anfing, ſo brauchten ſie nur in recht poſitiven Ausdrücken zu erklären, daß ſie nach reiflicher Ueberlegung das Chlor für oxygenirte Salzſäure hielten, und daß ihnen der Gedanke, die Eigenſchaften des Magnets von elektriſchen Strömen abhängig zu machen, eine wahre Chimäre ſchiene; daß die Phyſiker über kurz oder lang zur Emiſſionstheorie zurückkehren und die Lichtwellen unter den alten Wuſt des Carteſianismus werfen würden. So hatte Ampere den doppelten Verdruß, vorgebliche Gegner ſeiner Lieblingstheorieen zu finden und ſchachmatt geſetzt zu werden!

Die Philoſophen, ſelbſt ſolche, die ſich ihr ganzes Leben lang mit Abfaſſung von Lehrbüchern der Weisheit für alle Nationen der Welt beſchäftigen, ſind doch oft nicht vermögend, in ihrer eigenen Lebensführung Klippen zu vermeiden, die vor den gemeinſten Augen offen daliegen. So begriff z. B. Ampere niemals, wie ſehr ſeine Geſundheit, wie ſehr die Wiſſenſchaften von der Abſonderung, zu der er ſich verurtheilt hatte, leiden mußten. Er glaubte den gebieteriſchen Vorſchriften der Heilkunſt oder den dringenden Bitten der Freundſchaft nachzukommen; er glaubte, ſeinen Geiſt wahrhaft auszuruhen, wenn er des Tages mehrere Stunden entweder in tiefer Dunkelheit oder ohne Buch, Feder, Bleiſtift in der Hand zubrachte. Eine ſolche Täuſchung konnte uns nicht verblenden. Auch ſuchten wir in der Abſicht, unſerem Freunde eine wirkliche Zerſtreuung zu verſchaffen, denſelben in die Comedie francaiſe mitzunehmen. Mag man ſich nicht darüber wundern: wir wollten einen Mann, der in ſeiner Jugend ſelbſt Tragödieen verfaßt hatte, dem edlen und reinen Vergnügen

Digitized by Google

zuführen, welches die Meiſterwerke von Corneille, Racine und Moliere zu erwecken vermochten, zumal zu einer Zeit, wo dieſe unſterblichen Dichtungen die Talma, die Fleury, die Demoiſelle Mars zu Darſtellern hatten.

Da wir bei unſerem Freunde den mächtigen Einfluß religiöſer Scrupel fürchteten, glaubten wir ihm erzählen zu müſſen, daß zur Zeit Ludwigs des Vierzehnten eine Dame des Hofes auf die Frage, ob ſie Unrecht thäte, in's Theater zu gehen, von ihrem Beichtvater keine andere Antwort empfing, als: An Ihnen iſt es, Madame, mir das zu ſagen. So herrliche Worte konnten nicht verfehlen, auf eine lebhafte und aufgeklärte Einbildungskraft Eindruck zu machen. Einen Augenblick hielten wir unſere Sache für gewonnen: in der That waren Geiſt und Herz Ampere's für uns; aber konnten wir länger in ihn dringen, da wir ihn durch die ſo achtungswerthe Beſorgniß zurückgehalten ſahen, Perſonen, deren Anſichten er ſonſt über den betreſſenden Punkt theilte, Anſtoß zu geben? Darin lag, um es im Vorbeigehen zu ſagen, im Voraus eine Kritik der zahlreichen Meinungswechſel, die jüngſt unter unſeren Augen ſtattgefunden haben und vom öffentlichen Bewußtſein verrutheilt worden ſind, weniger noch, weil ſie oft ſo plötzlich, ſo unvorhergeſehen eintraten, ſo viel eigennützige Motive dabei im Spiele waren, als wegen der Schmach, welche die Apoſtaten des Tages auf die Götter des vergangenen Abends häuften.

Ich müßte ſehr ungeſchickt in meiner Darſtellung geweſen ſein, meine Herren, wenn der von ſo viel verſchiedenen Seiten geſchilderte Charakter Ampere's nicht ſchon für Jedermann, wenigſtens bis zu gewiſſen Gränzen, die natürliche Erklärung der Entmuthigung zu enthalten ſchiene, der ſich unſer Freund ſo oft überließ; und wenn man nicht darin eine der vornehmſten Urſachen des Widerwillens erkennte, den ihm oft Studien einflößten, wo die geringſte Anſtrengung gewiß hingereicht haben würde, ihn zu glänzenden Erfolgen zu führen. Die Zeichen dieſer Entmuthigung, dieſes Widerwillens werden Jedem in Menge begegnen, der einen aufmerkſamen Blick auf die letzten Lebensiahre Ampere's werfen will.

Er, der in ſeiner Jugend mit ſo viel Heißhunger Bücher aller Art verſchlang, ſogar die zwanzig Foliobände der Encyclopädie, vermochte, als er zu einem gewiſſen Alter gekommen, nichts mehr zu leſen. Mit wenig Ausnahmen blieben die Bücher ſeiner Bibliothek unaufgeſchnitten. Allerdings ſahe man hier und da einige Blätter mit großen Sägezähnen an den Rändern, zum ſicheren Beweiſe, daß ein ungeſchickter Finger ſie getrennt hatte. Umſonſt würde ſelbſt einer von den berühmteſten Schriftſtellern nach weiteren oder deutlicheren Zeichen der Aufmerkſamkeit oder Neugier unſeres Collegen geſucht haben. Mit einziger Ausnahme des Projects einer natürlichen Klaſſification der menſchlichen Erkenntniſſe war

Digitized by Google

Alles in der wiſſenſchaftlichen, der literariſchen Welt ihm ſo gleichgültig geworden, daß ſich in den Händen der Mathematiker, der Zöglinge unſerer großen Schulen ein Lehrbuch der Differential- und Integralrechnung findet, welches ohne Name des Verfaſſers, ohne Titel und ohne Inhalts-Verzeichniß erſchienen iſt, da der Drucker nach zahlreichen Verſuchen ſich endlich überzeugt hatte, daß er nie von Ampere die paar Zeilen erhalten würde, welche nöthig geweſen wären, dem neuen Buche die Geſtalt zu geben, welche alle Bücher ſeit Guttenberg gehabt haben.

Sparen Sie Ihre Ausrufe, meine Herren, wegen dieſer ſo abſonderlich erſcheinenden Thatſache. Ich habe Ihnen etwas meines Erachtens noch Seltſameres zu berichten.

Fresnel, dieſer ausgezeichnete Phyſiker, der die Kunſt des Experimentes bis zu ihren äußerſten Gränzen trieb; den ſein Genie in den Stand ſetzte, bei der Discuſſion der complizirteſten Phänomene die mächtige, aber wenig zugängliche Stütze, die man heutzutage in der höheren Analyſe findet, zu entbehren: Fresnel hinterließ durch ſeinen Tod in der wiſſenſchaftlichen Welt eine unermeßliche Lücke. Ampere hätte, wenigſtens nach einer Beziehung, vermocht, ſie auszufüllen. Freunde ſprachen mit ihm davon. Sie ließen vor ſeinen Augen die große Zukunft von Ruhm, von nützlicher Wirkſamkeit glänzen, die ſich an einen ſchon europäiſchen Ruf knüpfen würde. Die Schritte blieben ohne Erfolg. Ampere fand ſich durch eine unglaubliche Schwierigkeit verhindert: er konnte die Miſſion, die man ihm anbot, nicht annehmen; weil ſie ihn, ſo ſagte er, nöthigen würde, zwei Abhandlungen über die Theorie der Wellen zu leſen, womit Herr Poiſſon ſo eben die Wiſſenſchaft bereichert hatte! [Die beiden Abhandlungen umfaſſen etwa hundert Seiten und ſind mit der eleganten Klarheit geſchrieben, welche alle Arbeiten des berühmten Mathematikers auszeichnet!] Die Entſchuldigung Ampere's ſetzte alle Welt in Erſtaunen: aber unſer Freund gab ſie mit ſo durchdrungenem Tone, daß es eine wahre Barbarei geweſen wäre, ihm deßhalb zu zürnen. Wenn ſich Großes und Kleines vergleichen ließe, ſo würde ich ſagen, daß ſie an die Antwort erinnern, welche eines Tages ein junger und kräftiger Arbeiter auf folgende Frage von Marivaux gab „Warum arbeiten Sie nicht?" — „Ach! Mein Herr, wenn Sie wüßten, wie faul ich bin!"

(Schluß folgt)

Digitized by Google

Eine Bemerkung von David W. Göbel gegen Far Weſt.

Far Weſt iſt, wie S. 38 des Januarheftes der „Atlantis" (1858) zu erſehen, mit der Anſicht nicht einverſtanden, daß die Erde ein Gemeingut der geſammten Menſchheit ſei und daß jeder Menſch unbedingt Anſpruch auf ſo viel Land habe, als zur Erhaltung ſeines Daſeins erforderlich iſt. Seine Einwürfe dagegen zeigen, daß er und der Verfaſſer des Aufſatzes über dieſen Gegenſtand S. 326 des Novemberheftes [1857] nicht auf gleichem Standpunkte ſtehen. Far Weſt betrachtet die Sache aus dem Standpunkte der Politik, der Andere aus dem des Rechtes und der Humanität. Der Erſtere erblickt in ihr nur eine Maaßregel der Klugheit und Zweckmäßigkeit; der Andere erkennt darin eine Nothwendigkeit. Ihm kömmt vor der Hand Alles darauf an, dieſe Nothwendigkeit zur allgemeinen Anerkennung zu bringen. Dieſes Ziel iſt noch lange nicht erreicht, vielweniger ſchon überſchoſſen.

Es iſt kaum nöthig zu erinnern, daß der Verfaſſer des erwähnten Aufſatzes zunächſt Menſchen im Auge hat, welche geſitteten Völkern angehören, Völker, die eines Rechtsbegriffes fähig ſind, und bei welchen der Raum, wie er jetzt vertheilt iſt, bald nicht mehr ausreichen dürfte. Er verſichert auf ſein Wort, daß ihn Far Weſt's Furcht vor millionenweiſer fremder Einwanderung in volkreiche Staaten, und vor der Zudringlichkeit der Grönländer nicht im Geringſten beunruhiget; er maßt ſich nicht an, an dem Koſtenanſchlage über Anlegung eines Weingartens etwas auszuſetzen u. ſ. w., er beſchränkt ſich blos auf folgende kurze Bemerkungen:

Es iſt natürlich, daß Jeder, der ſeine Unabhängigkeit auf den Landbau gründen will, ſein Recht auf ein Stück Land zunächſt innerhalb des Gebietes ſeines Volkes geltend machen wird. Viele werden jedoch gern auf dieſes Recht verzichten, weil Neigung und Talent ſie beſtimmen, Zeit und Kraft der Ausübung einer Kunſt oder der Pflege der Wiſſenſchaften zu widmen. — Es iſt allbekannt, daß der culturfähige Boden nicht durchgehends gleich fruchtbar und von gleicher Beſchaffenheit ſei. Wenn daher geſagt wird, daß jeder Menſch ein gleiches Recht an Grund und Boden habe, ſo kann damit nicht gemeint ſein, daß jeder Menſch ein gleich großes Stück fordern könne. Das verſteht ſich von ſelbſt, und deßwegen ſchweigt darüber der oben erwähnte Aufſatz im Novemberhefte. — Ferner wird es Niemand einfallen, daß das natürliche Recht an Grund und Boden einen unbedingten Anſpruch auch auf die von früheren Beſitzern darauf errichteten Gebäude und ſonſtige mit Mühe und Koſten zu Stande gebrachten Verbeſſerungen in ſich ſchließe. Daß alſo der neu eintretende Beſitzer dem abtretenden oder deſſen Erben zu einer billigen Entſchädigung verpflichtet ſei, verſteht ſich ebenfalls von ſelbſt. Sowohl deßwegen, als

Digitized by Google

auch, weil es jetzt noch nicht an der Zeit iſt, darüber zu ſprechen, blieb auch dieſer Punkt in jenem Aufſatze unerwähnt; der Verfaſſer vermied es überhaupt abſichtlich, die Hauptſache mit Fragen von unterge.. deutung zu vermengen. Unſere Aufgabe iſt es, wie geſagt, vor Allem die Menſchen zur klaren Einſicht und zum vollen Bewußtſein ihres bisher ſo arg mißachteten Rechtes zu bringen. Ihrer Erkenntniß wird dann bald das Verlangen, ihrem Verlangen unausbleiblich das Beſtreben folgen, endlich zum Genuß des ihnen ſo lange vorenthaltenen Gutes zu gelangen. Iſt es ſo weit gekommen, — es wird nicht ſo bald geſchehen, — dann dürfen wir dem Verſtande und der Billigkeit unſerer Nachkommen die Löſung der weiteren Fragen getroſt überlaſſen: denn wir haben durchaus keinen Grund zu zweifeln, daß ſie auch ohne unſern Rath damit fertig werden können. Die voreilige Beſprechung von Nebendingen ſchwächt gewöhnlich das Intereſſe an der Hauptangelegenheit und ohne irgend zu nützen, ſteht ſie nur der Förderung derſelben im Wege.

Die Sinnenwelt.

von

Far West.

Es gehört eine höhere wiſſenſchaftliche Bildung dazu, um aus der Illuſion der Täuſchung herauszukommen, in welcher wir in Bezug auf die Außenwelt beſtändig befangen ſind. Die große Mehrzahl der Menſchen haftet ohne Unterbrechung ihr ganzes Leben lang an dieſer Täuſchung, und auch der Gelehrteſte unterbricht ſie nur auf Augenblicke, wenn er gerade der Abſtraktion ſich hingibt, um dann in die unwiderſtehliche Täuſchung zurückzufallen.

Otto Ule gebraucht in ſeinen „Briefen eines teutſchen Materialiſten an die teutſchen Naturphiloſophen" folgende bedeutungsvolle Worte:

„Töne und Farben ſind Symbole für Verhältniſſe der Wirklichkeit, und dieſe Symbole, durch welche unſere Sinne uns die Nachrichten von der wirklichen Welt bringen, z a u b e r n uns aus dürren Zahlverhältniſſen und dem einförmigen Wirken anziehender und abſtoßender Kräfte die ganze entzückende Kraft und belebende Friſche der Sinnenwelt."

Was iſt die Außenwelt? Jedenfalls nicht, was ſie uns ſcheint, und

Digitized by Google

unter Allem, was der Menſch wiſſen kann, iſt er von Dem, was außen um ihn her wirklich iſt und beſtändig vorgeht, am Schlechteſten unterrichtet; die Sinne geben uns nur Symbole der Dinge, nicht ihr Weſen; was zur Vorſtellung kommt, iſt nicht die wirkliche äußere Welt, ſondern die wirkliche innere. Dieſe innere Welt, die in unſerem Bewußtſein lebt, hat mit der äußeren wirklichen, in welche wir kaum einen verſtohlenen Blick wagen dürfen, und welche für die Menſchen Jahrtauſende lang beſtanden hat, ohne daß ſie nur Etwas von ihrem wahren Weſen ahneten, (weil ſie die Illuſion nicht entdeckten), weniger Aehnlichkeit als ein überſetztes Gedicht mit dem Originale. Die Sinne ſind nicht Boten, wie man früher glaubte, nicht Vermittler der Erkenntniß des Aeußeren für die innere Wahrnehmung, nicht Ueberſetzer aus der Sprache der Natur in die des Geiſtes, ſondern wahre Zauberer, welche uns Anſchauungen geben, denen keine Wirklichkeit entſpricht.

Wir ſind, Alles ſchärfer betrachtet, außen nur mit gewiſſen „dürren" mathematiſchen Verhältniſſen umgeben, welche in keiner andern Art, als durch Rechnung ſich faſſen laſſen; immer aber kommt zur Anſchauung eine Welt von Größen, fur welche wir irrthümlich vermeinen, ein Maß zu haben, — eine Welt voll Glanz und Farbenſpiel, wovon nichts exiſtirt, — eine Welt, in welcher es tönt, ſchwirrt, ſauſt und klingt, während in Wahrheit eine ewige lautloſe Stille herrſcht, — eine Welt voll ſprühenden und lachenden Lebens, während das Sprühen und Lachen doch nur inwendig in uns ſelbſt iſt, außen aber allerdings und nur: Bewegung, ewige und ſtetige Bewegung im Einzelnen und Ganzen, Anziehung und Abſtoßung, Individualiſationsbeſtreben [Centrifugalkraft — Freiheit] im Kampfe mit der Centralmacht, [Centripetalkraft – Nothwendigkeit], und beſtändiges Umſetzen der Kräfte, nämlich der einen in die andere, der Wärme in Bewegung, der Bewegung in Wärme ꝛc..

Und dieſe reiche und lebenvolle innere Welt wird aus der äußeren, blos mathematiſchen dadurch hervorgezaubert, daß unſere Sinne ſolche Organe ſind, in welchen die kleinſten materiellen Theile in einer gewiſſen Art neben einander gelegt wurden! Und wo ein Sinn fehlt, fehlt auch ein Theil der Zauberwelt, und wären noch andere Sinne da, ſo würde die innere Zauberwelt, ohne daß die äußere im Mindeſten ſich ändert, ſich noch unendlich erweitern und umgeſtalten in einer Weiſe, welche wir auch nur zu ahnen abſolut unfähig ſind.

Wenn aber die Sinne offenbar nur Organe ſind, oder Mittel der Wahrnehmung, ſo fragt es ſich, wem ſie dienen. Ohne Zweifel dem wahrnehmenden Subjekte, das eben allein in ſolcher Weiſe die Außenwelt auffaſſen kann und ſoll. Nachdem der Sinn ſeine Aufgabe erfüllt hat, beginnt die innere, von ihm unabhängige Arbeit der Deutlichmachung, der

Scheidung und Verbindung der Vorſtellungen, des Behaltens ꝛc; die empfangenen Sinneseindrücke wirken zugleich auf den Zuſtand des Subjektes ein, wodurch Gefühle erweckt werden, die ausſchließlich nur ihm gehören, nicht von der Außenwelt übergetragen ſind, nämlich das Gefühl des Wohl- oder Mißbehagens, welches bei genauerer Betrachtung ſich auflöſt in Schmerz oder Freude, in Wohlgefallen (am Schönen) oder Mißfallen (am Häßlichen), in Liebe [zum Guten] und Abſcheu [vor dem Schlechten]. Ebenſo geht das hierauf folgende Handeln nur von dem Subjekte (dem Ich) aus; nicht die Außenwelt handelt durch das Subjekt, ſondern dieſes, ſich ſelbſt beſtimmend, aber angeregt durch die äußere Wahrnehmung. Die Urſache des Handelns iſt ſehr oft der momentane Sinneseindruck (oft auch die bloße Reflexion); der Grund iſt immer im handelnden Subjekte.

Wenn die Worte von Otto Ule: „Meint ihr denn, die Natur walte blind und zwecklos? Wenn ihr die Ausführung eines Baues anſtaunt ꝛc. irgendwie zu einer uns nahe liegenden Anwendung kommen, ſo thun ſie es in Betreff der Einrichtung unſerer Sinne. Erſt die vollendete Wiſſenſchaft findet die äußere mathematiſche Welt der Wirklichkeit; die Sinne aber zeigen uns eine bunte, lebenvolle und mannigfaltige. Wenn dieß kein „blindes und zweckloſes Naturwalten“ iſt, ſo bedeutet es, daß dieſe Täuſchung, dieſes Leben und Handeln in einer imaginären Welt, zur Erfüllung unſerer Lebensaufgabe gerade nothwendig iſt. Nur an einer ſolchen Welt, an der ſymboliſchen, nicht an der, wie ſie wirklich iſt, entzündet ſich das innere geiſtige Leben; — Töne und Farbenbilder wecken es, nicht aber Luft- und Aetherwellen.

Für diejenigen Leſer, welche mit den Ergebniſſen der neueſten Naturforſchung weniger bekannt ſein ſollten, ſei Folgendes bemerkt:

Der unſer Ohr treffende Schall wird empfunden, als wenn er ein materielles Ding ſei, das gleichſam von dem ſchallenden Körper ſich loslöſte und bis zu unſerem Gehörſinne drang, ähnlich wie der vom Blumenkelch ausgehende Duft unſern Geruchsſinn trifft. Doch dieſen Irrthum wußte man ſchon ſeit lange dahin zu berichtigen, daß Schall nur durch eine mit gewiſſer Schnelligkeit erfolgende Bewegung entſteht, daß der ſchallende [in raſcher, zitternder Bewegung befindliche] Körper ſeine zitternde oder wellenförmige Bewegung den ihn umgebenden Körpern, am häufigſten der Luft, mittheilt; daß die letzteren mit ſehr wohl meßbarer Geſchwindigkeit weiter zittern und ſchwingen, freilich immer ſchwächer, je weiter die Ausbreitung ſich erſtreckt; daß wir den Schall hören, wenn die noch mit einer gewiſſen Schnelligkeit und Stärke fortzitternde Luftwelle an das Trommelfell unſeres Ohres trifft. Der der Erſchütterung des letzteren gemäs affizirte Gehörnerv trägt die Empfindung zum Gehirne und

Digitized by Google

im Bewußtſein iſt der Eindruck eines Tones (nicht einer Lufterſchütterung), der höher, tiefer, ſchwächer, ſtärker, widerlich oder unendlich lieblich ſein kann. Das herrlichſte Conzert, unſer Herz mit Sehnſucht und Ahnung erfüllend, iſt nichts Anderes, als ein Meer von neben und in einander laufenden breiteren und ſchmaleren Luftwellen, welche, von den zitternden Saiten, Blechen ꝛc. ausgehend, nach allen Richtungen hin weiter ſtrömen; — im Saale ſelbſt herrſcht in der Wirklichkeit, wie in der ganzen weiten Natur, Todesſtille; im Ohre der Hörer aber tönt die rauſchende Muſik. So iſt das Reich der Töne nur ein inneres, das in Wirklichkeit nicht beſteht.

Schwerer war es, in Bezug auf das Reich des Lichtes der Täuſchung zu entſagen. Noch der große Newton kämpfte mit aller Hartnäckigkeit für die Lehre, daß das Licht ein unwägbarer materieller Stoff ſei, der, von den leuchtenden Körpern ſich ausſcheidend, bis zum Auge dringe. Die neueſte Forſchung hat aber gezeigt, daß kein ſolcher Stoff ſich ausſcheidet, daß vielmehr, wie vermuthlich alle Körper (ohne ſelbſt bewegt zu ſein) eine ſchwache wellenförmige Bewegung ihrer Umgebung verurſachen, ſo andere — die ſog. leuchtenden — ein ſo ſtarkes Zittern veranlaſſen, daß dieſes mit unglaublicher, doch meßbarer Geſchwindigkeit [in 8½ Minuten von der Sonne bis zu uns] ſich geradlinig fortſetzt, auch nach der Brechung [Reflexion] nicht aufhört, überhaupt nur aufhört, wenn es auf ſolche Körper [ſog. ſchwarze] trifft, welche es gleichſam verſchlingen d. h. der Bewegung Stillſtand gebieten, keinen Durchgang und keine Brechung zulaſſen. Andere Körper geſtatten eine ſolche Brechung; die ſog. weißen werfen das ganze Licht zurück, andere Oberflächen nur einen gewiſſen, nämlich den einen oder andern, Theil des theilbaren ſog. Strahles oder eigentlich der bewegten Wellenlinie, und je nachdem auf die Netzhaut des Auges gar keine Lichtwellen-Linie, oder die ganze Wellenlinie, oder ein ſo oder anders gebrochener Theil derſelben fällt, entſteht im Bewußtſein die Vorſtellung und Empfindung des Dunkelen, der Helle und der mannigfaltigen Farben. Draußen in der Natur iſt's ewig dunkel; wie im Grabe, und es gibt nichts Gefärbtes, nichts Schimmerndes, — es gibt nur Aetherſchwingungen und Brechungen der Wellenlinien in mannigfachſter Art, alſo Bewegung gemäß mathematiſchen Geſetzen; innen aber thut ſich auf eine Welt des Lichtes und des Lebens, erfüllt mit bunten und glänzenden Bildern, neben welchen zugleich der düſtere Schatten ſteht. Draußen kreuzen beſtändig im endloſen Himmelsraume Strahlen [Lichtwellenlinien] einander; die ſchneller, oder auch erſt nach Millionen Jahren unſer Auge erreichen, und der ganze Weltraum iſt ein dichtes Gewimmel von Schwingungen aller Art; aber nicht eigentlich leuchten die

Sterne, nicht glänzt das Auge deines Freundes, und es iſt nicht wirklich ein friſches Roth der Wangen, oder ein Veilchenblau der Augen, was dich erfreut, — zu deinem eigenen Glücke verwechſelſt du beſtändig die äußere und die innere Welt, und glaubſt die lieblichen Bilder von Außen empfangen zu haben, die nur in dir ſelbſt eine Wirklichkeit haben. Wie lebenvoll regt und bewegt es ſich in dir! wie kahl und ſchaal iſt die, nur von brechbaren Wellenlinien durchzuckte wirkliche Welt! Wenn nicht die wirkliche Welt durch eine wunderbare Metamorphoſe, welche in uns ſelbſt vorgeht, für uns eine ſymboliſche würde, ſie wäre für uns faſt weniger, als gar nichts.

Doch wir ſind mit den Bewegungswellen noch nicht am Ende. Ich erinnere mich noch, daß ich in dem erſten Lehrbuch der Chemie, das mir zur Hand kam, die Lehre fand, welche mir damals ſehr plauſibel erſchien: Wärme iſt ein feiner Körper, welcher entweder frei andere Körper, d. h. deren Poren durchſtrömt und dann empfunden wird, oder mit gewiſſen Stoffen ſich chemiſch verbindet, dann alſo gebunden und für unſer Gefühl unwahrnehmbar iſt; alle Gaſe beſtehen aus Wärme, chemiſch mit einem Grundſtoffe (Sauerſtoff, Stickſtoff 2c.) vereinigt; beim Brennen und Athmen geht der Sauerſtoff der Luft in andere Verbindungen über, es wird alſo Wärmeſtoff frei u. ſ. w.

Allein dieſe bequeme Lehre konnte die ſchärfere neueſte Forſchung nicht aushalten; der „Wärmeſtoff" hat das Schickſal des „Lichtſtoffes" ſich müſſen gefallen laſſen, — nur Bewegung bleibt, wo man früher Stoff ſah, und wer weiß, ob am Ende nicht Alles, was man in der wirklichen Welt jetzt noch zum letzteren zählt, endlich in die erſtere ſich auflöſt? Wer kann ſich des Zweifels erwehren, ob wir es irgendwo mit dem Weſen der Dinge zu thun haben, da ſchon jetzt ſo Vieles, was als weſenhaft galt, zum bloßen Scheine geworden iſt?

Alſo die Wärme des Ofens am rauhen Wintertage erquickt nicht dadurch, daß etwa von der Flamme ein wärmender feiner Stoff ſich loslöſt, der unſern Körper durchdringt und in den Nerven das Gefühl des Wohlbehagens weckt; ſondern die Flamme, indem ſie eine rauſchende Bewegung ihrer Umgebung für das Ohr, eine andere ſog. leuchtende für das Auge bewirkt, verurſacht noch eine dritte, nur für die Gefühlsnerven bemerkbare, und dieſe letztere wird als Wärme empfunden. Da eine abſolute Kälte nicht anzunehmen iſt, ſo iſt das ganze Weltall beſtändig von ſtärker oder ſchwächer ſchwingenden Wärme-Wellen-Linien durchzittert; Alles, was

lebt, bedarf einer gewiſſen Stärke ſolcher Schwingungen, während die allzuſtarken alles organiſche Leben vernichten.

So vernichtet auch die Wiſſenſchaft abermals die ganze Poeſie, welche in dem Gedanken an die Wärme ſpendende und dadurch Leben erweckende Sonne liegt; — die wirkliche Welt iſt nichts mehr, als eine große Zitter-Anſtalt, und nur in der inneren, ſymboliſchen iſt Leben und Freude.

Blick auf die Geſchichte der Symbolik.

(Von Carl Guſtav Carus.)

(Schluß.)

In Wahrheit hat nun aber ſeit Gall die Lehre vom Nervenſyſtem, Hirn- und Schädelbau ſehr wichtige Fortſchritte gemacht, welche großentheils namentlich auch für die pſychiſche Symbolik dieſer Organe in hohem Grade maßgebend geworden ſind.

Die merkwürdige Geſchichte der urſprünglichen Gliederung des menſchlichen ſowohl, als des thieriſchen Gehirns, in drei Hauptabtheilungen, und das genaue urſprüngliche Entſprechen der drei Schädelwirbel mit dieſen drei Hirnmaſſen, hat zu ganz neuen Anſichten über Kranioſkopie geführt, welche ich ſelbſt mehrfach bemüht geweſen bin, theils in meinem Syſtem der Phyſiologie, theils in den Grundzügen einer neuen und wiſſenſchaftlichen Kranioſkopie", und endlich in meinem „Atlas der Kranioſkopie", der Mitwelt und Nachwelt vorzulegen, und wodurch ich wohl hoffen darf, die Symbolik des Schädelbaues etwas weiter gefördert zu haben. Daß dagegen von Andern gerade in dieſer Beziehung weniger zum Ausbau einer ſolchen Wiſſenſchaft beigetragen worden iſt, daran hat jedenfalls mit Schuld, daß die neuere Richtung der Morphologie überhaupt ſich großentheils zu ſehr von der Bedeutung der Organe abgewendet, und ſo ſehr, ja faſt ausſchließend mikroſkopiſch geworden iſt. Eine rühmliche Ausnahme in dieſer Hinſicht machte nur das große Werk von E. Huſchke: „Schädel,

Hirn und Seele" (Jena 1854), in welchem überall der Begriff des Schädels als Wirbelſäule zum Gehirn feſtgehalten, und danach die Symbolik der drei auf die drei Gehirnmaſſen bezüglichen Schädelwirbel in einer Weiſe gegeben wurde, daß der Verfaſſer dabei mit meinen Anſichten großentheils zuſammentrifft *] Ein Beiſpiel der rein geometriſchen und anatomiſchen Auffaſſungen des Schädelbaues gewährte dagegen theils J. Engel [„Unterſuchungen über Schädelformen", Prag 1851], theils früher ſchon Retzius [Müller's „Archiv für Phyſiologie", 1845], welcher alle Schädel in Langköpfe [Dolichocephali] und Kurzköpfe (Brachycephali ſonderte, und von jeder dieſer Formen wieder die Geradkieferigen [Orthognathi) und Vorkiefrigen (Prognathi) unterſchied; Begriffe, welche nur für Schädelvergleichungen in Maſſe Anwendung verſprechen.

Ein anderes neueres und beſonders dankenswerthes Werk iſt das von J. Ch. G. Lucae: „Zur Architektur des Menſchenſchädels" (Frankfurt a. M. 1857), welches ſich namentlich dadurch auszeichnet, daß es auch Schädel bekannter Perſonen nebſt einer kurzen erläuternden Biographie, ausgezeichnet gut darſtellt, und zwar nicht blos Verbrecher (zu deren Schädeln man leichter gelangt), ſondern auch einige beſſere Naturen. — Zugleich enthält ſein Werk noch eine conſequentere Charakteriſtik der verſchiedenen Schädelformen, als Retzius, Engel und Virchow gegeben hatten, jedoch ſo, daß die Vorzüge der einzelnen frühern Arbeiten dabei gehörig beachtet werden. Er zählt folgende ſechs Hauptklaſſen von Schädeln auf: 1. Megalocephali, 2. Mikrocephali, 3. Brachycephali, 4. Stenocephali 5. Bathycephali, 6. Plagiocephali.

Was die übrigen Gebilde des Körpers betraf, ſo war die Lehre von deren ſeeliſcher Bedeutung in der Neuzeit weniger aufmerkſam verfolgt worden. Es war, als hätte die große Anregung, welche die Phyſiognomik des Antlitzes, die Phrenologie und Kranioſkopie veranlaßten, nachtheilig auf alle andern Richtungen der Symbolik gewirkt, und eine willkommene Erſcheinung mußte es daher genannt werden, als im Jahre 1843

---

*) Schon 1811 hatte Huſchke in einer Gelegenheitsſchrift die Grundzüge dieſer Anſicht gegeben, nur im Begriff der mittlern Hirnmaſſe etwas anders ſich faſſend, als ich bereits 1814 („Verſuch über Nervenſyſtem und Hirn") und 1818 in der 1. Ausgabe der „Zootomie", wo namentlich die Beziehung der drei Hirnmaſſen auf die drei Schädelwirbel durch alle vier höhern Thierklaſſen verfolgt iſt. Mit Vergnügen würde ich daher anerkannt haben, daß eine ähnliche Symbolik dieſes trefflichen Forſchers ſchon vor der meinigen ausgeſprochen worden ſei, wenn mir jene kleine Schrift bekannt geworden wäre. Uebrigens war es ſehr natürlich, daß zwei Forſcher, von ziemlich gleichen Prämiſſen ausgehend, auch faſt zu denſelben Reſultaten kommen mußten.

ein gewiſſer D'Arpentigny ein Buch über die Bedeutung der verſchiedenen Formen der Hand herausgab, welches er Chirognomonie nannte, und welches in Wahrheit, ohne allen den alten abergläubiſchen Wuſt der Chiromantie des 16. Jahrhunderts zu wiederholen, recht dankenswerthe Beiträge über die Lehren der Symbolik dieſes ſchönen Gebildes enthält. Dieſe Arbeit verfehlte denn nicht, auch bei mir ein beſonderes Intereſſe zu erwecken, und, indem ich hier bald nachtrug, was meine neuere Phyſiologie und vergleichende Anatomie zur Vervollſtändigung und Berichtignng bieten konnten, entſtand mein kleines Werk: „Ueber Grund und Bedeutung der Hand, Stuttgart 1846", welches namentlich den Vorzug vor D'Arpentigny hatte, durch die vortrefflichen Zeichnungen der vier Grundformen der Hand, von Profeſſor Hübner, bereichert zu ſein. — In ähnlicher, auf anatomiſche und phyſiologiſche Thatſachen ſich begründenden, Weiſe behandelte endlich in den Jahren 1848 und 1849 Burmeiſter auch die Lehre von der Symbolik des menſchlichen Fußes, und trug ſomit abermals bei, das an ſich ſchon weite Feld dieſer Betrachtungen immer noch weiter auszudehnen.

Jetzt aber, wo das Material der naturhiſtoriſchen und phyſiologiſchen Beobachtung des Menſchen ſo in's Ungemeſſene ſich gehäuft hatte, war nun wohl ein Zeitpunkt gekommen, wo es als empfindliche Lücke erſcheinen mußte, daß es immer noch an einem wirklichen Geſammtwerke über die Symbolik der menſchlichen Geſtalt fehlte; an einem Werke, welches von den allgemeinen Proportionen der verſchiedenen menſchlichen Individualitäten ausginge, welches ſelbſt die Subſtanz des Organismus in Anſchlag brächte, und welches endlich alle beſondere Gegenden des menſchlichen Wunderbaues hinreichend in Betrachtung nähme, um auszuſprechen und darzulegen, was irgendwie über die pſychiſche Bedeutung aller ſeiner Abweichungen und Beſonderheiten genugende Auskunft zu bieten im Stande wäre; und wenn man dieſen Gedanken und dieſe Forderung ſich deutlich vergegenwärtigen will, ſo wird man nun zugleich wiſſen und erkennen, was das Werk, das ich hiermit vorlege, für eine Aufgabe ſich ſtellt, und in wiefern mit deſſen Erſcheinen eine Wiſſenſchaft begründet werden ſoll, deren Berechtigung, in der Reihe ſo viel anderer mitgezählt zu werden, wohl keinenfalls zweifelhaft ſein kann.

Digitized by Google

Die Weinverfälſchung.

(Aus der Zeitſchrift „die Natur.“)

Wer einmal durch die unabſehbaren Weingefilde der Pfalz und des Rheingaus wanderte, oder wer gar an den Ufern der Garonne oder Marne, oder an den hügeligen Abhängen der Cevennen verweilte, und wer dann überdies noch in ſtatiſtiſchen Handbüchern lieſt, daß Europa jährlich mehr als 120 Millionen Eimer Wein erzeugt, von denen auf Frankreich allein 67½, auf Oeſterreich 38½, auf das geſammte übrige Deutſchland freilich nur 2½ Mill. Eimer kommen; der mag wohl verſucht ſein, ſtaunend auszurufen: wo bleibt dieſe ungeheure Fluth? Aber der durſtigen Kehlen, welche dieſe Frage beantworten, gibt es ſogar weit mehr, als dieſe Fluth, mit der doch ein Flächenraum von einer Quadratmeile einen halben Fuß hoch überſchwemmt werden könnte, zu befriedigen vermag. Der Rebenſaft erobert von Jahr zu Jahr mehr Länder und mehr Kehlen, während der Weinrebe der Boden alljährlich geſchmälert wird. Das Bedürfniß wächſt mit der Kultur, aber die Natur kümmert ſich um das Bedürfniß nicht. Rückſichtslos ſendet ſie Regen über die wein-, nicht waſſerdurſtigen Länder, ſchlägt ſie mit Krankheiten den Rebſtock, von dem Millionen ihr Heil erwarten. Auf ein Jahrhundert kommen erfahrungsmäßig nicht mehr als 8 bis 9 gute, 21 bis 22 mittelmäßige, aber 35 ſchlechte Weinjahre. So dürfte ſich alſo die Frage umkehren: Woher kommt der Wein, wenn die Natur ihn verjagt? Zur Unterſtützung dieſer Frage möchte ich nur eine Thatſache anfuhren. In Portugal wurden in den beiden letzten Jahren gegen 40 Proc. Portwein weniger producirt als ſonſt; dennoch wurden über 30 Proc. mehr ausgeführt als ſonſt. Dazu kommt, daß in England in denſelben Jahren über 50 Proc. Portwein mehr getrunken als eingeführt wurde. Wie iſt das möglich, wie kann man mehr ausfuhren, als produciren, mehr trinken, als einführen? Sind das nicht Wunder uber Wunder? Nun, mit rechten Dingen iſt es allerdings dabei nicht zugegangen. Was die Natur verſagte, hat eben die Kunſt erzeugt.

Die Kunſt, aus wenig ſaurem Traubenſaft ſüßen Wein zu machen, ja Waſſer in Wein zu verwandeln, iſt eine Kunſt der Gegenwart, aber eine ſehr verbreitete, fleißig geübte und einträgliche. In England, dem Vaterlande aller Induſtrien, alſo auch dieſer, gibt es tapfere Weintrinker, die noch nie einen Tropfen wirklichen Portweins oder Madeiraweins über die Zunge gebracht haben. Dort verſteht man es namentlich aus Kapweinen, deren Zuckergehalt geſtattet, ſie mit Waſſer verdünnt durch Hefe in neue Gährung zu verſetzen, durch allerlei Zuſätze von Farb- und Riechſtoffen je nach Belieben weiße und rothe, franzöſiſche, ſpaniſche und

portugieſiſche Weine zu fabriciren. Dort gibt es wahre Weinbrauereien, in denen man nicht etwa blos aus Roſinen und Korinthen, ſondern auch aus Himbeeren, Pflaumen, Runkelrüben, ja ſelbſt aus Bier Weine aller Länder und Namen braut.

Wie die Sonne über Gute und Böſe ſcheint, ſo leiſtet auch die Wiſſenſchaft dem Betrüger, wie dem ehrlichen Manne gleich bereitwillig ihre Dienſte. Es iſt eine bekannte Sache, daß mit der Entwickelung der chemiſchen Wiſſenſchaft auch die Kunſt der Verfälſchungen fortſchreitet. Es hilft dem Chemiker gar nichts mehr, Mittel zur Entdeckung von Verfälſchungen zu erſinnen; denn jedes neue Erkennungsmittel gibt auch ein neues Verfälſchungsmittel an die Hand. Wir haben noch lange nicht einmal den Höhepunkt erreicht. Wenn man erſt einmal genauer mit den im Weine vorkommenden Aethyl- und Amyloxyd-Verbindungen bekannt ſein wird, und wenn es einmal gelingen ſollte, wie es doch bereits auf den Gebieten der Parfümerie und Conditorei zum Theil ſchon gelungen iſt, dieſelben aus Theer, Koth und wer weiß, was Allem, künſtlich darzuſtellen, dann ſteht uns noch eine andere Zukunft bevor. Dann kann es geſchehen, daß man uns einmal einen Wein vorſetzt, bei deſſen Taufe kein Gott Bacchus Gevatter geweſen, ſondern der im chemiſchen Laboratorium aus Waſſer Spiritus, Zucker und künſtlichen ätheriſchen Oelen zuſammengebraut wurde.

Im Angeſicht dieſer Zukunft und im Hinblick auf die wenigſtens auf deutſchem Boden noch exiſtirenden ehrlichen Weinproducenten, wollen wir nicht zu ſtreng bei unſerer Aufſtellung des Begriffs der Weinverfälſchung verfahren. Wollen wir nicht jeden Weinhändler ſofort der Fälſchung anklagen, ſo müſſen wir zunächſt mit der ſogenannten Weinverſchneidung eine Ausnahme machen, und wir können es, ſo lange ſie in nichts Anderem beſteht, als in der Vermiſchung mehrerer, an Stärke und Wohlgeruch verſchiedener Weinſorten von gleichen oder benachbarten Standorten. Der Weinhändler bedarf eines ſolchen Mittels, um den Geſchmack ſeiner Abnehmer zu befriedigen, der einmal veränderlich, wie die Mode, und leider mehr durch Launen, als durch chemiſche Geſetze beſtimmt iſt. Er bedarf dieſes Mittels überdies, um die oft ſehr großen Verſchiedenheiten auszugleichen, welche Witterungs- und Bodeneinflüſſe in den Weinen deſſelben Erzeugungsortes in verſchiedenen Jahren oder an verſchiedenartigen Standorten bewirken. Keine einzige Weinſorte iſt von Jahr zu Jahr dieſelbe; ſie iſt bald kräftiger und ſüßer, bald wohlriechender, bald ſchwächer. Der Weintrinker verlangt aber dennoch eine gewiſſe Stetigkeit in den ihm bekannten Weinſorten. Zum Betruge wird die Weinverſchneidung erſt, wenn man den Namen ändert, wenn man verſchnittene Naumburger Weine als Bordeauxweine, verſchnittene Grüneberger als Moſelweine,

verſchnittene Haardtweine als Rheinweine verkauft. Strenger müſſen wir noch gegen ſolche Verfälſchungen ſein, die auf irgend einem Zuſatz fremdartiger Stoffe beruhen, ſei es nun von Zucker, um ſchlechte Weine ſüßer und alkoholreicher zu machen, ſei es von Branntwein, wie es beim Portwein ganz gewöhnlich iſt, ſei es von Waſſer, um die Säuren des Weines zu vermindern. In dieſer Beziehung graſſirt ſeit einigen Jahren, namentlich in der Moſel, in Baden und in der Schweiz, eine Verfälſchung, die unter dem Namen der Galliſirung bekannt iſt. Sie beſteht weſentlich in einer Entſäuerung des Traubenſaftes durch Streckung mit Waſſer und in einem Zuſatz von Traubenzucker, der durch ſeine Gährung den fehlenden Alkohol wieder erſetzen ſoll. Daß durch die Gall'ſche Methode aus ſchlechtem Traubenſaft ein genießbares Getränk bereitet wird, das manchem ſauren Naturweine vorzuziehen ſein dürfte, iſt unbeſtreitbar; daß aber galliſirter Wein wirklich Wein ſei, kann doch nicht zugegeben werden. Ich denke, im Laufe der früheren Darſtellung ziemlich deutlich auseinander geſetzt zu haben, daß der Wein nicht blos aus Waſſer, Alkohol und Säuren beſteht, und daß die unorganiſchen und ätheriſchen Beſtandtheile ſehr weſentliche ſind. Wenn alſo auch zwiſchen einzelnen Beſtandtheilen durch die Galliſirung ein richtiges Verhältniß hergeſtellt wird, ſo ſind doch bei der Verdünnung auch alle andern Stoffe des Weines betheiligt, und es muß, um nur eins zu erwähnen, namentlich der Oenanthäther, der in ſchlechten Weinen an ſich ſchon kärglich genug vorhanden iſt, auf ein ſolches Minimum reducirt ſein, daß an eine Entwicklung von Wohlgerüchen nicht leicht zu denken iſt.

Minder bedenklich iſt die Anwendung jener bereits erwähnten Mittel, durch welche man eine Klärung, zum Theil auch eine Entſäuerung des Weines, oder auch eine Erhöhung ſeiner Dauerbarkeit beabſichtigt, alſo der Zuſatz von Eiweiß, Fiſchleim, Kreide- oder Marmorpulver, Gyps, Thon, Gerbſäure oder Milch. Alle dieſe Stoffe werden wieder vollkommen niedergeſchlagen und ausgeſchieden. Eine wirkliche Fälſchung findet nur dann ſtatt, wenn man umgeſchlagenen, alſo bereits in der Eſſigbildung begriffenen Wein durch Kreide oder kohlenſaure Alkalien zu entſäuern ſucht, da in dieſem Falle nicht allein der Geſchmack und die Farbe des Weins leidet, ſondern auch die Alkalien oder der Kalk mit Eſſigſäure verbunden im Weine gelöſt zurückbleiben. Ebenſo iſt es eine Fälſchung, wenn man, wie es oft bei rothen franzöſiſchen Weinen geſchieht, zur Erhöhung der Farbe Alaun oder gar Schwefelſäure zuſetzt, einmal, weil man eine wirkliche Täuſchung beabſichtigt, dann aber auch wegen des dem Weine durchaus nicht zuſagenden großen Schwefelſäuregehalts, den man ihm ertheilt.

Zu den allerverbreitetſten Weinverfälſchungen gehören die in Betreff

Digitized by Google

der Farbe und des Geruchs. Man macht rothen Wein aus weißem, dunkleren aus hellerem, und gibt dem durch Verderben entfärbten ſeine Farbe wieder. Man färbt mit Campecheholz und Braſilienholz, mit Hollunderbeeren, Kornelkirſchen, Lackmus, mit Heidelbeeren, Malvenblüthen und rothen Rüben Man gibt dem Weine Wohlgeruch durch Eſſigäther und Salpeteräther, und wird zuverſichtlich noch eine Menge von Aetherarten erfinden, um Wein zu machen, wie man heute Liqueure macht.

Daß übrigens auch jetzt ſchon Wein ohne Hülfe von Traubenſaft gemacht wird, iſt eine Thatſache. Daß man aus Roſinen Wein macht, indem man ſie mit Regenwaſſer aufweicht, und, jenachdem man weißen oder rothen Wein will, durch weiße oder rothe Weinhefe zur Gährung bringt, könnte man ſich noch gefallen laſſen; denn Roſinen ſind wenigſtens getrocknete Weinbeeren. Daß dieſe Weinbrauerei in ſehr großem Maßſtabe ſtattfindet, iſt auch begreiflich, da es für die Chemiker unmöglich, für die Zunge ſehr ſchwierig iſt, Roſinenwein von natürlichem zu unterſcheiden. Aber man macht auch aus Aepfeln und Birnen Wein, dem man erſt Weinſtein züſetzen muß, um ihm wenigſtens die Hauptbeſtandtheile des Weins zu geben. Man macht ſelbſt aus Kartoffelſyrup Wein, indem man ihn mit Wein- oder Bierhefe, auch wohl mit ausgepreßten Johannisbeeren, Kirſchen oder andern Früchten gähren läßt, und ihm dann durch allerlei Beimiſchungen von Weinſteinſäure, Eſſigäther u ſ. w. den Geſchmack und Geruch irgend einer beſtimmten Weinſorte zu geben ſucht.

Das Schlimmſte, dieſen zahlreichen Weinverfälſchungen gegenüber iſt, daß die Chemie, die doch ſonſt, wo ſie durch ihre Entdeckungen Unheil ſtiftet, ſtets ſo bereit iſt, auch Schutz dagegen zu gewähren, hier noch kein ſicheres Erkennungsmittel für ſolche Betrügereien aufzufinden vermocht hat. Für die Echtheit der Farbe gibt es nicht einen einzigen untrüglichen Beweis. Ueber einen ſtattgehabten Zuckerzuſatz verweigert die Chemie jede Auskunft, da für ſie der Alkoholgehalt ganz derſelbe bleibt, ob er aus Traubenſaft, aus Zucker oder Branntwein hervorging. Allerdings kann ſie die Verfälſchung mit Aepfelwein aus der Anweſenheit von Citronenſäure darthun. Sie kann auch aus einem gewiſſen Eſſigſäuregehalt auf eine künſtliche Entſäurung verdorbenen Weins ſchließen. Aber in den meiſten Fällen bleibt ſie rathlos. Das einzige Mittel iſt noch eine Vergleichung des verdächtigen Weins mit einem echten in Betreff der nichtflüchtigen, namentlich der unorganiſchen Beſtandtheile. Denn hierin ſcheinen noch die Weine von beſtimmten Erzeugungsarten die größte Stetigkeit und Eigenthümlichkeit zu behaupten. Aber auch dies Mittel iſt natürlich nur anwendbar in der Hand eines ſehr erfahrenen und geübten Chemikers.

Digitized by Google

So habe ich denn gezeigt, daß der Wein nicht blos von phyſiſchen, ſondern auch von moraliſchen Krankheiten heimgeſucht wird. Nur von dem geſunden Weine gilt jenes Wort der Alten, das ihn als „die Milch der Greiſe“ bezeichnet. Nur der geſunde Wein iſt ein Quell der Geſundheit, iſt jener Nektar, aus dem die Götter der Griechen Unſterblichkeit und ewige Jugend tranken. Er iſt der Trank der Vergeſſenheit, aber auch der Begeiſterung, der Trank des Frohſinns und des Troſtes. Er wird freilich auch zum Gifttrank und zum Quell des Verderbens, wenn die Leidenſchaft daraus trinkt. Denn das Edelſte bleibt nur edel, wenn es edel genoſſen wird, und der Gemeine beſudelt im Genuſſe das Edelſte!

„Aus dem Feuerquell des Weines,
Aus dem Zaubergrund des Bechers
Sprudelt Gift und — ſüße Labung,
Sprudelt Schönes und — Gemeines:
Nach dem eignen Werth des Zechers,
Nach des Trinkenden Begabung!“

So ſingt der perſiſche Dichter **Mirza Schaffy**, und er ſetzt hinzu:

„Denn es gleicht der Wein dem Regen,
Der im Schmutze ſelbſt zu Schmutz wird —
Doch auf gutem Acker Segen
Bringt und Jedermann zu Nutz' wird!“

Die Organiſation des öffentlichen Unterrichtes.

Die „Atlantis“ hat ſich wiederholt mit dem amerikaniſchen Schulweſen beſchäftigt; ſie iſt überzeugt, daß man auf dieſen Gegenſtand nicht oft genug zurückkommen kann, denn das Schulſyſtem iſt der Angelpunkt der wichtigſten nationalen Intereſſen und Pflichten, und der Umfang dieſes Thema's iſt ſo weit, wie der Umfang menſchlicher Civiliſation überhaupt. Die werthvollen Abhandlungen des Herrn Douai über Erziehung, welche ſeiner Zeit im „Pionier“ erſchienen, führten tief in das Weſen der Pädagogik ein; wir wollen einige formelle Bemerkungen hinzufügen, und den Organismus des Unterrichtsweſens ſchildern, wie es nach europäiſchem Vorbilde in dieſer großen reichen Republik ausgeführt wer-

Digitized by Google

den, ſollte und könnte. Hier in Amerika ſehen wir das Prinzip anerkannt, daß die Schulen nationale, öffentliche Anſtalten ſind; wir wollen die Conſequenzen aus dieſem Prinzipe ziehen, und das Schulweſen als einen integrirenden Theil des nationalen und ſtaatlichen Lebens ſchildern. Das Verhältniß der Union zu den Staaten und Gemeinden, dieſes in vieler Beziehung ſo glückliche Föderativſyſtem, ſollte ſein Analogon in der Schulverfaſſung haben; es iſt in der politiſchen Organiſation ſchon angedeutet, daß wir Communalſchulen, ſtaatliche Schulanſtalten und nationale Inſtitutionen von dem weiteſten und allgemeinſten Umfange haben müſſen, ſo daß die politiſchen Einrichtungen in den Schulanſtalten ihren Reflex und ihre Parallele finden. Denn das Schulweſen iſt der Unterbau der politiſchen Inſtitutionen, und wir können uns vielleicht den Verfall dieſer Inſtitutionen, die Unſicherheit der öffentlichen Verhältniſſe und die Verwirrungen der öffentlichen Meinung erklären, wenn wir den ungenügenden Zuſtand des Schulweſens und den Mangel an Centraliſation und Organiſation deſſelben berückſichtigen. Die weſentlichſten politiſchen Fragen, welche gegenwärtig das Land beunruhigen und uns mit Beſorgniß in die Zukunft ſehen laſſen, ſtehen mit der Schulfrage in Verbindung; ſie iſt die Garantie für die Praxis des allgemeinen Wahlrechtes; ſie erhebt uns uber die Fragen des Schutzzolles und des Nativismus; ſie gewährt die Möglichkeit der Selbſtregierung und der Volksſouverainität; kurzum ſie bildet den inneren Kern unſerer politiſchen Inſtitutionen, ohne welche die letzteren nur eine hohle Form ſind, welche von keinem republikaniſchen Inhalte belebt iſt. Grade in dieſen Tagen, in welchen verbrecheriſche und gewaltthätige Angriffe gegen das Lebensprinzip der republikaniſchen Inſtitutionen, gegen die Volksſouverainität, gemacht werden, ſehen wir uns auf das Feld der öffentlichen Erziehung gewieſen, um hier die Garantieen der Volksfreiheit zu finden, welche allein unſere politiſchen Zuſtände ſichern können. Eine Reform auf dieſem Gebiete ſollte das Loſungswort aller freiſinnigen Männer und Parteien ſein; ſie entbehrt der Gehäſſigkeit, welche mit politiſchen Neuerungen verbunden iſt, und vereinigt vollſtändig alle Bedingungen in ſich, um einer großen nationalen Partei zur Baſis zu dienen.

Wir haben ſchon darauf aufmerkſam gemacht, daß das amerikaniſche Schulweſen erſt in ſeinen Anfängen und Grundlagen exiſtirt, und der höheren eigentlich wiſſenſchaftlichen Anſtalten entbehrt, welche nicht nur als die Spitze und Krone, ſondern auch als die Vorbedingung und Baſis des ganzen Schulſyſtems betrachtet werden können. Die Dreitheilung des Schulſyſtems in Primär= [Volks= oder Elementar=] ſchulen, in Mittelſchulen, in Hochſchulen, iſt gegenwärtig von allen civiliſirten Völkern angenommen und iſt in der ganzen Natur des öffentlichen Schulſyſtems begründet. Dieſen drei Klaſſen der Schulen entſprechen die Or=

Digitized by Google

ganiſationen in der politiſchen Verwaltung, die Gemeindeverfaſſung, die ſtaatliche Organiſation und der nationale Verband. Die Elementarſchulen ſind die Schulen der Gemeinde, die Mittelſchulen ſind auf die Hülfe des Staates angewieſen, und die Hochſchulen ſollten nationale Anſtalten ſein, eine Centraliſation der wiſſenſchaftlichen Kräfte durch die ganze Union hindurch und ein geiſtiges Abbild der materiellen Größe dieſer Nation. Dieſer Parallelismus, einmal durchgeführt, würde den politiſchen Inſtitutionen eine feſte Baſis geben, und den ganzen Charakter der Union zum Verſtändniß bringen. Wenn irgend etwas von allgemein nationalem Intereſſe iſt, ſo die Centraliſation der Wiſſenſchaften, die dann erſt einer großen Verbreitung durch alle Klaſſen des Volkes und einer allſeitigen Verbeſſerung fähig ſind, wenn ſie an großen Centralpunkten vereinigt ſind, wo die innige Wechſelwirkung zwiſchen verſchiedenen Zweigen der Wiſſenſchaften möglich iſt, welche der heutige Zuſtand derſelben bedingt. Dieſe Centralſonnen der Wiſſenſchaften würden durch Vermittelung der Mittelſchulen, Normalſchulen u. ſ. w. ihr Licht bis in die kleinſte Dorfſchule ſenden, und dem ganzen Schulweſen der Ver. Staaten erſt den rechten nationalen Charakter geben.

Wir wollen von unten anfangen, um das Bild eines organiſchen Schulſyſtems in ſeinen einzelnen Theilen aufzurollen. Der Amerikaner iſt ſtolz auf ſeine Volksſchulen, und in der That, man kann ihm darin nicht Unrecht geben, ſelbſt wenn man noch manche Ausſtellungen an dem Volksſchulweſen machen kann. Die prachtvollen Gebäude, die in den meiſten Städten der Union und ſelbſt auf dem Lande für den Gebrauch der Schulen gebaut ſind, erinnern an die Vorliebe, welche der Amerikaner für das Volksſchulſyſtem hat, und bieten im Vergleich mit den europäiſchen Paläſten und Kaſernen ein durchaus republikaniſches Bild. Aber wir können nicht verhehlen, daß nicht Alles ſo glänzend iſt, wie die Außenſeite. Der Unterricht iſt nicht ſyſtematiſch, das Lehrperſonal nicht immer zuverläſſig und genügend gebildet, die Erziehungsmethode iſt durchweg mehr auf äußerliche Reſultate und Schauſtellungen berechnet, als auf die innere Durchbildung der Zöglinge; der Gebrauch der Bibel in den Freiſchulen gibt derſelben einen ſektireriſchen Charakter, und vor Allem halten wir es für einen Hauptfehler, daß das Elementarſchulſyſtem keinen allgemein verbindlichen Charakter hat, ſondern den Sektenſchulen und wohl gar dem gänzlichen Mangel an Unterricht freien Spielraum läßt. Wir haben unſere Anſicht über die Nothwendigkeit des Schulzwanges ſchon oft ausgeſprochen und unſere Gründe dafür mitgetheilt, und halten dafür, daß ein Schulſyſtem, welches nicht allgemein verbindlich iſt, gar nicht mit dem Namen eines nationalen bezeichnet werden kann. Alle andern Anſtalten des Staates, Gerichtsbarkeit, Beſteuerung, Geſetzgebung, Militairweſen u. ſ. w. ſind mit gewiſſen Zwangspflichten verbunden; warum

Digitized by Google

nicht auch das Schulſyſtem, die anfänglichſte und unmittelbarſte Pflicht des Staates und der menſchlichen Geſellſchaft? Namentlich ein Staat, deſſen politiſche Inſtitutionen auf dem allgemeinen Wahlrecht beruhen, muß in einem allgemeinen Schulſyſtem die Ergänzung und Garantie dieſer Inſtitutionen ſuchen.

Nun, wir haben uns ſchon genugſam über dieſen Punkt ausgelaſſen; es heißt, den ganzen Charakter des Schulſyſtems verkennen, wenn man ihm ſeinen allgemein verbindlichen Charakter abſprechen will. Es ſind nicht nur abſtrakte Prinzipien, welche uns zu Vertheidigern des Schulzwangs machen, ſondern es ergeben ſich aus dieſer Theorie eine Menge praktiſcher Conſequenzen, welche für das ganze Volksſchulſyſtem von größter Bedeutung ſind. Zunächſt wird dadurch jeder confeſſionelle Charakter der Schule unmöglich gemacht, denn dies iſt die Vorausſetzung, unter welcher allein ein nationales, für alle Confeſſionen beſtehendes Schulſyſtem gedacht werden kann. Der Gebrauch der Bibel in den Freiſchulen widerſpricht nicht nur dem nationalen Charakter des Schulſyſtemes, für das, wie für alle ſtaatliche Anſtalten, das erſte Amendement zur Conſtitution gilt, nach welchem die geſetzgebende Gewalt keine Macht hat, religiöſe Geſetze zu machen; auch in pädagogiſcher Beziehung iſt dieſer Gebrauch eine Anomalie, welche von jedem einſichtsvollen Schulmanne mißbilligt werden wird. Man mag von der Bibel und der Moral derſelben ſagen, was man will; ſo viel wird uns ſelbſt ein Bibelgläubiger zugeben, daß dieſes Buch nicht zu einer Lektüre für Kinder paßt. Die Abſchaffung der Bibel in den Freiſchulen iſt daher eine Vorausſetzung jeder andern Reform. Sie erleichtert fernerhin die Abſchaffung der Sektenſchulen, die dem Prinzipe des nationalen Schulſyſtems durchaus entgegen ſind, und ſchon die Kinder mit einem Sektenhaß erfüllen, der zum amerikaniſchen Leben gewiß nicht paßt. Die nativiſtiſchen Abneigungen fernerhin würden ganz verſchwinden, oder wenigſtens auf ein ſehr geringes Maaß zurückgeführt werden, wenn die Abkömmlinge aller Nationen in gemeinſamen Schulen eine gemeinſame Bildung genießen würden. Hier, in einer gemeinſamen Volksſchule iſt der wahre Boden der republikaniſchen Inſtitutionen und der nationalen Einheit.

Als eine allgemein verbindliche, nationale Anſtalt aufgefaßt, wird die Volksſchule immer die Controle des Publikums herausfordern, und eine Menge Uebelſtände, die jetzt mit derſelben noch verbunden ſind, werden abgeſtellt werden können. Zu dieſen Uebelſtänden rechnen wir auch die allzuhäufige Verwendung von weiblichen Lehrkräften im Verhältniß zu männlichen. Wir beſtreiten den Beruf des weiblichen Geſchlechtes zur Erziehung durchaus und im Allgemeinen nicht, aber man ſollte von den Jungfrauen oder Frauen, die das Lehrfach profeſſioniren, auch verlan=

Digitized by Google

gen, daß ſie daſſelbe gerade zu ihrem Lebensberuf machen, und nicht nur als ein zeitweiliges Unterkunftsmittel betrachten, wie dies jetzt gewöhnlich der Fall iſt. Auch dürfte die weibliche Lehrkraft immer nur als die Ergänzung der männlichen betrachtet werden; die Volksſchulen ſind die Prägeanſtalten des Volkscharakters und ſie müſſen von feſten Händen gehandhabt werden. Eine weitere Folge aus dem nationalen Charakter der Volksſchule ergibt ſich, daß auch die deutſche Bevölkerung und die deutſche Sprache ihren Antheil daran verlangen kann; wenn auch die engliſche Sprache die herrſchende iſt, ſollte doch in den Gegenden, in welchen das Bevölkerungsverhältniß es verlangt, die der engliſchen ſtammverwandte deutſche Sprache eingeführt werden, nicht nur in dem Intereſſe des deutſchen Theiles der Bevölkerung, ſondern auch im Intereſſe der Pädagogik, welche uns lehrt, daß man niemals die eigene Sprache vollſtändig verſteht, wenn man nicht an einer fremden Sprache die Geſetze der Wort- und Satzbildung gelernt hat. Den praktiſchen Nutzen der deutſchen Sprache in den Volksſchulen zu beweiſen, halten wir fur nicht mehr nöthig, aber es iſt eine Pflicht der Gerechtigkeit, einer Sprache, welche von funf Millionen Einwohnern geſprochen wird, eine angemeſſene Stelle im nationalen Schulſyſtem zu gönnen. Die deutſche Sprache iſt eine der weſentlichſten Kulturſprachen, und die literariſchen und wiſſenſchaftlichen Erzeugniſſe derſelben ſind beſonders dazu fähig, gewiſſe Schroffheiten und Einſeitigkeiten der amerikaniſchen Bildung auszugleichen. Die engliſche Sprache wird und ſoll in dieſem Lande die herrſchende bleiben, aber die deutſche ſoll neben ihr hergehen, ähnlich, wie im alten Rom griechiſche Sprache und Bildung neben der lateiniſchen ging und der römiſchen Philoſophie und Poeſie als Grundlage diente.

Dies ſind die weſentlichſten Bemerkungen und Vorſchläge, welche wir über die eigentliche Volksſchule zu machen haben.

Wenn man die Berichte der meiſten Schulſuperintendenten lieſt, ſo findet man, daß die eigentliche Pädagogik vielfach hinter äußeren Ruckſichten zurucſteht, daß hier die Schulen auf dieſe, dort auf jene Weiſe eingerichtet ſind, und daß lokale Verhältniſſe den allgemeinen nationalen Charakter der Schulen beeinträchtigen. Es kommt hier Alles auf Perſönlichkeiten an, weil ein durchgreifendes Syſtem fehlt, und dies iſt ein großer Uebelſtand, weil die Sache zu wichtig iſt, als daß ſie von Zufällen abhängen dürfte. Iſt grade ein fähiger und aufmerkſamer Schulinſpector oder Superintendent da, ſo geht die Sache erträglich, aber in vielen Fällen findet man das Gegentheil. Es genugt nicht, daß man den Kindern die elementaren Kenntniſſe mittheilt, wie dies in manchen Schulen der Fall iſt; nein, die Erziehung muß den ganzen Menſchen umfaſſen, ihn aus ſich ſelbſt heraus entwickeln, ihn ſich ſelbſt zum Bewußtſein brin-

gen, ihn denken lehren. Unterrichten kann man leicht; erziehen iſt aber viel ſchwieriger. Daß man das letztere in Amerika nicht immer und überall verſteht, dafür liegen viele Beweiſe vor. Es iſt die Pädagogik ſelbſt in ihrer niederen Stufe eine Wiſſenſchaft, welche Studium und Erfahrung erfordert, und man ſollte den Beruf eines Volksſchullehrers nicht mit der Gleichgültigkeit behandeln, welche man häufig findet. Namentlich ſollte man niemals das Lehrfach zu einem blos tranſitoriſchen, momentanen Beruf machen, wie man dies namentlich bei weiblichen Lehrkräften zu thun gewohnt iſt; der Beruf iſt ſo wichtig, daß der, welcher ſich ihm widmet, wohl ſein ganzes Leben daran ſetzen kann.

Wenn man ſich bei den höheren Unterrichtsanſtalten ſchon mehr nach europäiſchen Vorbildern richten kann, ſo iſt das Volksſchulweſen in Amerika der Art, daß es im Weſentlichen vom europäiſchen Schulweſen abweichen muß. In Europa, ſpeziell in Deutſchland und namentlich in Preußen, deſſen Unterrichtsanſtalten manchem amerikaniſchen Schulmanne als Vorbild gelten, ſind die Volksſchulen immer noch ſektionell; ſie ſtehen unter der Aufſicht der Geiſtlichkeit; die Lage der Lehrer iſt eine gedrückte und unſelbſtſtändige; kurzum, wir ſehen auch in der Volksſchule die Einflüſſe und Wirkungen des Despotismus, der drüben in allen Kreiſen des Lebens herrſcht. In der letzten Zeit iſt in vielen Ländern Europa's, namentlich in Oeſterreich, Bayern, Frankreich ein wahrer Kreuzzug gegen die Volksſchulen eröffnet worden; auch in Preußen iſt man dieſem Beiſpiele gefolgt; die katholiſchen Conkordate und die pietiſtiſchen Bemühungen haben ſich vereinigt, aus den Schulen ſtatt Erziehungsanſtalten Verdummungsanſtalten zu machen. Wenn man auch in Europa noch nicht ſo weit gekommen iſt, wie in amerikaniſchen Sklavenſtaaten, wo man den Elementarunterricht der arbeitenden Klaſſen, der farbigen Bevölkerung, bei ſchwerer Strafe verboten hat: ſo bemüht man ſich doch auch drüben in manchen Staaten, den Volksunterricht zu unterdrücken, und namentlich den Schullehrerſtand nur zu einem Werkzeug religiöſer Propaganda zu machen.

In den katholiſchen Ländern tritt dieſes Beſtreben direkt und unverhüllt auf, während man in den proteſtantiſchen Ländern dem eigentlichen Charakter des Volksſchulweſens trotz aller Anſtrengungen nicht viel anhaben kann. Wir erinnern uns, die heftigſten Angriffe gegen Volkserziehung überhaupt in den katholiſchen Blättern geleſen zu haben; ſpeziell verdienten die „hiſtoriſch-politiſchen Blätter" von Philipps und Görres, lange Zeit hindurch das Centralorgan des Katholizismus, und ein ſehr fähig geſchriebenes Blatt, die Anerkennung, daß ſie offen die Behauptung vertraten, daß der Volksunterricht ein Werk des Teufels ſei, und die Religion, wie den Staat untergrabe. Volksbewaffnung und Volkserziehung,

Digitized by Google

ſagte Herr Görres, ſind die verdammenswertheſten Maaßregeln, zu welchen ein chriſtlicher Staat ſchreiten kann; er wird in ſeinen tiefſten Grundlagen dadurch unterwühlt.

Eine bekannte Thatſache iſt es, daß auch in Amerika die Leiter der katholiſchen Hierarchie von denſelben Grundſätzen ausgehen, wenn ſie auch dieſelben nicht ſo deutlich ausſprechen, wie in München und Wien. Der Erzbiſchof Hughes ſteht an der Spitze des Kreuzzuges gegen das Freiſchulſyſtem, und das ganze Heer der Biſchöfe und Prieſter unterſtützt ihn in dieſem Kampfe. Wie man in einem geordneten Staatsweſen ein ſolches ſyſtematiſches Ankämpfen gegen eine der wichtigſten nationalen Inſtitutionen dulden kann, iſt ſchwer zu begreifen. Das amerikaniſche Volk ſollte in dieſer Beziehung Repreſſivmaaßregeln ergreifen, und den allgemein verbindlichen Charakter des Freiſchulſyſtems auf eine Weiſe feſtſtellen, daß keinerlei Hierarchie daran zu rütteln wagt.

Die elementare Erziehung iſt den elementaren Rechten, die wir mit dem Namen der Menſchenrechte bezeichnen, analog. So wie die Menſchenrechte die nothwendigſten Mittel zum Leben und zur Freiheit garantiren, muß die Volkserziehung die nothwendigſten Mittel der Bildung garantiren. Weiter geht der Beruf der Volksſchule nicht. Die Grenzen der Volksſchule und die Unterſchiede derſelben von den höheren Schulen werden allerdings nicht überall dieſelben ſein; ſie werden ſich nach den Bedürfniſſen und der Bildungsſtufe des Volkes richten; aber man wird ſich in dieſer Beziehung immer leicht zurecht finden, wenn man den Ausdruck „Elementarſchule“ wörtlich erklärt, und von ihr die Elemente menſchlicher Bildung verlangt.

Darüber hinaus nun liegt die zweite Stufe des Unterrichts, die ſogenannten Mittelſchulen. Sie ſind der allgemeinen wiſſenſchaftlichen Bildung gewidmet, und ſtehen in demſelben Verhältniſſe zu den wiſſenſchaftlichen Berufsarten, wie die Volksſchulen zu den andern bürgerlichen Berufen ſtehen. Die Mittelſchulen, Gymnaſien, Lyceen, Colleges, Centralſchulen bilden ein ſehr wichtiges Glied im Schulſyſtem, denn ſie bilden die eigentliche Vermittelung der Wiſſenſchaft mit dem Volke, und verbreiten wiſſenſchaftliche Kenntniſſe ſelbſt unter den Klaſſen, welche ſich nicht ſpeziell wiſſenſchaftlichen Berufen widmen wollen. In Deutſchland werden dieſe Schulen von Tauſenden beſucht, die, nachdem ſie in dieſen Schulen die Elemente wiſſenſchaftlicher Bildung erhalten haben, in das praktiſche Leben übergehen, und durch dieſen Unterricht befähigt ſind, ſich für ſich ſelbſt weiter zu bilden, und ſich der Lektüre in modernen und alten Sprachen zu ihrer Weiterbildung zu bedienen. Grade der Hauptwerth des deutſchen, namentlich des preußiſchen Schulweſens liegt in dieſen Mittel-

Digitized by Google

ſchulen oder Gymnaſien; dieſelben dienen nicht nur als Vorbereitungen für die Hochſchulen, ſondern auch als Ergänzung für die Volksſchulen. Die Zeit, für welche das heranwachſende Geſchlecht in dieſen Schulen ſich aufhält, iſt beiläufig vom 11. oder 12. bis zum 20. Jahre, alſo grade die Zeit, wo die Anlagen der Individuen deutlich hervortreten, die Phantaſie am thätigſten iſt, und der Charakter ſich anfängt, zu bilden. Daß in dieſer Zeit der Umgang mit den Schriften der Alten, mit den Meiſterwerken der neueren Literaturen, mit den Naturwiſſenſchaften u. ſ. w. einen mächtigen Einfluß auf die Gemüther der jungen Leute haben muß, läßt ſich leicht denken, und man muß ſich wirklich darüber wundern, daß ein Geſchlecht, dem grade in ſeiner Entwicklungsperiode ſolche Schulen zu Gebote ſtehen, ſich im ſpäteren Leben nicht großartiger und mannhafter zeigt, als die tägliche Erfahrung zeigt.

In den letzten Jahrzehnten und in Folge des mächtigen Hervortretens der Induſtrie gab ſich in Bezug auf dieſe Mittelſchulen eine große Differenz der Meinungen kund. Es traten zwei Syſteme auf, welche ſich mit Hartnäckigkeit bekämpften; das Syſtem des Humanismus, das alte Syſtem, und das des Realismus, welches durch den vorwiegend induſtriellen und materiellen Charakter des Jahrhunderts hervorgerufen und in den großartigen Fortſchritten der Naturwiſſenſchaften gerechtfertigt war. Dieſer Kampf um die Mittelſchulen hing mit dem großen philoſophiſchen Kampfe zwiſchen Idealismus und Materialismus zuſammen. Die Vertreter des Humanismus legten der Erziehung eine formale, philoſophiſche Bildung zu Grunde, namentlich die beiden alten Sprachen, die Logik, die Geſchichte und was damit zuſammenhängt. Die Anhänger des Realismus hielten dieſe Erziehung für veraltet, und wollten weſentlich auf die Naturwiſſenſchaften ihr Schulſyſtem gründen. Die letztere Anſicht ſtand allerdings mit den Bedürfniſſen der Zeit in Uebereinſtimmung, hat aber dennoch in Deutſchland nur einzelne und iſolirte Erfolge errungen, einzelne Realſchulen und die Einführung gewiſſer naturwiſſenſchaftlicher Disciplinen in die Gymnaſien, aber das eigentliche Gymnaſialſyſtem iſt immer noch auf dem Syſtem des Humanismus und auf einer formalen Erziehung begründet. Wir glauben, daß dieſer Gegenſatz nur ein ſcheinbarer iſt, und wir bald über denſelben hinaus ſein werden. Denn dies iſt unſere Anſicht, daß Alles, was den Menſchen zu veredeln fähig iſt, ein Mittel der Erziehung ſein ſoll, und von dieſer Anſicht ausgehend, kann man weder die antike Literatur, noch die modernen Naturwiſſenſchaften ausſchließen. So ſehr wir den bildenden und aufklärenden Einfluß der Naturwiſſenſchaften anerkennen, ſo ſehr wir ihren großen Nutzen im praktiſchen Leben einräumen, ſo gern wir zugeben, daß ein Menſch ohne die Bekanntſchaft der Naturwiſſenſchaften gemacht zu haben, auf allgemeine Bildung keinen Anſpruch machen kann: ſo treten wir aber auch den ein-

Digitized by Google

ſeit'gen Realiſten entgegen mit der Behauptung, daß in der griechiſchen und lateiniſchen Sprache und Literatur eine Quelle der Bildung liegt, der wir die größten wiſſenſchaftlichen und poetiſchen Leiſtungen der Gegenwart verdanken, die uns das Geheimniß der eignen Sprache erſchließt, und uns die hohe Achtung vor dem Maaße und der Form der Darſtellung gibt, ohne welche kein äſthetiſcher Genuß ſein kann. Wir hätten gewiß keinen Shakespeare und keinen Göthe, keinen Leſſing und Alexander von Humboldt, wenn wir keinen Sophocles und Plato, keinen Ariſtoteles und Horaz gehabt hätten. Welch eine Quelle von Vergnügen liegt in der Lektüre der Alten, in der Erkenntniß der innern Logik und Nothwendigkeit, die ihren Werken zu Grunde liegt, und wodurch ſich dieſelben ſo himmelweit von den meiſten Produkten der modernen Literatur unterſcheiden! Fürwahr, wir würden es fur einen großen Rückſchritt halten, wenn die alten Sprachen aufhörten, ein Grundelement allgemein menſchlicher Bildung zu ſein.

Auch der verachteten und verſchmähten Philoſophie wollen wir hier eine kurze Apologie gönnen. Die Lehre der Logik über die verſchiedenen Arten der Urtheile und Schlüſſe, über die Reflexionsbeſtimmungen, uber die Methode des Denkens, uber den Widerſpruch und die Dialektik der Gedanken, über die Immanenz und Transzendenz der Vorſtellungen u. ſ. w. iſt jedenfalls nicht ſo unnutz und veraltet, wie man heutzutage glauben will; die Verſuche der Philoſophie, namentlich der Hegel'ſchen, das Denken auf gewiſſe beſtimmte Regeln und Formeln zuruckzufuhren, dürfen nicht mit der alten Scholaſtik verwechſelt werden; ſie ſtehen im Einklange mit den Verſuchen auf naturwiſſenſchaftlichem Gebiete, feſte Formeln und Regeln fur die Beurtheilung der Naturereigniſſe zu finden, wie denn uberhaupt grade die Naturwiſſenſchaften der Philoſophie ihre neue, verbeſſerte Methode, die Methode, aus den Thatſachen heraus die Geſetze zu finden, zu verdanken haben. Es mag ſein, daß eine rein formale Bildung wenig zu bedeuten hat, wenn ſie keinen thatſächlichen Inhalt hat, aber man kommt heutzutage leicht in Gefahr, von den Thatſachen überwältigt zu werden, ohne dieſe formale Bildung. Es iſt jedenfalls gut, wenn man ſich an beſtimmte Formen des Denkens gewöhnt; ſie erleichtern wenigſtens die Arbeit des Denkens; ſie gehören wenigſtens zur Propädeutik der Wiſſenſchaften und erleichtern uns die Ordnung und Ueberſicht über das große und reiche Material der einzelnen Erkenntniſſe. Es iſt übrigens eine ſonderbare Erſcheinung der heutigen Zeit, daß man noch nothwendig hat, die Nothwendigkeit einer Wiſſenſchaft der Logik nachzuweiſen.

Wir verlangen uberhaupt von den Mittelſchulen, daß ſie dem Jünglinge die allgemeine wiſſenſchaftliche Bildung geben, welche ihn befähigt, nicht nur im Kreiſe gebildeter Menſchen ſeine Stelle einzunehmen und

Digitized by Google

befähigt zu ſein, die Schönheiten der Wiſſenſchaften und Künſte zu würdigen, ſondern auch ſich mit Erfolg irgend einem praktiſchen oder wiſſenſchaftlichen Berufe widmen zu können. Iſt dieſe allgemeine Bildung den Grundlagen nach angelegt, ſo mag der angehende Mann ſich dem ſpeziellen Berufe widmen; die Hochſchulen, die Univerſitäten ſind die Anſtalten, auf welchen dies geſchieht; ſie fügen zu der allgemeinen Bildung die ſpezielle Wiſſenſchaft hinzu, welche der einzelne Menſch ſich zu ſeiner Lebensaufgabe macht.

Die Union hat noch keine eigentliche Univerſität. Was man ſo nennt, ſind gewöhnlich bloße Colleges, Militärſchulen, oder einzelne Facultäten. Das Weſen der Univerſitäten beſteht aber darin, daß ſie alle Wiſſenſchaften in ihrer rein wiſſenſchaftlichen Form repräſentiren, und den Zuſammenhang und Wechſelverkehr dieſer Wiſſenſchaften darſtellen. Wenn auch der Student auf der Hochſchule ſich einer ſpeziellen Wiſſenſchaft widmet, — denn grade dies Spezialiſiren allein gibt dem Menſchen ſeine wiſſenſchaftliche Selbſtſtändigkeit und die Möglichkeit eines wiſſenſchaftlichen praktiſchen Berufes, und wer Alles lernen will, lernt nichts, — ſo muß doch jede einzelne Wiſſenſchaft in enger Verbindung mit allen anderen Wiſſenſchaften ſtehen, weil eine die andere fördert, zur Vorausſetzung und Bedingung hat. Wir halten es daher für unzuläſſig, wenn man blos iſolirte Facultäten hat, wie dies meiſtens in Amerika der Fall iſt, einzelne Medizinſchulen, technologiſche Anſtalten, juridiſche Facultäten, theologiſche Seminare.

Dieſe Anſtalten ſind nicht von dem allgemeinen wiſſenſchaftlichen Geiſte beſeelt, welcher auf dieſer Stufe der Erziehung nothwendig iſt, und dienen mehr der praktiſchen Routine, wie der wahren Wiſſenſchaft. Grade der Verkehr der verſchiedenen Fakultäten mit einander, ſowohl was die Lernenden, wie die Lehrer anbetrifft, gibt dem Univerſitätsleben einen großen Theil jenes Reizes, den wir auf den deutſchen Univerſitäten und auf den beiden großen franzöſiſchen Univerſitäten [Paris und Montpellier] finden, einen Reiz, der allen Extravaganzen der Jugend die Wage hält. Grade die „universitas literarum" macht das eigentliche Weſen ſolcher Anſtalten aus, und bildet den Höhenpunkt alles wiſſenſchaftlichen Lebens in ähnlicher Weiſe, wie die Centralregierung die politiſchen Intereſſen der Union in ſich vereinigt oder doch wenigſtens vereinigen ſollte.

So ſehr wir wünſchen möchten, daß bei der Gründung ſolcher wiſſenſchaftlicher Centralanſtalten die Geſchichte der mittelalterlichen Univerſitäten und die Einrichtung der gegenwärtigen europäiſchen Hochſchulen berückſichtigt würde, ſo können wir doch nicht leugnen, daß wir hier in Amerika Manches anders und beſſer machen können, wie drüben, ſobald

Digitized by Google

man hier überhaupt einmal die Nothwendigkeit ſolcher Anſtalten in den competenten Kreiſen eingeſehen hat. Eine ſolche Univerſität müßte der treue Abdruck der Wiſſenſchaft dieſes Jahrhunderts ſein, und den ganzen Organismus der Wiſſenſchaft und ihrer einzelnen Zweige repräſentiren. Druben in Deutſchland hat man vier Fakultäten, die theologiſche, juridiſche, mediziniſche und philoſophiſche. Dieſe Eintheilung iſt dem Stande der heutigen Wiſſenſchaften nicht mehr angemeſſen. Einmal iſt die Theologie keine eigentliche Wiſſenſchaft zu nennen; ſie hat einzelne wiſſenſchaftliche Disciplinen, wie Kirchenrecht, Kirchengeſchichte, Exegeſe, Moral, aber dieſe Disciplinen laſſen ſich in einer andern Rubrik unterbringen, während die eigentliche Dogmatik längſt aus den Reihen der Wiſſenſchaft verſchwunden iſt.

Ein zweiter Fehler der genannten Eintheilung liegt in dem ungenauen Ausdruck „philoſophiſche Facultät", worunter man die allgemeine Rumpelkammer verſteht, in welcher man diejenigen wiſſenſchaftlichen Disciplinen unterbringt, die in den andern drei Facultäten keinen Platz finden. Naturwiſſenſchaften und Sprachen nehmen unter dieſer Rubrik neben den eigentlichen philoſophiſchen Disciplinen Platz. Auf den holländiſchen Univerſitäten hat man dieſen Uebelſtand vermieden, indem man die philoſophiſche Facultät in zwei Abtheilungen geſchieden hat, in die philosophia naturalis und die philosophia theoretica. Wir glauben, daß man von dieſer Eintheilung abſehen kann, und jedenfalls kann man die Naturwiſſenſchaften nicht mehr unter die mediziniſche und philoſophiſche Rubrik vertheilen, ſondern muß ihnen eine beſondere Fakultät gönnen.

Vor uns liegen liegen gegenwärtig zwei große Gebiete der Wiſſenſchaften, die Wiſſenſchaften der Natur und die vom menſchlichen Geiſte. Wir hätten alſo eine Zweitheilung der einzelnen Facultäten, zuerſt die Naturwiſſenſchaften, dann die ethiſchen oder allgemeiner geſagt, die philoſophiſchen Wiſſenſchaften. An der Spitze der Naturwiſſenſchaften müßte ſelbſtverſtänddlich die Mathematik ſtehen, denn Alles in der Natur geſchieht nach mathematiſchen Geſetzen. Chemie, Phyſik, Aſtronomie hängen unmittelbar mit der Mathematik zuſammen. Die Geſchichte der Natur, die Geſchichte der Erdrinde, die Geologie, und die beſchreibenden Naturwiſſenſchaften, die Mineralogie mit ihren Unterabtheilungen, wie Kryſtallographie u. ſ. w., die Botanik und Zoologie fuhren uns dann direkt zu dem Menſchen, dem die zweite Abtheilung der Wiſſenſchaften gewidmet iſt. Die Medizin ſteht als eine der umfangreichſten und inhaltvollſten Wiſſenſchaften zwiſchen beiden Abtheilungen derſelben, zwiſchen der Lehre von der Natur und dem Menſchen. Die letztere beginnt mit Phyſiologie und Anthropologie, mit ihren Unterabtheilungen, als Symbolik, Phyſiognomik, Kranioſkopie

u. ſ. w., mit der Lehre von dem menſchlichen Geiſte in der individuellen Leiblichkeit; dann wird der Menſch als Gattung betrachtet, und wir haben die *Geſchichte* der Menſchheit durch alle Völker und Zeiten hindurch, als die Entwickelung des menſchlichen Gattungsbewußtſeins und der Humanität. Hülfswiſſenſchaften der Geſchichte ſind die *Sprachen*, die *Geographie* und *Ethnographie*. Als das Reſultat der Geſchichte finden wir das *Recht*, das ewig veränderliche und doch ſich ſtets gleichbleibende, das Naturrecht, die Rechtsgeſchichte, das poſitive Recht der einzelnen Staaten, das Staats- und Völkerrecht, mit ſeinen Hülfsmitteln, der *Nationalökonomie* und *Statiſtik*, mit einem Worte geſagt, die *Politik*. Dieſe iſt eine große, umfaſſende Wiſſenſchaft, welche den ganzen Organismus des menſchlichen Lebens und der menſchlichen Geſellſchaft umfaßt, und es iſt ſehr zu beklagen, daß ſie in Amerika nur ein Gegenſtand der roheſten Routine, ſtatt wiſſenſchaftlicher Behandlung iſt. Mit der Politik, wie wir ſie verſtehen, wäre ſomit das Reich der praktiſchen Wiſſenſchaften abgeſchloſſen, und es bleiben uns noch die idealen Wiſſenſchaften der *Philoſophie*, der Aeſthetik, der Logik, der Moral, der *Ethik* übrig, Wiſſenſchaften, die ihr Licht über alle andern Gebiete des Lebens werfen, und die den Menſchen in das Geheimniß ſeines eigenen Seins einweihen. In der Aeſthetik, der Lehre vom Schönen ſind wir auf dem Punkte angelangt, wo Wiſſenſchaft und Kunſt zuſammentreffen, und ſo finden wir an der Spitze des nationalen Schulſyſtems die Kunſt, als die höchſte Offenbarung des nationalen Geiſtes und der nationalen Schöpferkraft. Auch die ſchönen Künſte müſſen Gegenſtand nationaler Fürſorge ſein; ſie bilden den ſchönſten Schmuck der Republiken, und ſind die Symbole, in denen ſich das ganze Weſen eines Volkes offenbart.

Hiemit haben wir die kurze Scizze vollendet, wie wir uns das nationale Schulſyſtem denken. Neben dieſen drei großen Gruppen von Erziehungsanſtalten gibt es nun noch Spezialſchulen, welche einer beſonderen Berückſichtigung bedürfen. Schullehrerſeminare, Ackerbauſchulen, Schulen für techniſche Zwecke, Handelsſchulen u. ſ. w. bilden die nothwendigen Ergänzungen des ganzen Schulſyſtems. Dieſe Spezialſchulen müſſen ſich an das reguläre Schulſyſtem anſchließen, an die Mittelſchulen und Univerſitäten, damit der organiſche Zuſammenhang des Schulſyſtems nicht verloren geht. Z. B. Schullehrerſeminare können in Verbindung mit den Mittelſchulen ſtehen, in denen der angehende Lehrer mit den allgemeinen Wiſſenſchaften bekannt wird, zu gleicher Zeit, daß er beſonders in der Pädagogik erzogen wird, und Gelegenheit hat, in den Elementarſchulen ſich praktiſch in ſeinem Berufe zu üben. So ſollten die Ackerbauanſtalten, Bauſchulen u. ſ. w. mit den Univerſitäten verbunden ſein, damit die theoretiſchen Fächer, die mit den ſpeziellen, praktiſchen Berufen

Digitized by Google

verbunden ſind, ihre vollſtändige Behandlung finden. Dadurch wird auch in den Spezialſchulen immer der Strom der Wiſſenſchaft flüſſig erhalten.

Ueberhaupt kann man nur dann von einem nationalen Schulſyſtem ſprechen, wenn alle verſchiedenen Unterrichtsanſtalten in Wechſelwirkung mit einander ſtehen, ſich gegenſeitig ergänzen und einen zuſammenhängenden Organismus bilden, der dem Organismus, dem „Kosmos" der Wiſſenſchaften, ſelbſt analog iſt.

Einige Kapitel aus L. Agaſſiz.

Abhandlung über Klaſſifikation des Thierreichs.

(Ueberſetzt von Dr. D. F. Weinland in Cambridge, Maſſ.)

Erſtes Kapitel.

Die Grundverhältniſſe der Thiere zu einander und zu der Welt, in der ſie leben, als die Baſis des natürlichen Syſtems der Thiere.

§ 1.

Die leitenden Grundzüge eines natürlichen zoologiſchen Syſtems ſind alle in der Natur begründet.

Die meiſten neueren zoologiſchen und botaniſchen Syſteme ſuchen in den Eigenthümlichkeiten der Struktur den wichtigſten, wo nicht den einzig ſicheren Eintheilungsgrund. Durch dieſe Anſchauungsweiſe ſcheint mir aber die Grundlage eines natürlichen Syſtems zu eng gelegt; einige der ſchlagendſten Charakteriſtiken der beiden organiſchen Reiche werden von der Betrachtung ausgeſchloſſen, und namentlich bleibt es immer zweifel-

Digitized by Google

haft, in wie weit die ſo zu Stande gekommene Anordnung in der Natur begründet und in wie weit ſie nichts iſt, als der Ausdruck unſeres Takts und unſeres Dafürhaltens in Beziehung auf höheren oder niedereren Werth jener Strukturverſchiedenheiten.

Die Embryologie verſchiedener Wirbelthiere und namentlich die der Schildkröten, die ich in den letzten Jahren ſtudirte, haben mir vielfache Gelegenheit gegeben, die Veränderungen, die während der Entwicklung eines Thieres auftreten, mit den ſtehenden Charakteren der erwachſenen Thiere anderer Typen zu vergleichen, und ich glaube gefunden zu haben, daß noch ganz andere, als Strukturverhältniſſe, in Betracht kommmen müſſen, wenn es ſich darum handelt, die natürlichen Beziehungen der Thiere zu einander und zu der Welt, in der ſie leben, auszudrücken, d. h. das natürliche Syſtem zu gründen.

Bei der Betrachtung dieſer verſchiedenen Punkte werde ich nothwendig auf Fragen zu ſprechen kommen, die bis auf den Urſprung der organiſirten Weſen zurückgehen und manche Punkte berühren müſſen, die jetzt gerade von meinen Fachgenoſſen diskutirt und theilweiſe vor das geſammte gebildete Publikum Deutſchlands gelegt worden ſind. Ich werde jedoch Polemik durchaus vermeiden, und nur verſuchen, die Reſultate meines eigenen Studiums und Nachdenkens ſo klar als möglich zu geben.

Es gibt kaum eine Frage in der Naturgeſchichte, worüber die Anſichten ſo getheilt ſind, als die über Klaſſifikation. Zwar haben die Naturforſcher nie die Nothwendigkeit derſelben geläugnet, im Gegentheil mit dem Beginn des naturwiſſenſchaftlichen Studiums begann man auch die Nothwendigkeit zu fühlen, die Gegenſtände der Unterſuchung auf eine natürliche Weiſe zu ordnen, und Buffon ſelbſt, der ſeine große Naturgeſchichte mit dem Beweis begann, daß die Natur kein Syſtem kenne, beſchloß ſein Werk mit einer Eintheilung der Vögel in verſchiedene Gruppen. Aber wie verſchieden wurde von den verſchiedenen Naturforſchern die Syſtematik aufgefaßt! Nicht nur wurden denſelben Charakteren von den verſchiedenſten Forſchern die verſchiedenſten Werthe beigelegt, ſondern ſie waren und ſind noch heute über den Werth des Syſtems ſehr verſchiedener Meinung. Während Einzelne anerkannten, daß ihr Syſtem nur ein künſtliches ſei und an der Möglichkeit eines natürlichen zweifelten, haben andere ihr Syſtem als vollſtändig in der Natur begründet angeſprochen. Aber mögen dieſe Syſteme Anſpruch auf den Namen eines künſtlichen oder eines natürlichen gemacht haben, ſo viel ſcheint mir ſicher, daß ſie allgemein betrachtet wurden als die menſchliche Auffaſſung naturwiſſenſchaftlicher Gegenſtände, und nicht als die Offenbarung und Realiſirung eines göttli-

chen Schöpfungsplanes *]. Nur über Einen Punkt ſcheinen die verſchiedenen Syſteme einig zu ſein, nämlich über die Exiſtenz von Arten [species] in der Natur, welche mit gewiſſen Eigenthümlichkeiten beſtehen, wenigſtens für eine gewiſſe Zeitepoche; denn ſelbſt die Unveränderlichkeit der Arten iſt in Frage geſtellt werden **]. Wenn wir aber über die Arten hinaus zu anderen zoologiſchen Gruppen, den Gattungen, Familien ꝛc. kommen, ſehen wir die Anſichten über deren Werth weit aus einander gehen. Während der Begriff der Gattung noch nicht als ein natürlicher angeſehen wird, wenn auch nicht als in derſelben Weiſe in der Natur begründet, wie der der Art, finden wir die Begriffe Familie, Ordnung und Klaſſe gewöhnlich nur mehr oder weniger in dem Licht angeſehen, daß ſie das Studium, die Ueberſicht ꝛc. erleichtern. In der That iſt die Gleichgültigkeit, mit der man Syſtematik jetzt gewöhnlich betrachtet, im Vergleich mit dem Fortſchritt, den die Wiſſenſchaft in allen ihren übrigen Zweigen macht, unbegreiflich. Ich bin der Ueberzeugung, daß es Fragen von der größten Wichtigkeit ſind, die die Grenzen der Arten, der Gattungen, der Familien, der Ordnungen, der Klaſſen ſind, wie ſich die Klaſſen unter einander verhalten und ob alle dieſe Begriffe gleicherweiſe in der Natur begründet ſind.

Hat Linnee Recht, der nur wenige Klaſſen Ordnungen und Gattungen im Thierreich kennt, oder Cuvier und Bär, die vier grundverſchiedenen Zweige ***) (Typen, branches) annehmen, die wieder in Klaſſen u. ſ. w.

---

*) Ausdrücke wie: A. hat aus dieſer Art eine Gattung gemacht, B. gründet auf dieſe oder jene Art ſeine Gattung, oder die Ausdrücke meine oder ſeine Art, Gattung, Familie, Syſtem beweiſen dieß deutlich genug. Die es Eigenthumsrecht oder Vaterſchaft hat aber nur in ſoweit Wahrheit, als jene Produkte nicht in der Natur begründet ſind.

**) Lamarck (I. B. de] Philosophie zóologique, Paris. 1809. 2 vols. 8; vo 2de edit., 1830. — Powell Essays on the Spirit of the Inductive Philosophy etc, Londen, 1855, 1 vol. 8 vo. Vergleiche auch die 15. Abtheilung unten.

***) Ich nenne die vier Typen von Bär, oder branches von Cuvier (von L. Agaſſiz in demſelben Sinne in die engliſche Sprache eingeführt) deutſch „Zweige“. Wenn man das ganze Thierreich einem Baume vergleicht, einen Vergleich, den ich unten in meinem Aufſatz über die Reihen im Thierreich als den trefflichſten ausführen werde, ſo iſt wohl die einfache Ueberſetzung von branche nämlich „Zweig“ der beſte Ausdruck. Die Protezoen, mit deren Einordnung unter die vier anderen Typen, wie L. Agaſſiz es thut, ich nicht einverſtanden bin, ſind die Thiere, die den Stamm dieſes Baumes bilden und von denen die vier Zweige ausſtrahlen. Ich möchte daher vorſchlagen, ſie im Deutſchen „Stammthiere“ zu nennen. Den Ausdruck „Typus“ brauchen wir in unſerer Wiſſenſchaft als einen allgemeinen Begriff, der über allen jenen Begriffen ſteht, und wir werden z. B. ebenſowohl von einem Typus der Wirbelthiere, als von dem

Digitized by Google

abgetheilt ſind? *) Wenn man ſieht, wie ſeit Linnee jeder Naturforſcher ſich dieſer Begriffe bei ſeinen Unterſuchungen bedient hat, ſo ſcheint es doch der Mühe werth, zu fragen, was meinen denn am Ende dieſe Begriffe?

Insbeſondere aber muß dieſe Frage ſich dem Naturforſcher aufdringen, der die verſchiedenen Entwicklungsſtufen höherer Thiere mit den ausgewachſenen Thieren niederer Typen vergleicht.

Ehe ich aber weiter zu ſolchen Betrachtungen übergehe, will ich den Stand der Frage an einem Beiſpiel klar zu machen ſuchen. Geſetzt der Fall, daß von den Hunderttauſenden von Gliederthieren, die heute auf unſerer Erde leben, nur der Flußkrebs exiſtirte als der einzige Repräſentant dieſes ſo mannigfaltigen Typus, wie würden wir dieſe Thierart in unſer zoologiſches Syſtem einführen? Etwa einfach als Eine Gattung mit Einer Art neben all den andern Zweig-Klaſſen, Ordnungen, Familien u. ſ. w. oder als Eine Familie mit Einer Gattung und Einer Art, oder als Eine Klaſſe mit Einer Ordnung und Einer Gattung, oder als Eine Klaſſe mit Einer Familie und Einer Gattung? Und würden wir in einem ſolchen Fall neben drei anderen großen Zweigen des Thierreichs neben den Wirbelthieren, Weichthieren und Strahlthieren einen vierten Zweig, den der Gliederthiere, auf jenen Einen Flußkrebs begründen, oder aber wäre es vielleicht am beſten, ihn mit einem einzigen Namen von allen andern Thieren auszuſcheiden und den anderen gegenüberzuſtellen? Die Betrachtung eines ſolchen Falls führte mich zu den folgenden ausführlichen Unterſuchungen, die, wie ich hoffe, am Ende dieſe ſcheinbar ſo verworrene Frage löſen werden.

Um aber den vorliegenden Fall zu beantworten muß ich vorgreifen, und Manches, was in Beziehung auf die Charakteriſtik der verſchiedenen Gruppen [Art, Gattung, Familie u. ſ. w.] im zweiten Kapitel auseinander geſetzt wird, hier als bewieſen vorausſetzen. Wir antworten demnach: Erſtens wir würden in dem Flußkrebs einen vierten Zweig des Thierreichs erkennen neben den drei anderen, den Wirbelthieren, den Weichthieren und den Strahlthieren, denn wir würden ſehen, daß er

---

Typus der Schildkröten, dem Typus der Säugethiere, dem Typus der fußloſen Eidechſen, ferner von einem gewiſſen Typus im Bau des Gehirns, der Extremitäten ſprechen. Wir haben oft der Kürze halber einen ſolchen allgemeinen Begriff ſehr nöthig, und da der Ausdruck Typus ſchon bisher immer ſo gebraucht wird, ſollten wir ihn nicht zu dem Begriff „branch“ „Zweig“ ſpecialiſiren. D. W.

*) Siehe unten Kapitel 3.

nach einem andern Plane gebaut iſt, nämlich nach dem Plane eines vierten Zweigs, des der Gliederthiere. Wenn nun weiter in meinem zweiten Kapitel bewieſen wird, daß ein großer Unterſchied iſt zwiſchen dem Plan ſelbſt und den Mitteln und Wegen, in welchen und mit welchen der Plan ausgeführt wird und daß auf die letzteren der Charakter der Klaſſe ſich gründet, ſo könnten wir bei einer genauen Unterſuchung dieſes einzigen Gliederthiers auch die Klaſſe (der Kruſtaceen) ebenſo gut feſtſtellen, als wenn wir Tauſende von verſchiedenen Krebſen hätten. Weiter hat nun der Flußkrebs eine beſtimmte Form, deren Elemente wir erkennen würden, und wenn wir nur beweiſen würden, daß die Form die Charakteriſtik der Familie iſt, ſo müßten wir ferner die Familie der Aſtakiden aus unſerem Flußkrebs allein beſtimmen können. Weiter außer einem allgemeineren Strukturcharakter, in dem die Fundamentalbeziehungen aller Organſyſteme des Körpers ausgeſprochen ſind, können wir noch ſeine Struktur im Detail ſtudiren und dieſes wird uns die Gattung (Astamo) feſtſtellen. Endlich da der Flußkrebs beſtimmte Beziehungen zur Außenwelt hat, da die Individuen, die zu derſelben Zeit leben, in beſtimmten Verhältniſſen auf die verſchiedenen Theile ſeines Körpers in beſtimmten Proportionen zu einander ſtehen, und da die Körperfläche gewiſſe Verzierungen zeigt, ſo könnten wir auch die Art des Flußkrebſes ſo genau ſchildern, daß man ihn nie mit einer anderen Art derſelben Gattung verwechſeln würde. So hätten wir alſo an dieſem Einen Flußkrebs erkannt den Zweig, die Klaſſe, die Familie, die Gattung und die Art. Aber Ein Begriff würde uns fehlen: die Ordnung. Denn Ordnung bezeichnet für uns den Rang innerhalb der Klaſſe und wird beſtimmt durch einen größeren oder geringeren Grad von Komplikation der Struktur. Um demnach eine Ordnung zu beſtimmen, müſſen wir vergleichen mit andern Ordnungen derſelben Klaſſe. Somit kann nie in Einer Klaſſe eine einzelne Ordnung charakteriſirt werden, ſondern entweder keine oder zwei.

Aber ſind dieß nicht leere Spekulationen? Wer die Geſchichte unſerer Erde kennt, der weiß, daß die allgemeinen Beziehungen die numeriſchen Verhältniſſe und die relative Wichtigkeit aller verſchiedenen Typen des Thierreichs ſtetig ſich verändert haben, bis die gegenwärtigen Verhältniſſe deſſelben ſich feſtgeſtellt hatten. *) Wer ſieht, daß die Indivi-

*) Eine Reihe von Syſtemen der gleichzeitig lebenden Thiere und Pflanzen der verſchiedenen geologiſchen Perioden würde auf's Schlagendſte zeigen, wie verſchieden das Verhältniß war, in dem die Klaſſen Ordnungen nud Familien und ſogar Gattungen und Arten jeder Periode zu einander geſtanden haben. Ich glaube, daß nichts Anderes die verſchiedenen Beziehungen der Pflanzen und der Thiere zu einander ſo klar beleuchten würde

duen, die heute leben, nicht nur beſtimmte Arten, ſondern auch beſtimmte Gattungen, Familien, Ordnungen, Klaſſen, Zweige repräſentiren, der hat wie mir's ſcheint, den Beweis ſchon geführt, daß alle dieſe höheren Begriffe dieſelbe Begründung in der Natur haben, wie der Begriff „Art"; daß die Individuen, die zu Einer Zeit leben, nur eine materielle Exiſtenz haben, indem ſie die Träger ſind nicht nur aller der verſchiedenen Kategorien der Struktur, auf die das Syſtem der Thiere begründet iſt, ſondern auch aller der Beziehungen, welche die Thiere zur umgebenden Welt zeigen. Zeigt dieſes nicht, daß der Begriff Art in der Natur nicht beſteht in einer anderen Weiſe, als die höheren Gruppen, wie man ſo allgemein glaubt?

Wenn wir nun eingeſtandenermaßen durch dieſe Begriffe Zweig, Klaſſe u. ſ. w. das ausdrücken, was die Wiſſenſchaft in Beziehung auf die natürlichen Verhältniſſe der Thiere zu einander erkannt hat, ſo glaube ich, daß die folgende Frage jeden denkenden Menſchen ergreift. Sind dieſe Abtheilungen künſtlich oder natürlich? Sind es Erfindungen des Menſchengeiſtes, die uns das Feld unſerer Kenntniſſe überſichtlich machen und weitere Unterſuchungen erleichtern oder ſind es Offenbarungen einer göttlichen Vernunft, die Kategorien götttlichen Denkens? *) Sind wir vielleicht bis jetzt mit unſern Klaſſifikationsverſuchen nur die unbewußten Dolmetſcher eines göttlichen Ideenſyſtems geweſen und wenn wir in philoſophiſchem Stolz glaubten, wir erfänden Syſteme der Wiſſenſchaft und klaſſifizirten die Schöpfung durch die Kraft unſerer Vernunft, haben wir vielleicht nur in unſeren unvollkommenen Ausdrücken den Plan menſchlich reproduzirt, der gelegt war in der Morgendämmerung der Schöpfung? Sorgfältig tragen wir das Stückwerk unſeres Wiſſens zuſammen, wir überblicken es und freuen uns der Ordnung, die wir in dieſes Chaos eingeführt haben — oder war etwa gar die göttliche Ordnung ſchon drin, ehe noch ein Menſch dachte? Wenn der Naturforſcher die Thiere ſtudirt und Klaſſen und Ordnungen u. ſ. w. macht, gibt er damit vielleicht nur die

---

In allen paläontologiſchen Werken ſind die Thiere aller Epochen auf Ein Syſtem zurückgeführt, das ſich auf die Kenntniß aller bekanten lebenden Thiere gründet. Dieß verwirrt die Klarheit in die Einſicht der Beziehungen, in welchen die lebenden Weſen Einer Schöpfungsperiode zu einander ſtanden, denn jede Epoche hat ihr eigenes Syſtem.

*) Es darf hier nicht überſehen werden, daß ein Syſtem ein natürliches ſein kann, d. h. daß es in jeder Beziehung im Einklang ſteht mit den Thatſachen der Natur und doch von ſeinem Urheber nicht als die Offenbarung der Gedanken Gottes angeſehen wird, ſondern nur als ein Ausdruck einer natürlichen Thatſache, die der menſchliche Verſtand in einer ſyſtematiſchen aber ſubjektiven Form darſtellt oder reproduzirt.

Digitized by Google

Titel des Kapitel eines Buches, das er lieſt, das aber ein Höherer gedacht und geſchrieben hat? Mir ſteht es feſt, daß alle dieſe ſogenannten Syſteme der Koryphäen unſerer Wiſſenſchaft nichts ſind, als Ueberſetzungen der Gedanken des Schöpfers in die Sprache der Menſchen. Aber wenn dem ſo iſt, wenn der menſchliche Verſtand ſo die Thatſachen der Schöpfung erfaſſen kann, daß wir inſtinktmäßig und wie ich ſagte, unbewußt die Dolmetſcher der Ideen Gottes werden, zeugt das nicht auf's Unwiderſprechlichſte unſere Verwandtſchaft mit dem göttlichen Geiſte, und iſt nicht dieſe geiſtige Verwandtſchaft mit dem Allmächtigen unſeres tiefſten Nachdenkens würdig. Wenn es wahr iſt, daß wir nach dem Ebenbild Gottes gemacht ſind, ſo iſt es des Philoſophen werth, durch ſein eigenes Denken dem göttlichen ſich zu nähern, im Studium des eigenen Geiſtes die Natur des göttlichen zu erfaſſen, von welchem jener abſtammt. Oder iſt dieſes etwa unehrerbietiger menſchlicher Stolz? Aber ich frage, was iſt wahrhaft demüthig? der, der eindringend in die Geheimniſſe der Schöpfung ſie in Formeln bringt, die er ſein wiſſenſchaftliches Syſtem nennt, oder der, der in demſelben Streben nur ſeine hehre Verwandtſchaft mit dem Schöpfer erkennt und im tiefſten Dankgefühl für das erhabene Geburtsrecht ſich beſtrebt, der Dolmetſcher deſſen zu ſein, mit dem er in ſolchen Verkehr treten darf, nein, ſeiner Natur nach treten ſoll.

Solche Gedanken dringen ſich auf bei der Klaſſifikation der Thiere. Wenn es bewieſen werden kann, daß der Menſch dieſe ſyſtematiſche Eintheilung der Thiere nicht erfunden, ſondern nur aufgefunden hat, daß dieſe Beziehungen und Verhältniſſe, welche durch die ganze Thier- und Pflanzenwelt ſich durchziehen, im Geiſt des Schöpfers verbunden ſind, daß dieſer vor unſerem geiſtigen Auge leuchtende Schöpfungsplan nicht herausgewachſen iſt als eine nothwendige Gefolge phyſiſcher Geſetze, ſondern daß es der freie Gedankengang eines allmächtigen Verſtandes iſt, der in dieſem reif war, noch ehe er ſich verkörperte; wenn, um es kurz zu ſagen, wir nachweiſen können, daß die Schöpfung überdacht war, bevor Hand an die Ausführung gelegt wurde: dann ſtürzt für immer jene troſtloſe Theorie zuſammen, die uns bei allen Wundern des Weltalls, die wir ihr entgegenſtellen, immer neu auf die Geſetze der Materie verweiſt, die uns unſeren Gott raubt und nichts zurückläßt, als das ewig eintönige Wirken phyſiſcher Kräfte, die Alles, was exiſtirt, an ihre unvermeidliche Nothwendigkeit knüpfen. *) — Ich glaube, unſere Wiſſenſchaft hat jetzt die

*) Ich ſpiele hier nur auf die Lehren des Materialismus an; aber ich muß beifügen, daß es Phyſiker gibt, die ſich nicht würden Herren Materialiſten heißen laſſen, aber doch geneigt ſind, zu glauben, daß ſie Alles erklärt haben, wenn ſie die Geſetze der Phyſik erkannt und deren göttlichen Urſprung anerkannt haben, ſogar wenn ſie nur die Erſcheinungen der

Digitized by Google

Höhe erreicht, auf welcher wir eine ſolche Unterſuchung wagen dürfen. Der Beweis für das Daſein eines denkenden Schöpfers gründet ſich gewöhnlich auf den Zuſammenhang von Mittel und Zweck; auch auf dieß ſind z. B. die Bridgewater-Bücher begründet *]. Aber dieß ſcheint mir

---

unorganiſchen Welt zum Gegenſtand ihrer Unterſuchung gemacht haben, als wenn es keine lebenden Weſen in der Welt gäbe, und als wenn dieſe lebenden Weſen nichts zeigten, was nicht auch in der unorganiſchen Welt vorkäme. Indem ſie die ideale Verknüpfung zwiſchen Reihen von Erſcheinungen für Kauſalzuſammenhang nehmen, können ſie keinen Unterſchied mehr ſehen zwiſchen einem ungeſetzmäßigen und freien, einem unabhängigen und einem ſelbſtmächtigen Handeln eines höheren Geiſtes, und ſie nennen es Myſtizismus, wenn man nur auf ein immaterielles Prinzip in den Thieren anſpielt, während ſie ſelbſt ein ſolches im Menſchen annehmen. (Vergl. Powell, Eſſay ꝛc, § 478, 335 und 466). — Ich möchte weiter bemerken, daß wenn ich von Schöpfung im Gegenſatz zu Reproduktion ſpreche, ich nur auf den Unterſchied anſpielen will zwiſchen dem regelmäßigen Lauf der Dinge in der Natur und der erſten Aufſtellung dieſer Ordnung der Dinge, ohne daß ich das Eine oder das Andere erklären wollte; denn in welcher Art und Weiſe auch irgend ein Zuſtand der Dinge, der für eine Zeitlang auf der Erde beſtanden hat, in's Leben gerufen worden iſt, ſo viel iſt klar, daß ſeine Aufſtellung und ſeine Fortführung durch eine beſtimmte Periode zwei ſehr verſchiedene Dinge ſind, wie oft ſie auch irrthümlich identifizirt worden ſein mögen. Weiter iſt es klar, daß die Geſetze, welche die Erſcheinungen der materiellen Welt (im Gegenſatz zur organiſchen] erklären, durchaus noch nicht die Exiſtenz lebender Weſen erklären können, obgleich dieſe einen materiellen Körper haben, wenn nicht thatſächlich bewieſen werden kann, daß das Wirken dieſer Geſetze ſeiner Natur nach ſolche Weſen hervorbringt. Die Verſuche von Croß ſind bis heute die einzigen, die ein ſolches Reſultat zu liefern ſchienen. Ich weiß nicht, was Phyſiker darüber denken, aber ich weiß, daß es kaum einen Zoologen gibt, der ſie nicht für einen reinen Mißgriff hält. Wo immer das Leben die phyſikaliſche Welt mit all ihren eigenthümlichen Erſcheinungen ſich aneignet, bringt es immer noch weitere Erſcheinungen hervor, die dem Leben eigenthümlich, von höherer Ordnung und nicht durch phyſikaliſche Agentien zu erklären ſind. Der Umſtand übrigens, daß das Lebendige ſo tief in der unorganiſchen Natur wurzelt, führt leicht in die Verſuchung, das Eine mit dem Anderen zu erklären, aber wir werden bald ſehen, wie trügeriſch dieſe Verſuche waren.

*) Die Bridgewaterbücher über die Macht, Weisheit und Güte Gottes, wie ſie ſich geoffenbart hat in der Schöpfung: Chalmers, (Thomas.) The Adoptation of external Nature to the Moral and Intellectual Constitution of Man, Glasgow, 1839, 2vols. 8vo. — Kidd, (John), On the Adoptation of External Nature to the physical condition of Man, London, 1833, 1 Vol., 8vo. — Whewell, (Will,) Astronomy and General Physics considered with Reference to Natural Theology, London 1839, 1 Vol. 8vo. — Bell (Charles,) The Hand, Its Mechanism and Vital Endowments, as evincing Design, London, 1833, 1 Vol. 8vo.— Roget, (Peter Mark,) Animal and Vegetable Physiology, considered with Reference to Natural Theology, London, 1834, 2Vol., 8vo. — Buckland, (Will) Geology and Mineralogy considered with Reference to Natural Theology

Digitized by Google

nicht zu genügen, denn wir können begreifen, daß das natürliche Wirken der Dinge auf einander in einer ſolchen Harmonie des Univerſums enden müßte, wo alles in einander und zu einander paßt; auch jener Beweis, der von der Harmonie des Organs und ſeiner Funktion genommen iſt, ſcheint mir durchaus nicht genügend, denn er iſt über eine gewiſſe Grenze hinaus nicht einmal wahr. Finden wir doch Organe ohne Funktionen, z. B. die Zähne des Walfiſches, die nie durch das Zahnfleiſch durchbrechen, ferner die Brüſte bei allen männlichen Säugethieren; *) dieſe und ähnliche Organe ſind beibehalten einem gewiſſen Geſetz der Grundſtruktur zu lieb, das ſich noch Geltung verſchafft auch da, wo es nicht mehr zur Erhaltung des Thieres weſentlich iſt. Das Organ bleibt, nicht für die Verrichtung einer Function, ſondern mit Beziehung auf einen Plan **]. Dieß könnte uns erinnern an das, was wir an menſchlichen Bauten ſehen, wo der Symmetrie und Harmonie zu lieb dieſelben Kombinationen beibehalten ſind, wenn ſie auch nicht mehr von irgend praktiſchem Werth ſind. —

Ich entſage jedem Zeugniß für meine Behauptung, das nicht zur Sache gehört, ſo wie ich keine Folgerungen hereinbringen will, die nicht unmittelbar aus der Betrachtung meines Gegenſtandes fließen, aber ich kann und will das enge Verhältniß, in welchem die Thatſachen der wiſſenſchaftlichen Unterſuchung zu den jetzt eben beſprochenen Discuſſionen über den Urſprung der organiſchen Weſen ſtehen, nicht überſehen. Und obgleich ich manche kenne, die es für ſehr unwiſſenſchaftlich halten, zu glauben, daß Denken nicht ein Attribut der Materie iſt, und daß es einen weſentlichen Unterſchied gibt zwiſchen unorganiſchen Dingen und leben-

---

London, 1836, 2 Vol. 8vo; 2d edition 1837. — Kirby, (Will) The Power, Wisdom and Goodness of God. as Manifested in the Creation of Animals and in their History, Habits and Instincts, London 1835, 2 Vol., 8vo. — Prout, (Will.,) Chemistry, Meteorology and the Function of Digestion considered with Reference to Natural Theology London 1834. 1 Vol. 8vo. Vergleiche auch: Strauss Duirkheim, (Herc.) Theologie de la Nature, Paris, 1852, 3 Vol. 8 vo. — Miller, (Hugh) Footprints of thé Creator, Edinburgh, 1849. 1 Vol. 12 mo. — Babbage, (C.) The Ninth Bridgewater Treatire, a Fragment, London, 1838, 1 Vol. 8 vo; 2d edit.

*] Dieſer Vergleich ſcheint mir trefflich gewählt. Denken wir nur an unſere deutſchen Münſter, wo die feinſten Verzierungen, die ſchönſten Statuetten und Kapitäler überall gleich ausgearbeitet ſind, auch an Stellen, wo ſie nie ein menſchliches Auge erreicht. D. W.

**) Dieſe Einheit der Struktur in demſelben Typus zeigt ſich z. B. ſehr deutlich in dem Skeletbau eines klumpfüßigen aber floſſenfüßigen Thiers, deſſen Finger keiner Bewegung fähig, aber dennoch aus derſelben Anzahl von Knochen zuſammengeſetzt ſind, als die eines anderen von demſe ben Typus, wo die Finger die freieſte Beweglichkeit haben.

Digitized by Google

den und denkenden Weſen, ſo will ich mich doch nicht durch dieſe Anmaßungen einer falſchen Philoſophie abhalten laſſen, meine Ueberzeugung dahin auszuſprechen, daß ſo lange es nicht bewieſen iſt, daß Materie oder phyſiſche Kräfte wirklich denken, jede Manifeſtation eines Gedankens als Beweis der Exiſtenz eines denkenden Weſens als des Urhebers eines ſolchen Gedankens angeſehen werden muß, und ſehe deßhalb einen gedachten und unſerem Denken zugänglichen Zuſammenhaug zwiſchen den Erſcheinungen der Natur als direkten Beweis der Exiſtenz eines denkenden Gottes an, *) ebenſo ſicher als der Menſch denkt, wenn er dieſe natürlichen Beziehungen erkennt.

Da ich kein didaktiſches Werk ſchreibe, ſo will ich nicht eingehen in eine Einzelbeſchreibung der Thatſachen, auf die ſich dieſe meine Betrachtungen gründen, außer ſoweit eine ſolche alſo bis zur Beweisführung ſelbſt erforderlich iſt, auch will ich nicht lange bei den Schlußfolgerungen verweilen, zu denen der Gang des Beweiſes führt, ſondern nur an die Grundzüge des Beweiſes erinnern, indem ich eine vollkommene Bekanntſchaft mit allen den Thatſachen, auf die ich mich berufe, vorausſetze, ſo weit ſie ſich z. B. auf die Verwandtſchaft der Thiere beziehen, oder ihre anatomiſche Struktur, ihre Lebensweiſe, geographiſche Verbreitung, ihre Embryologie, ihr geologiſches Auftreten und die Charaktere, die ſie der jedesmaligen Fauna einer Epoche geben. **] Denn ich gehe von dem

*) Ich weiß wohl, daß die größten Forſcher unſerer Zeit die Aufgabe der Wiſſenſchaft am Ende glauben. ſobald die allgemeinſten Beziehungen der natürlichen Erſcheinungen feſtgeſtellt ſind. Die Frage nach den primitiven Urſachen ihrer Exiſtenz ſcheint ihnen entweder als dem Menſchen überhaupt unerreichbar, oder doch eher zur Philoſophie, als zur Naturwiſſenſchaft gehörig. Der Name Gottes ſcheint dieſen nicht in ein wiſſenſchaftliches Werk zu gehören, wie wenn die Kenntniß der wirkenden Kräfte zweiten Ranges allein der würdige Gegenſtand ihrer Unterſuchungen wäre, und wie wenn die Natur nichts über ihren Urheber lehren könnte. Viele andere hinwiederum wagen nicht, ihren Glauben an einen Welt ſchaffenden und Welt erhaltenden Gott auszuſprechen, entweder weil ſie fürchten, man möchte ſie für Parteigänger des Klerus oder von Sekten halten, oder ſie möchten mit jenem ausgeſprochenen Glauben auch das alte Teſtament als Richtſchnur und Probierſtein für ihre wiſſenſchaftlichen Reſultate annehmen müſſen. Die Wiſſenſchaft kann übrigens nur gewinnen, wenn ſie ſich in ihren Schranken hält, und nichts kann ihrer wahren Würde mehr ſchaden, als ſolche Diskuſſionen, wie ſie in der letzten Verſammlung der deutſchen Naturforſcher zu Göttingen vorkamen und welche ſeitdem in einzelnen Broſchüren fortgeſetzt wurden, in denen Bigotrie mit perſönlichen Angriffen wetteifert.

**) Manche Punkte, die bis jetzt wenig von Naturforſchern unterſucht ſind, welchen ich aber in den letzten Jahren beſondere Aufmerkſamkeit geſchenkt habe, ſind hier nur in aphoriſtiſcher Form gegeben, als Reſultate ausgedehnter Unterſuchungen, die ich noch nicht publizirt habe. Dieſe Punkte werde ich in meinen folgenden Bänden ausführlich

Digitized by Google

Grundſatz aus, daß iſolirte und unverbundene Thatſachen von geringem Werth ſind bei der Betrachtung des ganzen Plans der Schöpfung, und daß ohne eine überſichtliche Betrachtung aller der obengenannten wiſſenſchaftlichen Thatſachen zuſammen wir nie zu einem natürlichen Syſtem der Thiere gelangen werden.

Wir wollen nun einige jener Punkte ſpezieller betrachten.

(Fortſetzung folgt.)

Materialismus und Spiritualismus

von

Dr. Pretſch.

Der Grund, warum der Streit zwiſchen den Anhängern des Materialismus und denen des Spiritualismus zu keinem andern Reſultate führen kann, noch je führen wird, als den, das Blut der Streiter unnöthig zu erhitzen und zu Perſönlichkeiten Veranlaſſung zu geben, liegt einfach wohl darin, daß beide Parteien zu ſtarr an den alt hergebrachten Ideen über Stoff und Geiſt feſthalten. Ich muß geſtehen, daß mir auf der einen Seite der Spiritualismus zu dunſt- und nebelhaft, zu unerfaß- und unergreifbar vorkomme, als daß ich mich entſchließen könnte, ihm zu huldigen, während auf der andern Seite der moderne grobe Materialismus — grob in mehr, als einer Beziehung — trotz ſeiner vielgeprieſenen Wiſſenſchaftlichkeit, nie anders, als abſtoßend auf mich gewirkt hat.

---

behandeln oder in einem eigenen Werk „Ueber den Plan der Schöpfung". (Vergl. Agaſſiz [L.] On the difference between Progressive, Embryonic and Prophetic Types in the Succession of Organised Beings, Proceed. 2d. Meeting Amer. Assoc. for the Advancement os Science, held at Cambridge in 1849. Boston, 1 Vol. 8vo., p. 432]. Mittlerweile beziehe ich mich in meinen Anmerkungen auf ſolche Werke, welche Material für ſolche Unterſuchungen enthalten, wenn auch in einem anderen Lichte aufgefaßt. Ich möchte nur noch beifügen, daß ich in dieſen Citaten durchaus nicht auf alle Schriftſteller, die dieſe Punkte berührt haben, Rückſicht nehmen konnte, ſondern nur auf die hervorragendſten und reichſten und hier und da auf ein Elementarwerk, das die Sache kurz und faßlich zuſammenfaßte.

Digitized by Google

Meine Sympathien neigen ſich indeſſen mehr dem Spiritualismus zu, und ich freue mich allemal, wenn ich einen Kämpfer auftreten ſehe, der dem in neueſter Zeit allüberall, in wiſſenſchaftlichen Journalen, wie in politiſchen Blättern, in ſogenannten freien Gemeinden, wie auf den Bierbänken ſich breitmachenden groben Materialismus mit Entſchiedenheit entgegentritt. Daher kann ich auch nicht umhin, ſolche wackere Kämpfer mit Rath und That zu unterſtützen, und ihnen zuzurufen, ſich von ihren Gegnern mit dem Geſchrei der Wiſſenſchaftlichkeit nicht in's Bockshorn jagen zu laſſen, da die Naturwiſſenſchaften, trotz aller Verſicherungen des Gegentheils, durchaus noch nicht ſo weit vorwärts geſchritten ſind, um die Erörterung der Frage: „ob es einen Geiſt gebe?" und „was das für ein Ding ſei?" eine entſcheidende Stimme abzugeben.

Die Materialiſten wollen keine andere Materie anerkennen, als die etlichen 60 Elemente mit ihren verſchiedenen Verbindungen, die ihnen der Chemiker vermittelſt Retorte und Schmelztiegel darſtellen kann, und ſcheinen ganz und gar zu vergeſſen, daß der Phyſiker auch noch einen Licht- und einen Wärmeäther als exiſtirend anerkennt. Auch die Anſichten der Phyſiker über Elektrizität, Galvanismus und Magnetismus ſind derzeit noch verſchieden; manche betrachten ſie als den materiellen Körpern inhärirende Kräfte, andere aber ſprechen von ihnen als von Flüſſigkeiten, nennen ſie fluida; allerdings eine unbeſtimmte Benennung, welche jedoch anzeigt, daß man ſich unter ihnen etwas Stoffliches, Materielles, nur von feinerer, geiſtigerer Beſchaffenheit, als die uns bekannten chemiſchen Stoffe vorſtellt.

Geſetzt nun der Fall, ich behaupte, die Seele ſei ein aus Lichtäther, Wärmeäther, Elektricität, Galvanismus, und Magnetismus in gewiſſen Proportionen zuſammengeſetztes Weſen. Was wollen Sie darauf antworten, meine Herren Materialiſten? Können Sie beweiſen, daß es nicht ſo iſt, nicht ſo ſein kann? Stehe ich, indem ich dieſe Behauptung aufſtelle, nicht ebenſo gut auf dem Boden der Wiſſenſchaft, wie Sie? Ja iſt meine Behauptung nicht ſogar in beſſerem Einklange mit den Naturwiſſenſchaften, als die Ihrige, welche die Exiſtenz der Seele wegleugnet, und die, um nicht Schiffbruch zu leiden, die Exiſtenz von Lichtäther Wärmeäther, Elektricität ꝛc. zu ignoriren gezwungen iſt? Ja, ſagen Sie vielleicht, wir geben zu, daß alle dieſe Dinge exiſtiren, aber ſie ſind immaterieller Natur, ſind an die groben materiellen Stoffe gebunden, können ohne dieſelben nicht forterixſtiren, ſie entſtehen mit ihnen und vergehen mit ihnen; ſie ſind bloße Kräfte, Eigenſchaften der Materie, aber keine ſelbſtſtändigen Stoffe, können alſo auch nicht ſich ſelbſtſtändig zu einem Weſen vereinigen.

Meine Herren, dies iſt eine Behauptung, die auch des Beweiſes be-

Digitized by Google

darf, und nicht im Geringſten ſtichhaltig iſt, ſobald wir die Manifeſtation der erwähnten Dynamide näher in's Auge faſſen. Kann ich nicht die Elektrizität, wie eine andere Flüſſigkeit, auf Flaſchen füllen und Meilen weit forttragen? Läuft die Elektricität, wenn ich zuviel davon auf eine Flaſche fülle, nicht über — explodirt — wie jeder anderer flüſſige Stoff? Kann ich nicht Waſſer magnetiſiren, d. h. das magnetiſche Fluid in's Waſſer miſchen, wie Hunderte von Verſuchen mit ſenſitiven Perſonen, welche unter mehreren Gläſern mit Waſſer ohne Fehl das magnetiſirte auszufinden wußten, bewieſen haben? Geſchieht nicht die Reflexion des Lichtes und der Wärme nach dem nämlichen Geſetze, nach welchem ein an die Wand geworfener elaſtiſcher Körper, z. B. ein Ball, von derſelben abprallt? Wenn ich alſo Licht und Wärme grade wie einen Ball behandeln kann, müſſen ſie da nicht ebenſo gut, wie ein Ball, unabhängig von andern Stoffen exiſtiren können?

Wir haben mit der Unterſuchung des Weſens der ſogenannten Imponderabilien ſchon das Bereich der Wiſſenſchaft, d. h. deſſen, was wir g e w i ß und ſ i c h e r wiſſen, überſchritten, und befinden uns im Reiche der Hypotheſen. Da wir aber einmal ſo weit vorgeſchritten ſind, ſo ſei es mir erlaubt, auch noch einige Schritte weiter zu gehen und die Frage zu beantworten zu ſuchen, ob dieſe Imponderabilien, welche uns unter den Namen des Lichtes, der Wärme, der Elektricität, des Galvanismus und des Magnetismus bekannt ſind, wirklich zu den materiellen Körpern gezählt werden können, und ob ſie verſchieden von den uns bekannten materiellen Stoffen oder mit ihnen identiſch ſind. Denn ehe wir über dieſe Frage im Reinen ſind, können wir unmöglich Unterſuchungen über das Weſen des menſchlichen Geiſtes anſtellen. Wir müſſen die Kluft zu überbrücken ſuchen, welche derzeit noch die Phyſik von der ſogenannten Metaphyſik trennt.

Zur Zeit, als die elektrolytiſche Kraft des galvaniſchen Stromes bekannt wurde, war es namentlich der bekannte Naturforſcher Davy, welcher eine große Anzahl darauf bezüglicher Experimente mit Hülfe einer der ſtärkſten galvaniſchen Batterien anſtellte. Unter dieſen Experimenten waren es namentlich einige, welche merkwürdige Reſultate lieferten, und die uns dienen ſollen, die uns geſtellten Fragen zu beantworten. Davy zeigte nämlich durch jene Experimente, daß es nicht nur möglich ſei, mit Hülfe des galvaniſchen Stromes verſchiedene zuſammengeſetzte Stoffe, wie z. B. Salze, zu zerſetzen, ſondern daß man die ausgeſchiedenen Stoffe auch aus einem Gefäße in ein anderes hinuberleiten könne, ſobald die 2 Gläſer durch einen Conduktor mit einander verbunden wären. Dieſer Uebertritt aus dem einen in ein anderes Glas fand ſogar ſtatt, wenn er die Verbindung zwiſchen den beiden Gefäßen durch ſich ſelbſt herſtellte d. h.

Digitized by Google

wenn er ſeinen eigenen Körper zum Conduktor machte. Es mußte alſo, um in's zweite Gefäß zu gelangen, der hinübergeleitete Stoff durch den menſchlichen Körper hindurchgegangen ſein.

Dieſe Experimente ſind ſeit jener Zeit, d. i. ſeit ungefähr 50 Jahren oft wiederholt worden und dennoch ſcheint es Niemand eingefallen zu ſein, eine Erklärung für dieſe merkwürdigen Erſcheinungen zu geben. Und doch liegt dieſe Erklärung ſo nahe, daß man nicht weiß, wie es möglich war, daß von allen Phyſikern auch nicht Einer auf dieſelbe gekommen ſein ſollte.

Alle Körper ohne Ausnahme präſentiren ſich uns unter einer oder der andern von 3 verſchiedenen Aggregatformen. Sie ſind entweder feſt, oder tropfbarflüſſig, oder gasförmig. Man nimmt an, daß alle Körper unter gewiſſen Umſtänden alle dieſe 3 Aggregatformen annehmen können. In welcher von dieſen Aggregatformen ſind nun die oben erwähnten Stoffe aus dem einen Gefäße in's andere hinüber gewandelt? In der feſten? Das iſt nicht möglich, ſonſt müßte man ihren Uebergang deutlich bemerkt haben. In der flüſſigen? Auch da müßte eine Strömung beobachtet worden ſein. In der gasförmigen? Auch nicht, denn der Uebergang von Luftbläschen hätte dem oberflächlichſten Beobachter nicht entgehen können. Aber nicht nur war der Uebergang der ſchärfſten Beobachtung unſichtbar, ſondern geſchah auch in der Regel ſo ſchnell wie der Blitz; wenigſtens gelang es bis jetzt noch keinem Beobachter, trotz mannichfacher Verſuche, den Stoff bei ſeinem Uebergang in's andere Gefäß unterwegs zu ertappen, trotzdem daß man während des Uebergangs mit aller möglichen Eile die galvaniſche Strömung zwiſchen den 2 Gefäßen unterbrach.

Da nun die Stoffe, wie wir geſehen haben, unmöglicherweiſe im feſten, flüſſigen oder gasförmigen Zuſtande aus einem Gefäße in das andere übergegangen ſein können, ſo müſſen ſie es in einem andern, dem Galvanismus oder der Elektricität ähnlichen Zuſtande gethan haben, und iſt dies der Fall, ſo ergeben ſich für die Körper nicht 3, ſondern 4 verſchiedene Aggregatformen, nämlich: 1. die feſte, 2. die flüſſige, 3. die gasförmige und 4. die dynamiſche.

Seit ich zum erſtenmale dieſe Hypotheſe aufſtellte, habe ich mancherlei über die Erſcheinungen des Galvanismus geleſen, was mich in der Meinung, daß meine Anſicht eine richtige ſei, beſtärken mußte. So las ich erſt vor Kurzem in einem Buche (A. Bernſtein, aus dem Reiche der Naturwiſſenſchaften, ein Werk, das ich Jedem, der eine populäre Darſtellung der Naturwiſſenſchaften zu leſen wünſcht, vor allen andern derartigen Schriften empfehlen möchte, —) die Beſchreibung eines Experimentes, welches zu intereſſant iſt, um die betreffende Stelle hier nicht wörtlich mitzutheilen.

Digitized by Google

Es heißt in dem erwähnten Buche Band 5, Seite 150 ꝛc.

„Dieſe Entdeckung, [nämlich der Uebergang chemiſcher Stoffe aus einem Gefäße in das andere unter Einwirkung des galvaniſchen Stromes) führte zu weiteren Verſuchen, welche Becquered und Fabre — Palaprat in Paris anſtellten, und die noch auffallendere Reſultate lieferten. Der Hauptſächlichſte dieſer Verſuche iſt folgender:

„Es iſt nämlich eine allen Chemikern ganz bekannte Thatſache, daß wenn der chemiſche Stoff Jod zu irgend einer Art Stärkemehl gebracht wird, dies ſofort eine blaue Farbe annimmt. Dieſe Eigenſchaft iſt ſo auffallend, daß man dadurch die leiſeſten Spuren von Jod ſofort entdecken kann, wenn man nur ein wenig Stärkemehl zur Hand hat."

„Die genannten Forſcher haben nun folgenden Verſuch angeſtellt. Es wurden beide Arme eines Menſchen vollkommen trocken gemacht, damit die Haut nicht die Elektricität leiten ſollte. Sodann wurde auf den einen Arm ein feuchtes Pflaſter gelegt, das mit Jod-Kalium getränkt war, d. h. mit einer Auflöſung eines bekannten Salzes, das aus einer chemiſchen Verbindung von Jod und Kalium beſteht. Auf den andern Arm brachte man ein Pflaſter, das in gewöhnlichen Kleiſter, alſo in eine Stärkemehl-Auflöſung getaucht war. Nunmehr brachte man an den erſten Arm den negativen Pol eines galvaniſchen Apparates, während man deſſen poſitiven Pol an das Kleiſterpflaſter brachte, und ſchon nach wenigen Minuten wurde das Kleiſterpflaſter blau."

„Woher kam dies? — Auf keinem anderen Wege, als daß der elektriſche Strom das Jodkalium in ſeine Beſtandtheile zerlegte. Kalium, das poſitiv electriſch iſt, blieb an dem negativen Pole und Jod, welches negativ elektriſch iſt, ging durch den Körper des Menſchen in wenigen Minuten zum poſitiven Pol und färbte das dort befindliche Kleiſterpflaſter blau."

„Dies heißt aber nichts weniger, als daß es gelungen iſt, einen Stoff, einen wirklichen Stoff, auf dem Wege des elektriſchen Stromes durch den Körper eines Menſchen hindurch zu transportiren!"

Sollte man es für möglich halten, daß ſelbſt nach ſolchen Experimenten, wie das ebenerwähnte, die Phyſiker noch in Zweifel ſein können über die einzig mögliche Urſache dieſer Erſcheinung? — Das kommt aber Alles davon her, daß die Herren Naturforſcher ſo über alle Maaßen ängſtlich ſind, die Grenzen der ſinnlichen Beobachtung zu überſchreiten. Sie ſehen, mit bewaffneten und unbewaffneten Augen; ſie horchen, mit bewaffneten und unbewaffneten Ohren; ſie fühlen, ſie riechen, ſie ſchmecken, ſie deſtilli-

ren, ſublimiren, amalgamiren, calculiren und vergeſſen beinahe das Denken darüber, das geiſtige Verarbeiten des ſinnlich Wahrgenommenen.

Wohlan, ſehen wir, was ſich für Schlüſſe aus den erwähnten Experimenten ziehen laſſen, unbekümmert darüber, was die gelehrten Herren von uns ſagen möchten. Wir befinden uns auf einem Gebiete, welches die Naturforſcher noch nicht zu betreten gewagt haben, worauf wir uns alſo nach Herzensluſt tummeln können.

(Fortſetzung folgt.)

Die Naturwiſſenſchaften und der Gottesglaube.

Man braucht grade kein Anhänger des abſtrakten Materialismus zu ſein, welcher die menſchliche Wiſſensfreiheit und das menſchliche Selbſtbewußtſein leugnet, um die Hinweiſung auf einen Schöpfer und einen Schöpfungsplan in einem naturwiſſenſchaftlichen Syſteme ungeeignet und im Widerſpruch mit den Prinzipien der Naturwiſſenſchaften zu finden. Wir finden dieſe Hinweiſung ſehr häufig; nicht nur in populären Schriften, welche ſich durch den Anſchein der Rechtgläubigkeit mit den Vorurtheilen der Maſſe verſöhnen wollen, nicht nur in den Schulbüchern, welche von allerlei praktiſchen Rückſichten abhängen, ſondern auch in Schriften, denen man den Charakter ſtrenger Wiſſenſchaft und ſelbſtſtändiger Forſchung nicht abſprechen kann. Wir erinnern hier nur an die vorſtehend mitgetheilte Abhandlung von Dr. Weinland, an die dort genannten berühmten engliſchen Werke, wie an die Arbeiten von Oerſted, Laplace, Littrow ꝛc. Wir können nicht leugnen, daß wir den Namen Gott und den Gottesglauben lieber irgendwo anders ſähen, als in den Naturwiſſenſchaften, die ſich keine größere Inconſequenz zu Schulden kommen laſſen können, als eine jenſeitige, übernatürliche, transcendentale Urſache der natürlichen Dinge anzuerkennen. Denn dies iſt grade die Aufgabe der Naturwiſſenſchaften, die natürlichen Dinge aus ſich ſelbſt und auf natürlichem Wege zu erklären, aus den Erſcheinungen der Natur die Geſetze derſelben abzuleiten, überhaupt den Weg der Induktion und Analyſe zu gehen, und die Geſetze der natürlichen Entwickelung innerhalb und nicht außerhalb der natürlichen That-

Digitized by Google

ſachen zu finden. Allerdings, wir werden von Bewunderung erfüllt, wenn wir die Welt als einen großen Organismus, als eine Harmonie, als einen „Kosmos“ erkennen, in welchem alle einzelnen Glieder unter ſich und mit dem Ganzen in Wechſelwirkung ſtehen, der auf gemeinſamen Grundſätzen beruht, und gemeinſame Zwecke zu erfüllen beſtimmt iſt: aber wenn wir die Urſache dieſer Harmonie der Schöpfung, die uns allerdings in manchen Einzelheiten nicht zur Erſcheinung kommt, aber im Großen und Ganzen unwiderruflich feſtſteht, jenſeits der natürlichen Thatſachen ſelbſt ſuchen wollen, in einem über der Natur erhabenen perſönlichen Willen, dann haben wir den Faden verloren, der uns in die geheimen Werkſtätten der Natur führt, und wir haben ſtatt der Wiſſenſchaft den Glauben. Es mag für Viele das Schiller'ſche Wort noch ſeine Bedeutung haben, „daß es ein holder, freundlicher Gedanke ſei, oben in unerreichten Fernen das Vaterauge zu wiſſen“, und wir würden es für Unrecht halten, irgend einem Menſchen, der dieſes holden, freundlichen Gedankens bedürftig iſt, denſelben zu nehmen; aber mit den Naturwiſſenſchaften iſt es eine andere Sache. Ihre ganze Aufgabe beſteht in der Ergründung der i n n e r e n Geſetze der Natur, und ihr Triumph, beweiſen zu können, daß gemeinſame Geſetze auch gemeinſame Wirkungen in allen Gebieten des Lebens erzeugen, und daß die Harmonie des Weltalls nicht einem mächtigen, übernatürlichen Willen zu verdanken iſt, ſondern der inneren Nothwendigkeit, Geſetzmäßigkeit und Regelmäßigkeit der Natur. Nur aus der letzteren Anſicht rührt jene Klarheit und Befriedigung, mit der wir auf den Kosmos der Welt blicken, und die Einſicht in die innere Nothwendigkeit der Dinge, welche uns mit dem Schickſal verſöhnt. Was die Naturwiſſenſchaften und die Erklärung der natürlichen Erſcheinungen anbetrifft, ſo iſt „Gott“ eine allgemeine, auf keinen wiſſenſchaftlichen Vorausſetzungen beruhende und zu keinen wiſſenſchaftlichen Reſultaten führende H y p o t h e ſ e. Dieſe Hypotheſe ſtellt ſich überall bereitwillig ein, wo die Einſicht in den natürlichen Zuſammenhang der Dinge fehlt, und man hilft ſich damit, wo und weil man nicht anders kann. Man fragt: Wer hat Sonne, Mond und Sterne erſchaffen? Die Antwort lautet: Ich weiß es nicht, und der Schluß iſt: Alſo hat Gott es gethan. Wir kommen hier immer auf das unvermeidliche „credo, quia absurdum est“ [ich glaube, weil ich es nicht verſtehen kann] des Tertullianus zurück. Wir mögen uns in allen Gebieten der Geſchichte umſehen, wir finden überall göttliche Kräfte, wo die Menſchheit den natürlichen Zuſammenhang der Dinge nicht einſah. Bei den alten Griechen hielt Zeus die Blitze in ſeinen Händen, Aeolus hatte die Winde in ſeinen Schläuchen, und Apollo fuhr mit dem Sonnenwagen umher. Heutzutage erklärt man ſich die metereologiſchen Erſcheinungen freilich auf anderem Wege, aber wenn man der ganzen Natur einen Schöpfungsplan zu Grunde legt, ver-

Digitized by Google

fährt man durchaus nicht anders, als wenn man Zeus den Blitz in die Hand gibt. Jedesmal, wo uns der Name Gott in den Naturwiſſenſchaften entgegentritt, können wir eine Lücke in der wiſſenſchaftlichen Erkenntniß vermuthen; jedesmal, wenn und wo in die Weltgeſchichte die Vorſehung ingreift, verſtehen wir die Gerechtigkeit und Nothwendigkeit der Weltgeſchichte nicht. So z. B. war Louis Napoleon bei dem Staatsſtreiche ein „Werkzeug der Vorſehung", um die Geſellſchaft zu retten u. ſ. w. Gott iſt die allgemeinſte Hypotheſe, welche uns uber die Mängel unſerer Erkenntniß hinweghebt, ein allerdings ſehr bequemes Beruhigungsmittel in den Fällen des Zweifels und der Ungewißheit.

Eine fernere Vorſtellung, welche mit dem Symbole Gott in den Naturwiſſenſchaften und in der Weltgeſchichte verbunden wird, iſt die Lehre von der Zweckmäßigkeit im Gegenſatz von der Lehre der Nothwendigkeit, welche uns allein das richtige Verhältniß der Dinge, und den wahren Charakter geben kann. Die Lehre von der Zweckmäßigkeit, welche in der Religion noch gewaltig ſpuckt und ſich auch noch in den Naturwiſſenſchaften, wie in der Geſchichtsſchreibung geltend macht, iſt durchaus eine jenſeitige Theorie, mit allen Zufälligkeiten und Willkurlichkeiten transzendentaler Theorien behaftet. Sie widerſpricht, obgleich ſie grade durchaus religiöſer Natur iſt, dem Weſen Gottes, wie es in der Dogmatik gelehrt wird, vollſtändig. Die Nothwendigkeit iſt die eine und abſolute, die ewige und allmächtige, die allgegenwärtige und Alles beherrſchende; der Zwecke gibt es dagegen vielerlei; es iſt dem Zufalle überlaſſen, welche Zwecke durch gewiſſe natürliche oder geiſtige Kräfte erfullt werden ſollen; die Zwecke entſpringen nicht mit Nothwendigkeit aus dem Weſen der Dinge. Und doch berufen ſich die naturwiſſenſchaftlichen und geſchichtlichen Theologen noch immer auf die Zweckmäßigkeit, um die Exiſtenz der Vorſehung zu beweiſen. Es gibt in der Natur, wie in den geſchichtlichen Ereigniſſen ſo vieles Unzweckmäßige, daß man dem geſunden Menſchenverſtande und der Erfahrung Gewalt anthun muß, um uberall einen verſtändigen Zweck zu finden; man muß die Zuſtände und Ereigniſſe auf einem Procruſtesbette kurzen und ſtrecken, um die gewunſchten Zwecke hervorzubringen. Göthe macht ſich in einem ſatyriſchen Epigramm über diese Zwecktheorie luſtig, indem er dem Weltenſchöpfer ſeinen Dank dafur ſagt, daß, „als er den Korkbaum erſchuf, gleich auch den Stöpſel erfand." Noch lächerlicher, wie in den Naturwiſſenſchaften, iſt dieſe Zwecktheorie in der offiziellen Sprache der europäiſchen Despoten ausgedruckt, die immer unter göttlichem Schutze ſtehen und zu den beſonderen Zwecken der Vorſehung beſtimmt ſind. Es müßte ſonderbar mit der Vorſehung ausſehen, wenn alles Das, was die Pfaffen auf Rechnung derſelben ſchreiben, ihr wirklich aufgebürdet werden müßte; dieſe Auffaſſung widerſpricht vollſtändig

Digitized by Google

dem Bilde, das man ſich gewöhnlich von den Eigenſchaften des höchſten Weſens zu machen pflegt.

Wenn man in wiſſenſchaftlicher Sprache von den Zwecken der Natur und der Welt ſprechen will, ſo muß man dieſe Zwecke als nothwendige Folgen der Beſchaffenheit und des Weſens der Dinge betrachten. Nicht der Zweck beherrſcht das Ereigniß, ſondern aus der ganzen Natur irgend eines Zuſtandes oder Ereigniſſes gehen Zwecke hervor, welche dieſem Zuſtande oder Ereigniſſe analog ſind. Wir haben alſo auch hier ein Cauſalitätsverhältniß, und kommen wieder auf den Boden der Nothwendigkeit zuruck, den einzigen Boden, auf dem die wahre Erkenntniß gedeiht.

Es liegt in dem Bewußtſein des Menſchen die Idee, daß Alles ſeinen vernünftigen Zuſammenhang habe. Woher dieſe Idee kommt, wollen wir hier nicht unterſuchen; die tägliche Erfahrung trägt jedenfalls ihr gutes Theil dazu bei. Dieſen Zuſammenhang kann man allerdings am leichteſten erklären, wenn man einen Schöpfer und eine Schöpfung annimmt, von einem höheren Weſen und einer abſoluten Vernunft und Willenskraft ausgehend. Mit einer ſolchen Annahme aber iſt jede wiſſenſchaftliche Forſchung abgeſchnitten, denn dieſe Hypotheſe macht alle wiſſenſchaftlichen Unterſuchungen überflüſſig. Der Weg der Wiſſenſchaft iſt durch dieſe Hypotheſe anticipirt; dieſelbe muß durch tauſendjährige Arbeit Stück fur Stück, das Gebäude des Organismus der Welt aufrichten, welches der religiöſe Menſch ſich in ſeiner Phantaſie mit der größten Leichtigkeit bildet.

Ueber den Einfluß des Klima's auf die Geſundheit und klimatiſche Krankheiten.

(Vorgetragen von Dr. C. Röſch in der freien Gemeinde von Nord St. Louis.)

In einem früheren Vortrage, den ich hier in der Turnerhalle gehalten, habe ich nachgewieſen, daß jeder Himmelsſtrich, jedes Land und jedes Klima nicht nur ſeine eigenthümlichen Pflanzen und Thiere, ſondern auch ſeine beſonderen Menſchen hat, und daß die Geſtalt und Beſchaffenheit der

Digitized by Google

Menſchen zu einem großen Theil von dem Klima abhängt und nach demſelben ſich verändert. Heute will ich zeigen, daß jedes Klima ſeine eigenen Krankheiten hat. Zwar erträgt die menſchliche Natur ſehr verſchiedene Klimate, aber die Fähigkeit, ſolche zu ertragen, hat eine Grenze, welche nach der natürlichen Anlage, dem Temperament, Alter, der Lebensweiſe u. ſ. w., verſchieden iſt. Am meiſten macht der Einfluß des Klima's ſich geltend bei der Verſetzung von einem Klima in ein anderes, und in jedem Lande werden deßhalb kurzlich Eingewanderte zuerſt und am meiſten von den klimatiſchen Einflüſſen deſſelben berührt und von den klimatiſchen Krankheiten des Landes befallen.

Unter **Klima** verſtehen wir die natürliche Beſchaffenheit des die Erde umgebenden Luftkreiſes in allen Beziehungen und in ſeiner manchfaltigen Wechſelwirkung mit Land und Meer. Die Zuſammenſetzung der atmosphäriſchen Luft aus 79 Theilen Stickſtoff, 21 Theilen Säureſtoff, 1/100 Kohlenſäure und verſchiedenen Mengen von Waſſerdunſt bleibt überall auf der Erde, unter allen Himmelsſtrichen, in jeder Höhe und Tiefe, und ſelbſt in eingeſchloſſenen Räumen, in denen viele Menſchen athmen und ausdünſten, wie in Kirchen, Theatern u. ſ. w. ganz oder nahezu dieſelbe. Verſchieden iſt die Temperatur, die Schwere, der Gehalt an Waſſerdunſt, welcher zum Theil als meteoriſcher Niederſchlag, Regen, Thau u. ſ. w. auf die Erde niederfällt, die Ruhe oder Bewegung, Wind und Windrichtung, die electriſche Spannung der Luft. Alle dieſe Momente wirken zuſammen, die Entwicklung und das Gedeihen der organiſchen Körper, der Pflanzen und Thiere, befördernd oder hemmend, insbeſondere das Befinden und die Stimmung der Menſchen verändernd, und Krankheiten hervorrufend oder verhütend und heilend, und es iſt daher ziemlich ſchwierig, zuweilen faſt unmöglich, die Wirkung eines einzelnen dieſer Momente auf die Geſundheit näher zu beſtimmen. Am meiſten wiſſen wir durch Beobachtungen, Verſuche und durch Erfahrungen am Krankenbette, von der Wirkung der Temperatur der Luft, der Luftfeuchtigkeit und des raſchen Wechſels der Witterung auf den thieriſchen und menſchlichen Organismus.

Wir ſprechen zuerſt von der Temperatur. Es iſt eine bekannte und ſehr merkwürdige Eigenſchaft des thieriſchen Körpers, ſeine Eigenwärme von 31 bis 32 Gr. R. bei jeder Temperatur der Luft ſich zu erhalten. Sie befähigt ihn, nicht nur vorübergehend, ſondern ſelbſt auf die Dauer ſehr verſchiedene Temperaturgrade zu ertragen. Die unerſchöpfliche Quelle der thieriſchen Wärme iſt der fortwährende Umſatz des organiſchen Stoffes in allen Theilen des Körpers, der immerwährende chemiſche Prozeß, dem ſie unterworfen ſind. Es iſt eine Art von Verbrennungsprozeß, zu welchem die Athmung und die Verdauung das Material liefern. Der

Nahrungsſaft, welchen die Verdauung aus den Nahrungsmitteln bereitet und in den Blutſtrom ſchickt, wird nur zum geringeren Theile für die Ernährung im engeren Sinne, d. h. die Anbildung neuen Stoffs verwendet; der größere Theil deſſelben, vorzüglich aus brennbaren Elementen: Kohle und Waſſerſtoff, zuſammengeſetzt, verbrennt in dem Sauerſtoff, welcher mit der atmosphäriſchen Luft, die wir athmen, in die Lungen und in das Blut eingeführt wird. Dieſe Verbrennung erfolgt jedoch nicht allein in den Lungen und innerhalb der Blutgefäße, ſondern in allen Theilen des Körpers, wohin das Blut dringt, und es wird deßhalb fortwährend nicht blos in den Lungen und in dem Blute, ſondern überall in dem Körper wärmefrei. Dieſer Verbrennungsprozeß nun geht, entſprechend der äußeren Temperatur, in der Kälte raſcher und vollkommener, in der Hitze langſamer und unvollkommener vor ſich, indem in der Kälte, im Winter und im kalten Klima, die Athmung ebenſo wie die Verdauung raſcher und vollkommener geſchieht, als im Sommer und im warmen Klima. Es wird alſo bei niedriger Temperatur mehr, bei höherer weniger Wärme im Körper, und ſo wird demſelben bei jeder äußeren Temperatur die gleiche innere Wärme erhalten.

Im Winter und im kalten Klima verzehren wir mehr Luft und mehr Nahrungsmittel, und beſonders ſolche, welche, reich an Kohlenſtoff und Waſſerſtoff, viel brennbare Materie liefern, wie Fett, Stärkmehl u. ſ. w. Nordländer lieben vorzüglich fette Speiſen, Butter, Speck, Fiſchthran, und genießen unglaubliche Mengen davon, nicht nur ohne Schaden, ſondern zu ſichtbarem Gedeihen. Eine Folge der vollſtändigeren Athmung und Verdauung iſt zugleich eine beſſere Ernährung des ganzen Körpers, ein rötheres und dickeres, an Faſerſtoff, Eiweißſtoff und Blutfarbſtoff reicheres Blut, ſtärkere Muskeln, größere Energie der Nerven und ihres Centrums des Gehirns. Der Menſch fühlt ſich und iſt in der That in mäßiger Kälte kräftiger, zu körperlicher und geiſtiger Arbeit mehr fähig und aufgelegt. Eine mäßige Kälte iſt dem Organismus viel zuträglicher, als hohe Wärme. Krankheiten ſind daher in kälteren Klimaten und im Winter weder ſo häufig, noch ſo bösartig, wie in warmen Klimaten und in heißen Sommern gemäßigtere Zonen. Nur Reizungen und Entzündungen der Luftwege, der Naſenſchleimhaut, des Rachens, der Luftröhre und ihrer feinen Verzweigungen in den Lungen, der Lungen ſelbſt und des Lungenfells kommen in kalter Luft häufiger vor. Südländer erkranken im Norden leicht an Bruſtkatarrhen und verfallen zuweilen in Lungenleiden. Bei längerem Aufenthalt übt das kältere Klima meiſtens einen günſtigen Einfluß auf ihre ganze Conſtitution. Man ſagt, daß die Franzoſen in Canada viel kräftiger und geſunder geworden ſeien, als ſie in der Heimath waren. Uebermäßig anhaltende Kälte wirkt hemmend auf die

Digitized by Google

ganze Entwickelung des Organismus der Pflanzen, wie der Thiere, und vorzüglich des Menſchen. Der Körper bleibt im Wachsthum zurück, die Muskeln entwickeln ſich nicht gehörig; es bildet ſich mehr Fett, als Faſer, das Gehirn und Nervenſyſtem bleibt zurück, und die unmittelbare Folge davon iſt körperliche und geiſtige Trägheit. Die Bewohner der Polargegenden verharren in einer Art von Stumpfſinn, wie die Kretinen, mit denen auch ihre äußere Erſcheinung viele Aehnlichkeit hat.

Durch eine anhaltend höhere Temperatur im Sommer und in tropiſchen Gegenden, wird die Athmung und die Verdauung beſchränkt. Der Magen und Darmkanal und die Leber, als Organ der Gallenbereitung und Abſonderung, wird aber auf eine andere Weiſe ſtark und über Gebühr in Anſpruch genommen, nämlich durch vermehrte Ausſcheidung von Galle und Schleim zur Reinigung des Blutes von verbrauchten kohle- und waſſerſtoffreichen Beſtandtheilen, als Erſatz für die mangelhafte Ausſtoßung von Kohlenſäure durch die Lungen. Die Verdauungsorgane werden dadurch leicht in ihrer Verrichtung geſtört, gereizt und zu krankhafter Abſonderung veranlaßt. Dies iſt um ſo mehr der Fall, wenn die Hautausdünſtung, welche in der Hitze ebenfalls bedeutend geſteigert iſt, geſtört wird, was bei der dadurch hervorgebrachten Empfindlichkeit der Haut ſehr leicht geſchieht. Deßhalb erkranken in warmen und heißen Ländern vorzugsweiſe die Verdauungswerkzeuge, Magen und Darmkanal und Leber, daher die Häufigkeit der Leberentzündungen, der Schleim- und Gallenfieber, der Durchfalle und Ruhr in tropiſchen und halbtropiſchen Gegenden und in heißen Sommern gemäßigter Landſtriche. Insbeſondere iſt es die Ruhr, eine mit Ausſchwitzung von Blut und gerinnender Blutflüſſigkeit verbundene, häufig in Verſchwürung der Darmſchleimhaut übergehende, nicht ſelten mit Entzündung und Abſceßbildung der Leber verbundene Entzündung des unteren Theils des Darmkanals, welche in tropiſchen Gegenden und in heißen Sommern nichttropiſcher, eine Menge Menſchen befällt und fortrafft. Eine verwandte Krankheit iſt die Brechruhr oder Sommerruhr, „Summercomplaint“, der Kinder, der Schrecken der Eltern, und oft eine allzu harte Probe für die ärztliche Kunſt. Im Sommer ſterben hier mehr Kinder an dieſer Sommerruhr, als an allen andern Krankheiten zuſammengenommen.

Krankheiten der Haut, herbeigeführt durch die unmittelbare reizende Einwirkung hoher Wärme und die geſteigerte Thätigkeit der Haut, ſind im tropiſchen Klima und in heißen Sommern ungemein häufig. Ihre Grade und Formen ſind ſehr verſchieden. Zuweilen iſt es nur ein heftiges Jucken der Haut, ein Symptom übermäßiger, krankhafter Erregung der Hautnerven, ohne Entzündung, Röthe, Ausſchlag oder irgend eine ſichtbare Veränderung der Haut, von den Aerzten mit einem

Digitized by Google

griechiſchen Worte „Hyperäſtheſie“ genannt. Oefter erſcheint eine mehr oder weniger ausgebreitete, mehr oder weniger ſtarke Röthe der Haut, beſonders an ſolchen Stellen des Körpers, die mehr der Luft und der Sonne ausgeſetzt ſind, an den Händen und den Vorderarmen, an dem Nacken, an der Bruſt. Die Haut wird an ſolchen Stellen häufig dunkler, gelb und braun gefleckt oder punktirt. Man hat dieſe Verfärbungen der Haut auch Sommer- oder Leberflecken genannt. Dieſe „Leberflecken“ haben aber unmittelbar mit der Leber nichts zu thun, ſondern ſind blos die Folge der Einwirkung der Sonnenſtrahlen auf die Haut, und am meiſten ſind denſelben blonde Perſonen ausgeſetzt und ſolche, die eine feine Haut haben. Die Neſſelſucht, ein in Geſtalt von kleineren oder größeren, über die Haut ſich erhebenden, raſch erſcheinenden, verſchwindenden und wiedererſcheinenden Quebdeln auftretender Hautausſchlag, welcher ebenfalls heftiges Zucken erregt, beſonders Nachts, und dem Leidenden keine Ruhe läßt; der Schweißfrieſel, eine Erhebung von Knöthen und Bläschen mit rothem Hof, mit einem brennenden und ſtechenden Schmerz verbunden; die ſogenannte „Prickelhitze“; der Lippenausſchlag; der „Gürtel“, der merkwürdiger Weiſe nur die eine Seite des Körpers einnimmt wie ein Querſtreifen über die Lende hin, oder gar das „Feuer des heiligen Antonius“, eine Höllenpein für den Kranken, ſind lauter Formen der die verſchiedenen Parthien der Haut betreffenden Entzündungen in Folge krankhaft geſteigerter und veränderter Lebensthätigkeit derſelben. Hieher gehören auch die hier im Sommer und im warmen Klima ſo häufigen Blutſchwüren, Furunkel, die oft außerordentlich ſchmerzhaft ſind und den Leidenden, jenachdem eine Stelle betroffen iſt, in höchſt unangenehme Lagen bringen. Sie können unrichtig behandelt in Brand übergehen und ſchwere Folgen haben. Der ſogenannte „Wurm“ „Panoritium“ von den Aerzten genannt, iſt eine Entzündung der unter der Haut liegenden Theile, des Zellgewebes, der ſehnigen Ausbreitungen und der Knochenhaut ſelbſt an der Hand und den Fingern, die, wenn nicht zeitig die Spannung durch tiefe Einſchnitte gehoben wird, in Verſchwürung, Brand und Zerſtörung der Knochen übergehen und durch Verbreitung der Entzündung und Aufnahme von Eiter und Jauche in den Blutſtrom gefährlich und tödlich werden kann. Die vielen ſteifen und verunſtalteten Finger, welche man hier trifft, ſind meiſtens Folge dieſes Uebels.

Mäßige Wärme wirkt auf die Nerven und das Gehirn gelinde erregend, belebend und beruhigend. Beſonders wohlthätig iſt die Wirkung der Sonne, der Vereinigung der Wärme und des Lichts. Schwächliche Menſchen, Reconvalescenten, Gefangene, welche die Sonne lange nicht geſehen und die Wärme ihrer Strahlen empfunden haben, werden wunderbar dadurch erregt und geſtärkt. Durch anhaltende übermäßige

Digitized by Google

Wärme dagegen wird das Nervenſyſtem überreizt, und der Geiſt wie der Körper abgeſpannt und erſchlafft. Der Südländer liebt geiſtige Arbeit nicht, und iſt geiſtiger Anſtrengung auch nicht gewachſen. Eine häufige Folge anhaltend hoher Temperatur iſt Schwindel. Nervöſe Perſonen leiden in tropiſchen Gegenden und im heißen Sommer an Schlafloſigkeit. Gehirnreizung und Gehirnentzündung iſt nicht ſelten. Der Sonnenſtich entſteht durch die unmittelbare Einwirkung der brennenden Sonnenſtrahlen auf den Kopf und das Gehirn. Die Blutgefäße des Gehirns werden raſch ausgedehnt und mit Blut überfüllt, zerreißen zuweilen ſogar, und der Tod erfolgt oft plötzlich unter den Erſcheinungen des Blutſchlags.

Es iſt leicht einzuſehen, daß das Blut ſelbſt unter dem anhaltenden Einfluſſe hoher Wärme bei unvollkommenerer Athmung und Verdauung Veränderungen erleidet, welche zu Krankheiten führen können. Es verarmt an feſten Beſtandtheilen, an Faſerſtoff und Eiweiß, gerinnt weniger vollkommen, das dünnere Blut ſchwitzt leichter durch die Gefäße, entweder als Ganzes oder theilweiſe als Blutflüſſigkeit und Blutwaſſer. Das Blut bekommt eine Neigung, ſich zu zerſetzen, nnd manche nervöſe und typhöſe Fieber entſtehen vorzuglich aus dieſer Urſache. Hämorrhoidalblutungen, Erweiterung und Anfullung der Adern an den untern Extremitäten, wäſſrige Anſchwellung der Beine ſind in heißen Gegenden und Sommern häufige Erſcheinungen.

Von der größten Bedeutung für die Geſundheit iſt der Grad der Feuchtigkeit der Luft, und in unmittelbarem Zuſammenhang damit die Beſchaffenheit des Bodens und die Geſtaltung des Terrains. Anhaltende übermäßige Feuchtigkeit der Luft hindert die Hautausdünſtung, innere Organe werden mit Blut überladen, durch das Einathmen der Dünſte aus dem naſſen Boden und ſtehenden Waſſern, worin eine Menge Pflanzen und Thiere verfaulen, wird das Blut vergiftet, und das Nervenſyſtem gereizt und in ſeinen Verrichtungen geſtört. Das Wechſelfieber in allen ſeinen Graden und Formen entſteht einzig und allein durch Sumpf-Ausdünſtung und iſt deßhalb eine durchaus örtliche Krankheit, die eben nur an einem Orte oder ſelbſt nur in einer Straße herrſcht, in deren unmittelbarer Nähe der Boden naß und ſumpfig iſt, ſtehende Waſſer ſind, während eine Meile davon auf höherem und trockenem Terrain keine Spur davon beobachtet wird. Dieß iſt im Rhein- und Neckarthale, wie am Miſſiſſippi und Miſſouri, auf den Prärien von Illinois, wie auf denen des flachen Landes von Texas. Ich reiſte von der Heimath über Havre und New-Orleans nach Texas und wohnte 1½ Jahre in dieſem Paradieſe von Nordamerika auf einer offenen und trockenen Prairie an einem der vielen „Creeks", welche zuſammenmündend den Rio Coletto bilden, der

bei Victoria in die Guadeloupe ſich ergießt. Ich litt viel von der den größten Theil des Jahres hindurch herrſchenden hohen Wärme, die ich von der Heimath her nicht gewöhnt war. Gleich zum Einſtand, im December des Jahres 18 3, bekam ich die Ruhr; vom März bis zum October ſchwitzte ich beinahe unaufhörlich; alle Arten von Ausſchlag quälten mich Tag und Nacht; ich ſchlief nur ſehr wenig, hatte häufig Schwindel, und war ſo matt, daß ich oft kaum gehen oder auf dem Pferde mich halten konnte; aber ich hatte niemals einen Anfall von kaltem Fieber, und keines meiner Kinder, die bei mir wohnten, bekam einen ſolchen; während unſere Nachbarn rings um uns her, die auf naſſem, theilweiſe wirklich ſumpfigem Grunde ſich angeſiedelt haben, faſt ohne Ausnahme davon befallen wurden und zum Theil Monate, ſelbſt Jahre lang daran litten. Mit der Nahrungsweiſe hat die Entſtehung des „Fiebers" nichts zu thun. Speck und Kornbrod haben wir ebenſo viel gegeſſen, wie unſere Nachbarn im „lateiniſchen", wie im „deutſchen Settlement" am Coletto. Ueberladung des Magens bringt das Fieber niemals hervor, kann aber wohl hin und wieder einen Rückfall deſſelben herbeiführen und die Geneſung erſchweren und hinausſchieben. Das Wechſelfieber macht ſeine Anfälle täglich oder je um den anderen Tag, oder je am vierten Tage, ſelten in längeren ſiebentägigen Perioden. Mein verehrter Lehrer, der Kanzler Autenrieth in Tübingen, pflegte noch ein jährliches Fieber aufzuführen, das Geburtsfieber. Derartige Fieber konnte man noch mehrere benennen. Sie rühren nicht von Sumpfausdünſtung her, ſondern von ungebührlichen Anſtrengungen des Magens. Die Wechſelfieber treten vorzüglich im Frühjahr und Herbſt auf, wo eben die Ausdünſtungen des feuchten Bodens und der Sümpfe am ſtärkſten ſind. Erkältungen bringen das Wechſelfieber häufig zum Ausbruch.

Am verderblichſten wirkt die Sumpfausdünſtung in hieſigen Gegenden. Die bösartigſten Wechſelfieber, die mit Blutüberfüllung der wichtigſten Organe des Gehirns und Rückenmarks, der Lungen, des Herzens, der Leber und Milz verbundenen ſogenannten Congeſtivfieber, von denen oft ſchon der erſte oder zweite Anfall tödtlich wird, ſind in den heißen und feuchten Thälern und Niederungen in Mittel- und Südamerika, ebenſo, wie in Oſtindien, zu Hauſe. Die verſumpften Ufer und Mündungen der größten Flüſſe der Welt ſind die Zeugungsſtätten jener furchtbaren Peſten, welche anfangs beſchränkt auf ihren Entſtehungsheerd, von Zeit zu Zeit verheerende Ausfälle und Ausflüge machen, und Gegenden beſuchen, in denen ſie ſonſt fremd ſind. So die orientaliſche Peſt, die urſprünglich in Aegypten an den Ufern und Mündungen des Nils entſtanden, ein Erzeugniß des Nilſchlamms und ſeiner Ausdünſtung in der Sonnenhitze, von Zeit zu Zeit Vorderaſien, die Inſeln im

Digitized by Google

ägäiſchen Meere und die Türkei heimſuchte, in früheren Zeiten auch an den Süd- und Südweſtküſten von Europa große Verheerungen anrichtete. So das gelbe Fieber, die amerikaniſche Peſt, deren Entſtehungsheerd die flachen und ſumpfigen Küſten an den Mündungen des Miſſiſſippi, des mexikaniſchen Meerbuſens und der weſtindiſchen Inſeln ſind, und die ebenfalls zuweilen in der Fremde, an den ſüdweſtlichen Küſten Europa's erſcheint, wie kürzlich in Liſſabon, früher in Cadix, Livorno. Am weiteſten hat ſich die Cholera verbreitet, die von den Mündungen des Ganges aus zuerſt im Jahre 1829 die aſiatiſche Grenze bei Orenburg überſchritten, und ſeitdem ganz Europa und Amerika heimgeſucht hat und zur Weltſeuche geworden iſt.

Die gewöhnlichen Wechſelfieber bringen zwar ſelten unmittelbar Gefahr, ſchwächen aber den Organismus ungemein und hinterlaſſen oft Anſchwellungen der Leber, der Milz und anderer ſogenannter Blutdrüſen. Man nennt dieſe Anſchwellungen Fieberkuchen. Sie führen zuweilen zu Zerſtörungen dieſer Organe und endigen nicht ſelten in Auszehrung und Waſſerſucht. Dieſe Fieberkuchen, nämlich Blutüberfüllung, Entzündung, Vergrößerung und Verhärtung blutreicher Drüſen, wie die Leber, die Milz, entſtehen aber auch in Fiebergegenden zuweilen, ohne daß das Wechſelfieber ſelbſt erſcheint und vorausgeht.

Der Kropf, eine Vergrößerung und Entartung der Schilddrüſe, einer Blutdrüſe, nicht unähnlich der Milz, iſt meiner Anſicht nach nichts Anderes, als eine Art von Fieberkuchen ohne Fieber, wenn ich ſo ſagen darf. Er iſt vorzüglich zu Hauſe in tiefen, ſchattigen und naſſen Gebirgsthälern, und wohl auch in flachen und ſumpfigen Gegenden der gemäßigten Zone, nirgends aber auf Bergen und freien Hochflächen, wo die Luft trockener, reiner, bewegter, dünner, und der Luftdruck geringer iſt.

In Süddeutſchland, namentlich im Neckarthale, fand ich in manchen Orten Wechſelfieber und Kropf neben einander. Es ſind niedrig gelegene, Ueberſchwemmungen ausgeſetzte Orte, in denen beide Uebel zu gleicher Zeit herrſchen, und ohne Zweifel verdanken beide ihre Entſtehung der Sumpfausdünſtung und zu großer Feuchtigkeit der Luft. Auffallend iſt, es freilich, daß es Gegenden gibt, in welchen der Kropf einheimiſch iſt, und das Wechſelfieber nicht vorkommt und umgekehrt. So ſieht man hier und am jenſeitigen Ufer des Miſſiſſippi, wo das Fieber zu Hauſe iſt und in allen Formen beobachtet wird, nur ſelten einen Kropf, und die wenigen Exemplare, denen man begegnet, ſind ohne Zweifel importirt.

Endlich gehört hieher jenes ſchreckliche Uebel, welches ärger iſt, als alle Krankheit, der in feuchten Gebirgsthälern und auf naſſem Grunde

Digitized by Google

einheimiſche **Kretinismus**, d. h. die durch Blödſinn, Taubſtummheit und körperliche Mißſtaltung verſchiedener Art charakteriſirte Entartung der menſchlichen Organiſation. Wer jemals in der Schweiz geweſen iſt und das Berner Oberland, das Rhonethal, das Chamounithal, die Gebirge und Thäler von Graubündten oder auch die von Salzburg, Kärnthen und Steiermark bereiſt hat, der hat auch die Menſchencarricaturen geſehen, welche man Kretinen nennt. Ueberall, wo der Kretinismus herrſcht, kommt auch der Kropf vor, und häufig findet man an einem Orte Wechſelfieber, Kropf und kretiniſche Entartung beiſammen. Der Kretinismus iſt wie der Kropf und das Wechſelfieber ein rein örtliches Uebel, welches nirgends auf Bergen und freien, trockenen Höhen vorkommt, ſondern nur in naſſen Gebirgsthälern und auf ſumpfigem Boden, wie in der Paradies genannten Vorſtadt von Konſtanz am Ausfluſſe des Rheins aus dem Bodenſee, und auf der Rheininſel Niederwörth eine halbe Stunde unterhalb Koblenz.

In denſelben Gegenden und Orten herrſchen auch die **Scrofeln** in jeder Form. Auch ſie ſind vorzüglich zu Hauſe in den feuchten Thälern kalter und gemäßigter Landſtriche und werden ebenſo, wie der Kropf, ſeltener in wärmeren Gegenden. Die Scrofelkrankheit kommt ſchon hier bei Weitem ſeltener vor, als in Deutſchland und England, und in Texas ſah ich nur Ein damit behaftetes Kind, welches mit ſeinen Eltern aus Deutſchland eingewandert war.

Man hat häufig ſchlechtes **Trinkwaſſer** als Urſache des Kropfs, des Kretinismus und anderer örtlichen und klimatiſchen Krankheiten beſchuldigt, und überall ſchreibt das Volk dem Trinkwaſſer einen großen Einfluß auf die Geſundheit zu. Ich will nicht behaupten, daß die Beſchaffenheit des Trinkwaſſers gleichgültig für die Geſundheit iſt; jedenfalls aber iſt der Einfluß des Waſſers, welches wir zuweilen trinken, viel geringer, als derjenige der Luft, die wir in jedem Augenblicke athmen, und insbeſondere iſt das Trinkwaſſer nach meinen Beobachtungen ganz unſchuldig am Kropf und am Kretinismus, wie am Wechſelfieber und an den Scrofeln. Dieſe Uebel kommen vor bei jeder Beſchaffenheit des Trinkwaſſers. Man hat auf der einen Seite das Schneewaſſer in den Alpen angeklagt, andrerſeits harte Quellwaſſer, welche viel ſchwefelſauren Kalk (Gyps), kohlenſauren Kalk und kohlenſaure Bittererde enthalten, ja ſogar einen eigenen kropferzeugenden Stoff im Trinkwaſſer, der jedoch niemals von einem Chemiker gefunden worden iſt. Alle dieſe Beſchuldigungen ſind leicht zu widerlegen. Die Bewohner der ſchweizeriſchen Hochalpen und anderer Gebirgshöhen, z. B. der ſchwäbiſchen Alb, welche einen großen Theil des Jahres hindurch Schneewaſſer trinken, ſind ſehr geſund und insbeſondere ganz frei von den genannten Uebeln. Der

Schwarzwald beſitzt die reinſten Quellen, welche dem Granit und dem bunten Sandſtein entſpringen. Gleichwohl findet man dort den Kropf und den Kretinismus in den Thälern des Schwarzwaldes nicht minder, als im Neckarthale und ſeinen Seitenthälern, wo der Gyps anſteht und die Quellen häufig ſchwefelſauren Kalk in ziemlicher Menge enthalten. Nirgends iſt der Kropf und die kretiniſche Entartung größer, als in dem in einem tiefen und engen Thaleinſchnitte gelegenen Kurorte Teinach. Die Bewohner trinken kein anderes Waſſer, als das überall aus dem Boden hervortretende treffliche Sauerwaſſer.

(Fortſetzung folgt.)

Die Wirklichkeit und das Bewußtſein.

Far Weſt ſagt in einem Artikel über die Sinnenwelt: „Die Sinne geben uns nur Symbole der Dinge, nicht ihr Weſen; was zur Vorſtellung kommt, iſt nicht die äußere Welt, ſondern die wirkliche innere“. Ferner: „Nur an der ſymboliſchen Welt, nicht an der, wie ſie wirklich iſt, entzündet ſich das innere geiſtige Leben; Töne und Farbenbilder wecken es, nicht aber Luft- und Aetherwellen.“ Endlich: „die wirkliche Welt iſt nichts, wie eine große Zitteranſtalt, und nur in der inneren, ſymboliſchen iſt Leben und Freude.“

Die Anſichten, welche Far Weſt in dem beregten Artikel entwickelt, ſind ſchon in verſchiedenen Formen in der Geſchichte der Philoſophie aufgetreten, und es iſt wohl die junghegel’ſche Schule geweſen, in welcher dieſer Idealismus als ein vollſtändig fertiges Syſtem erſchien. Die Außenwelt mit ihren mannigfachen Bildern und Erſcheinungen wurde nach dieſer Theorie nur als ein Reflex des Bewußtſeins betrachtet, als eine Ausſtrahlung des menſchlichen Geiſtes, und es gab gar keine anderen Thatſachen, als die des Bewußtſeins. Als ein bezeichnendes Beiſpiel dieſer Anſchauungsweiſe fuhren wir den bekannten Hegel’ſchen Beweis vom Daſein Gottes an; der ontologiſche, hiſtoriſche, metaphyſiſche u. ſ. w. Beweis vom Daſein wird ſcharf kritiſirt und in ſeiner Unhaltbarkeit dargeſtellt, aber ein genügender Beweis vom Daſein Gottes darin gefunden, daß der Gottesgedanke in jedem menſchlichen Bewußtſein vorhanden ſei.

Digitized by Google

Wir wollen hier nicht die Richtigkeit dieſes Beweiſes prüfen, ſondern nur auf die Art und Weiſe der Schlußfolgerung aufmerkſam machen. In ähnlicher Weiſe ſprach Carteſius das bezeichnende Wort aus: „cogito, ergo sum“, und ging vom Denken aus, um zur Exiſtenz zu kommen. Es iſt bekannt, wie die Hegel'ſche Schule dieſen Idealismus benutzt hat zu einer kritiſchen Negation aller Thatſachen; wie David Strauß das Chriſtenthum ſeines thatſächlichen, hiſtoriſchen Charakters berauben wollte, wie die Gebrüder Bauer dieſe Negation gegen den Staat und die Geſellſchaft richteten, und wie endlich in MaxStirner und ſeinem „Einzigen und ſein Eigenthum“ dieſe Negation umſchlug und ſich ſelbſt wieder negirte. Der große Nachdruck, den man gegenwärtig auf die Thatſachen legt, ſteht erweislich in dem Verhältniß einer natürlichen Reaktion zu dieſer Art von Idealismus, und wie man früher die äußere Welt leugnete und ſie nur als einen Reflex, einen Wiederſchein des Selbſtbewußtſeins hielt, ſo leugnet man gegenwärtig das Selbſtbewußtſein als eine immaterielle Thatſache, und will aus den Sinnesthätigkeiten und den Einwirkungen körperlicher Verhältniſſe die ganze Thatſache des menſchlichen Geiſtes und Bewußtſeins erklären.

Beide Theorien ſind einſeitig und führen zu Widerſprüchen, die unlöslich durch die Wiſſenſchaft ſind und am Ende in ein fanatiſches Dogma ausarten. So iſt es mit der Ideologie geweſen; ſo iſt es gegenwärtig mit dem Materialismus. Das wiſſenſchaftliche, philoſophiſche Denken beſteht darin, daß man die zwei Seiten des großen Widerſpruches gleicherweiſe berückſichtigt, aus dem die ganze Welt beſteht, daß man die Wechſelwirkung und innige Verbindung, daß man die Identität der Gegenſätze erkennt, als Reflektionsbeſtimmungen, welche in einander ſcheinen und erſcheinen. Zwei Einſeitigkeiten, welche beide, abſtrakt aus einander gehalten, und für ſich betrachtet Unwahrheiten ſind, können in ihrer Verbindung mit einander eine große Wahrheit darſtellen.

In einem ſolchen Verhältniſſe ſteht das Bewußtſein und die Wirklichkeit zu einander. Man kann das Bewußtſein als das Erſte, Urſprüngliche und Unmittelbare annehmen, und aus demſelben die Wirklichkeit entwickeln; man kann aber auch von der Wirklichkeit ausgehen, an der das Bewußtſein ſich entwickelt, und welche die Subſtanz des Bewußtſeins bildet; immer muß man aber die beiden Seiten des Verhältniſſes zuſammennehmen; das Bewußtſein exiſtirt nur durch ſeinen Gegenſatz zu der Wirklichkeit, und umgekehrt. Man kann ſich das Bewußtſein gar nicht anders erklären, als ein Sichſelbſtunterſcheiden von den übrigen Zuſtänden und Thatſachen, gewiſſermaaßen als eine Empörung gegen die Wirklichkeit, der gegenüber man ſeine Individualität, ſein Selbſt mit aller Energie geltend zu machen ſucht. Grade nur in dieſem Gegen-

Digitized by Google

ſatze exiſtirt das Selbſtbewußtſein. Je größer und bedeutender die Wirklichkeit iſt, in der wir uns befinden, deſto ſtärker, entwickelter und gehaltvoller wird auch unſer Bewußtſein ſein, und ein Menſch ohne eine gegenſtändliche objektive Welt wird auch ein Menſch ohne Selbſtbewußtſein ſein. Auf der andern Seite ſind die Gegenſtände der äußeren Welt nur in ſo fern für uns vorhanden, als ſie Objekte unſeres Bewußtſeins ſind, und gerade, daß ſie den Inhalt unſeres Bewußtſeins bilden, iſt der Beweis fur ihre Exiſtenz. Wir können die äußere Welt, die Wirklichkeit durchaus nicht läugnen, denn ſie bildet grade die Subſtanz des Bewußtſeins und hat das Bewußtſein hervorgerufen und entfaltet; es gibt allerdings keine Wirklichkeit ohne Bewußtſein, aber auch kein Bewußtſein ohne die Grundlage der Wirklichkeit.

Wir können weder an der Exiſtenz der äußeren Welt um uns her, noch an dem Daſein der innern Welt in uns, des Selbſtbewußtſeins, zweifeln. Für die Exiſtenz beider bedürfen wir keiner Beweiſe, denn es iſt unmöglich, daran zu zweifeln. Beide Exiſtenzen ſind die abſoluten Vorausſetzungen unſeres Denkens und Lebens. Aber das Verhältniß zwiſchen beiden iſt ein relatives, und man kann keinen größern Irrthum begehen, als wenn man dies relative Verhältniß zwiſchen unſerem Selbſtbewußtſein und der Außenwelt mit der objektiven Wirklichkeit ſelbſt verwechſelt. Darin beſteht ja alle Wiſſenſchaft, daß man die Dinge erkennt, wie ſie ſind, und daß wir das Weſen derſelben von den Vorſtellungen unterſcheiden, welche aus unſerer ſubjektiven Beſchaffenheit herrühren. Ganz und vollſtändig wird dieſe Unterſcheidung wohl niemals durchgeführt werden; allen Beobachtungen der objektiven Thatſachen, allen Erfahrungen des Lebens wird eine individuelle, ſubjektive Färbung gegeben ſein, welche ſich ſelbſt in einem und demſelben Individuum häufig ändert; aber es genügt im Allgemeinen, daß man ſich mißtrauiſch gegen ſeine individuelle Anſchauung verhält, und ſucht, durch eine objektive Betrachtung der Thatſachen ſeine ſubjektiven Anſichten zu berichtigen.

Wenn die Wirklichkeit, wie „Far Weſt“ anzudeuten ſcheint, nichts wäre, wie ein Reflex unſeres Bewußtſeins, ſo könnte man ſich überhaupt keine Uebereinſtimmung der Ideen, keine allgemein anerkannten Wahrheiten und gewiß keine poſitive Wiſſenſchaft denken. Denn das Bewußtſein iſt durchaus individueller Natur und äußert ſich in jedem Individuum anders. Das Bewußtſein iſt durch die Summe aller Eigenſchaften der Menſchen beſtimmt, ſowohl der natürlichen Kräfte, Anlagen und Organiſation, wie durch Erziehung, Erlebniſſe, Erfahrungen u. ſ. w. Wenn ſich auch das Bewußtſein überall als eine einfache Thatſache erweiſt, die wir bei jedem Menſchen von regelmäßiger Organiſation in gleicher Weiſe vorausſetzen, ſo ſind doch die einzelnen Elemente, aus denen das Be-

Digitized by Google

wußtſein beſteht, ſo verſchieden, daß man in der ganzen Welt nicht zwei Menſchen findet, welche daſſelbe Bewußtſein haben. Man kann ſich dieſer oder jener Sache wohl in derſelben Weiſe bewußt werden, aber nur, um in einer andern Frage um ſo ſchroffer von einander abzuweichen. Wenn wir daher nicht einen Halt an der objektiven Wirklichkeit ſelbſt hätten, durch deren Beobachtung und Ergründung unſere ſubjektiven Anſichten corrigirt werden, ſo würden die Anſichten der Menſchen nach allen Seiten hin divergiren; Jeder hätte ſeine eigene Wahrheit für ſich, und es würde unmöglich ſein, ſich mit Andern über allgemeine Wahrheiten zu verſtändigen. Wir ſehen denn auch, wie in den Zeiten des philoſophiſchen Idealismus die Anſichten der Menſchen nach allen Richtungen aus einander gehen, wie eine Kritik der andern folgt, und das jurare in verba magistri [auf die Anſichten des Meiſters ſchwören] einer endloſen und erbitterten Polemik Platz macht. In dieſer Beziehung haben die Naturwiſſenſchaften das Verdienſt, der Wiſſenſchaft einen beſtimmten, objektiven Boden unterbreitet zu haben, auf dem von der ganzen gebildeten Menſchheit anerkannte Wahrheiten gefunden werden, welche ſo ewig und unzerſtörbar ſind, wie der Organismus der Natur ſelbſt, die in einer unaufhörlichen Veränderung begriffen, doch immer denſelben Grundcharakter offenbaren und dieſelben Grundgeſetze befolgen. Auf dem Boden der Thatſachen und der Wirklichkeit vereinigen ſich die Menſchen am leichteſten; hier hören die Unterſchiede der Nationen und Sprachen, der Religionen und Sitten auf; hier finden wir die Gemeinſamkeit des menſchlichen Selbſtbewußtſeins, welche die gemeinſchaftliche Organiſation des menſchlichen Lebens begründet.

Far Weſt ſagt, daß die äußere Welt nur in einer mathematiſchen Bewegung beſtehe, in der Centrifugal- und Centripetalkraft, und in einem beſtändigen Umſetzen der Kräfte, der Wärme in Bewegung und der Bewegung in die Wärme. Dieſe Bewegung iſt das, was Moleſchott Stoffwechſel nennt. Wir können hinzuſetzen, daß nicht nur die Natur, ſondern auch die geiſtige Welt und überhaupt, was im Raume und in der Zeit exiſtirt, auf mathematiſchen Geſetzen beruht. Das ganze politiſche und ſociale Leben der Menſchen, die Moralität und Civiliſation der verſchiedenen Nationen, läßt ſich in einzelnen Ziffern, — Statiſtik und Nationalökonomie — ausdrücken. Fällt mit dieſen mathematiſchen Berechnungen vielleicht der Reichthum und die Poeſie des Lebens hinweg? Gewiß nicht. Und die Natur, iſt ſie weniger ſchön, deßhalb, weil wir ihre letzten Geſetze auf mathematiſche Berechnungen zurückführen können?

Allerdings, die Natur kommt nur im Menſchen zum Bewußtſein; aber gehört der Menſch und ſein Bewußtſein nicht ſelbſt zur Natur? Iſt das menſchliche Bewußtſein nicht ſelbſt eine natürliche Thatſache? Se-

Digitized by Google

hen wir es nicht von der unterſten Thierſtufe an langſam emporreiſen, von Stufe zu Stufe, von Grad zu Grad, bis es in dem Gehirne des Denkers die Harmonie des Weltalls enthüllt? Iſt das Bewußtſein des Menſchen nicht die höchſte Stufe des Individualiſirungstriebes, den wir überall in der Natur bei jedem Steine und jedem Baumblatt und bei jeder Spezies in der Zoologie finden; ſucht nicht jeder Naturkörper ſeine Beſonderheit hervorzuheben, und wäre es auch nur durch das Geſetz der Schwere, welche man den Anfang alles Individualismus und Egoismus nennen kann?

Das menſchliche Bewußtſein iſt die höchſte und vollendetſte Thatſache der Natur, oder wenn man will, die höchſte Offenbarung der Schöpfung. Wenn man auch das Bewußtſein und die Denkkraft nicht als Phosphor und Elektrizität erklären kann, ſo weiſen doch alle Erſcheinungen des Bewußtſeins auf eine innige Verbindung mit der Natur und einen natürlichen Urſprung hin, den genauer nachzuweiſen die Aufgabe einer noch jetzt unentdeckten Wiſſenſchaft iſt. Unſere Polemik gegen den Materialismus beſchränkt ſich auf dieſen Punkt. Wir verlangen von den Materialiſten, daß ſie nichts behaupten, was ſich nicht durch thatſächliche Beobachtung, ſinnliche Wahrnehmung und darauf gegründete einfache Schlüſſe beweiſen läßt; denn grade ſie thun ſo ſtolz mit ihrem poſitiven Wiſſen, daß man ihnen nicht erlauben darf, die Grenzen dieſes poſitiven Wiſſens zu überſchreiten. So lange die Naturwiſſenſchaft noch mit Atomen, Imponderabilien und allen ſolchen unkörperlichen Dingen zu thun hat, iſt der Verſuch, ſogar das Denken, auf rein ſtofflichem, materiellem Wege zu erklären, gerade zu lächerlich, denn man kann auf dieſem Wege nicht einmal die einfachſten Natur-Erſcheinungen erklären, ſondern muß ſich mit allgemeinen Hypotheſen behelfen, welche ſich ſehr häufig direkt widerſprechen, und, wie zum Beiſpiel der Weltäther, in dem einen Gebiete der Naturwiſſenſchaften, in der Lehre vom Lichte, behauptet, und in einem andern Gebiete, der Aſtronomie, geleugnet werden. Wir wollen nicht gerade die abſolute Unmöglichkeit behaupten, daß nicht vielleicht endlich als Reſultat einer langen Reihe der wiſſenſchaftlichen Entwickelung, auch das Bewußtſein als ein natürlicher Vorgang erklärt wird, aber gegenwärtig haben wir noch gar keine Ausſicht und keinen Fingerzeig dazu. Wenn man das Bewußtſein, als die höchſte und vollendetſte Erſcheinung des menſchlichen Lebens, einmal als eine Naturerſcheinung und auf natürlichem Wege erklären kann, dann allerdings iſt das Gebäude der Wiſſenſchaft vollendet, — aber bis dahin hat es noch lange Zeit. Der Weg von den Sinneseindrücken bis zum Bewußtſein iſt noch mit einem undurchdringlichen Schleier bedeckt, und was darüber von dem Materialiſten geſagt wird, iſt viel ſchwärmeriſcher und unhaltbarer, als das abſurdeſte religiöſe Dogma. Wir bedauern im Intereſſe

des Materialismus und der Naturwiſſenſchaften ſelbſt, daß die Unterſuchung ſich auf dieſes Feld begeben hat, ohne die nöthigen Vorarbeiten dazu abzuwarten; die Naturwiſſenſchaften können auf ihrem eigenen Gebiete einſtweilen noch Lorbeeren genug erwerben, und gerade das Studium der Thatſachen und der Wirklichkeit wird das menſchliche Bewußtſein klären und ſtärken, mehr, wie jede phyſiſche oder chemiſche Hypotheſe. Das Bewußtſein muß durch die ganze Bahn der Wirklichkeit hindurch geführt werden, um zu ſich ſelbſt zu kommen, als zu dem höchſten und letzten Ausdrucke der Wirklichkeit, und ſo wird jede poſitive Forſchung und Erkenntniß einen Beitrag zur Klärung und Läuterung des Bewußtſeins geben.

Aus Amerika.

(Von Julius Fröbel. 2. Band.)

Wir haben uns mit dem erſten Bande des Fröbel'ſchen Buches über Amerika beſchäftigt, und wollen auch einige Bemerkungen über den kürzlich erſchienenen zweiten Band machen, ſchon aus dem Grunde, weil die verſchiedenſten Anſichten in der Preſſe über den Werth dieſes Buches ausgeſprochen ſind. Wir perſönlich haben kein abſolutes und unbedingtes Urtheil über dieſe Arbeit, und wollen daſſelbe weder in den Himmel erheben, noch in den Staub treten; im Allgemeinen denken wir aber, daß das Buch vieles Intereſſante enthält, aber doch in Deutſchland eine Menge falſcher und einſeitiger Vorſtellungen hervorrufen wird. Die Anſichten Fröbel's ſind um ſo mehr im Stande, falſche Vorſtellungen zu erregen, da er keine Schilderung macht, welche nicht in gewiſſer Beziehung richtig iſt, da er ſich meiſtens ſehr mäßiger und relativer Ausdrücke bedient, und ſich mit wenigen Ausnahmen einer anſtändigen Sprache befleißigt. Aber gar zu häufig iſt die Tendenz und die Abſicht, welche den einzelnen Darſtellungen zu Grunde liegt, nur der Abdruck einer perſönlichen Eigenheit und Verſtimmung, wodurch einem Publikum, das die amerikaniſchen Verhältniſſe blos aus den Büchern kennen zu lernen Gelegenheit hat, verſchobene und verſchrobene Bilder vorgelegt werden. Dies iſt um ſo mehr zu bedauern, weil die deutſche Literatur über Amerika nicht der Art iſt, daß man Vorurtheile leicht berichtigen könnte; unter dieſer Art Literatur ſteht immer das Frobel'ſche Buch noch ſehr hoch, und deßhalb hätten wir gewünſcht, daß es in mancher Beziehung vorſichtiger abgefaßt wäre.

Digitized by Google

Wir haben ſchon mehrmals Gelegenheit gehabt, mit Herrn Fröbel zu polemiſiren, ſowohl was ſeine Vergleichung zwiſchen amerikaniſcher und europäiſcher Demokratie anbetrifft, als auch in Bezug auf ſeine Politik der „Zweckmäßigkeit", welche ſich in Californien ſo biegſam zeigte, daß er als Redakteur des Francisco Journals das vertheidigte, was unter dem Namen Demokratie die äußerſte Proſclavereipolitik verſteckt. Allerdings in Californien und an der ganzen pazifiſchen Küſte treten die Gegenſätze zwiſchen der freien und Sklavenarbeit nicht ſo direkt gegenüber, wie in den atlantiſchen Staaten und den weſtlichen Territorien, denn die pazifiſchen Staaten der Union ſind, wie Seward in ſeiner letzten Kanſasrede richtig bemerkt, der freien Arbeit geſichert; aber ein Mann, wie Fröbel, mußte die amerikaniſche Politik in größeren Dimenſionen auffaſſen, als er damals that, und wie er auch in der vorliegenden Schrift thut. Wir ſind durchaus nicht geneigt, Herrn Fröbel wegen dieſer und wegen anderer Inconſequenzen egoiſtiſche Motive zur Laſt zu legen, wie dies die „New-Yorker Criminalzeitung" gethan hat, welche ihm vorwarf, daß er durch ſeine Schmähungen der Deutſchen in Amerika ſich das Wohlwollen der Hofräthe in Deutſchland habe erkaufen wollen; wir glauben, daß die Anſichten, welche der „Criminalzeitung" und uns auch nicht gefallen laſſen, in der ganzen Perſönlichkeit Fröbel's begründet ſind. Ein Mann, wie Fröbel, der im Jahre 1848, in der Zeit der Bluſen und Barrikaden, niemals ohne Glacehandſchuh über die Straße ging, und beim Tode Robert Blum's über den Beruf Oeſterreichs, die Kultur nach Oſten zu tragen, ſchrieb: dem wird natürlich die deutſche, wie die amerikaniſche Demokratie in ganz abſonderlichem Lichte erſcheinen.

Es mag eine natürliche Reaktion ſein gegen die Verläumdungen, mit denen man in Deutſchland den amerikaniſchen Volkscharakter überhäuft, und welche zum großen Theile der Wohldienerei zuzuſchreiben ſind, daß Fröbel gerade die amerikaniſche Geſellſchaft mit den günſtigſten Augen betrachtet und zwar leider auf Koſten ſeiner eigenen Landsleute in Amerika und der deutſchen Demokratie. Fröbel betrachtet die Amerikaner als vollendete Gentlemen. Allerdings, wenn innere Rohheit, Unbildung und Grundſatzloſigkeit, welche wir denn doch häufig in der amerikaniſchen Geſellſchaft und Politik finden, durch feine Wäſche, einen eleganten Rock und ein „gentlemengleiches" Betragen verborgen werden, hat Fröbel Recht. Dasjenige, was in Amerika den „Gentleman" und die „Lady" macht, iſt lediglich die äußere Form, hinter der ſich oft die ſchmutzigen, pöbelhafteſten Leidenſchaften und Gewohnheiten verſtecken. Grade der Zwang, den der Amerikaner in der Geſellſchaft ſich anthut, um als Gentleman zu erſcheinen, die ſteife Galanterie gegen die Damen, die Prüderie der amerikaniſchen „Ladies": grade dieſe Eigenſchaften, die Herrn Fröbel ſo ſehr

Digitized by Google

zu gefallen ſcheinen, und die er an den Deutſchen mit Bedauern vermißt, beweiſen in Verbindung mit Temperenzgeſetzen und anderem puritaniſchen Kram, daß der Amerikaner künſtliche, enge und ſteife Geſellſchaftsformen nothwendig hat, um das Halbindianiſche und Barbariſche ſeines Weſens zu verbergen. Laßt einen ſolchen „Gentleman", der in ſeinen geſelligen Formen die größte Correktheit zeigt, einmal vor die Brandy-Bar treten, Tabak kauen und fluchen, es wird dies ein anderes Bild ſein, als Fröbel uns von den Amerikanern macht. Es mag ſein, daß die Deutſchen in ihren äußeren Formen nicht ſo ſtreng und elegant ſind, wie die Amerikaner; aber dies beweiſt am Ende, daß ſie ſich ohne Gefahr, die innere Rohheit zu offenbaren, gehen laſſen können. Und ſo deutet vielleicht auch das Verhältniß der Geſchlechter bei den Amerikanern auf die Nothwendigkeit hin, künſtliche Schranken zu haben, welche die Geſellſchaft in Deutſchland oder Frankreich nicht nothwendig hat.

Fröbel liebt es nun einmal nicht, auf die dunkeln Seiten des amerikaniſchen Volkscharakters einzugehen, dagegen hat er für die Untugenden ſeiner Landsleute in Amerika ein ſcharfes Auge. Hören wir von ihm eine Beſchreibung des deutſchen Lebens in Cincinnati! Wir bemerken dazu, daß wir ſelbſt bei unſerem erſten Beſuche in Cincinnati das Treiben der Deutſchen „über dem Rhein" nicht anders, als in düſtern Farben ſchildern konnten, und gewiß noch niemals dieſer Seite des deutſchen Lebens irgend eine Schmeichelei geſagt haben. Aber bei Fröbel tritt denn doch die Sache etwas zu grell hervor. Er gibt uns folgende Schilderung:

„Jenſeit des Canales, der ſich am Fuße des Berges durch die Stadt zieht, wohnen bekanntlich ſehr viele Deutſche, beſonders aus den katholiſchen Theilen Süddeutſchlands. Was ich von dieſen Menſchen zu ſehen und zu hören bekam, war geeignet, einen niederſchlagenden Eindruck hervorzubringen, um ſo mehr, als die, welche ihn hervorbrachten, ſich hier nicht mehr in Armuth und Elend befanden, obſchon Armuth und Elend zu den urſprünglichen Gründen der tiefen Gemeinheit ihres Weſens viel beigetragen haben mögen. Hier ſaß eine Gruppe von Weibern und Männern vor einem Hauſe, deſſen herrliche Lage beneidenswerth genannt werden konnte: die Männer mit dem Geſichtsausdruck ſchwäbiſcher Bauern aus einem der ärmſten und obſcurſten Winkel, wo dafür geſorgt iſt, daß die Leute einfältig und mager bleiben, in dem dummen Geſichte aber, wie von anderer Hand die Quere hineingeſchrieben, ein Zug amerikaniſcher Schlauheit: — die Weiber wie aus den Spelunken einer ſchmutzigen Vorſtadt hervorgezogen und plötzlich auf dieſer heiteren Höhe an die glänzende amerikaniſche Sonne geſetzt; dürr und von zänkiſchem, bösartigem Ausſehen. Indem ich vorüberging, hörte ich die Leute in dem ſchauderhafteſten Dialekte, der je aus deutſchen Mäulern gekommen und deſſen Hei-

Digitized by Google

math irgendwo zwiſchen Baiern und Schwaben liegen muß, von einem gräulichen Verbrechen reden, welches ein Vater an ſeiner Tochter begangen. Wer auf dem glanzvollen Punkte geſtanden, wo das Haus dieſer Menſchen liegt, — vor ihrem Blicke das reiche Ohiothal mit ſeinen prachtvollen Hügeln, der Fluß, die Stadt zu ihren Füßen und über ihnen der ſonnige wolkenloſe Himmel, — und dieſe Menſchen frei, freier, als der König, dem ſie vormals Unterthan waren, — und dieſe freien Menſchen ſo durch und durch verpfuſcht, ſo jämmerlich gemein, — wer einen ſolchen Contraſt mit eigenen Sinnen beobachtet, kann begreifen, wie weh mir zu Muthe war. Das ganze Inventar aller Rohheiten des eingeboren-amerikaniſchen Lebens kennt keine ſo niedrige Erſcheinung."

Hier haben wir ein Pröbchen davon, wie Fröbel die Deutſchen behandelt; jedes Körnchen Wahrheit iſt hier breit geſchlagen, um den Unterſchied zwiſchen den parfümirten Glacehandſchuhen Fröbel's, mit denen er dies Buch geſchrieben hat, und den plumpen Fäuſten der deutſch-amerikaniſchen Bauern und Arbeiter nachzuweiſen. Wir geben zu, daß Fröbel in mancher Beziehung Recht hat, aber die Vorliebe, mit welcher er grade auf dieſen Eigenſchaften ſeiner Landsleute verweilt, ziemt nicht dieſem Manne und der Partei, welcher er angehören will. Wir wiſſen wohl, daß die Form ihr gewiſſes Recht hat, ſowohl in der Kleidung, wie in der Sitte, wie in der Sprache, aber man kann auch unter der rauhen Schaale einen guten Kern finden. Die Abſichtlichkeit, mit welcher Fröbel immer auf dieſe halbkomiſchen, halbgemeinen Züge des deutſchen Lebens bei jeder Gelegenheit zurückkommt, nimmt dem Buche den objektiven, rein wiſſenſchaftlichen Charakter, und die Süffiſance, die darin liegt, wird gerade zu widerlich.

Die Schilderungen der Natur, die botaniſchen und geologiſchen Bemerkungen, denen das Buch hauptſächlich gewidmet iſt, ſind jedenfalls beſſer, wie die ethnologiſchen und politiſchen Bemerkungen, und wenn Alexander von Humboldt in der That nach der zweiten Durchſicht dieſes zweiten Bandes dem Verfaſſer ein anerkennendes Schreiben geſendet hat, ſo iſt dies wohl der naturwiſſenſchaftlichen Behandlung zu danken. Die Naturſchilderungen ſind lebhaft, oft maleriſch und poetiſch, und Fröbel verleugnet in dieſer Beziehung nicht ſein bekanntes Talent.

Der uns vorliegende Band enthält das vierte und fünfte Buch. Das vierte handelt von der Ueberlandreiſe von New-York über Miſſouri nach dem nördlichen Mexico, über den Aufenthalt zu Chihuahua und der Rückkehr durch Texas; das fünfte Buch enthält die Reiſebeſchreibung von New-York uber Texas und durch die Gila- und Coloradogegenden nach San Francisco, den Aufenthalt daſelbſt und die Rückkehr nach New-York.

Digitized by Google

Fröbel reiſte mit einer Waaren-Karawane eines New-Yorker Handlungshauſes, und konnte alſo nicht ſo vollſtändig ſeinen wiſſenſchaftlichen Liebhabereien und Unterſuchungen nachgehen, wie ein zu einer wiſſenſchaftlichen Expedition ausgerüſteter Reiſender. So intereſſant auch die mit allerlei Anekdoten und pikanten Bemerkungen durchwürzten Reiſeſchilderungen ſein mögen, ſo ſind gerade ſolche Partieen Amerika's behandelt, für die man ſich in Europa weniger intereſſirt, und die Schilderung der weſtlichen Staaten und Territorien, dieſer neuen Heimath der Deutſchen, die Verhältniſſe der atlantiſchen Staaten u. ſ. w. würden für die Mehrzahl der deutſchen Leſer wohl mehr Intereſſe haben, als die Schilderungen aus Nicaragua und Chihuahua. Jedenfalls verdient das Buch mehr in Amerika, wie in Europa, geleſen zu werden, und würde überhaupt in engliſcher Sprache einen größeren Leſerkreis finden, als in deutſcher.

Indem wir uns vorbehalten, einzelne der pikanteſten Schilderungen des Buches unſeren Leſern mitzutheilen, um dadurch die Aufmerkſamkeit derſelben auf dieſes trotz der beſprochenen Mängel intereſſante und werthvolle Buch zu lenken, wollen wir einſtweilen uns mit dieſen allgemeinen Bemerkungen begnügen.

Die Preſſe und die harten Zeiten.

Zu den vielen ungünſtigen Verhältniſſen, welche die deutſche Preſſe in Amerika niederdrücken, iſt in den letzten Monaten auch die Geſchäftskriſis hinzugetreten, und hat aller Wahrſcheinlichkeit nach in dieſem Geſchäfte größere Bedrängniſſe nach ſich gezogen, als irgend wo ſonſt, denn das deutſche Publikum iſt ja längſt daran gewohnt, ſeine Preſſe mit Geringſchätzung und Gleichgültigkeit zu behandeln, und ſie gewiſſermaßen für einen Luxusartikel zu halten, der zu den Ueberflüſſigkeiten des Lebens gehört und bei der geringſten Veranlaſſung über Bord geworfen werden kann. Bei den Arbeitern war es während dieſes Winters eine leider allzu deutliche Nothwendigkeit, alle Ausgaben einzuſchränken, und hier war es an der Preſſe ſelbſt, Opfer zu bringen und Kredit zu geben. Aber gerade in den Kreiſen, welche das deutſche Leben repräſentiren möchten, in den Kreiſen der Geſchäftsleute, die allerdings hart für ihre Exiſtenz kämpfen mußten, aber ſich doch für die kleinen Summen für Zeitungen nicht zu

Digitized by Google

kümmern hatten, fand man grade die größte Deſertion von den Abonnentenliſten, und jede Gelegenheit wurde benutzt, um dieſen kleinen Verbindlichkeiten auszuweichen. Der Eine hat keine Zeit, zu leſen, — dieſer Grund wird immer mit einer gewiſſen Süffiſance angegeben, — der andere hat die Exemplare nicht regelmäßig empfangen, — der dritte hat kein Geld; — der vierte braucht gar keinen Entſchuldigungsgrund. Das Defizit, welches auf dieſe Weiſe entſteht, durch die Addition vieler kleinen Beträge, iſt dem Herausgeber ebenſo empfindlich, wie die Zahlung dem einzelnen Abonnenten gleichgültig ſein konnte, und gerade dieſe Seite des Geſchäftslebens zeigt uns, wie wenig gewiſſenhaft bei ſolchen Sachen gehandelt wird, von denen man weiß, daß man dafür nicht in Verantwortung gezogen wird.

Solche Zeiten, wie die Preſſe in dieſem Winter hatte, ſind ſehr intereſſant für Herausgeber, um das Publikum kennen zu lernen, mit dem man zu thun hat. In dieſen Zeiten verſchwinden alle Illuſionen, die man ſich vom Publikum gemacht hat, und das Vertrauen, das man in daſſelbe geſetzt hat, erweiſt ſich größtentheils als getäuſcht. Während man allen anderen Geſchäften um ſo mehr Aufmerkſamkeit und Achtung ſchenkt, je ſchwieriger die Verhältniſſe ſind, glaubt man die Preſſe als einen rechtloſen Paria betrachten zu können, gegen den man keine Verpflichtungen und Ruckſichten hat!

Es gibt in dieſer Beziehung verſchiedene Abſtufungen in der Preſſe. Die Lokalblätter, die auf Anzeigen und Abonnements in ihrer nächſten Nähe angewieſen ſind, leiden niemals ſo ſehr durch die bedrängten finanziellen Verhältniſſe, wie diejenigen Blätter, die eine ausgedehnte Cirkulation haben, und von einem Ende der Union zum andern verbreitet ſind. In der Unmöglichkeit, ſelbſt nachzuſehen und die Sachen ſelbſt zu ordnen, ſind die Herausgeber dieſer Blätter vollſtändig einem Hazardſpiel anheimgegeben, welches die Laune des Publikums mit ihnen ſpielt, und gegen das ſie ſich keine Genugthuung verſchaffen können.

Ueberhaupt iſt uns in der letzten Zeit die traurige Erfahrung gewonnen, daß keine Achtung vor der Preſſe im Publikum beſteht. Man hält die Preſſe nicht gleichberechtigt mit andern Geſchäften, und glaubt, ſie ungeſtraft verachten zu dürfen. Man nimmt vielleicht ſo lange eine Zeitſchrift an, wie der Herausgeber die Fortſetzungen auf ſein Riſiko ſchickt; aber ſobald die Rechnung eintrifft, iſt die einzige Antwort „refused“! Grade in den Kreiſen, die ſich ſonſt zu den reſpektabelſten rechnen, iſt dies Verfahren ein gebräuchliches.

Man hält uns vielleicht entgegen, daß die Verhältniſſe doch nicht ſo ſchlimm ſein müſſen, da faſt keine deutſche Zeitung während der ganzen

Finanzkriſis eingegangen iſt, und die Zahl der Falliſſements in allen andern Geſchäften größer war, als im Bereiche der Preſſe. Aber dies kommt blos daher, daß die deutſche Preſſe in Amerika, ſoweit ſie ſich nicht an die Sklaverei und Corruption verkauft, an den finanziellen Druck gewöhnt und in allen Entbehrungen, welche nur die Verhältniſſe nothwendig machen, erfahren iſt. Und wir dürfen es wohl ſagen, ohne in den Verdacht der Unbeſcheidenheit zu fallen, daß je undankbarer und gleichgültiger das Publikum handelt, deſto treuer die Preſſe an ihrem Berufe feſthält.

Natürlich, Jedermann weiß, daß das Herausgeben einer Zeitung kein lukratives Geſchäft iſt, wenigſtens nicht für Deutſche und für Diejenigen, welche ſich nicht grade den gemeinſten Vorurtheilen in die Arme werfen wollen. Es iſt ein altes Sprüchwort, daß das Spekuliren auf die Dummheit mehr einträgt, als die Bemühungen zur Aufklärung, und jedenfalls iſt die Unabhängigkeit der Geſinnung auf jedem Felde des geſchäftlichen Lebens und namentlich in der Preſſe ein ſehr koſtſpieliger Artikel. In dieſer Beziehung hat die Preſſe nur ſich ſelbſt Vorwürfe zu machen, und höchſtens vom Publikum die Mittel zu verlangen, welche die Fortſetzung des Berufes möglich machen; dies iſt der höchſte Anſpruch, den die Preſſe unter den hieſigen Verhältniſſen machen kann.

Man hat den Grad der Achtung, in welcher die Preſſe beim Publikum ſteht, mit Recht als einen Maaßſtab für die Civiliſation und die politiſche Freiheit und Selbſtſtändigkeit eines Volkes gehalten. Eine Vergleichung der verſchiedenen europäiſchen Länder zeigt uns die Richtigkeit dieſes Vergleiches. Auch in Amerika ſteht die Preſſe der herrſchenden engliſchen Sprache in hohem Anſehen, und es gibt hier kein anderes und ſchnelleres Mittel zur Macht, als die funfundzwanzig Buchſtaben. Blos die deutſche Preſſe macht aus Gründen, die wir hier nicht aufzählen wollen, aber die nur zum kleinſten Theile in den Verhältniſſen begründet ſind, eine Ausnahme, die eben nicht ſehr zu Gunſten der deutſchen Bevölkerung in Amerika ſpricht.

Nun, wir wollen hier nicht weiter in Klagelieder ausbrechen, ſondern lediglich eine offene, trockene Schilderung eines Zuſtandes machen, der für alle dabei Betheiligten, und nicht nur für die Leute der Preſſe ſelbſt, von Wichtigkeit iſt, und der vielleicht eine Seite unſeres geſelligen Lebens erklärt, deren Unzulänglichkeit Jeder ſchon ſelbſt empfunden hat. Ein Publikum, das gegen ſeine Preſſe gleichgültig iſt, wird auch gegen ſeine höchſten und allgemeinſten Intereſſen gleichgültig ſein, und am Ende keine andere Preſſe mehr übrig behalten, als die Büſſineß-Preſſe und die Preſſe der Corruption. Wir geben zu, daß die deutſchamerikaniſche Preſſe vielfache Mängel an ſich hat, und nicht in jeder Beziehung ihrer bedeutenden Aufgabe nachkommt, aber die Schuld liegt hauptſächlich am Publikum,

Digitized by Google

welches die Preſſe oft durch eine ſchimpfliche Weiſe mißhandelt und mit derſelben auf eine unwürdige Weiſe geizt. Der Schreiber dieſer Zeilen hat bisher immer noch das Publikum vertheidigt, aber in den letzten Monaten iſt ihm die Luſt dazu vergangen, denn nach dieſen Erfahrungen kann kein Vertrauen zum Publikum übrig bleiben, und es muß wirklich eine übertriebene Neigung zum journaliſtiſchen Berufe vorhanden ſein, will man ſich unter ſolchen Umſtänden nicht von demſelben abſchrecken laſſen.

Nun, wir denken an das Göthe'ſche Wort:

„Sehe Jeder, wie er's treibe,
Wo er gehe, wo er bleibe
Und wer ſteht, daß er nicht falle."

Die Preſſe kann die Gleichgültigkeit und vornehme Süffiſance, mit welcher grade derjenige Theil des Publikums, welcher der Preſſe am meiſten bedarf, dieſelbe behandelt, mit ſtolzer Gleichgültigkeit erwiedern; der Verluſt dieſes Theils des Publikums iſt nicht ſehr ſchmerzlich. Um ſo erfreulicher wird es ſein, die Leute kennen zu lernen, welche auch unter ſchwierigen Verhältniſſen zu ihrer Preſſe ſtehen, und die Opferfähigkeit ihrerſeits erwiedern. Die letzten Monate waren gewiß ein harter Prüfſtein für die Preſſe, und jedes literariſche Unternehmen, das dieſe Zeit glücklich durchgemacht hat, kann mit Vertrauen in die Zukunft ſehen. Wir hoffen, daß auch die „Atlantis" zu dieſen Blättern gehört.

Wir haben manche Klagen über die mangelhafte Ausſtattung der „Atlantis" gehört; das Publikum möge dieſen Vorwurf nicht auf den Herausgeber, ſondern auf ſich ſelbſt beziehen. Sobald unſere Abonnenten wieder anfangen werden, die „Atlantis" zu bezahlen, ſoll die äußere Ausſtattung derſelben weſentlich verbeſſert werden.

Wie unſere Leſer ſehen, haben wir in dieſen Nummern einige Beiträge von neueingetretenen Mitarbeitern. Indem wir denſelben unſern herzlichen Dank ſagen, verſprechen wir, Alles aufzubieten, um die „Atlantis" zu einem Organe der wiſſenſchaftlichen Beſtrebungen der Deutſchen zu machen.

Wir erſuchen unſere Agenten und Abonnenten, jetzt endlich einmal ihre Beträge einzuſenden. Wir ſind wirklich nicht im Stande, länger zu warten.

Digitized by Google

Atlantis.

Neue Folge, Band 8. Heft 4.	April 1858.	Alte Folge, Bd. 10, Nr. 231–234.

Die politiſchen Parteien in den Vereinigten Staaten.

So langweilig und abſtoßend auch das Parteileben in den Vereinigten Staaten für Jedermann ſein mag, der nicht gerade aus der Politik eine ſpezielle Profeſſion macht, und ſo unwillkommen dies Thema im Allgemeinen dem Publikum iſt: ſo ergeben ſich dennoch für den denkenden Menſchen, welcher die äußeren Thatſachen als die Erſcheinungen innerer Geſetze auffaßt, aus dieſem Thema eine Menge der intereſſanteſten Beobachtungen, welche ihn über die Eigenthümlichkeit des amerikaniſchen Lebens, die ſpeziellen Bedürfniſſe und Intereſſen deſſelben und über die Unterſchiede zwiſchen der alten und neuen Welt aufklären. Je mehr die Parteiverhältniſſe in Amerika durch den Fanatismus entſtellt, je einſeitiger ſie von dieſem oder jenem Parteiſtandpunkte betrachtet werden, und je weniger vorſichtig man bei der Beurtheilung einer Oppoſitionspartei iſt: deſto mehr ſollte man eine unabhängige, objektive, kulturhiſtoriſche Auffaſſung der Sache ſuchen; deſto unparteiiſcher ſollte man die Eigenthümlichkeiten der Parteien aus der Geſchichte des Landes ſelbſt erklären. Grade in der gegenwärtigen Zeit, wo ſich faſt unbeachtet von der öffentlichen Meinung und überſchrieen von den Reden der Parteifanatiker eine Neubildung der Parteien vollzieht, wäre es nothwendig, eine politiſche Analyſe zu machen, um die einzelnen Elemente der Parteien zu unterſcheiden und die Wahlverwandtſchaft der politiſchen Intereſſen und Beſtrebungen zu unterſuchen. Denn es handelt ſich, trotz der großen Verſchiedenheit der Prinzipien, welche dem Parteikampfe zu Grunde liegen, doch nicht um ein einfaches Schwarz oder Weiß, Rechts oder Links, Gut oder Schlecht, ſondern die verſchiedenſten Intereſſen und Grundſätze ſind auf allen Seiten vertheilt, und ein abſolutes Urtheil wird weder auf der einen, noch auf der andern Seite zu finden ſein. Im täglichen Leben finden wir allerdings, daß Alles über einen Kamm geſchoren wird, und iſt dies bei den regelmäßigen Wahlkämpfen auch nicht gut anders möglich, als

Digitized by Google

daß man alle Vortrefflichkeit in der eigenen, alle Schlechtigkeit in der gegnerischen Partei zu finden ſucht: anders aber iſt es, wenn wir die hiſtoriſchen Urſachen und naturwüchſigen Bedingungen der Parteibildung unterſuchen. Wir kommen bei einer ſolchen Unterſuchung vielleicht auf Mängel und Fehler, für welche wir nicht einzelne Parteien allein, ſondern die ganze Richtung des Volksgeiſtes und der öffentlichen Meinung verantwortlich machen müſſen, und in der That iſt die Methode, Politik zu treiben, in Amerika bei allen Parteien ſo ziemlich dieſelbe, wenn auch die Objekte der Politik bei den verſchiedenen Parteien verſchieden ſind.

Wie Alles in der Welt, ſo beſteht auch die Politik aus einem Widerſpruch, deſſen zwei entgegengeſetzte Seiten in ihrer Wechſelwirkung und gegenſeitigen Abſtoßung und Anziehung den Kreislauf der Politik bewirken. Wir können die allgemeinen Grundkräfte der Natur, wie des menſchlichen Willens, die Anziehungskraft und Abſtoßungskraft, die Centripetal- und Centrifugalkraft, als die Grundkräfte in der Politik und als die Fundamente der beiden politiſchen Parteien betrachten, welche in jedem Staatsweſen, das ein Organismus und nicht nur ein Mechanismus iſt, vorkommen werden. Den Unterſchied zwiſchen Mechanismus und Organismus im Staatsweſen finden wir darin, daß der Mechanismus im Staate in einer vom Volke abgetrennten Dynaſtie und Bürokratie beſteht, während die organiſche Verwaltung des Staates vom Volke ausgeht. Dieſen zwei Grundrichtungen in der Politik correſpondiren die hauptſächlichſten Intereſſen der Staatsangehörigen; das Streben nach individueller Freiheit und nach der Wohlfahrt und Ordnung des Ganzen ſind die beiden Pole politiſcher Organiſation. Jede Art Politik iſt eine Verbindung zwiſchen Individualismus und Centraliſation, und je nachdem der größere Nachdruck auf die eine, oder auf die andere Seite gelegt wird, entſtehen die verſchiedenen republikaniſchen und despotiſchen Staatsformen.

Wir ſehen wohl, daß jede Art von Politik ein Kompromiß iſt, und daß aus dem richtigen Verhältniß zweier entgegengeſetzten Richtungen in der Politik die richtige politiſche Bahn entſteht. Jeder Menſch ſtrebt darnach, ſeine Individualität frei und ſelbſtſtändig zu erhalten, ſeine perſönliche Freiheit mit geſetzlichen Schutzmitteln zu umgeben, ſie durch Beſitz und Eigenthum zu garantiren u. ſ. w. Dies kann er aber nur im Verkehr mit der menſchlichen Geſellſchaft, welcher gegenüber er ſeine Individualität aufrecht hält und geltend macht; auf einer wüſten Inſel würde kein Menſch frei ſein, weil er kein Objekt der Freiheit hat. Deßhalb iſt der Menſch ein „geſelliges Thier", wie Ariſtoteles ihn bezeichnet hat. Der Staat iſt nicht ein „ſocialer Kontrakt", wie Rouſſeau ihn definirt hat, denn ein Kontrakt hängt von der Willkür der einzelnen Kontrahenten ab,

und dies iſt bei dem Staate, der von allen ſeinen Angehörigen Unterwerfung fordert, nicht der Fall; der Staat iſt vielmehr ein natürliches Verhältniß, welches dem Gattungsbegriffe entſpricht, und in der Natur des ganzen menſchlichen Organismus begründet iſt, ſo daß Niemand ſich ſeiner Verpflichtungen gegen den Staat entſchlagen kann.

Die Weltgeſchichte bietet in ihrem langen Laufe uns ſehr verſchiedene Beiſpiele von Staatsverfaſſungen, welche der centraliſirenden oder individualiſirenden Richtung folgten. Die despotiſchen Staatseinrichtungen des Orientes waren in dem Mangel individueller Energie, den man noch heute in den orientaliſchen Ländern findet, begründet; ſie trugen der individuellen Freiheit faſt gar keine Rechnung, und perſönliche Freiheit, Leben und Eigenthum waren von dem Belieben der Despotie abhängig. Erſt im Judenthum beſchäftigte ſich die Geſetzgebung damit, die Rechte der einzelnen Staatsangehörigen, das Eigenthum derſelben u. ſ. w. feſtzuſtellen. Aber trotzdem herrſchte noch immer das Centraliſationsſyſtem als ein religiöſes Dogma. In den demokratiſchen Republiken Altgriechenlands herrſchte das Individualitätsprinzip mehr vor, namentlich in Athen, während uns Sparta die am meiſten centraliſirte Republik der Welt zeigt. In der alten römiſchen Republik war das Syſtem ein gemiſchtes; man centraliſirte Italien und die damals bekannte Welt in Rom, aber in Rom ſelbſt hielten ſich die einzelnen Körperſchaften, Familien u. ſ. w. in Schach, bis daß endlich das Kaiſerthum ein politiſches Centraliſationsſyſtem im modernen Sinne einrichtete. Das Chriſtenthum brachte eine Menge neuer Staatsformen hervor, die vorzugsweiſe auf dem Individualiſirungsprinzipe beruhten; dieſes Prinzip machte ſich in den mittelalterlichen Einrichtungen in einer ſolchen Weiſe geltend, daß man in manchen Fällen gar nicht mehr von einer eigentlichen Staatsverfaſſung reden konnte, ſondern ſich die ganze Bevölkerung in Zünfte, Klaſſen u. ſ. w. von einander abſchloß. Der Zuſtand des alten heiligen römiſchen Reiches zeigt uns ein wahres Chaos von einzelnen Rechten, Privilegien und Klaſſen, ſo daß mit Recht des Dichter fragt:

„Das liebe, heil'ge, römiſche Reich,
Wie hält's nur noch zuſammen."

Die modernen Staatsverfaſſungen wurden durch entgegengeſetzte Motive gebildet. Während die Reformation und die erſte franzöſiſche Revolution das Selbſtgefühl und das Gefühl der perſönlichen Freiheit in die Politik einführte, centraliſirte ſich in Folge des Dampfes die Induſtrie, der Handel und das Kapital; die Individuen, wie die Nationen traten aus ihrer Iſolirung heraus, und es wurden die verſchiedenſten Syſteme und Staatsverfaſſungen gebildet, dort mehr auf dem Centraliſationsprin-

Digitized by Google

zip, hier mehr auf dem Prinzip der freien Individualität beruhend, aber überall eine Miſchung der beiden Syſteme enthaltend.

Man hat ein altes Wort: „In Europa wird zu viel regiert, in Amerika zu wenig, überall aber wird ſchlecht regiert.“ Dieſer Satz iſt wahr und iſt auch wieder nicht wahr, je nachdem man die verſchiedenen Zweige der Regierung und Geſetzgebung in's Auge faßt. Wir haben uns über Zuvielregiererei in Amerika ebenſo ſehr zu beklagen, wie in Europa. Ferner ſind die Regierungsgewalten in Europa in vieler Beziehung mangelhaft und unzureichend. Der oben citirte Satz, den, wenn wir nicht irren, Fröbel zuerſt ausgeſprochen hat, iſt alſo nur in einer oberflächlichen Allgemeinheit richtig, und läßt ſich nicht auf alle Zweige der Regierungsgewalten anwenden.

Was wir mit dieſen wenigen einleitenden Worten ſagen wollten, iſt Folgendes;

Die Politik der Union geht, wie die Politik jedes andern Landes, nach zwei Richtungen auseinander, welche ſich wechſelſeitig um die Regierung des Landes ſtreiten, nach der Richtung der Centraliſation und der der Individualiſirung oder der Volksſouverainität in ihrer ſtrikteſten Anwendung.

Zwei Parteien und Syſteme haben alſo eine natürliche Berechtigung in der politiſchen Entwickelung dieſes Landes.

Die Conſtitution der Vereinigten Staaten war im Anfange ſchon ein Kompromiß zwiſchen dieſen beiden Syſtemen.

Die beiden Syſteme durchdringen und ergänzen ſich gegenſeitig.

Eine dritte Partei wird in Amerika niemals lebensfähig ſein.

Bei den vielen ſich durchkreuzenden Fragen, welche in Amerika das Parteileben ausmachen, finden wir dieſe verſchiedenen Richtungen in der Politik nicht vollſtändig und rein ausgeprägt, nicht conſequent durchgeführt, aber im Prinzipe und bei den weſentlichſten Fragen der Politik tritt der Unterſchied deutlich hervor, ſo daß wir die allgemeine Claſſifikation darauf begründen können. Die demokratiſche Partei iſt ihrem Prinzipe, nicht ihrer gegenwärtigen Verfaſſung nach, die Partei des Individualismus, der Volksſouverainität im ſtrikten Sinne, die faſt bis zur vollſtändigen Anarchie auseinander fällt, der Staatenrechte und der Nichtintervention des Bundes in die Angelegenheiten der Staaten und Territorien; ſie interpretirt die Vollmachten der Centralbehörden in der ſtrikteſten Weiſe, und leitet dieſelben nur aus einer direkten und mit Brief und Siegel nachweiſbaren Uebertragung von Seiten des Volkes ab. Die republikaniſche Partei dagegen, wie früher die alte Whigpartei, neigt ſich mehr dem Prinzipe der Centraliſation zu, will die nationalen Intereſſen, wie z. B. die inneren Verbeſſerungen von allgemein nationalem Charakter, die Ver-

Digitized by Google

hältniſſe der Territorien ꝛc., der Fürſorge des Congreſſes überantworten, ſtellt der abſoluten Theorie der Volksſouverainität und Staatenrechte ein ſogenanntes „höheres Recht“ gegenüber, und möchte in induſtrieller und finanzieller Beziehung centraliſirende Maaßregeln haben. Die Conſtitution der Ver. Staaten, aus der ſich, wie aus der Bibel, Alles beweiſen läßt, gibt jeder der beiden Parteien eine Menge Anhaltspunkte, um ihre Conformität mit dem allgemeinen Grundgeſetze zu beweiſen, aber dies iſt ein Spiel der Worte, bei dem nichts herauskommt; wir denken, daß man auf die Natur der Fragen ſelbſt eingehen müſſe, um den Grad der Kompetenz u. ſ. w. zu beſtimmen.

Mancher wird uns vielleicht einer Lächerlichkeit beſchuldigen, daß wir im gegenwärtigen Momente die demok atiſche Partei die Partei der ſtrikten Volksſouverainität und der Dezentraliſaiionspolitik nennen. Die Volksſouverainität iſt in der Lecomptonconſtitution mit Füßen getreten; der Krieg gegen Utah und andere Erſcheinungen ſind ſchwere Verſuchungen für die altdemokratiſche Nichtinterventionspolitik des Kongreſſes. Aber nehmen wir die eigentliche Platform der demokratiſchen Partei, die Nebraskabill, ſo ſehen wir deutlich, wohin die Theorie der Volksſouverainität führt nach ihrer offiziellen demokratiſchen Auslegung. Die Nebraskabill, welche wir als den Eckſtein der gegenwärtigen demokratiſchen Partei anſehen müſſen, erweitert die Volksſouverainität bis zu der Befugniß, überall Sklaverei einzuführen; die Freiheit und Souverainität eines Volkes und Staates beſteht nach dieſem Douglas'ſchen Geſetze in der Erlaubniß, das Territorium oder den Staat zu verſclaven. In Conformität mit dieſer Auslegung können ſich Staaten mit den widerſinnigſten Formen, Privilegien und Monopolen bilden, und würde die Politik der Nebraskabill jemals die herrſchende Politik der Union, ſo könnten die verrückteſten Monſtroſitäten, — wir erinnern nur an das Mormonenthum in Utah, — ſich auf den Grundſatz der Nebraskabill berufen, ſobald ſie nur die äußerliche Form einer republikaniſchen Verfaſſung annehmen.

Die republikaniſche Partei, in ihrer jetzigen Form gerade als eine Oppoſitionspartei gegen die Nebraskabill entſtanden, hat weſentlich andere Grundſätze über Volksſouverainität, als die demokratiſche. Sie will die höchſten Güter der Menſchheit und die prinzipiellen Garantieen republikaniſcher Freiheit, freie Arbeit, freie Einwanderung und freier Boden, nicht dem politiſchen Experimente des allgemeinen Stimmrechtes überlaſſen, ſondern unabhängig von den Majoritäten feſtſtellen; ſie will dem Volke nicht die Freiheit geben, die Freiheit todt zu ſchlagen. Conſtitutionelle Garantieen, alte Verträge und vor Allem das „höhere Geſetz“ ſetzen der unbedingten Macht der Volksſouverainität Schranken. Sie er-

klärt das Wort „republikaniſch“, welches die Conſtitution bei der Aufnahme neuer Staaten in die Union vorſchreibt, nicht nur dem Buchſtaben, ſondern dem Weſen nach. Sie iſt überhaupt für Centraliſation in politiſcher, commerzieller und induſtrieller Beziehung, für innere Verbeſſerungen, ein nationales Landſyſtem, ja ſogar für Schutzzoll, ein Beweis, daß ihr die nationalen Intereſſen mehr gelten, wie die individuellen. Das Centraliſiren in dieſer Richtung hin wird in manchen Dingen ebenſo übertrieben, wie das Dezentraliſiren in entgegengeſetzter Richtung; Eingriffe in die perſönliche Freiheit, wie Temperenzgeſetze, in die Selbſtverwaltung der Gemeinden u. ſ. w. überſchreiten die Grenzlinie einer vernünftigen Geſetzgebung, und nicht mit Unrecht klagt man dieſe Seite der Politik der Zuvielregiererei an.

Es würde ſehr gut mit der amerikaniſchen Politik ſtehen, wenn dieſe beiden politiſchen Syſteme und Parteien ſich gegenſeitig eiferſüchtig bewachten, die Uebertreibungen auf beiden Seiten verhüteten, und auf dieſe Weiſe ſowohl die Wohlfahrt des Ganzen, wie die Freiheit des Einzelnen wetteifernd zu beſchützen ſuchten. Wir haben die weſentlichſten Ideen und Prinzipien der demokratiſchen Partei, z. B. das Prinzip der Volksſouverainität, des Freihandels, der Selbſtverwaltung der Kommünen, der Staatenrechte, ebenſo nothwendig, wie die Prinzipien der republikaniſchen Partei, die Prinzipien der Menſchenrechte, der freien Arbeit und des freien Bodens: — und wenn die beiden in dem Weſen der Sache begründeten politiſchen Syſteme im Einverſtändniß mit ihren Prinzipien abwechſelnd die Leitung der Union übernähmen, würden allerdings einzelne Extravaganzen nicht ausbleiben, aber im Allgemeinen würde die Regierung den Verhältniſſen analog und die Freiheit und Wohlfahrt des Landes geſichert ſein. Wir ſprechen natürlich nur von den Prinzipien der alten Demokratie, nicht von Dem, was eine Pierce'ſche und Buchanan'ſche Verwaltung und eine Cincinnati Platform demokratiſch nennt. Aber es beſteht ein Inſtitut in den Ver. Staaten, welches ein ſolches Zuſammenwirken der verſchiedenen politiſchen Syſteme nicht zu Stande kommen läßt, und den verſchiedenen politiſchen Doctrinen eine geographiſche und ſociale Beimiſchung gibt, welche die natürliche Stellung der Parteien zu einander und zu der Union vollſtändig verändern. Wir meinen ſelbſtverſtändlich die Sklaverei. Wir bemerken, daß die Sklaverei nicht eigentlich die Trennung zwiſchen den beiden großen Parteien dieſes Landes bewirkt hat, ſondern daß dieſer Gegenſatz in der ganzen Natur und dem Weſen der Union überhaupt begründet iſt; aber das Inſtitut der Sklaverei bildete den Punkt, um welchen der politiſche Kampf der beiden großen Parteien mit der größten Lebhaftigkeit und Leidenſchaft ausgekämpft wurde. Die demokratiſche Partei benutzte ihr Dogma von der Volksſouverai-

nität und den Staatenrechten, um die Sklaverei zunächſt in den Sklavenſtaaten ſicher zu ſtellen, und die letzteren gegen die Intervention der freien Staaten zu verſchließen; ſpäter ging ſie ſoweit, die Gleichberechtigung der Sklavenſtaaten mit den freien Staaten zu verlangen, bis daß ſie endlich die abſolute Conſtitutionalität der Sklaverei behauptete. Es liegt etwas Wüſtes und Unmoraliſches in dieſer ultrademokratiſchen Anſicht von der Volksſouverainität, wie ſie in der Nebraskabill dargelegt iſt. Man hat geglaubt, mit dieſem großen Prinzipe jede Schlechtigkeit entſchuldigen zu können, und hat die Volksſouverainität als Aushängeſchild für politiſche Gewaltthaten gemacht, bis daß endlich dieſelbe unter den Händen ihrer eigenen angeblichen Anhänger und Vertheidiger zerbrach. Dadurch, daß die demokratiſche Partei ihre allgemeine nationale Stellung vergaß, ſich mit der Sklaverei identifizirte, und ihre laxe, weite Theorie von der Volksſouverainität lediglich zu Gunſten der Sklaverei und ſektioneller Intereſſen, nicht zu Gunſten der freien Arbeit und der nationalen Intereſſen ausbeutete: dadurch wurde das natürliche Verhältniß beider Parteien weſentlich geändert; die demokratiſche Partei ſank zu einer ſektionellen und geographiſchen Partei zurück, und hinterließ der republikaniſchen Partei einen Theil ihrer alten demokratiſchen Ideen und Führer. So ſehen wir, daß die beiden Parteien, die demokratiſche und republikaniſche, nicht mehr in dem Verhältniß zu einander ſtehen, wie früher die alten Demokraten und Whigs; die alten Fragen der Centraliſation und Dezentraliſation, die Handelsfragen, die nationalökonomiſchen Fragen, die politiſchen Fragen, in denen fruher dieſer Gegenſatz ſich ausprägte, ſind entweder in den Hintergrund getreten oder mit ſolchen Beimiſchungen verſehen, daß man ſie in ihrer urſprünglichen Geſtalt kaum wieder erkennt. Aber ſoviel iſt gewiß, daß die republikaniſche Partei ſchon einen großen Theil der Erbſchaft der alten Demokratie übernommen hat, aber dafür auch einen Theil der alten Whig-Grundſätze aufgegeben hat.

Die republikaniſche Partei, hervorgegangen aus den liberalen Elementen der beiden frühern Parteien, der Freeſoilwhigs und Freeſoil-Demokraten, wird vorausſichtlich in der nächſten Zeit das Ruder der Union übernehmen, und damit der Politik dieſes Landes eine neue Bahn eröffnet werden. Sie iſt gegenwärtig die einzige nationale Partei, und die Nothwendigkeit ihrer Ascendenz zur Herrſchaft in den vorliegenden Verhältniſſen begründet. Abgeſehen von der dringenden Nothwendigkeit, der weiteren Ausbreitung der Sklaverei eine Grenze entgegenzuſetzen, hat der Umfang der Union, die Größe und Selbſtſtändigkeit der einzelnen Staaten in derſelben, und der geographiſche Riß zwiſchen den Sklavenſtaaten und den freien Staaten ſo zugenommen, daß man der Partei der Nichtintervention des Kongreſſes, der Staatenrechte und der abſoluten Volksſou-

Digitized by Google

verainität wohl nicht das fernere Schickſal der Union überlaſſen kann, ohne ein Auseinanderfallen derſelben zu befürchten. Will man die Union erhalten, ſo muß die nationale Politik auf eine mäßige und verſtändige Weiſe centraliſirt werden, und zwar nicht durch ſtehende Armeen, wie die gegenwärtige Verwaltung es anſtrebt, ſondern durch die Belebung republikaniſcher Prinzipien, durch nationale induſtrielle und commerzielle Unternehmungen, durch ein Syſtem der inneren Verbeſſerungen, durch ein nationales Kreditſyſtem, durch eine nationale Agrargeſetzgebung u. ſ. w. Eine ſolche Politik wird die Riſſe heilen, welche zwiſchen Süden und Norden und weſtlich und öſtlich von den Felſengebirgen durch ſociale Inſtitutionen und geographiſche Verhältniſſe entſtanden ſind, oder doch wenigſtens zu entſtehen drohen.

Im Angeſichte dieſer „offenbaren Beſtimmung" der republikaniſchen Partei, einer Uebereinſtimmung, welche in der Natur der Sache, d. h. in dem Zuſammentreffen der nationalen Intereſſen mit den republikaniſchen Grundſätzen und Maaßregeln begründet iſt, hat die republikaniſche Partei nur ſich ſelbſt nothwendig, um die herrſchende Partei der Union und der Retter derſelben zu werden. Dieſe Partei muß den Stolz haben, auf ihren eigenen Füßen und ihrer eigenen Platform zu ſtehen, welche Platform weit genug iſt, daß alle Reformanſichten ſich darauf verſammeln können. Wir glauben deßhalb, daß die republikaniſche Partei jedes Bündniß, das ihr von Seiten der Douglas-Fraktion, wie von Seiten der ſogenannten amerikaniſchen Partei angeboten wird, ablehnen müſſe. Die Anhänger dieſer beiden politiſchen Fractionen werden ihr politiſches Glaubensbekenntniß weſentlich modifiziren müſſen, um auf der republikaniſchen Platform ſtehen zu können, und es würde für die republikaniſche Partei ein vollſtändiges Verkennen ihrer eigenen Poſition und Stärke ſein, wollte ſie dieſen Fraktionen nur die geringſten Opfer bringen. Die Douglas-Partei, deren Anhänger von einer Verſchmelzung mit den Republikanern reden, iſt in ihrer gegenwärtigen Iſolirung durchaus nicht mächtig genug, um irgend welche Rückſichten zu verdienen; der Boden, auf dem dieſe Leute ſtehen, iſt noch immer der alte, morſche Boden der Nebraskabill, der von der demokratiſchen Partei durchlöchert iſt und von der republikaniſchen Partei niemals anerkannt wurde. Iſt die Bekehrung der Douglas-Demokraten eine wirklich vollſtändige, ſo wird ſie auch in einem Aufgeben der Nebraskabill und in einem Anſchluß an die republikaniſchen Prinzipien beſtehen.

Einen noch größeren Fehler würde die republikaniſche Partei begehen, wollte ſie der ſogenannten amerikaniſchen Partei irgend welche Conzeſſionen machen. Es iſt kaum glaublich, daß dieſer Plan einer Fuſion mit den Amerikanern, der allein die große Zukunft der republikaniſchen

Partei verhindern und ihren noblen Charakter verdächtigen kann, immer noch im Munde gewiſſer republikaniſcher Politiker Fürſprache findet, denen vorübergehende Wahlerfolge lieber ſind, als die dauernden Siege der Grundſätze, und deren Abneigung gegen die ietzt herrſchende Partei mächtiger iſt, als die Ergebenheit gegen die republikaniſchen Grundſätze. Um die Demokratie zu beſiegen, wollen dieſe Leute einen Theil ihrer republikaniſchen Grundſätze über Bord werfen, und ſehen nicht ein, daß ſie damit das Geheimniß ihrer Macht profaniren. Da gerade in unſerer allernächſten Nähe die Verſuche dieſer Fuſion rückſichtslos auftreten, wollen wir dies Verhältniß mit einigen Worten beſprechen. Niemals hat wohl eine Partei den Namen einer amerikaniſchen Partei ſo wenig verdient, wie die, welche ſich ſo nennt, denn ſie hat weder die eigentliche Beſtimmuug der Union, noch die Bedingung ihrer Größe und Entwickelung begriffen. Die Emigration iſt eine der hauptſächlichſten Lebensquellen der materiellen Größe der Union, und daß ſie nicht auch in Maſſe ein Hebel der politiſchen Freiheit iſt, daran grade ſind zum großen Theil die „Amerikaner" Schuld, die auf indirekte Weiſe die eingewanderten Bürger in der demokratiſchen Partei feſthalten. Neben dieſem durchaus verwerflichen Grundſatze der Proſcription iſt die amerikaniſche Partei in der Tagesfrage, der Sklavenfrage, durchaus unzuverläſſig, und eine Verbindung mit ihr würde überhaupt den Ernſt der Antiſclaverei-Agitation brechen. Ueberhaupt ſind die politiſchen Bündniſſe der amerikaniſchen Partei noch immer eine Kette von Betrug und Verrath geweſen, und haben namentlich der republikaniſchen Partei alle Urſache zur Reue gegeben. Ohnmächtig, wie dieſe Partei zwiſchen den andern Parteien daſteht, in ſich gebrochen, was die Ueberzeugungen angeht, beherrſcht von den verworfenſten Aemterjägern, neigt ſich dieſe Partei bald auf dieſe, bald auf jene Seite, iſt heute demokratiſch, morgen republikaniſch, wo es gilt, einen Antheil an der Beute zu erhaſchen. Es iſt ein merkwürdiger Anblick, dieſe Partei zu betrachten. Aeußerlich aus reſpektabeln Menſchen beſtehend, welche die Elite der Geſellſchaft bilden wollen, zeigen ſie in ihrem politiſchen Handeln und als politiſche Partei den äußerſten Grad der Verworfenheit und Treuloſigkeit, und wir könnten nicht undankbarer und mißtrauiſcher gegen die amerikaniſche Geſellſchaft ſein, als wenn wir in dieſen Leuten die Repräſentation des amerikaniſchen Volksgeiſtes ſähen.

Nun, wir wollen ſehen, ob die republikaniſche Partei ihren graden Weg vorangeht, die krummen Schleichwege verabſcheuend. Wir wollen ſehen, ob wir mit dem Verlaſſen der Proſclavereipolitik auch die dumpfe Sphäre der Corruption verlaſſen. Es iſt wirklich an der Zeit, daß eine friſchere Luft im Congreſſe und in den Legislaturen weht. Keinem Volke der Welt war und iſt ein ſo großes Ziel beſchieden, wie dem Volke der Ver. Staaten; in dieſer Beziehung fuhlen wir gewiß amerikaniſch; ſollten die einzelnen Zeichen trügen, welche den Anbruch des neuen Tages verkünden?

Aus der Biographie von Ampere.

[Aus den geſammelten Werken von François Arago.]

(Schluß.)

Der große Einfluß, den ich eben dem Charakter Ampere's beigelegt habe, darf unſeren Blick nicht von einer andern, nicht minder einflußreichen, Urſache abwenden, die ebenfalls viel beigetragen hat, die Zahl der Arbeiten Ampere's zu verringern. Wenn es wahr iſt, daß die Entdeckungen, die ich Ihnen dargelegt habe, trotz aller Größe, Tiefe, Genialität doch nur einen ſehr kleinen Theil derer bilden, welche aus dem mächtigen Geiſte unſeres Collegen hätten hervorgehen können, ſo werden alle Freunde der Wiſſenſchaft den Inſtitutionen, welche ein ſo ſchlimmes Reſultat herbeigeführt haben, nur ihre Mißbilligung zollen können. Indem ich auf die Entwickelung dieſer Betrachtung mit einigen Worten näher eingehe, gehorche ich, meine Herren, der weiſen Lehre, welche der Verfaſſer des Verſuchs über die Lobreden ſo ausdrückte: „Mag nun in den Reden, mit denen man große Männer feiert, den Ernſt Plutarch's oder die pikante Weisheit Fontenelle's zum Muſter nehmen, ſo vergeſſe man doch nicht, daß der Zweck der Rede iſt, zu nützen!"

Wenn man von Gelehrten unſerer Zeit ſpricht, deren außerordentliche Fähigkeiten eine unangemeſſene Verwendung gefunden haben, ſo iſt der Name Ampere's der erſte, an den man hierbei denken kann.

Ein wegen ſeiner Bonmots berühmter Staatsmann ſagte von einem ſeiner politiſchen Gegner: „Sein Beruf iſt, nicht Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten zu ſein." Wir könnten unſerſeits in Bezug auf Ampere verſichern, daß „ſein Beruf war, nicht Profeſſor zu ſein."

Doch hat man ihn genöthigt, der Profeſſur den ſchönſten Theil ſeines Lebens zu widmen; durch bezahlte Lehrſtunden mußte er ſtets der Unzulänglichkeit ſeines ererbten Vermögens abhelfen.

Eine ſchwere Verletzung, die Ampere während ſeiner erſten Jugend am Arme erhielt, hatte nicht wenig beigetragen, ihn aller Handfertigkeit zu berauben. Doch iſt die erſte Anſtellung, die er erhielt, eine Profeſſur der Phyſik, Chemie und Aſtronomie an der Centralſchule des Ainedepartements. Als Profeſſor der Phyſik mißlingen ihm nun natürlich ſeine Verſuche, als Chemiker zerbricht er die Apparate, als Aſtronom vermag er niemals, zwei Geſtirne im Geſichtsfelde des Fernrohrs eines Sextanten oder Reflexionskreiſes zuſammenzubringen. Aber liegen darin wohl ernſthafte Schwierigkeiten für das heutige Muſterbild eines Vorſtandes der Verwaltung? Sein Amt gibt ihm das Recht der Ernennung. Eine Stelle wird erledigt; er ernennt, und Alles iſt geſagt!

Digitized by Google

Ampere verließ Bourg, um zuerſt zu Lyon einen Lehrſtuhl der reinen Mathematik, und ſpäter zu Paris die Stelle eines Repetenten der mathematiſchen Analyſe an der polytechniſchen Schule einzunehmen. In dieſer neuen Stellung hatte er nicht mehr mit Retorten, Elektriſirmaſchinen, Fernröhren zu thun. Man konnte alſo diesmal auf einen vollen Erfolg rechnen; aber das Wiſſen, das Genie reichen nicht immer für den aus, der ſich dem Unterricht einer lebhaften, muthwilligen Jugend widmet, welche geneigt iſt, die geringſten Lächerlichkeiten aufzufaſſen und zum Gegenſtande des Spottes, und der Beluſtigung zu machen. Um ihrer böswilligen Scharfſicht keine Blöße zu geben, muß man lange unter ihnen gelebt haben, muß ihre Neigungen, ihre Gewohnheiten, ihre Launen, ihre Streiche kennen. Derjenige, der ſeine Bildung ſich ſelbſt verdankt, der nicht durch die öffentlichen Schulen gegangen iſt, hat eine Bedingung des Erfolges weniger. Macht er recht tiefe Verbeugungen, ſo ſollte ihm für dieſen Beweis der Achtung Dank werden; ſtatt deſſen ruft er Ausbrüche des Lachens hervor.

Einige Wunderlichkeiten, die Unbekanntſchaft mit der Welt, das, was man in unſerer durchweg künſtlichen Geſellſchaft einen Mangel an Haltung nennt, hinderten allerdings nicht, daß Ampere einer der ſcharfſinnigſten, geiſtvollſten Gelehrten unſerer Zeit war; aber man muß zugeben, der Unterricht, den er ertheilte, litt dadurch; die Kräfte eines Mannes von Genie würden leicht eine angemeſſenere, nützlichere Verwendung gefunden haben; und die Wiſſenſchaft ſelbſt mußte es ſchmerzlich empfinden, daß einer ihrer edelſten, ruhmvollſten Vertreter den Scherzen einer leichtſinnigen Jugend und einiger Taugenichtſe ausgeſetzt war.

Im ſiebzehnten Kapitel des zweiten Buches der berühmten Eſſais machte Montaigne ſein Bekenntniß mit folgenden Worten: „Ich weiß weder mit Zahlpfennigen, noch mit der Feder zu rechnen; die meiſten unſerer Geldmünzen kenne ich nicht; ich weiß auch eine Art Getreide nicht von der andern zu unterſcheiden, weder im Lande, noch in der Scheuer, wenn der Unterſchied nicht zu augenſcheinlich iſt, ja kaum die Kohl- und Lattícharten meines Gartens .... noch weniger verſtehe ich mich auf das Handeln, die Kenntniß der Waaren.“

Ampere, als ſehr gründlicher Botaniker, würde nicht Kohl und Lattich verwechſelt haben, aber er war ebenſowenig als der Philoſoph von Perigueux im Handeln um Waaren bewandert. Beweis das naive Erſtaunen, in das er eines Tages gerieth, als er ſich etwas mit den Angelegenheiten ſeines kleinen Haushalts vertraut machen wollte, und in den Ausgaben eines Monats 50 Francs, in denen eines Jahres 600 Francs für Peterſilie aufgeführt fand. Und doch war das derſelbe Mann, der

Digitized by Google

über ein Vierteljahrhundert lang jedes Jahr als Generalinſpector der Univerſität den Auftrag erhielt, die Ausgaben unſerer vornehmſten Collegien zu controliren. Auch glaube man nicht, daß Ampere geeigneter war, die Profeſſoren und Zöglinge zu prüfen. Wenn ſeine Einbildungskraft einmal entflammt war, ſo nahm ſie den Flug weit über die Grenzen der claſſiſchen Theorien hinaus. Ein einziges, wahres oder falſches Wort, welches vor unſerem Collegen ausgeſprochen ward, verſchlug ihn oft auf unbekannte Bahnen, die er mit erſtaunenswürdigem Scharfſinne verfolgte, ohne dann noch weiter auf ſeine Umgebungen Rückſicht zu nehmen. So brachte er Jahr aus, Jahr ein in ſeinen öffentlichen Vorleſungen in der polytechniſchen Schule und dem College de France die Theorie von Avignon, die Beweisführung von Grenoble, den Satz von Marſeille, den Lehrſatz von Montpellier vor; aber dieſe Gewohnheit, die er hatte, jede ſeiner Conceptionen mit dem Namen des Ortes zu bezeichnen, wo ſie entſtanden war, ließ mit Recht beſorgen, daß er den Zöglingen weder zu Avignon, noch Marſeille, noch Montpellier, noch Grenoble die anhaltende Aufmerkſamkeit widmete, die von einem Examinator zu verlangen iſt. So wenig Ampere für die Stelle eines Generalinſpectors der Univerſität paßte, ſo wenig paßte ihm ſelbſt, wie ich verſichern kann, dieſe Stelle; aber die Pflichten des Familienvaters, aber eine Wohlthätigkeit, die er weit über die Grenzen der Klugheit trieb, ſelbſt zur Zeit, wo die Freunde unſeres Collegen mit Sorge berechneten, wie viel nur noch daran fehle, daß er nichts mehr habe; aber die koſtſpielige Gewohnheit, mit Umarbeitungen im Drucke zu ſpielen; aber die Sucht, unaufhörlich neue elektromagnetiſche Apparate zu conſtruiren: ließen es bei Ampere gar nicht zu dem Gedanken kommen, die Hauptquelle ſeines beſcheidenen Einkommens aufzugeben. Auch ſahen wir unſern Freund jedes Jahr, zur Zeit, wo in den Univerſitätsbureaux die Rundreiſen in Auftrag vertheilt wurden, ſich mit Reſignation unter die Bewerber ſtellen, und um eine Miſſion zu erhalten, von der ſeine Geſundheit am wenigſten zu leiden hätte, oder die ihm einige hundert Francs einzubringen vermöchte, eine koſtbare Zeit in peinlichen, erniedrigenden, oft fruchtloſen Schritten verlieren.

Endlich reiſt er ab, und drei bis vier Monate lang wandert der Urheber der feinen elektrodynamiſchen Theorien von Departement zu Departement, von Stadt zu Stadt, von Collegium zu Collegium, um gegen unglückliche Kinder in die Schranken zu treten. Seine Tage gehen damit hin, ſie decliniren, conjugiren, einige Sätze aus dem *De Viris*, aus den Metamorphoſen überſetzen zu hören; oder auch ſie vor der ſo gefürchteten ſchwarzen Tafel die unſtreitig ſehr richtigen, aber ſehr proſaiſchen Regeln der Multiplication, Diviſion und Wurzelausziehung herbeten zu laſſen. Die Stunde der Rückkehr iſt leider auch die Stunde neuer Quälereien,

Digitized by Google

von nicht minder peinigender Art. Die Univerſitätsregiſter beeilen ſich, eine ausführliche Statiſtik der Barbarismen, der Soläcismen, der Rechnungsfehler aufzunehmen, von denen der Generalinſpector hat Kenntniß nehmen müſſen. Auch die Rechnungen über Bettzeug, Meublement und Küche von dreißig Penſionaten wollen eingeliefert ſein. Umſonſt fordert man ſolche Wiſche von unſerem Freunde, der kaum ſeine eignen ihm liebſten Arbeiten in's Reine zu bringen vermag; der, nachdem er in einem Briefe die zahlreichen und triſtigen Urſachen ſeiner Kümmerniſſe aufgezählt hat, dieſer traurigen Schilderung endlich noch dadurch die Krone aufzuſetzen glaubt, daß er ſchreibt: Unbeweglich vor einem Tiſche mit einer Feder in der Hand zu ſitzen, iſt das peinlichſte, härteſte Geſchäft." Ampere widerſteht alſo den unaufhörlichen Anforderungen, welche der Secretär, der Chef des Bureau, der Diviſionschef und der Miniſter, vereinigt gegen ihn, ſtellen, aber in dieſem täglichen Kampfe, der ſich bis zur Zeit neuer Inſpectionsreiſen verlängert, verbraucht er mehr Zeit, Feinheit und Geiſt, als es ihm gekoſtet hatte, ein Kapitel ſeiner elektromagnetiſchen Theorien zu ſchaffen.

Eine ſo jämmerliche Verwendung der höchſten geiſtigen Fähigkeiten wird weder in dieſer Verſammlung, noch anderwärts, Vertheidigung finden; aber, ſo wird man ſagen, wo iſt das Gegenmittel? Das Gegenmittel wäre nicht ſchwer zu finden: ich wünſchte, unſer coloſſales Budget vergäße nicht, daß Frankreich allen Arten des Ruhmes begierig nachtrachtet; ich wünſchte, daß es der kleinen Zahl Männer eine unabhängige Exiſtenz verſchaffte, deren Erzeugniſſe, Entdeckungen, Werke Bewunderung gebieten, und Jahrhunderten den Charakter ertheilen; ich wünſchte, daß dieſe geiſtigen Mächte, ſowie ſie ſich offenbart haben, vom Lande unter ſeinen Schutz genommen würden; daß dieſes ihrer freien, ihrer vollen Entwickelung Vorſchub leiſtete; und nicht geſtattete, daß man ſie in Angelegenheiten von gemeiner Natur abbrauchte. Die Einwürfe, welche ſich gegen dieſen Vorſchlag erheben möchten, ſind mehr ſcheinbar, als begründet. Ich hatte ihnen ſelbſt Worte gegeben und ihre Unhaltbarkeit zu zeigen verſucht. Mangel an Zeit aber nöthigt mich, dieſen Theil meiner Arbeit auf eine andere Sitzung zu verſchieben. Ich werde den Gegenſtand einer beſondern Vorlage daraus machen, über die ich, wohl verſtanden, erſt die Anſicht des Publikums abwarten will, bevor ich ſie der Entſcheidung einer legislativen Verſammlung unterwerfe. Ueber einen Punkt jedoch würde ſchon heute kein Streit ſein; Jedermann würde anerkennen, daß bei der liberalen Einrichtung, von der ich geſprochen, Ampere einer der erſten Gelehrten hätte ſein müſſen, auf welche das Land ſeine Freigebigkeit erſtreckte. Dann hätte unſer Freund, frei von allen Sorgen, aller Unruhe, enthoben einer Menge feſſelnder Beſchäftigungen, kläglicher

Einzelheiten, kleinlicher Dienſte, mit Feuereifer, Liebe, Ausdauer die tauſend geiſtvollen Ideen verfolgt, die täglich durch ſeinen weiten Gedankenhorizont gingen. Ich ſagte oben, daß die Entdeckungen, die Arbeiten, die er nachgelaſſen hat, eine ausgezeichnete Stelle in der Geſchichte der Wiſſenſchaften einnehmen werden; daß die Nachwelt ihm danken wird; fügte jedoch hinzu, ohne Widerſpruch von Jemand beſorgen zu müſſen, daß ſie nur einen ſehr kleinen Theil deſſen bilden, was man berechtigt war, von einem der feinſten, tiefſten Geiſter, welche die Natur hervorgebracht hat, von der ſo ſeltenen Vereinigung eines Sinnes für Einzelheiten mit dem Vermögen der Verallgemeinerung zu erwarten. Dieſe Bemerkung gehörte nicht mir an; alle Seiten der Correſpondenz Ampere's mit ſeinen Jugendfreunden boten ſie mir bald offen, bald verdeckt dar. Jeden Tag wog Ampere zum eigenen Unglücke das, was er that, mit dem ab, was er hätte thun können; und jeden Tag mehrte ſich ſeine tiefe Traurigkeit durch die Ergebniſſe dieſer Prüfung. Sie wiſſen jetzt, was ſein Leben vergiftete; was ihn wünſchen ließ, daß man auf ſein Grab die kurze und zugleich ſo ausdrucksvolle Grabſchrift ſetzen möge, welche ein ſchwediſcher Miniſter gewählt hatte:

Endlich glücklich! [Tandem felix.]

Tod Ampere's.

Ampere reiſte ſehr leidend, am 17 Mai 1836, von Paris ab. Doch hatten ſeine Freunde guten Muth, in Erinnerung deſſen, daß das ſüdliche Klima ihm ſchon einmal die Geſundheit wiedergegeben hatte. Herr Bredin, der ihm nach Saint-Etienne entgegenkam, theilte dieſe trügeriſchen Hoffnungen nicht. Der gelehrte Director der Veterinärſchule zu Lyon erkannte in dem körperlichen Zuſtande Ampere's die Zeichen der Altersſchwäche. Alles, ſelbſt bis auf die Knochenform im Ampere's Profil, ſchien ihm verändert in deſſen Geſichte. Was allein ſich nicht geändert hatte und zugleich den ſchlimmſten Einfluß auf eine ſchon ſo verfallene Geſundheit äußern mußte, war das leidenſchaftliche maßloſe Intereſſe, welches Ampere an Allem nahm, was in allen Landen vom Norden zum Süden, vom Morgen zum Abend zur Verbeſſerung der jetzigen Lage des Menſchengeſchlechts ſchien dienen zu können. Der ſchreckliche Huſten, der an unſerem Freunde zehrte, ſeine tief veränderte Stimme, ſeine große Schwäche, geboten ein vollkommenes Schweigen, eine abſolute Ruhe. Die gleichgültigſte Perſon hätte ſich ein Gewiſſen daraus gemacht, ihn nur zum Sprechen von zehn Worten zu veranlaſſen; und doch, ſowie Herr Bredin eine eingehende ſchwierige Erörterung über Veränderungen, die in dem zweiten Bande des Verſuchs über die Philoſophie

Digitized by Google

und Klaſſification der Wiſſenſchaften vorgenommen werden ſollten, abzulehnen ſuchte, gerieth Ampere in den heftigſten Eifer. „Meine Geſundheit, meine Geſundheit!" rief er aus, es handelt ſich eben um meine Geſundheit; hier und zwiſchen uns darf nur von ewigen Wahrheiten die Rede ſein." Auf dieſe Ausrufungen folgten tief gehende Entwickelungen über die zarten, feinen, für die gemeine Menſchheit unerkennbaren Bande, welche die verſchiedenen Wiſſenſchaften verknüpfen. Bald durchbrach er alle Schranken, innerhalb deren Herr Bredin ſich endlich zur Discuſſion mit ihm verſtanden hatte, und rief in einem Anfalle der Begeiſterung, der über eine Stunde währte, die Perſonen alter und neuer Zeit, die in gutem oder ſchlechtem Sinne auf die Geſchicke der Menſchheit eingewirkt haben, vor ſeinen Richterſtuhl. Dieſe heftige Anſtrengung erſchöpfte ihn. Das Uebel wuchs während des übrigen Theils der Reiſe. Als Ampere nach Marſeille kam, jener Stadt, die er ſo ſehr liebte, die ihn das erſte Mal wieder zum Leben hatte erwachen ſehen, die ſeinen Sohn mit freundlichen Zuvorkommenheiten überhäuft hatte, fand er ſich in einem faſt verzweifelten Zuſtande. Die zarte und achtungsvolle Sorge, welche ihm ſämmtliche Mitglieder des Collegiums, ſowie ein geſchickter Arzt widmete, fuhrten eine ſchwache Verbeſſerung herbei. Auch das noch nicht ſehr hohe Alter unſeres Freundes war ein Grund der Hoffnung. Man dachte nicht daran, daß Ampere, wie der holländiſche Maler van Orbeeck, ſagen durfte: rechnen Sie das Doppelte, meine Herren rechnen Sie das Doppelte, denn ich habe Tag und Nacht gelebt!

Unſer College ſelbſt theilte keine dieſer Täuſchungen, denen ſich die Freundſchaft überließ. Ich finde den Beweis davon in einem Briefe, den man mir vor Kurzem mitgetheilt hat, ſowie in folgender Antwort auf die dringenden Ermahnungen des Almoſeniers des Collegiums von Marſeille: „Dank, Herr Abbe, Dank; bevor ich mich auf den Weg begab, hatte ich ſchon alle meine Chriſtenpflichten erfüllt." Die Reſignation Ampere's in ſeinen letzten Augenblicken ſetzte Alle in Erſtaunen, welche ſeinen feurigen Charakter, ſeine lebhafte Einbildungskraft, ſein warmes Herz kannten. Niemals hätte man geglaubt, in ihm die Ruhe jenes alten Philoſophen zu finden, der auf dem Todtenbette ſich aller Zerſtreuung entzog, um, wie er ſagte, beſſer beobachten zu können, was in dem Augenblicke geſchähe, wo ſeine Seele den Körper verließe. Kurze Zeit bevor unſer Kollege das Bewußtſein ganz verlor, fing Herr Deschamps, Director des Collegiums von Marſeille, an, mit heller Stimme einige Sätze aus der Nachfolge Chriſti zu leſen, als ihm Ampere bemerkte, daß er das Buch auswendig wiſſe. Dies waren, ſo viel ich weiß, ſeine letzten Worte. Ein hitziges Fieber war plötzlich zu dem ſchwerſten chroniſchen Bruſtleiden hinzugetreten. Am 10. Auguſt 1836 um fünf Uhr Morgens endete, um einen

ſchönen Ausdruck von Büffon zu gebrauchen, das Sterben, vielmehr als das Leben, unſeres berühmten Collegen. Er unterlag den wiederholten Schlägen von 60 Jahren phyſiſcher und moraliſcher Leiden.

An demſelben Tage berichtete der Telegraph von Marſeille die traurige Nachricht nach Paris. Sie wurde dort, wie Sie ſich erinnern, mit tiefer und allgemeiner Theilnahme aufgenommen. Und man meine nicht, daß das Werkzeug der raſchen luftigen Mittheilungen in dieſem Falle ſeine officielle Rolle vergaß, um Privatangelegenheiten zu dienen. Der Tod Ampere's war ein öffentliches Unglück!

Ueber den Einfluß des Klima's auf die Geſundheit und klimatiſche Krankheiten.

(Vorgetragen von Dr. E. Röſch in der freien Gemeinde von Nord St. Louis.)

(Fortſetzung.)

Sehr nachtheilig für die Geſundheit iſt ein allzu veränderliches Klima, ein häufiger, großer und raſcher Wechſel der Temperatur, der Luftfeuchtigkeit, der Winde u. ſ. w. Man unterſcheidet in dieſer Beziehung das Seeklima und das Continentalklima Das See- oder Inſelklima zeichnet ſich aus durch eine viel gleichförmigere Temperatur, indem das Waſſer, wo es in großer, zuſammenhängender Maſſe vorhanden iſt, ausgleichend auf die Temperatur der Luft wirkt. Ein Beiſpiel eines angenehmen und geſunden Seeklima's iſt die Inſel Madeira in der Nähe der weſtafrikaniſchen Küſte. Die Temperatur ſinkt dort faſt niemals unter † 15 Gr. R. und ſteigt nicht über † 24 Gr. R. Es herrſcht daher dort ein ewiger warmer Frühling, und das Klima iſt vielleicht das angenehmſte und geſundeſte der Welt. Der Aufenthalt auf der Inſel Madeira wird daher auch Kranken, insbeſondere Nervenkranken und Lungenkranken mit Recht als ſehr heilſam empfohlen. Europa hat, mit Ausnahme der ausgedehnten Flächen Rußlands, ein dem Seeklima ſich näherndes Klima. Immerhin finden aber noch beträchtliche

Unterſchiede ſtatt, nach der Geſtalt und Lage der einzelnen Länder. England hat ein vollkommenes See- oder Inſelklima und daher eine gleichförmigere Temperatur, einen wärmeren Winter und kälteren Sommer, als Deutſchland und Frankreich. Der breite Continent Nordamerika's bedingt ein Continentalklima im ſtrengen Sinne, ähnlich Rußland. Der Sommer iſt in Nordamerika bedeutend heißer, der Winter bedeutend kälter, der Uebergang vom Winter zum Sommer ſchroffer und der Wechſel der Temperatur in 24 Stunden größer, als in Europa. Dieſes Verhältniß iſt von beträchtlichem Einfluß nicht nur auf die Vegetation, ſondern auch auf den thieriſchen Organismus, auf die Geſundheit des Menſchen. Die Extreme und die raſchen und großen Wechſel der Temperatur machen den Körper empfindlich weich, und Erkältungen ſind deßhalb in einem ſolchen Klima häufiger und von ſchwereren Folgen. Am meiſten leiden darunter nervöſe Conſtitutionen und das zarte Alter. In dem kälteren Norden und Oſten ſind es mehr die Luftwege, welche von Erkältungskrankheiten befallen werden, und Lungenkrankheiten ſind dort ebenſo häufig oder noch häufiger, als in Europa. In ſudlicheren Gegenden und im heißen Sommer ſind es vorzüglich die oft ſehr raſch auftretenden Durchfälle, Koliken und Ruhren, die als Folgen des extremen Klima's und des raſchen und bedeutenden Temperaturwechſels betrachtet werden müſſen. Dieſe Krankheiten erſcheinen daher auch vorzugsweiſe im Spätſommer, wo die Tage noch ſehr heiß und die Nächte bereits recht kühl ſind. Rheumatismen aller Art ſind überall zu Hauſe, wo ein häufiger und raſcher Wechſel Statt findet. Der Starrkrampf kommt in tropiſchen Gegenden und heißen Sommern mit raſchem Temperaturwechſel nicht nur in Folge kleiner Verwundungen vor, ſondern entſteht auch ohne alle Verletzung durch bloße Erkältung, und iſt beinahe immer tödtlich. In den „Bottoms", am Brazos und Colorado in Texas ſterben viele Kinder, beſonders Negerkinder, am Kinnbackenkrampf, ohne Zweifel in Folge des extremen Klima's und plötzlichen großen Wechſels der Temperatur. Ich habe es ſelbſt öfters in Texas beobachtet, daß der Thermometer im Januar oder Februar, Mittags bei heiterem Himmel und lauem Süd- oder Südoſtwinde † 22 Gr. R. zeigte, als plötzlich der gefurchtete Norder, d. h. ein heftiger, kalter, ſchneidender Nordwind daher brauſte, welcher die Luft augenblicklich erkaltete, ſo daß der Thermometer nach 10 Minuten nur noch † 12 Gr., Abends noch † 5–6 Gr. R. hatte, und am andern Morgen auf oder unter dem Gefrierpunkt ſtand. So grelle Wechſel finden nun freilich hier in St. Louis und in den nördlicheren Staaten nicht Statt, immerhin aber ſind ſolche namentlich im Frühjahr und Spätſommer bedeutend genug, um Erkältungskrankheiten Thur und Thor zu öffnen.

So hat jedes Klima ſeine eigenthümlichen Krankheiten.

Digitized by Google

Das Leben und die Geſundheit des Menſchen iſt allenthalben auf der Erde, hier mehr, dort weniger durch äußere Einflüſſe und vorzüglich durch die Beſchaffenheit der Luft, die er athmet, in jedem Augenblicke bedroht und gefährdet. Und doch hat ſich der Menſch über die ganze Erde verbreitet und in allen Klimaten angeſiedelt, befindet ſich überall leidlich wohl, und widerſteht oft den allernachtheiligſten Einflüſſen des Klima's auf eine wunderbare Weiſe. Wie iſt dieſes möglich? Es iſt möglich durch ein großes, allgemeines Geſetz des organiſchen Lebens, das Geſetz der Uebung und Gewöhnung, wodurch ſich die Gewohnheit bildet. Dieſes Geſetz iſt ſo durchgreifend, daß ein großer Dichter und Naturforſcher das Leben überhaupt die ſüße Gewohnheit des Daſeins nennen konnte. Der Organismus iſt nämlich ſo beſchaffen, daß er ſeine Thätigkeiten in dieſer oder jener Weiſe verändern, ſteigern oder beſchränken kann, je nach der Verſchiedenheit der äußern Einflüſſe, unter welchen die klimatiſchen die erſte Rolle ſpielen. Die Lebensverrichtungen der einzelnen Organe gleichen ſich aus, ergänzen und verbeſſern ſich, vikariren gewiſſermaaßen für einander. Dieſe ſich ausgleichenden Organe und Syſteme ſind vorzüglich die Athmungsorgane und das Verdauungsſyſtem, die äußere Haut und die innere Auskleidung, die Schleimhäute der Luftwege und des Verdauungskanals. Der Organismus richtet ſich in jedem Klima entſprechend den Einwirkungen deſſelben ein, und muß es thun, um ſich zu erhalten. Man nennt den Vorgang, wodurch dieſes geſchieht, Akklimatiſirung. Die Akklimatiſirung ſelbſt aber führt häufig zu Erkrankungen, und die dem Klima eigenthümlichen Krankheiten ergreifen vorzüglich diejenigen, welche neu angekommen, an das Klima noch nicht gewöhnt und eben in dem Prozeſſe der Akklimatiſirung begriffen ſind. Die 20,000 Menſchen, welche im Sommer und Herbſte 1853 in New-Orleans an dem gelben Fieber ſtarben, waren zum größten Theil Einwanderer aus Europa, welche eben angekommen waren. In der kleinen Hafenſtadt Indianola in Texas ſtarben in derſelben Zeit 145 Menſchen, und unter dieſen waren, wie mir ein dort anſäßiger Arzt ſagte, nur 3, welche länger, als zwei Jahre in der Stadt wohnten. Aehnlich verhält es ſich mit dem Gallenfieber, der Ruhr daſelbſt, dem Wechſelfieber. Man gewöhnt ſich auch an die Sumpfluft bis auf einen gewiſſen Grad. Es entſtehen nun die Fragen: 1) gibt es Mittel, ſich gegen die nachtheiligen Wirkungen des Klima's auf die Geſundheit zu ſchützen und die Akklimatiſirung zu erleichtern? 2) gibt es Mittel, das Klima ſelbſt zu verbeſſern? Ich will verſuchen, dieſe beiden Fragen kurz zu beantworten.

Wir ſchützen uns gegen die nachtheiligen Einflüſſe des Klima's und

Digitized by Google

erleichtern die Akklimatiſirung durch eine dem Klima angemeſſene Lebensweiſe, Koſt, Getränke, Wohnung, Kleidung, Beſchäftigung. Die Lebensweiſe der Eingeborenen und Einheimiſchen iſt in dieſer Hinſicht im Allgemeinen maaßgebend. Die Liebe der Lappländer, Eskimo's, Grönländer zu Thran und Fett, der Südländer zu leichter Pflanzenkoſt und den kühlenden ſüß oder ſäuerlich aromatiſchen Früchten, welche das Klima hervorbringt; die größere Neigung aller nordiſchen Völker zum Genuſſe geiſtiger Getränke, die Gewohnheit des Amerikaners, ein wollenes oder ſeidenes Unterhemd zu tragen, ſelbſt im Sommer; die Scheu des Südländers vor dem Gehen und iedweder körperlichen und geiſtigen Anſtrengung erklärt ſich hinlänglich durch den Einfluß des Klima's, und es iſt eine Art von Inſtinkt, der die Bewohner, ſelbſt die ſogenannten Wilden, antreibt, eine demſelben entſprechende Lebensweiſe zu führen. Die erſte Regel für Alle, welche Land und Klima wechſeln, iſt Mäßigkeit in allen Stücken. Was die geiſtigen Getränke betrifft, ſo ertragen ſie die Bewohner des Nordens offenbar viel beſſer, als die Bewohner heißer Landſtriche. Es iſt dieſes zum Theil der in der Kälte vermehrten Athmung zuzuſchreiben. Der Bewohner eines kalten Klima's verzehrt mehr Lebensluft [Sauerſtoff], welche den im Innern des Körpers ſtetig fortgehenden Verbrennungsprozeß unterhält, braucht alſo auch mehr Nahrung, mehr Brennmaterial, mehr Kohle und Waſſerſtoff. Kohle- und waſſerſtoffreiche Subſtanzen nun ſind Fett, Stärkmehl, Kartoffeln und auch der Alkohol und alle alkoholiſchen Getränke. Allein bei den geiſtigen Getränken kommt außer dieſer ihrer chemiſchen Beſchaffenheit noch eine andere Eigenſchaft und Wirkung auf den Organismus in Betracht, welche ſie außerdem zu einer viel größeren Schädlichkeit für die Bewohner warmer, als für diejenigen kalter Gegenden macht. Der Bewohner tropiſcher und halbtropiſcher Länder iſt in jeder Beziehung ſchwächer, als derjenige der nördlichen und gemäßigten Zon.; insbeſondere aber iſt ſein Nervenſyſtem ſchwächer, reizbarer und leicht zu überreizen und zu erſchöpfen. Die Wirkung der geiſtigen Getränke aber betrifft vorzüglich das Nervenſyſtem, das Gehirn und die zunächſt davon abhängigen Organe und Lebensthätigkeiten. Ihre Erſtwirkung iſt eine Erregung der Nerven und des Gehirnes, eine lebhaftere Bewegung des Bluts und der Muskeln, erhöhte Empfindung und geiſtige Thätigkeit. Ihre Nachwirkung dagegen iſt eine allgemeine Abſpannung, Erſchlaffung, Lähmung. Die geiſtigen Getränke wirken um ſo nachtheiliger, je ſtärker, concentrirter ſie ſind. Starke Getränke in der Hitze bei harter Arbeit, auf dem Marſche getrunken, regen allerdings die matten „Lebensgeiſter" für kurze Zeit auf, aber es folgt nur der Aufregung eine um ſo größere Erſchlaffung und Ermattung derſelben.

Digitized by Google

Ein Trunk friſchen, nicht mit „Eau de la vie“ gemiſchten Waſſers erquickt den Arbeiter und den Reiſenden in heißen Ländern viel mehr, als Cognac, Rum und alle möglichen Brandies, und ſolcher Trunk hat keine nachtheiligen Folgen. Freilich, wie alles Uebermaaß des Guten zum Uebel führt, ſo iſt auch kaltes Waſſer, insbeſondere Eiswaſſer in größerer Menge und im erhitzten Zuſtande getrunken, nachtheilig. Es entſtehen dadurch Magen- und Darmreizungen, Durchfälle, Koliken, welche nicht ſelten raſch tödtlich werden. Limonade, ſüße und ſäuerliche Früchte und die ausgepreßten Säfte derſelben ſind der Geſundheit der Bewohner heißer Gegenden, mit Maaß genoſſen, ganz zuträglich, und die Durchfälle, denen Reiſende aus kälteren Ländern in warmen und heißen, z. B. Deutſche in Italien, Engländer in Oſtindien, ſo häufig unterliegen, rühren nicht von dem Genuſſe der Citronen und Orangen, der Ananas und der Bananen her, ſondern werden vielmehr durch den übermäßigen Genuß des feurigen Weins in dem ſonnigen Süden und des leidigen Branntweins, dem die Engländer in Oſtindien und die Amerikaner, ſelbſt die Deutſchen in Centralamerika und in Texas nicht entſagen wollen, hervorgerufen. Die Italiener ſelbſt trinken wenig Wein und nur bei außerordentlichen Veranlaſſungen; die Eingeborenen Indiens trinken das Reiswaſſer. Das Bier iſt ein vortreffliches Mittel, den „Whiskey“ und „Brandy“ und den mit Branntwein verſetzten theuren und ſchlechten Wein zu verdrängen, und iſt als das ſchwächſte geiſtige Getränk ohne Zweifel das beſte Temperenzmittel. Mäßig genoſſen ſchadet das Bier der Geſundheit nicht; im Uebermaaß genoſſen iſt es ebenfalls dem Bewohner eines warmen Klima's nachtheiliger, als dem Nordländer. Nachtheilig ſind die warmen Getränke bei großer Wärme. Sie erſchlaffen den Magen, erhitzen das Blut und reizen die Nerven. Milch iſt im warmen, wie im kalten Klima ebenſo angenehm, als zuträglich. Mir war Milch, friſch und geronnen, immer das größte Labſal während meines Aufenthaltes in Texas, und ich habe niemals nachtheilige Folgen davon erfahren. Ein ſehr angenehmes und zweckmäßiges Getränk in der Hitze iſt das Sodawaſſer, das heißt Sauerwaſſer. Die darin enthaltene Kohlenſäure wirkt angenehm erregend auf den Magen und das Nervenſyſtem, ohne zu ſehr zu reizen und eine Abſpannung zu hinterlaſſen, wie die alkoholiſchen Getränke.

Es gibt Gegenden und Klimate, welche ſchlechthin ungeſund ſind, und ſich nicht verbeſſern laſſen, und die ſich deßhalb gar nicht zum Wohnplatz für Menſchen eignen. Solche Gegenden und Lagen ſind die heißen

Digitized by Google

und feuchten Thäler und Niederungen in Centralamerika, die glühend heißen und dürren Sandwüſten in Afrika, die tiefen, engen, lichtarmen und waſſerreichen Thäler und Schluchten in den Alpen der Schweiz und Savoyens, den Pyrenäen u. ſ. w. Da und dort kann indeſſen das Klima *weſentlich verbeſſert* werden. Kahle, heiße und trockene Flächen werden verbeſſert und bewohnbar gemacht durch Anpflanzung des Bodens und künſtliche Bewäſſerung, naſſe und allzuſchattige Gegenden durch Ausrodung von Wäldern, Austrocknung und Ableitung ſtehender Waſſer, Eindämmung von Flüſſen; in den Städten und Dörfern wird die Luft rein erhalten durch Reinigung der Straßen und Wohnungen. Wer hat nicht ſchon gehört von den pontiniſchen Sümpfen, welche ſich ſüdlich von Rom, längs der Meeresfläche hin erſtrecken, etwa 6 geographiſche Meilen lang und 2 Meilen breit, und von den bösartigen Wechſelfiebern, welche dort von Alters her geherrſcht haben. Zwar ſollen in jener Gegend in den früheſten Zeiten des alten Roms viele blühende Städte geſtanden haben, aber ſie ſind alle frühe wieder verſchwunden, wahrſcheinlich in Folge der Entſtehung oder größeren Ausdehnung der Sümpfe. Die Römer machten ſowohl unter der Republik, als unter den Kaiſern große Anſtrengungen, dieſe Sümpfe zu beſeitigen durch Anlegung von Straßen, welche dieſelben durchſchnitten, namentlich der berühmten via appia von Rom bis Capua, von Kanälen und Waſſerleitungen. Später wurden dieſe Werke zerſtört, die Verſumpfung der ganzen Gegend nahm immer mehr überhand, und die Wechſelfieber wurden immer häufiger und bösartiger, ſelbſt in der Stadt Rom. Mehrere Päbſte ſuchten dem Uebel zu ſteuern durch große Kanäle, welche ſie anlegen ließen. Beſonderes Verdienſt erwarb ſich der Leibarzt des Pabſtes Clemens XI., J. M. Lanciſi, zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, als dort die Fieber beſonders häufig ſchlimm waren, indem er die Sümpfe in der Nähe von Rom durch Kanäle, welche er hindurch leitete, auswaſchen und austrocknen, die Tiber vom Schlamme reinigen und die Keller, welche mit Waſſer gefüllt waren, auspumpen ließ. Die wohlthätigen Folgen dieſer Maaßregeln offenbarten ſich ſehr bald, die Fieber blieben aus, und das Volk nannte deßhalb dieſen trefflichen Arzt Erlöſer. Aber das Werk blieb unvollendet, und noch bis jetzt iſt es nicht gelungen, die Sümpfe zu beſeitigen, und die Wechſelfieber herrſchen noch heut zu Tage in der Umgegend von Rom und werden beſonders fremden Reiſenden verderblich. Im *Neckarthale*, in der Nähe von Stuttgart, Tübingen, Rottenburg war das Wechſelfieber früher häufig; jetzt iſt es ſelten, an vielen Orten ganz verſchwunden in Folge von Eindämmung des Fluſſes, Ableitung von Altwaſſern, Auffüllung niedriger ſumpfiger Stellen. Zwiſchen

Digitized by Google

Tübingen und Rottenburg liegt ein Dorf, Hirſchau, mitten im Thale auf dem linken Ufer des Neckars, der hier einen geringen Fall hat. In früheren Zeiten hatte der Fluß hier gar kein ordentliches Bette, ſondern floß bald da, bald dort im Thale umher, und überall blieben Altwaſſer ſtehen. Bei naſſer Witterung war die Umgebung des Dorfes weithin Ein See und Sumpf, der Ort ſelbſt häufig Ueberſchwemmungen ausgeſetzt und immer voll Koth und Moraſt. Wechſelfieber waren ganz gemein, und nicht leicht entging ihm ein Bewohner. Der Kropf war von jeher hier einheimiſch, ebenſo der Kretinismus. Die Sterblichkeit war groß und ſehr wenige Bewohner erreichten ein Alter von 60 Jahren. Vor fünfzig Jahren etwa wurde der Neckar in ein neues, gerades Bette eingedämmt, die Altwaſſer wurden abgeleitet und vertrockneten, die Straßen des Orts wurden verbeſſert, Ueberſchwemmungen kamen nicht mehr oder nur ſelten vor. In der Folge hörte das Wechſelfieber ganz auf, die Sterblichkeit verminderte ſich, auch der Kropf hat abgenommen, und nur die Kretinen erben ſich noch in mehreren Familien fort und geben Zeugniß von der Zerrüttung der Organiſation, welche im Laufe von Jahrhunderten unter der unglücklichen Bevölkerung Platz gegriffen hat, und erſt durch Kreuzung der entarteten Familien mit geſunden allmälig verſchwinden wird. Doch wir brauchen nicht nach Europa zu reiſen, um Verbeſſerungen des Klima's und eben dadurch der Geſundheit der Bewohner wahrzunehmen. Nordamerika wie jedes Land, deſſen Kultur noch neu iſt und raſch fortſchreitet, bietet noch viel mehr und viel auffallendere Beiſpiele dieſer Art, dar. Unſere Stadt St. Louis ſelbſt galt früher für eine der ungeſundeſten Städte in der Union, und nicht mit Unrecht. Aber dieß hat ſich ſeit einigen Jahren ſehr zum Vortheile der Bewohner geändert. Das Wechſelfieber, welches früher hier ſo häufig war, iſt jetzt in der That ſelten geworden; die Ruhr, die Gallenfieber ſind in den letzten Jahren nur ſehr milde aufgetreten und die Sterblichkeit iſt jetzt nicht größer, als in den geſundeſten Städten der alten und der neuen Welt. Dieß Alles haben wir lediglich der verbeſſerten öffentlichen Geſundheitspflege, dem Ausbau und der Verbeſſerung der Straßen, dem ausgedehnteren Bau der Abzugskanäle, der Auffullung von ehemaligen Seen und Senklöchern, in denen Waſſer ſtehen bleibt und fault, der beſſeren Bauart der Wohnungen zu verdanken. Unſere Stadt hat eine ſehr günſtige Lage auf erhöhtem Terrain, ſo daß dem Waſſer und den Unreinigkeiten überall Abfluß verſchafft werden kann, und ſo hat die „Moved City" die beſte Ausſicht, nicht nur eine der größten, reichſten und ſchönſten, ſondern auch eine der geſundeſten Städte unſerer großen Republik zu werden. Die Civiliſation, welche hoffentlich unter uns immer weiter ſchreitet, tödtet nicht nur barbariſche Völker und barbariſche Sitten, ſondern auch barbariſche Krankheiten und Seuchen.

Digitized by Google

Ueber den ethiſchen Werth der Muſik.

Die Anſicht, daß die Muſik nicht auf demſelben hohen Standpunkte ſtehe, wie die andern Künſte, was den veredelnden, bildenden Charakter derſelben anbetrifft, findet ſich ſchon bei den alten griechiſchen Philoſophen, und hat auch noch heute ihre Anhänger. Dieſer Vorwurf iſt allerdings nicht ganz ungegründet, wenn auch übertrieben. Allerdings, wenn wir die Muſik mit andern Künſten, z. B. mit der Plaſtik, der Dramatik vergleichen, ſo treten uns die Formen bei der erſten, die Gedanken bei der zweiten in einer Regelmäßigkeit und Klarheit entgegen, welche die Muſik niemals erreichen wird. Wenn der künſtleriſche Genuß darin beſteht, daß wir das Ebenmaaß der Theile, die Harmonie des Ganzen, die innere Nothwendigkeit des Kunſtwerkes einſehen, ein Genuß, den das echte Kunſtwerk gleich beim erſten Anblick hervorruft, der aber bei dem näheren Verſtändniß und Eingehen in die einzelnen Verhältniſſe des Kunſtwerkes nicht vermindert, ſondern geſteigert wird: ſo gewährt allerdings die plaſtiſche Kunſt den höchſten Genuß. Die Beſtimmtheit und Reinheit der Formen, das ſchöne Ebenmaaß, die ſichere Art der Ausführung, die Vollendung deſſen, was der Künſtler gewollt hat, tritt uns beim Anblicke des griechiſchen Marmors mit einer ſolchen überwältigenden Deutlichkeit entgegen, daß unſere Freude darüber rein iſt. wie der ſchneeweiße Marmor vor uns, von keinem Zweifel und keiner Unklarheit getrübt. Nehmen wir ein anderes Beiſpiel. Sehen wir eine klaſſiſche Tragödie, z. B. Emilia Galotti von Leſſing, — (ſie iſt unbedingt der beſte Vorwurf, um das Weſen der dramatiſchen Kunſt und die Geſetze derſelben kennen zu lernen), ſo finden wir ein unausſprechliches Vergnügen in der Einſicht in die innere Nothwendigkeit und poetiſche Gerechtigkeit des Stuckes, in der Wahrheit der Leidenſchaften, in der Natürlichkeit der Empfindungen. Der allgemein menſchliche Inhalt nimmt uns unmittelbar für die Leiden und Schickſale der dramatiſchen Perſonen in Anſpruch; wir fühlen und leiden mit ihnen, weil eben dies Fühlen und Leiden in der menſchlichen Natur begründet iſt. Wir ſehen in der Tragödie die Gefühle, Leidenſchaften, Gedanken und Entſchlüſſe des Menſchen auf einer erhabenen Stufe, und ſchwingen uns an dieſen Gedanken und Gefühlen ſelbſt hinauf in eine andere Welt, die aber erſt recht die eigentlich menſchliche iſt. Dies iſt der veredelnde Eindruck, den wir von einer ſolchen Vorſtellung zurückbringen, und welchen die Dramatik zu einer der bildendſten Künſte macht.

Wenn wir damit die Eindrücke, welche die Muſik in uns hervorruft, vergleichen, ſo ſind dieſelben in den meiſten Fällen unklar, verſchwommen, unbewußt; es hat uns dieſe und jene Melodie gefallen, dieſer oder jener Satz entzückt, aber das Wie und das Warum iſt uns nicht deutlich. Das Bewußtſein und die Erkenntniß, der Gedanke, die Einſicht iſt bei dem

Digitized by Google

Vergnügen, welches die Muſik uns bereitet, weniger betheiligt, als bei anderen Künſten; unſere Empfindungen ſchaukeln ſich auf den Tonwellen her und hin; es iſt ein behagliches, bequemes Spiel, welches die Töne mit uns treiben, aber unſere eigene geiſtige Energie bleibt dabei unthätig. Wir haben eine Oper gehört; ſie hat entzückende Nummern und Effekte; wir ſind berauſcht davon. Aber ſtatt der einen Nummer hätte auch eine andere geſetzt werden können; die Willkürlichkeit der ganzen Oppoſition iſt nur durch gewiſſe herkömmliche Formen und äußere Theater-Effekte beſchränkt, und wenn auch der äußere Effekt nicht fehlt, ſo fehlt doch die innere Nothwendigkeit.

Wir kommen bei dieſer Parallele zwiſchen den einzelnen Künſten auf die Frage: Iſt denn überhaupt zum künſtleriſchen Genießen Einſicht, Reflexion, Gedanke, Kritik nothwendig? Oder beſteht nicht grade das künſtleriſche Genießen in einer unmittelbaren Erregung der Sinne und Gefühle? Wiſcht die Reflexion und die Kritik nicht grade den zauberhaften Schmelz von den Blüthen der Kunſt henweg, welcher den höchſten Reiz derſelben bildet? Iſt der lange Umweg durch die Reflexion dem künſtleriſchen Genuß nothwendig oder ſchädlich?

Wir können darauf antworten, daß die nur ſinnlichen Genüſſe thieriſcher Art ſind, und die geiſtigen Genüſſe nicht ohne die Vermittelung des Bewußtſeins exiſtiren können. Die Sinne werden durch irgend einen Gegenſtand erregt, aber dieſe Erregung kommt erſt im Bewußtſein zu ihrer eigentlichen Wirkung. Ohne Bewußtſein läßt ſich gar kein künſtleriſcher, wie irgend ein anderer menſchlicher Genuß denken. Man kann die Erfahrung an ſich ſelbſt machen, daß die ſchönſte Muſik wirkungslos an unſerem Ohre vorübergeht, wenn unſer Bewußtſein grade von irgend etwas Anderem präoccupirt iſt. Das Verhältniß, in welchem die Sinnes-Eindrücke zu dem Reflex im Bewußtſein ſtehen, iſt nun freilich bei den verſchiedenen Künſten verſchieden. Am ſchnellſten geht dieſe Uebertragung wohl bei den bildenden Künſten vor ſich; bei einem Bilde, bei einer Statue iſt Sehen und Verſtehen oft eins. Dieſe unmittelbare Wirkung der Sinneseindrücke auf das Bewußtſein iſt eben der große Vorzug der bildenden Kunſt. In der Muſik iſt dieſe Wirkung nicht ſo unmittelbar, weil die einzelnen Theile des Kunſtwerks ſich in der Zeit nacheinander folgen, und man ſich des Anfangs erinnern muß, um den Schluß zu verſtehen; es iſt hier alſo auch Gedächtniß und Vergleichung nothwendig; der Eindruck, den die Muſik auf uns hervorbringt, wird ein ſehr complizirter, und grade dieſes macht die Muſik ſchwerer verſtändlich, wie irgend eine andere Kunſt; und wir träumen mehr dabei, wie wir denken.

Es gibt Muſiker, welche der Muſik eine ſolche ſouveraine Stellung anweiſen, daß ſie ſich ſelbſt Form und Inhalt iſt, und weder von der

Digitized by Google

Dichtkunſt oder ſelbſt der Sprache Unterſtützung annehmen ſoll. „Je dummer der Text, deſto beſſer die Muſik“, hörten wir einſt einen ausgezeichneten Muſiker ſagen, mit Beziehung auf Mozarts Zauberflöte, die beſte und populärſte Oper des großen Meiſterts mit einem vollſtändig inſipiden, halb wahnſinnigen Text. Eine ſolche Aeußerung läßt uns einen Blick in das Weſen der Muſik thun. Die Muſik hat, wenige klaſſiſche Meiſterwerke ausgenommen, keine Objektivität, ſondern iſt ſubjektiv, wirkt in dem einen Individuum dieſe, in dem andern jene Eindrücke, je nachdem die Dispoſition des Hörenden iſt; ſie iſt gewiſſermaaßen Symbolik, bei der man ſich dies und jenes denken kann. Erſt die Sprache gibt der Muſik ihren beſtimmten Inhalt, aber beeinträchtigt auch die Selbſtſtändigkeit der Muſik und des muſikaliſchen Genuſſes. Wir verdenken es dem Muſiker keineswegs, wenn er die Souverainität ſeiner Kunſt aufrecht halten und ſie nicht in den Dienſt der Romantik und Lyrik ſchicken will; — aber wo würden die Muſiker bleiben, wenn man dieſe ſtolzen Anſprüche an die Muſik überall machen wollte? — Und ſelbſt die großen Symphonien der Meiſter, in denen ſich die ganze Souverainität und Unabhängigkeit ihrer Kunſt darſtellt, bedürfen für den, der mit der Kunſt nicht grade Profeß treibt, einer Erklärung, welche uns auf den Conzertzetteln bei Gelegenheit ſolcher Aufführungen immer geärgert hat. Ein Kunſtwerk ſoll keiner anderen Erklärung bedürfen, als ſeiner eigenen Formen, und dies iſt unſere unmaßgebliche Anſicht, daß die Muſik nicht fähig iſt, ihr Objekt in einer ſolch deutlichen und klaren Form auszuprägen und darzuſtellen, wie die bildende Kunſt oder die dramatiſche Poeſie.

Nun, wenn auch die Muſik in den Reihen der Künſte nicht den erſten Rang einnimmt, ſo hat ſie doch vor allen andern Künſten den Vorzug, daß ſie die populärſte Kunſt iſt und alle Verhältniſſe des Lebens beeinflußt. Grade die unbeſtimmte, weite Sphäre der Muſik, die ſich auf alle Empfindungen und Situationen ausdehnen läßt, macht die Muſik zur Sache des Volkes und gibt ihr die Fähigkeit, den Menſchen in allen Verhältniſſen ſeines Lebens zu begleiten. Der Marmor macht nur in den größern Städten ſeine vereinzelte Erſcheinung; die Statuen der Herrſcher und der berühmten Männer ſehen mit ariſtokratiſchem Stolze und marmorner Kälte auf das Volk herab, das an dem gewohnten Anblick gleichgültig vorübergeht. Die Gemälde-Gallerien ſind die Sache ſpezieller Liebhaberei oder oberflächlicher Neugier; ſie ſind keine Sache des Volkes, ſondern erſcheinen nur im Gefolge der höchſten Ariſtokratie der Geburt und des Geldes. Die dramatiſche Poeſie iſt ſchon mehr populär, aber die Bühne bringt den Leuten meiſtens ſchlechte Koſt, die den Namen Kunſt nicht mehr verdient. Aber die Muſik iſt die Kunſt, welche allgegenwärtig im Volksleben iſt, und den Empfindungen und Leidenſchaften des Volkes in die Höhe und in die Tiefe nachfolgt. Während die Muſik die treue

Digitized by Google

Begleiterin jeglicher Art von Geſelligkeit iſt, von der traulichen Häuslichkeit an, bis zu den großen Volksfeſten und Bällen, nimmt ſie Theil an allen Schickſalen des Menſchen von der Geburt an bis zum Tode; die Muſik hat ihre Töne für die erſte Liebe und den letzten Schmerz, für die ausgelaſſenſte, frivolſte Stimmung und das ernſteſte Gebet. Kein Gebiet der Literatur, Kunſt oder Wiſſenſchaft iſt ſo dem Volksgeiſte immanent und aus demſelben herausgeboren, wie die Muſik; hier zeigt jede Nation ihr individuelles Gepräge und ihre eigenthümliche Gefühlswelt. Die traurigen ſanften Weiſen der ſlaviſchen Völker entſprechen ganz dem duldenden Volkscharakter und den gedrückten politiſchen und ſocialen Verhältniſſen daſelbſt, während in den weichen einſchmeichelnden Tönen Bellini's und Roſſini's die Luſt und das Leid des ſchönen Italiens uns entgegentritt. Wir wüßten kaum irgend eine Aeußerung des deutſchen Geiſtes zu nennen, in denen derſelbe ſich ſo treu abprägte, wie in der Muſik von Weber oder Beethoven; hier haben wir eine wahre Offenbarung des deutſchen Volksgeiſtes bis in ſeine tiefſten Tiefen hinab. Und wenn wir uns die ſchönſten Scenen der franzöſiſchen Geſchichte vergegenwärtigen wollen, dann müſſen wir die „Stumme von Portici" hören mit ihrem Revolutionsſang, die eigentliche nationale Oper der Franzoſen, oder jene Marſeillaiſe, in der wir das Herz des franzöſiſchen Volkes und ſeiner Revolutionshelden ſchlagen hören. Die Marſeillaiſe iſt das Lied der Lieder; in ihm ertönen alle Gefühle und Leidenſchaften, deren nur das menſchliche Herz fähig iſt; die ſanfteſten Empfindungen wechſeln mit heroiſchen Leidenſchaften ab, und was nur eine große Revolutionszeit an Schmerz und Jubel hervorbringen kann, iſt in dem engen Rahmen dieſes Liedes enthalten. Ein ſolches Beiſpiel von der großartigen Bedeutung und Macht der Muſik genügt, um uns über das Weſen dieſer Kunſt aufzuklären.

Aber iſt dies nicht grade die ſchwache Seite der Muſik, daß ſie ſich zu allen Sachen hingibt? Sie entflammt die revolutionären Leidenſchaften und reißt zum Kampfe fort; ſie preiſet und verherrlicht, was nur das menſchliche Leben Großes hat: aber ſie kniet auch zu den Füßen der Despoten, begleitet das plärrende Geſchwätz der Prieſter, und führt die Söldlinge der Despoten zum Völkermord. Die Muſik hat nicht immer den Adel und die Reinheit der bildenden Kunſt; ſie iſt eine Sache des Gefühles und läßt mit ſich alle Mißbräuche treiben, die man mit den Gefühlen der Menſchen treiben kann. Sie iſt nicht die klare, helle Sonne der Kunſt, ſondern die Dämmerung, welche dem hellen Tage des menſchlichen Selbſtbewußtſeins vorhergeht oder nachfolgt, dann ein Sommernachtstraum und dann ein Wintermährchen.

Die Muſik iſt eine Kunſt, welche den Leidenſchaften, die ſie zu erregen fähig iſt, oft ſelbſt zum Opfer fällt. Grade ihre große Popularität

Digitized by Google

zieht ſie von der Höhe der Kunſt in die Gewöhnlichkeit des alltäglichen Lebens hinab; ſie dient den gewöhnlichen Vergnügungen und wird zum ordinären Handwerke. Um zu ſehen, wie die Muſik und die Muſiker einem gänzlich verwahrloſten Geſchmacke eines ungebildeten Publikums fröhnen, muß man nur die amerikaniſchen Conzerte beſuchen mit ihren Niggerſongs und Yankedoodel. Hier finden wir eine Geſchmackloſigkeit, der ſelbſt ein Thalberg Rechnung trägt.

Von der Muſik kommen wir auf die Muſiker. Es iſt in der letzten Zeit häufig die Frage aufgeworfen, ob ein Muſiker Verſtand haben müſſe. Schon dieſe Frage iſt lächerlich; lächerlicher aber iſt, daß dieſe Frage in den Verhältniſſen begründet iſt. Die meiſten Muſiker der heutigen Zeit ſind keine Prieſter der Kunſt, und wohnen nicht in olympiſcher Höhe; ſie treiben die Kunſt, wie ein Metier, wie ein Handwerk. Dies gilt nicht nur für die gewöhnlichen Zunftmuſiker; es gilt für Leute, die einen europäiſchen Ruf haben. Für viele Virtuoſen und große Sängerinnen gibt es keine ſchönere Muſik, als das Klimpern des Goldes. Eine gewiſſe Paſſivität und Indifferenz gegen die ernſteren Erſcheinungen des Lebens iſt ferner gewöhnlich in muſikaliſchen Kreiſen zu finden; die Muſik macht die Menſchen zu Träumern, und verwiſcht die Energie ihres Geiſtes. Wir können es nicht leugnen, daß der Muſik in vielen Fällen der veredelnde, bildende Einfluß fehlt, der mit den andern Künſten unzertrennbar verbunden iſt: ſonſt würde die gegenwärtige Geſellſchaft beſſer ſein, wie ſie iſt.

Allerdings, auch in der Muſik gibt es eine Sphäre, wo ſie die gemeine Popularität verſchmäht, und nur den eigenen Geſetzen und der inneren Nothwendigkeit lebt, wo ſie wirklich den Charakter einer Kunſt hat und ſich ſelbſt Zweck iſt. Ein geiſtiger Heros, wie Beethoven, nimmt neben einem Göthe und Alexander von Humboldt eine ebenbürtige Stelle ein. Aber dieſe Vertreter der klaſſiſchen Muſik ragen wie glänzende Gletſcher über ein nebelbedecktes Thal- und Berggewimmel hervor, und ihre Größe erinnert uns an die Kleinheit der übrigen. Nur auf dieſer höchſten Höhe als Symphonie iſt am Ende die Muſik eine ſelbſtſtändige Kunſt. In den andern Gebieten, der Oper u. ſ. w., begleitet ſie mehr, als daß ſie eine ſelbſtſtändige Rolle ſpielte; ſie hat die Sprache, die Deklamation, die Mimik u. ſ. w. nothwendig, und wird oft, ſtatt ſelbſt ein Kunſtwerk zu ſein, als Zierrath an andern Kunſtwerken verwendet. Die Muſik iſt überhaupt eine paſſive, wir möchten faſt ſagen weibliche Kunſt, von den wechſelnden Eindrücken des Gefühles abhängig, ein beſtimmbares, nachgiebiges Weſen, das ſich gern unſerem Gemüthszuſtande anbequemt.

In der neuern Zeit ſucht man in der ſogenannten Zukunftsmuſik, deren Hauptvertreter Liszt und Wagner ſind, der Muſik einen beſtimmten Inhalt zu geben und ſie mit den andern Tendenzen und Beſtrebungen der

Digitized by Google

Gegenwart in Verbindung zu bringen. Das ſich befreiende Bewußtſein der Zeit ſucht ſich auch der Muſik zu bemächtigen. Das Ringen und Streben des Geiſtes, aus den alten Formen heraus zur Selbſtbeſtimmung zu kommen, zeigt ſich auch auf muſikaliſchem Gebiete. Wie dieſe Verſuche ausfallen, darüber kann noch kein entſcheidendes Urtheil geſprochen werden; ſoviel iſt gewiß, daß eine große Frage an dieſe Kunſt geſtellt wird, durch deren Beantwortung auch zugleich unſer Thema erledigt werden wird.

Einige Kapitel aus L. Agaſſiz.

Abhandlung über

Klaſſifikation des Thierreichs.

(Ueberſetzt von Dr. D. F. Weinland in Cambridge, Maſſ.)

(Fortſetzung.)

§. 2

Gleichzeitige Exiſtenz der verſchiedenſten Typen unter denſelben äußeren Verhältniſſen.

Die Thatſache, daß die verſchiedenſten Typen von Thieren und Pflanzen überall unter denſelben Verhältniſſen gefunden werden, ſcheint denen ganz unbekannt zu ſein, welche von einem Einfluß von phyſikaliſchen Urſachen auf die Exiſtenz organiſcher Weſen ſprechen. Ein Tropfen ſüßes Waſſer, jeder Fleck am Meeresufer, jeder Morgen trocken Land enthält eine Menge der verſchiedenſten Pflanzen und Thiere. Je enger die Grenzen ſind, die die erſte Heimath aller dieſer Weſen umſchließen, um ſo gleichartiger müſſen natürlich die Bedingungen ſein, unter denen ſie angenommenermaßen entſtanden, ſo gleichartig, daß am Ende der Schluß nicht zu vermeiden wäre, daß dieſelben phyſikaliſchen Urſachen die verſchiedenſten Produkte geliefert haben. Sind aber dieſe Organismen mit Einemmal über eine weitere Aera hin entſtanden, dann iſt ſchon zugegeben, daß die phyſikaliſchen Einflüſſe, unter denen ſie entſtanden, zuerſt nicht ſo ſpezifiſch waren, um die Annahme zu rechtfertigen, daß iene ſie hervorgebracht

haben. *) Demnach ob wir eine weitere mehr ihrer gegenwärtigen geographiſchen Vertheilung entſprechende oder eine engere Geburtsſtätte für die verſchiedenen organiſchen Weſen annehmen, ſo viel iſt bei ihrer außerordentlichen Verſchiedenheit ſicher, daß die phyſikaliſchen Einfluſſe, unter denen ſie jetzt leben, logiſch nicht als die Urſache dieſer Verſchiedenheit betrachtet werden können. Wir ſind auch hier wie immer, wenn wir die Verhältniſſe der Thiere und Pflanzen zu einander oder zu den Bedingungen, unter denen ſie leben, in Betracht ziehen, unvermeidlich dazu geführt, über das materielle Faktum hinaus nach einer Erklärung zu ſuchen. Der Irrthum jener Philoſophen beſtand einfach darin, daß ſie die Ein- und Gegenwirkung zwiſchen organiſchen Weſen und die phyſikaliſchen Einflüſſe, unter denen ſie leben, für einen kauſalen oder genetiſchen Zuſammenhang genommen, und ihren Fehler ſo weit getrieben haben, daß dieſe mannigfaltigen Einflüſſe ſich wirklich bis auf ihr erſtes Entſtehen erſtrecken; ſie haben nicht bedacht, wie unausreichend eine ſolche Urſache iſt, und daß

Um dieſe Schwierigkeit vollſtändig zu würdigen, brauchen wir daran zu denken, wie komplizirt und zugleich wie lokaliſirt die Bedingungen ſind, unter welchen die Thiere ſich fortpflanzen. Das Ei entſteht in einem ſpeziellen Organ, dem Eierſtock; es wächst dort bis zu einer gewiſſen Größe, dann braucht es der Befruchtung, d. h. des Einfluſſes eines anderen lebenden Weſens oder wenigſtens des Produkts eines anderen Organs, des Samenſtocks, um die fernere Entwickelung des Keimes zu veranlaſſen, welcher unter den mannigfaltigſten Bedingungen in verſchiedenen Arten nach und nach alle die Veränderungen durchmacht, die am Ende zu einem vollkommenen lebenden Weſen führen. Ich möchte nun fragen, iſt es wahrſcheinlich, daß die Umſtände, unter denen Thiere und Pflanzen zuerſt entſtanden, viel einfacher geweſen ſind oder auch nur ſo einfach, als die Bedingungen, die ſchon nöthig ſind, um ſie fortzupflanzen, nachdem ſie einmal geſchaffen ſind? Alſo noch ehe ſie erſchienen, muß für die Bedingungen, die zu ihrem Wachsthum nöthig ſind, geſorgt geweſen ſein, wenigſtens, wenn ſie, wie ich glaube, als Eier geſchaffen wurden, und dieſe Bedingungen müſſen ähnlich geweſen ſein denen, unter welchen die lebenden Repräſentanten der Typen jetzt ſich fortpflanzen. Angenommen aber, ſie entſtanden in einer vorgerückteren Stufe ihres Lebens, ſo würden die Schwierigkeiten offenbar noch größer, namentlich wenn wir uns erinnern, wie komplizirt die Struktur einiger dieſer Thiere iſt, welche zuerſt unſere Erde bewohnten. Bei der Unterſuchung dieſer Frage iſt es natürlich nöthig, die erſte Erſcheinung der Thiere und Pflanzen nur zu betrachten vom Standpunkt der Wahrſcheinlichkeit oder der Möglichkeit aus, da wenigſtens mit Rückſicht auf dieſe Erſtgeborenen die Lehre von der Transmutation der Arten keine Erklärung ihrer Exiſtenz liefert.

Alſo für jede Art der erſten Fauna und der erſten Flora unſerer Erde müſſen ſpezielle Beziehungen, ſpezielle Entwürfe beſorgt geweſen ſein. Umſtände nun, die für die eine Art tauglich geweſen, waren es nicht für die andere; ſo können ſie nicht alle auf Einem Punkt entſtanden ſein, nimmt man aber eine weitere Geburtsſtätte an, ſo ſind die phyſikaliſchen Agentien zu gleichförmig, um den Grund für ſo viele tragiſch verſchiedenen Organismen zu legen, wie ſie unſere Erde zuerſt bevölkerten.

Digitized by Google

das Einwirken von phyſikaliſchen Agentien auf organiſirte Weſen die Exiſtenz dieſer Weſen vorausſetzt.*) Die einfache Thatſache, daß die Geſchichte unſerer Erde eine Epoche aufweiſt, wo noch keines dieſer Weſen exiſtirte **), während doch die phyſikaliſchen Kräfte, die auf der Erde wirkten, dieſelben waren wie jetzt, zeigt, daß dieſe Einflüſſe ungenügend ſind, ein lebendes Weſen in die Exiſtenz zu rufen.

---

*) Eine kritiſche Unterſuchung dieſes Punktes mag die Verwirrung etwas löſen, in die die Frage nach dem Einfluß phyſikaliſcher Kräfte auf die organiſirten Weſen gerathen iſt. Wer nur ein wenig mit den Erſcheinungen der organiſchen Welt vertraut iſt, weiß, daß beſtimmte Beziehungen obwalten zwiſchen den Pflanzen und Thieren einerſeits und dem Medium, in dem ſie leben, andererſeits; und daß dieſe Mediums und alle phyſikaliſchen Agentien, die in der Natur wirken, einen gewiſſen Einfluß auf die organiſirten Weſen ausüben. Aber ehe eine ſolche Einwirkung Statt haben und empfunden werden kann, müſſen doch organiſirte Weſen da ſein. Das vorliegende Problem enthält daher zwei Punkte, erſtens den Einfluß phyſikaliſcher Agentien auf ſchon geſchaffene lebende Thiere und Pflanzen und zweitens den Urſprung dieſer Weſen. Geben wir auch den Einfluß jener Agentien auf lebende Weſen bis zu der Ausdehnung zu, bis zu welcher es verfolgt werden kann (ſiehe unten Abtheilung 16), ſo iſt immer noch die Frage nach deren Urſprung übrig, und über dieſe hilft uns bis jetzt kein Beweis und keine Beobachtung hinweg. Dennoch behaupten einige, daß ſie (ſpontan) von ſelbſt durch das Wirken phyſikaliſcher Kräfte entſtanden und ſich dann mehr und mehr entwickelten durch Veränderungen, die durch phyſikaliſche Agentien an ihnen hervorgebracht worden. Andere glauben, daß es Geſetze in der Natur gebe, aufgeſtellt von der Gottheit im Anfang, deren Wirken der Urſprung der organiſirten Weſen zugeſchrieben werden könne, während noch andere ſie ihr Sein einem unmittelbaren Eingriff eines denkenden Schöpfers verdanken. Es iſt die Aufgabe der folgenden Paragraphen, zu zeigen, daß keine phyſikaliſchen Agentien, noch Geſeze bekannt ſind, unter deren Einfluß und durch deren Wirken dieſe Weſen entſtanden ſein könnten; daß im Gegentheil die Natur dieſer Weſen und ihre Beziehungen zu einander und zu der Welt, in der ſie leben, einen gedachten Plan offenbaren, und daher nur aus dem unmittelbaren Wirken eines denkenden Weſens entſprungen ſein können, wiewohl die Art und Weiſe, wie ſie zur Exiſtenz gerufen worden, für die Gegenwart ein Myſterium bleibt.

**] Nur wenige Geologen möchten noch geneigt ſein zu glauben, daß die unterſten Schichten, von denen wir Foſſilien kennen, nicht wirklich die erſten Ablagerungen ſind, ſeit lebende Weſen die Erde bevölkerten. Aber ſelbſt diejenigen, welche annehmen möchten, daß doch noch unter den Schichten, die wir jetzt als die erſten mit Verſteinerungen kennen, noch ältere foſſilienführende entdeckt würden, oder daß dieſe letzteren vielleicht durch plutoniſche Einflüſſe ſo ſehr verändert worden ſein könnten, daß kein Foſſil mehr eine Form behielt (Powells, Essays, etc, p. 424.) ſelbſt dieſe, ſage ich, müſſen anerkennen, daß überall, wo immer in den unterſten Schichten Petrefakten gefunden wurden, da iſt eine Mannigfaltigkeit derſelben zuſammen. [Siehe Abtheil. 7] Ueberdieß die Aehnlichkeit in dem Charakter der älteſten Foſſilien, die in verſchiedenen Theilen der Erde gefunden worden ſind, iſt nach meiner Meinung ſo groß, daß dieß allein ein Beweis iſt, daß wir wirklich die früheſten Typen des Thierreichs kennen.

Digitized by Google

Die Phyſiker kennen dieſe phyſikaliſchen Agentien beſſer, als die Naturforſcher, die von dem Wirken derſelben den Urſprung der organiſchen Weſen herleiten; fragen wir einen, ob die Natur und die Wirkungsart dieſer Agentien nicht ſpezifiſch iſt; er wird antworten, ſie iſt's. Fragen wir ihn weiter, welchen Beweis es gebe, [auf dem heutigen Stande unſeres Wiſſens] daß zu irgend einer Zeit dieſe phyſikaliſchen Agentien etwas hervorgebracht haben, das ſie nicht länger hervorbringen und welche Wahrſcheinlichkeit vorhanden ſei, daß ſie vielleicht irgend einmal organiſche Weſen hervorgebracht habe? Wenn ich nicht gewaltig irre, werden alle Meiſter jener Wiſſenſchaft mit „nein" antworten.

Aber der Charakter jener Beziehungen zwiſchen organiſirten Weſen und den phyſikaliſchen Bedingungen, unter welchen ſie leben, iſt offenbar einer, der durchdacht iſt, daher ſind dieſe Beziehungen auch zu betrachten als ins Werk geſetzt, beſtimmt und regulirt von einem denkenden Weſen. Sie müſſen feſtgeſtellt geweſen ſein für jede Art, als ſie begann zu ſein; und die Thatſache ihrer Fortdauer durch ſich folgende Generationen iſt ein weiterer Beweis, daß zugleich mit ihren natürlichen Beziehungen zu der umgebenden Welt auch die Beziehungen der Individuen zu einander, ihre Gattungsfamilien, Ordnungs- ꝛc. Beziehungen müſſen feſtgeſtellt worden ſein, ſo daß wir alſo nicht blos in Beziehung auf die phyſikaliſchen Bedingungen ihrer Exiſtenz, ſondern auch in Beziehung die Stellung jeder Art in ihren Verwandtſchaftsverhältniſſen zu anderen lebenden Weſen — den uberdachten Plan anerkennen müſſen.

Wir könnten uns hier berufen auf jede Thatſache der geographiſchen Verbreitung der Thiere, insbeſondere aber auf den Charakter jeder Fauna und jeder Flora. Um zu ſehen, wie groß die Mannigfaltigkeit von Thieren und Pflanzen ſein kann, die zuſammen in derſelben Gegend leben, braucht man nur einen Blick zu werfen in die Spezialwerke über die Zoologie und Botanik verſchiedener Gegenden oder in jene Werke, die von der geographiſchen Verbreitung der Thiere und Pflanzen handeln.*) Ich werde unten § 9 auf dieſen Gegenſtand zurückkommen.

---

*] Schmarda, die geographiſche Verbeitung der Thiere, 3 Bände, 8vo, Wien, 1853. — Swainson, W., A Treatise on the Geography and Classification of Animals, London, 1835.— 1 Vol. 12 mo. — Zimmermann. (E, A,·G.) Specimen Zoologiae geographicae, Quadrupedum domicilia et migrationes sistens; Ludguni Batav., 1777, 1 Vol., 4to. — Humboldt, Essay sur la geographie des plantes, 4to, Paris, 1805; und Anſichten der Natur, 3. Ausg., 12mo., Stuttgart und Tübingen, 1849. — Robert Brown, General Remarks on the Botany of Terra Australia, London, 1814 — Shouw, Grundzüge einer allgemeinen PflanzenGeographie, 1. Band 8vo, mit einem Atlas in Fol., Berlin, 1823. — Alph de Candolle, Geographie botanique raisonnee, 2 Vol. 8vo Paris, 1855. Ueber Spezialwerke ſiehe unten § 9.

Digitized by Google

Aber es möchte vielleicht Jemand geltend machen, daß Thiere, die zuſammenleben, unter Ausnahmsbedingungen auch Eigenthümlichkeiten der Struktur zeigen, die ſcheinbar das Reſultat jener Bedingungen ſind, z. B. der blinde Fiſch, der blinde Krebs und die blinden Inſekten der Mammuthshöhle in Kentucky*], bei welchen doch die äußeren Ausnahmsbedingungen der Lokalität ſo direkt ihren unmittelbaren Einfluß auf das Organ des Geſichts zu zeigen ſcheinen. Wenn aber dieſes der Fall iſt, wie kommt es, daß dieſer merkwürdige Fiſch, der Amblyopsis spelaeus ſich in jeder Beziehung ſo ſehr von anderen Fiſchen unterſcheidet? Oder war vielleicht die Summe der Einfluſſe, die jenen Fiſch hervorbrachten, auch fähig, jene Combination von Strukturcharakteren hervorzubringen, die jener Fiſch gemein hat mit allen andern Fiſchen, zugleich mit den Eigenthümlichkeiten, die ihn von allen anderen Fiſchen unterſcheiden. Zeigt nicht vielmehr die Exiſtenz eines rudimentären Auges, das Dr. J. Wyman an dem blinden Fiſch entdeckt hat, daß dieſe Art wie alle anderen mit allen ihren Eigenthümlichkeiten durch das „Werde" des Allmächtigen geſchaffen iſt, und daß dieſes Rudiment von Augen ihnen gelaſſen iſt als eine Erinnerung an den allgemeinen Plan der Struktur des ganzen großen Typus der Wirbelthiere, zu dem die Art gehört. Oder wollen vielleicht jene Naturforſcher, die ſo viel beſſer, als die Phyſiker, die Macht phyſiſcher Kräſte kennen, die wiſſen, daß die letztern im Stande waren und ſind, jedes lebende Weſen hervorzubringen, und auch erklären, warum die unterirdiſchen Höhlen in Amerika blinde Fiſche, Krebſe und Inſekten hervorbringen, in Europa halbblinde Amphibien? Wenn da gar kein Denken im Spiele iſt, wie kommt es denn, daß jener Deutſche Proteus anguinus mit einer Anzahl nordamerikaniſcher und japaneſiſcher Amphibien eine der naturlichſten Reihen im Thierreich bildet, deren Glieder eine deutliche Stufenleiter machen

Nachdem wir uns von der unrichtigen Idee eines g e n e t i ſ ch e n Zuſammenhangs zwiſchen phyſikaliſchen Kräften und organiſirten Weſen frei gemacht haben; bleibt noch ein großes Feld der Unterſuchung übrig, nämlich um die rechtmäßigen Beziehungen zwiſchen beiden auseinander zu ſetzen. Ich will hier nur daran erinnern, wie wichtig die Ath-

---

*) W y m a n, (Jef.), Description of a Blind Fish, from a Cave in Kentucky, Silliman's Jour., 1843 Vol 45, p 94 und 1854, fol. 17 p. 258. — T e l l k a m p f, Th. G., Ueber den blinden Fiſch der Mammuthshöhle in Kentucky in M ü l e r s Archiv 1844 p. 381. (Th. G.] Beſchreibung einiger neuer in der Mammuthshöhle aufgefundener Gattungen von Gliederthieren, Wiegmann's Archiv 1844 1. Band p. 318. — Agassiz, (L.) Observations on the blind Fish of the Mammoth Cave, Silliman's Jour, 1851 vol. 11 p 127.

Digitized by Google

mungs- und Bewegungsorgane der verſchiedenen Typen für die Klaſſifikation ſind, und wie viel wichtiger ſie noch werden würden, wenn die ſo verſchiedene Struktur dieſer Organe in ihrer Beziehung zu der umgebenden Welt, in der die Thiere leben, beſſer ſtudirt wäre. Wären wir erſt einmal ſo weit, ſo könnten wir nicht mehr die Athemhöhle der Schnecken und die Luftröhren der Säugethiere, Vögel und Reptilien mit demſelben Namen „Lungen" bezeichnen, ſo wenig, als mit dem Namen „Fuße" und „Flügel" die Bewegungsorgane der Inſecten und die der Vögel. Dieſem Theil unſerer Wiſſenſchaft ſteht eine große Reform bevor, und kein Studium kann uns beſſer darauf vorbereiten, als die Unterſuchung der Abhängigkeit der Struktur der Thiere von den Bedingungen, unter denen ſie leben.

§ 3.

Wiederholung identiſcher Typen unter den verſchiedenſten Umſtänden.

Wir haben oben die Unabhängigkeit der Thiere und Pflanzen von phyſikaliſchen Bedingungen gezeigt in Beziehung auf ihren Urſprung, aber wir ſehen nun ferner, daß ſie unabhängig ſind von jenen Einflüſſen in Beziehung auf ihr Vorkommen überhaupt. Wenn wir alle dieſe verſchiedenen Einflüſſe und Bedingungen unter dem Namen „Kosmiſche Einflüſſe" oder „Phyſikaliſche Urſachen" oder Klima im weiteſten Sinn des Wortes, und dann die Extreme in dieſer Beziehung, die wir auf der Erde finden, durchmuſtern, ſo finden wir — die ähnlichſten, nein dieſelben Typen (und ich gebrauche hier Typus in ſeinem allgemeinſten Sinn, in dem es z. B. Gattungen meinen mag] normal lebend in ſolchen Extremen des Klimas. Der Häring der nördlichen Polarmeers, der des gemäßigten Erdgürtels, der der Linie und der des ſüdlichen Polarmeers zeigt keinerlei Struktur-Verſchiedenheit. Ebenſo verhält es ſich mit den Füchſen und Wölfen von den verſchiedenſten Theilen der Erde und mit einer Menge anderer Thiere. Und wenn ſpezifiſche Unterſchiede da wären, wie können wir annehmen, daß dieſelben Urſachen zu gleicher Zeit ſpezifiſche Differenz, aber Identität der Gattung, der Familie, der Ordnung, der Klaſſe, des Zweiges, hervorbringen. Alſo dieſe extremſten Unterſchiede phyſikaliſcher Verhältniſſe bringen in Beziehung auf die wichtigſten Theile der Organiſation der Thiere Identiſches hervor und Verſchiedenes nur in ſekundären Organen, wie ſie die Verſchiedenheit der Arten bedingen?

Zeigt nicht vielmehr alles dieß auf's Klarſte, daß die organiſirten Weſen merkwürdig unabhängig ſind von den phyſikaliſchen Urſachen, unter deren Wirkung ſie leben, unabhängig ſo ſehr, daß wir ihre Exiſtenz und ihr Leben unter denſelben nur als das Wirken einer beide, die phyſi-

Digitized by Google

kaliſchen Urſachen und die lebenden Weſen, beherrſchenden Macht begreifen können, da von einem kauſalen Zuſammenhang zwiſchen beiden an ſich keine Rede ſein kann.

Immer, wenn Naturforſcher von dem Einfluß phyſikaliſcher Urſachen auf lebende Weſen ſprachen, haben ſie überſehen, daß die Organe, welche mit Beziehung auf jene modifizirt ſind, nur von ſekundärem Rang im Leben der Thiere und Pflanzen ſind, und daß nie weder der Plan, noch die verſchiedenen Complikationen ihrer Struktur davon beeinflußt ſind. Was ſind denn am Ende die Theile des Körpers, die in irgend einer Weiſe modifizirt ſind? Es ſind insbeſondere diejenigen, welche in unmittelbarer Berührung mit der Außenwelt ſind, z. B. die Haut und in dieſer namentlich die äußeren Lagen, ihre Farbe, die Dicke des Pelzes, die Farbe des Haars, die Federn, die Schuppen; die Größe des Körpers und ſein Gewicht, in ſo weit es von der Beſchaffenheit und Maſſe der Nahrung abhängig iſt; die Dicke der Schalen der Weichthiere, je nachdem ſie in Waſſer oder auf einem Boden mit mehr oder weniger Kalk leben u. ſ. w. Auch die Schnelligkeit oder Langſamkeit der Größe iſt beeinflußt durch den verſchiedenen Verlauf und Charakter der Jahreszeiten in verſchiedenen Jahren; ebenſo die Fruchtbarkeit, die Lebensdauer u. ſ. w. — Aber all dieß hat nichts zu ſchaffen mit den weſentlichſten Charakteriſtiken der Thiere.

Das Buch über die Unabhängigkeit der organiſirten Weſen von phyſikaliſchen Urſachen muß noch geſchrieben werden, da das meiſte, was gewöhnlich dem Einfluß derſelben zugeſchrieben wird, nur als die Verknüpfung beider im Plane der Schöpfung aufzufaſſen iſt.

§ 4.

Einheit des Plans in anderweitig ſehr verſchiedenen Typen.

Nichts iſt mehr ſchlagend für unſere Betrachtungen, als die oben im Titel ausgeſprochene Erſcheinung. Von Pol zu Pol unter allen Längen zeigen Säugethiere, Vögel, Reptilien und Fiſche Einen und denſelben Plan der Struktur *], der abſtrakte Ideen der höchſten Ordnung in ſich ſchließt,

*) Siehe Oken, Lorenz. Ueber die Bedeutung der Schädelknochen, Frankfurt, 1807, 4to. (Inauguralrede). — *Spix* I. B. Cephalogenesis, sive capitis ossei structura. formatio et significatio Monarchii. 1815. fol.—Geoffroy st. Hilaire, (Et.) Philosophie anatomique, Paris, 1818—1823, 2 Vol. 8 vo. und andere Abhandlungen in den Annal. d. sci. nat, Annal. und Memoir du Museum u. ſ. w. — Carus, C G. Von den Urtheilen des Knochen- und Schalengerüſtes, Leipzig 1828 fol — Owen, R, on the Architype and Homologies of the Vertebrate Skeleton London, 1848, 8vo. —

Digitized by Google

die die umfaſſendſten Abſtraktionen der Menſchen weit hinter ſich zurücklaſſen, denn nur nach den mühſamſten Unterſuchungen iſt der Menſch zu einem unvollkommenen Verſtändniß dieſes Plans gelangt. Andere Pläne nicht weniger wunderbar können in den Glieder-, den Weich- und den Strahlthieren *) und in den verſchiedenen Typen der Pflanzen **) nachgewieſen werden, und dieſe logiſche Verbindung, dieſe ſchönen Harmonieen, dieſe unendliche Mannigfaltigkeit in der Einheit, wird von Manchen als das Reſultat von Kräften dargeſtellt, die keine Spur von Intelligenz, keinerlei Kombinationsgabe, keine Kenntniß von Zeit und Raum haben. Wenn es etwas gibt, was den Menſchen über die anderen Weſen in der Natur ſtellt, ſo iſt es eben dieſe hehre Ausſtattung ſeines Geiſtes, ohne die kein einziger Zug jener Verhältniſſe verſtanden werden kann, die die verſchiedenen Typen des Thier- und des Pflanzenreichs charakteriſiren. Wie denn, frage ich, können dieſe Verhältniſſe entſtanden ſein ohne eine ähnliche Kraft? Wenn alle dieſe Beziehungen faſt jenſeits der Sphäre des geiſtigen Auges des Menſchen liegen und wenn der Menſch ſelbſt ein Theil des ganzen Syſtemes iſt, wie kann dieſes Syſtem entſtanden ſein, ohne Eine höchſte Vernunft, den Schöpfer aller Dinge?

§ 5.

Uebereinſtimmung in Einzelheiten der Struktur in Thieren von den verſchiedenſten Typen.

Während der erſten Jahrzehnte dieſes Jahrhunderts begannen die Naturforſcher Verhältniſſe zwiſchen Thieren aufzudecken, die vorher ganz überſehen worden waren. Zwar wußte ſchon Ariſtoteles, daß die

---

*) Oken, Lorenz, Lehrbuch der Naturphiloſophie Jena 1809—11, 3 Bände 8vo; Cuvier, sur un nouveau raprochement a etablir entre les classes qui composent le Regne animal, Annales du Museum Vol XIX 1812 — Savigny, 1 O Memoires sur les Animaux sans Vertebres Paris, 1816, 8vo. — Bär, K. E. von. Ueber Entwicklungsgeſchichte der Thiere, Königsberg, 4to — Lemkardt, R, Ueber die Morphologie und die Verwandtſchaftsverhältniſſe der wirbelloſen Thiere, Braunſchweig 1848. 8vo. — Agassiz, L Twelve Lectures on Comparative Embryology, Boston, 1849, 8vo and on Animal Morphology, Proc. Amer, Assoc. for the Advancement of Science, Boston, 1850, 8vo p 411, wo dieſe Frage ſpeziell abgehandelt iſt. — Carus, V. Syſtem der thieriſchen Morphologie, Leipzig, 1853, 1 Band 8vo. —

**) Göthe, J W. Zur Naturwiſſenſchaft überhaupt, beſonders zur Morphologie, Stuttgart, 1817—24, 2 Bände, 8vo; (Franzöſiſch durch Ch. Fr. Martins, Paris 1837, 8vo mit Atlas in fol.) — De Candolle, A P, Organographie vegetale, Paris, 1827. 2Vol 9vo — Braun, Al, Vergleichende Unterſuchung über die Ordnung der Schuppen an den Tannzapfen, als Einleitung zur Unterſuchung der Blattſtellung überhaupt, Acta Nova Acad, Nat, Cur, Vol. XV 1829 und Das Individuum der Pflanze, Akademie der Wiſſenſchaften, Berlin, 1853 4to. —

Digitized by Google

Schuppe des Fiſches der Feder des Vogels entſpricht, aber erſt neuerdings hat die Anatomie die merkwürdige Uebereinſtimmung der Organe der Thiere, die zu einem Typus gehören, nachgewieſen, ſo verſchieden ſie auch äußerlich erſcheinen mögen. Nicht nur iſt der Flügel des Vogels der Struktur nach identiſch mit dem Arm des Menſchen oder dem Vorderfuß eines Vierfüſſers, ſondern auch es iſt typiſch identiſch mit der Floße des Walfiſches, der Bruſtfloße der eigentlichen Fiſche, und alle dieſe entſprechen in derſelben Art den hinteren Extremitäten. Ein ebenſo auffallendes Zuſammenſtimmen iſt zu bemerken zwiſchen der ſoliden Schädelkapſel, den unbeweglichen Knochen des Geſichts und dem Unterkiefer des Menſchen und der anderen Säugethiere einer und der Vögel, Schildkröten, Eidechſen, Schlangen und Fiſche andererſeits. Aber dieſes Zuſammenſtimmen beſchränkt ſich nicht nur auf das Skelett. Auch in allen anderen Organen iſt dieſelbe Identität in Plan und Struktur zu ſehen, wie verſchieden auch die Form, Anzahl und ſogar Funktion der Theile ſein mag. Man nennt dieſe typiſche Uebereinſtimmung Homologie, und je näher ſich die Thiere ſtehen, um ſo mehr geht dieſelbe in's Einzelne.

Ganz dieſelben Homologien, wie wir ſie unter den Wirbelthieren finden, laſſen ſich unter den anderen drei Typen nachweiſen, aber dieſe ſind noch nicht ſo ausgedehnt ſtudirt, als bei jenen, und es iſt hier noch ein weites Feld für anziehende Unterſuchungen. So viel aber iſt ſchon nach dem, was bis jetzt in dieſem Fach der Wiſſenſchaft gethan iſt, klar genug, daß die Identität der Struktur ſich nicht über alle vier Zweige des Thierreichs erſtreckt, ſondern daß im Gegentheil jeder große Zweig nach ſeinem eigenen Plan gebaut iſt, und daß die Homologie nur beſteht innerhalb jedes Zweigs, nie über ihn hinaus. Die entfernte Aehnlichkeit, die man zwiſchen den Repräſentanten verſchiedener Zweige findet, iſt nur auf Analogie, nicht auf Verwandtſchaft gegründet. [Ueber den Begriff Analogie im Gegenſatz zu Verwandtſchaft oder Homologie ſiehe Swainſon W, On the Geographie and Classification of animals, London, 1835, 12 mo., p. 129]. So iſt der Kopf der Inſekten nicht homolog dem der Wirbelthiere, ſondern nur analog; er hat keine beſondere Höhle für das Gehirn, getrennt von der Höhle, die mit Bruſt und Bauch kommunizirt; die harte Schale deſſelben beſteht nicht aus einem inneren, von Fleiſch umgebenen Skelet, ſondern aus aneinander gefügten äußerlichen Riegeln, von derſelben Natur, wie die Riegel des Körpers; Eine Höhle umſchließt dort das Kopfganglion, ſowie alle Organe des Mundes und Muskeln des Kopfs. Daſſelbe gilt von der Bruſt, den Beinen und Flügeln, dem Bauch und allen darin enthaltenen Organen. Das Kopfganglion iſt nicht homolog dem Gehirn, noch ſind die Sinnesorgane homolog denen der Wirbelthiere, obgleich beide dieſelben Funktionen haben. Der Nah-

Digitized by Google

rungskanal iſt ſehr verſchieden gebaut in den Embryonen der zwei Typen, ebenſo die Kiemen, und es iſt ebenſo unnatürlich, ſie zu identifiziren, als es ſein würde, die Kiemen und Lungen der Wirbelthiere noch als homologe Organe zu betrachten, nachdem die Embryologie uns gezeigt hat, daß die Verhältniſſe dieſer beiden Athemorgane zur übrigen Organiſation in den verſchiedenen Entwicklungsſtufen der Wirbelthiere, wo ſie zugleich oder mit einander auftreten, ſo durchaus unähnlich ſind.

(Fortſetzung folgt.)

Männer und Scenen aus der Revolutionszeit.

(Fortſetzung.)

XVII.

Als wir Abends in Baſel ankamen, fanden wir die Stadt in großer Aufregung. Die Kunde von den Ereigniſſen in Karlsruhe und Raſtatt hatte bei dem lebhaften Verkehr zwiſchen Baſel und dem badiſchen Oberlande auch für die erſte ein Intereſſe; dazu kam, daß eine Menge flüchtiger badiſcher Beamten und Offiziere in die ſchützende Schweiz geflohen waren, wo man dieſe Art Flüchtlinge, namentlich in dem muckeriſchen, reaktionären Baſel lieber ſah, wie nachher die Republikaner. Die Arbeiterbevölkerung dagegen ſympathiſirte durchweg mit der nachbarlichen Revolution, und man ſprach davon, ſchaarenweiſe in das Land zu ziehen und an dem bevorſtehenden Revolutionskriege Theil zu nehmen.

Am andern Morgen in aller Frühe ging es nun fort in's ſchwarzrothgoldene Deutſchland hinein; es war ein prächtiger Frühlingstag und uns war ſehr wohl zu Muthe. Die Eiſenbahn war damals noch nicht bis nach Baſel ausgebaut, und eine Reihe von Omnibuſſen führte uns auf den Stationshof, der etwa zwei Stunden von der ſchweizeriſchen Grenze gelegen war. Dort fanden wir die Douane in regelmäßiger Operation; das früher grade an dieſer Grenze ſo ſcharfe Paßbureau war dagegen verſchwunden. Wir ſahen zum erſten Mal dieſes Stück der neuerbauten Eiſenbahn; ſie läuft durch eine der ſchönſten Gegenden Deutſchlands, zur Linken das breite, fruchtbare Reinthal mit ſeinen zahlreichen Dörfern und Weilern, und im Hintergrunde die ſich anſchließenden Ketten der Vogeſen

und des Jura; zur Rechten der Schwarzwald mit ſeinen zerklüfteten Thälern und ernſten Fichtenwäldern. Die Bahn ſelbſt führt durch ein wellenförmiges, fruchtbares Land, deſſen Hauptſchmuck in prächtigen Wallnußbäumen beſteht, und deſſen Hügel mit Reben bedeckt ſind. Der Rhein, hier noch mit aller Ungeduld und Leidenſchaftlichkeit eines ſchweizeriſchen Gebirgswaſſers, war der Gefährte unſerer Reiſe, und als wir an den ſehenswürdigen Sprengbauten am Iſteiner Klotz vorbeikamen, brauſte der Rhein tief unter unſern Füßen, als zürnte er, daß man ihm ſeine altberühmte Waſſerſtraße, auf welcher der bekannte Zürcher Hirſebrei damals ſeine Reiſe nach Straßburg gemacht hatte, geraubt. In der That, man kann wohl kaum ſeinen Eintritt in Deutſchland unter günſtigeren Umſtänden und Eindrucken machen, wie gerade in dieſem Winkel Deutſchlands, wo die anmuthige Abwechſelung und die behagliche Wohlhabenheit Süddeutſchlands uns auf Schritt und Tritt entgegenkommt. Wir konnten natürlich unter den damaligen Umſtänden an nichts anders denken, als: Wie glücklich könnte dieſes Land ſein unter freien Einrichtungen und von freien Bürgern bewohnt!

Gegen Mittag ſahen wir das ſchöne Denkmal gothiſcher Baukunſt, den Freiburger Münſterthurm, hinter dem Rebenhügel hervorblicken, und bald waren wir in der alten Muſenſtadt, die für uns alle Reize der Erinnerung hatte. Merkwürdige Gegenſätze findet man doch in dieſen deutſchen Stätten! Neben dem finſtern Ultramontanismus, der noch grade in Freiburg ſein mittelalterliches Gepräge beibehalten hat, herrſcht dort eine Behaglichkeit des Genießens und eine Heiterkeit des Daſeins, von der man in unſerem nüchternen, proteſtantiſchen Norddeutſchland keine Ahnung hat. Dort, auf dieſen ſüddeutſchen Univerſitäten muß man ſeine erſten Semeſter zubringen; der heitere Charakter des Volkes, die an Abwechſelung ſo reiche Natur, die Leichtigkeit, ſich die Genüſſe des Lebens zu verſchaffen: Alles dies kommt dem unbefangenen Sinne der Jugend entgegen, um dieſelbe in der Kunſt, das Leben zu genießen, zu unterrichten. So war denn auch für den Schreiber dieſer Zeilen die ganze Gegend ein Abdruck der Erinnerung, und vom hohen Roßkopf bis zum Schloßberg und vom ehrwürdigen Münſter bis zur kleinen Lorettokapelle hinab fanden wir die Zeugen der alten, ungebundenen Jugendluſt.

Diesmal ſah es übrigens anders aus. Die ganze Stadt war in Bewegung und Aufregung; Schaaren von Menſchen, Bürger, Soldaten, Arbeiter, Studenten, natürlich auch die neugierigen Oberländerinnen zogen Straße auf, Straße ab; Fahnen hingen aus den Häuſern, und die bekannten Politiker ſah man wichtige Mienen machen. Die in Raſtatt und Karlsruhe ausgebrochene Militairrevolution hatte nämlich auch in Freiburg ihr Echo gefunden, und der württembergiſche General Miller,

Digitized by Google

der in ſeiner damaligen Eigenſchaft als Reichsgeneral das Oberland beſetzen ſollte, war, um ſeine Truppen nicht in die Hände der Revolution gerathen zu laſſen, das Höllenthal hinaufgezogen nach Württemberg zu. Deputationen von Bürgern waren den Soldaten nachgeeilt, und bewogen die Badenſer, umzukehren, um ſich der Sache des Volkes anzuſchließen. Mit grünem Laube geſchmückt, kehrten die Soldaten Trupp für Trupp wieder zurück, und die Heckerlieder tönten durch das ganze Thal.

Nachdem wir den Lärm uns ziemlich angeſehen, und dem alten, wohlbekannten Schloßberger zugeſprochen hatten, gingen wir auf das Rathhaus, allwo die revolutionären Behörden verſammelt waren. Wir fanden alte Univerſitätsfreunde als Kriegskommiſſäre und Departementspräfekten wieder, und die neugebackenen Beamten trugen die Abzeichen ihrer Würde, die Binden, damals noch mit den badiſchen Farben, da ſchwarz-roth-gold noch zu revolutionär war, und ihr Amtsbewußtſein mit einer herablaſſenden Wurde, welche uns ſofort überzeugte, daß es einer künftigen deutſchen Republik nicht an Männern fehlen wird, welche die Aufopferungsfähigkeit beſitzen, ſie zu regieren. Es war indeſſen ein heilloſes Durcheinander auf dem Stadthauſe, vorzüglich in Betracht der Verpfl gung der rückkehrenden Soldaten, und ſelbſt unſer wackerer Freund Andres, der damals der Robespiere drs Seekreiſes war, und ſich mit der poltiſchen Guillotine nach Konſtanz begab, konnte keine Ordnung ſtiften.

Nachdem wir eine kurze Tour durch die Brauereien, die alten, wohlbekannten Plätze, gemacht und beobachtet hatten, wie die Eintracht zwiſchen Kriegsvolk vnd Bürgern auf dem tiefſten Grunde des Bierglaſes gefunden wurde, fuhren wir, Dr. Michel und Schreiber dieſer Zeilen, mit dem Eilzuge und mit Briefen an den „Bürgerkriegsminiſter", damals Eichmann, nach Karlsruhe ab, wo wir gegen Mitternacht ankamen. Das Erſte, was unſere Aufmerkſamkeit in Anſpruch nahm, als wir auf den Marktplatz kamen, waren die Kanonen; es waren die erſten republikaniſchen, der Sache der Freiheit und des Volkes geweihten Kanonen, die wir ſahen, und ihr Anblick gab uns kein geringes Selbſtvertrauen. Die „ ltima ratio regum, die „letzte Vernunft der Könige", war jetzt in den Händen des Volkes; warum ſollten wir nicht das Beſte hoffen?

XVIII.

Wenn wir jetzt auf die badiſche Revolution ſelbſt kommen, ſo werden wir uns auf die allgemeinſten Züge derſelben beſchränken, und die Perſönlichkeiten nur ſoweit berühren, wie ſie mit dem Gang der Ereigniſſe zuſammenhängen, denn wir wollen den maaßloſen Verdächtigungen, welche dieſer, wie jeder verunglückten Volksbewegung gefolgt ſind, kein neues

Digitized by Google

Material liefern. Im Allgemeinen kann man ſagen, daß bei dieſer Bewegung Jedermann Fehler gemacht hat, und derjenige die größten, welcher vermöge ſeiner Stellung die meiſte Gelegenheit dazu hatte. Aber hinter dieſen großen offiziellen Thorheiten war der gute Wille eines braven Volkes zu bemerken, und eine Menge einzelner Züge von Hochherzigkeit und Aufopferung, an welche wir in der Erinnerung jedenfalls mit größerer Vorliebe zurückdenken, als an die Schattenſeiten. Es iſt leicht, einer verunglückten Sache das vae victis! zuzurufen; es iſt verführeriſch, ſich auf Koſten anderer Leute weiß zu waſchen; es iſt bequem, politiſchen Parteihaß in die Darſtellung der Thatſachen einzumiſchen: die grellen Farben, mit denen Manche damals die Sache anſahen, ſind erblaßt, und man ſieht mit einer gewiſſen Ironie auf eine Zeit, die für uns nur noch den Werth einer Mahnung und Erfahrung hat.

Es war uns in den erſten Stunden unſeres Aufenthaltes in Karlsruhe klar, daß die revolutionäre Regierung kein Vertrauen zur Bewegung hatte, die Bewegung nicht wollte, die Mittel der Vorbereitung verſchleppte, und überhaupt die Opferfähigkeit des Volkes, ſoweit es nur mit den Verhältniſſen vereinbar war, ſchonen wollte. Wir wollen dieſem Betragen keine ſchlechten und egoiſtiſchen Motive unterlegen, welche allerdings bei dem Einen oder bei dem Andern gewaltet haben mögen; es war jedenfalls ein politiſcher Fehler, der nachher mit dreifach größereren Opfern an dem badiſchen Volke geſtraft wurde, als im Anfang zu einer energiſchen Behandlung der Sache erforderlich geweſen wären. Aber die Bewegung hatte von Anfang an nur einen auflöſenden, keinen vereinigenden Charakter; ſie war deſtruktiv, nicht organiſatoriſch. Wir kamen drei Tage nach der Militairrevolution in Karlsruhe an, und fanden die Armee ſchon demoraliſirt und halb aufgelöſt. Urlaubsgeſuche wurden namentlich an Unteroffiziere haufenweiſe verwilligt, und der größte Fehler war wohl der, daß man den Remplacants, den Einſtehern, ihr Einſtandsgeld aus der Amortiſationskaſſe zurückgab, und dadurch die Regimenter ihrer Veteranen zum größten Theile beraubte. Die Selbſtwahl der Führer, freilich nur bis zum Hauptmann herauf, diente vollends dazu, die Compagnien zu desorganiſiren und die Disciplin zu zerſtören, denn die Mannſchaften wählten zu Hauptleuten nicht ſtrenge und gerechte Männer, ſondern fidele Kameraden, von denen man keine ſtrenge Zucht und prompte Strafe zu fürchten hatte. Die einzelnen Truppenkörper hielten Berathungen und Abſtimmungen, wie demokratiſche Clubbs oder Volksverſammlungen. Daß endlich die Soldaten mehr in den Bierbrauereien, als in den Kaſernen ſich aufhielten, läßt ſich denken. Dazu kam, daß der größte Theil der alten Offiziere entweder geflohen war, oder doch nicht recht mit der Bewegung ſympathiſirte. Wenn man gleich von Anfang die inſurgirte Armee von Haus und Hof auf das Schlachtfeld oder auch nur in eine mi=

Digitized by Google

litäriſche Aufſtellung Angeſichts des Feindes gebracht hätte, wären alle dieſe Mißſtände vermieden worden; die Armee hätte, Angeſichts des Feindes, leicht wieder organiſirt werden und die Chefs hätten im Kriegszuſtand beſſere Disciplin halten können, als bei der allgemeinen Schwelgerei und Zecherei, welche man mit dem Namen „Verbrüderung der Soldaten mit den Bürgern" bezeichnete.

Eine Armee, welche, wie die badiſche, ſich gegen ihre Regierung erklärt, und ihre Offiziere von der Front der Regimenter hinwegſchießt, weiß, daß ſie keine Verzeihung bei ihren früheren Vorgeſetzten finden kann, und läßt ſich zu Allem gebrauchen, wenn man nur nicht der momentanen Aufwallung und Erregung erlaubt, einer kuhlen Reflexion Platz zu machen. Das Letztere war in Baden der Fehler. Nicht nur aus Disciplinargründen, nicht nur aus ſtrategiſchen Rückſichten, ſondern vorzüglich aus politiſchen Motiven war es nothwendig, die ganze revolutionäre Armee, als Avantgarde der eigentlichen, ſpäterhin zu bildenden Volksarmee, aus dem Lande zu ſchicken, und ſie etwa Aufſtellung am Main zwiſchen Aſchaffenburg, Hanau und Frankfurt nehmen zu laſſen. Dieſer Plan wurde eifrig agitirt; namentlich war es Raveaux, in militäriſcher Beziehung entſchiedener, als in politiſcher, der ihn agitirte, aber bei der Regierung war dieſer Plan nicht durchzuſetzen. Er hätte folgende Vortheile gebracht: Einmal wäre die Armee hinter dem Kochtopf und der Bierbank der Heimath weggekommen und hätte wieder Mannszucht bekommen; dann hätte die Bewegung ein größeres geographiſches Terrain erhalten, indem auch ganz Württemberg mit in die Bewegung hineingeriſſen wäre; der moraliſche Erfolg einer ſolchen Operation wäre für ganz Deutſchland von elektriſchem Effekt geweſen; die genannte Poſition war gut zu vertheidigen; das Frankfurter Parlament verlor nicht durch den Umzug nach Stuttgart ſeine legitime Autorität, und endlich, was vielleicht der Hauptvortheil geweſen wäre, das badiſch-pfälziſche Volk hätte die Laſten der Einwanderung u. ſ. w. nicht allein zu tragen gehabt. Militairiſche Hinderniſſe traten einer ſolchen Operation durchaus nicht entgegen, denn die kleine heſſiſche Armee war kein Objekt, und Mainz hatte kaum Truppen genug, ſich ſeiner eigenen Bevölkerung zu entwehren. Wir erwähnen dieſen ganzen Plan nur, um zu zeigen, daß die ſüddeutſche Bewegung unter anderer Leitung doch nicht ſo hoffnungslos geweſen wäre, wie man nachher geſagt hat, und wie es den Verdacht der Lächerlichkeit mit ſich brachte, daß man ſich überhaupt nur an einer ſolchen Bewegung betheiligte.

Dieſer militairiſche, zuerſt in die Augen ſpringende Fehler war indeſſen nur eine Folge der allgemeinen Auffaſſung der ganzen Bewegung. Dieſelbe wurde in ihrem eigentlich revolutionären Charakter vollſtändig

Digitized by Google

verkannt, wenigſtens von Seiten des Landesausſchuſſes und der Regierung, und daß man die Reichsverfaſſung und nicht die Republik zum Motto und zur Parole nahm, war nicht nur eine Frage des Wortes, ſondern eine Entſtellung der Thatſachen. Preußen hat nachher den Rebellen gezeigt, daß ſie eine Rebellion gemacht hatten, und ſie darnach behandelt; die aber die Rebellion machten, wollten nicht für Rebellen gelten. Der Vorwand der Reichsverfaſſung gab übrigens allen unberufenen Diplomaten und Gothaiſchen Parlamentsmitgliedern Gelegenheit, zu intriguiren und zu ſpioniren, ſo daß ein Grad des Mißtrauens unter den Volksführern ſich geltend machte, der jede Einigkeit des Wirkens zerſtören mußte.

Ein weiterer Grund des Scheiterns der Bewegung, welcher die ganze Bornirtheit der leitenden Kräfte offenbarte, war der ſuddeutſche Lokal-Patriotismus der Bewegung, wie denn überhaupt alle Bewegungen des Jahres 1848 und 1849 an den nationalen Beſchränktheiten geſcheitert ſind: ſowohl die franzöſiſche Republik mit ihren Lamartiniſchen Nichtinterventionsphraſen, als auch Italien mit dem Sprüchwort: Italia fara da se betrifft, wie auch Schleswig-Holſtein mit ſeinen iſolirten Anſtrengungen und ſelbſt das hochherzige Ungarn, deſſen Armeen vergeblich ſeiner Zeit in Wien erwartet wurden: So wurde auch die badiſche Bewegung durch den Lokalpatriotismus in ihren engen Grenzen, die gar nicht militäriſch zu vertheidigen ſind, feſtgehalten, und mußte ſich von der von allen Seiten heranrückenden Uebermacht ebenſo erdrücken laſſen, wie die Ungarn bei Temesvar und Arad. Ein Blick auf der Karte genügt, um zu zeigen, daß ſich die Grenzen von Baden nicht vertheidigen laſſen; die lang hingeſtreckten Grenzen laſſen ſich, wie der nachherige Feldzug gezeigt hat, leicht durch ſtrategiſche Märſche umgehen; von Heſſen und der Pfalz kann man leicht in das Land eindringen, und ohne die Neutralität Württembergs iſt gar keine Vertheidigung möglich.

Aber mehr noch, wie aus militäriſchen Gründen, war das badiſche Knownothingthum aus politiſchen und revolutionären Gründen ſchädlich, denn damit ſetzte ſich die Bewegung gleich die Philiſtermütze auf, ſtatt eine wirklich revolutionäre Haltung anzunehmen. Baden und die Pfalz hatten blos die Aufgabe, das Terrain zu bilden, auf dem die allgemeine deutſche Revolutian ſich organiſiren konnte; ſtatt deſſen aber machte man eine ſpeziell badiſche Affaire daraus. Zum Schreiber dieſer Zeilen ſagte ein Mitglied des Landesausſchuſſes, er habe in Baden nichts zu thun; er ſolle nach Weſtphalen gehen und dort Revolution machen. Die Preußen und überhaupt die Norddeutſchen konnte man in der badiſchen Revolutionsarmee niemals recht leiden. Die Abneigung, die Grenze zu überſchreiten, ging ſo weit, daß man ſelbſt die Expedition nach Württemberg,

Digitized by Google

welche im Kriegsrath beſchloſſen und mit den württembergiſchen Volksführern verabredet war, nicht ausführte. Ebenſo wenig verſuchte man, in der Schweiz und im Elſaß diplomatiſche und revolutionäre Verbindungen anzuknüpfen, obgleich manche Handhabe dazu geboten wurde, und man namentlich in Mülhauſen, Bern und Genf Manches hätte ausrichten können. Wie geſagt, der Hauptfehler war, daß die revolutionären Regenten kein Vertrauen zu der ganzen Bewegung hatten und deßhalb jeden Gulden für weggeworfen hielten, der für die Zwecke der Revolution ausgegeben wurde. Die Sparſamkeit der Regierung war ſo groß, daß nach den ſpäteren Ermittelungen der zurückgekehrten großherzoglichen Behörden eine zweimonatliche Herrſchaft der Inſurrektion, ein ſechswöchentlicher Feldzug und die Invaſion der Preußen nur drei Millionen Gulden gekoſtet hat; der Feldzug nach Utah hat den Ver. Staaten bis zu dieſer Stunde, ehe noch irgend ein ordentliches Gefecht geliefert wurde, ſchon mehr Geld gekoſtet. Damit natürlich kann man keine Revolution machen.

Im Allgemeinen indeſſen, — wir behaupten dies aus eigener Anſchauung, — war die Stimmung im Volke, natürlich Städte, wie Mannheim und Karlsruhe ausgenommen, der Bewegung günſtig, und man hätte unter zweckmäßiger Leitung den guten Willen des Volkes beſſer zu Gunſten der Revolution ausnützen können, als geſchehen iſt. Es wäre jedenfalls nur ein einziger entſchiedener militäriſcher Erfolg nothwendig geweſen, um eine wahre Begeiſterung im ſüddeutſchen, leicht beweglichen und beſtimmbaren Volke zu erzeugen, und um das Terrain der Revolution zu verdoppeln und zu verdreifachen. Das Volk war willig und gut, an einzelnen Orten ſogar von einer heroiſchen Aufopferung hingeriſſen; viele Volkswehrkontingente trafen eher an ihren Kantonirungsplätzen ein, als die Regierung es wünſchte; nur in einzelnen Theilen des Landes waren Gewaltmaaßregeln nothwendig, um die Conſcription zu Stande zu bringen, und ſelbſt dieſer Widerſtand hatte ſeinen Grund in der Lahmheit und Langſamkeit der Regierung.

Ein großer Mangel ſtand indeſſen einer ſchnellen Organiſation der Volksarmee und einer thatkräftigen Durchführung der Bewegung entgegen: der Mangel an einem Landwehrſyſtem. Wenn die Revolution einmal in Preußen und in Norddeutſchland, wo das Landwehrſyſtem exiſtirt und man in jedem Dorfe und in jeder Hütte geſchulte und erfahrene Soldaten findet, nicht nur Infanteriſten, ſondern auch Spezialwaffen, Cavallerie und Artillerie, und wo es oft in einem Kreiſe Bataillone von 3000 Landwehrmännern gibt; wenn die Revolution hier einmal ſo viel Terrain vorfindet, als in Süddeutſchland: dann wird man anders mit den Despoten reden. Aber in Baden und der Pfalz beſteht nicht die Verpflichtung der allgemeinen Wehrpflicht und das Inſtitut der Landwehr;

eine mäßige Summe Geldes oder ein glückliches Loos genügt, um frei zu kommen; ſo kommt es, daß man in den Städten und Dörfern wenig waffengeübte Jünglinge und Männer findet. Dies war ein Hauptnachtheil bei der Organiſirung der Volksarmen, denn die ungeübten Bürgerwehren und Freiſchaaren waren oft mehr ein Hinderniß, wie eine Erleichterung der militairiſchen Operationen. Bei dem Landwehrſyſtem hätte man aus Baden und der Pfalz gewiß eine Armee von 100,000 Mann ausheben können; unter den faktiſchen Verhältniſſen betrug der Zuwachs von Volkstruppen niemals mehr, wie vielleicht 20,000, und die Mißſtände, welche mit der Verwendung dieſer Bürgerwehren und ihrer Mitwirkung mit den regulären Truppen verbunden waren, wogen in manchen Fällen die Vortheile derſelben auf.

Monarchenthum.

von

Far West.

Der Dichter Heinrich Heine ſagt in ſeiner Abhandlung über die „Gemälde-Ausſtattung in Paris 1831": „Es gibt jetzt wieder einige eiskluge Staatsgrübler, einige nüchterne Bachanten der Vernunft, die, in ihrem logiſchen Wahnſinn, uns alle Ehrfurcht, die das uralte Sakrament des Königthums gebietet, aus der Tiefe unſeres Herzens heraus diſputiren möcten."

Derſelbe Mann, welcher mit einem Hohne, den er nicht zurückhalten kann, die Schwächen der Gewalthaber geißelt, und, wann die beſte Saite ſeines Weſens gerührt wurde, der Freiheit begeiſterte Lieder ſang, will uns und ſich ſelbſt überreden, daß das Königthum ein Sakrament, eine heilige und unantaſtbare Ueberlieferung ſei, während es in der That nichts Anderes iſt, als ein zwar durch den niedrigen Bildungsſtand früherer Zeiten gerechtfertigtes Inſtitut, das man aber mißbräuchlich bis in unſere Zeiten fortſetzte und das nur Derjenige preiſen und willig dulden kann, der ſich und ſeine Mitbürger der wirklichen Freiheit für unfähig erklärt. Die Freiheit ſetzt die Gleichheit vor dem Geſetze voraus, ſchließt alle Privilegien aus und duldet nicht, daß es davon — in der Perſon eines unverantwortlichen Selbſtherrſchers — auch nur eine einzige Ausnahme gebe.

Digitized by Google

Was das ehrwürdige **Alter** des Monarchenthums betrifft, ſo dürfen wir doch wohl behaupten, daß die Freiheit älter iſt, als jede zu ihrer Unterdrückung gegründete Anſtalt — und doch wohl noch höherer Ehre werth; — ja, die Art von Königthum mit **ſakramentaliſcher** Heiligkeit ſcheint erſt eine jüdiſche Erfindung zu ſein: Samuel weihte den Eſel-ſuchenden Saul, weil er um einen Kopf länger war, als alles Volk, zum König von Iſrael, indem er ſein Haupt ſalbte; weil er an die Stelle eines regierenden **Prieſters** treten ſollte, ſo bedurfte er des Humbugs göttlicher Einſetzung. Dieß erbte auf die chriſtlichen Völker ſich fort, welche ſich bethören ließen, ihren Herrſchern ebenfalls eine ſakramentaliſche Machtvollkommenheit von Gottes Gnaden zuzugeſtehen, während vordem und in nichtchriſtlichen Ländern die Königswürde meiſtens nur eine durch Wahl übertragene, oder durch Gewalt errungene, durch Liſt erſchlichene, oder vom Vater geerbte war, wobei Alles ſo natürlich und handgreiflich zuging, daß Keinem im Traume einfiel, an ein Sakrament oder an eine himmliſche Weihe zu denken.

Iſt es nun ſo ſchwer, dieſe heilige Scheu vor einem alten Mißbrauch und einer uralten Lüge abzuſchütteln? Es muß wohl ſo ſein; denn Heine, im Abſchütteln anderer Dinge nicht ſo ſehr bedenklich, iſt empört über das ſakrilegiſche Rütteln am Königthume; Millionen ſonſt gebildeter Menſchen liegen in ihrem „Herzen" davor noch immer im Staube, und ſelbſt hieſige Republikaner buhlen bettleriſch um die Gunſt eines königlichen Gnadenblickes. — Ich rechne es meinem Naturell zu, daß die Sache bei mir von jeher ganz anders war. Ich bemerke in mir ein natürliches Gefühl der Verehrung vor allem wirklich Großen und der Ehre Werthen; allein die angemaßte Größe, welche auf den Zufall oder noch Schlimmeres ſich ſtützt, rührt mich in keiner anderen Weiſe, als daß ſie den Wunſch in mir wach ruft, ſie bloßſtellen und von der uſurpirten Höhe herabſtürzen zu können. Die Ehrfurcht vor dem Königthume war dahin, als mein Vater beim Leſen der alten Autoren mir zum erſten Male erklärte, was eine **Republik** ſei, und ich habe nie verſucht oder vermogt, den verlorenen Geſchmack für das „uralte Sakrament" wieder in mir herzuſtellen. Als Heine ſeine Bemerkung ſchrieb, war das Monarchenthum bereits um viele Prozente in der allgemeinen Achtung gefallen: er war aber im Allgemeinen den Freiheitsbeſtrebungen der teutſchen Jugend in den Jahren nach den ſogenannten Freiheitskriegen nicht hold, hatte ſich ſelbſt nicht daran betheiligt, kannte ſie nicht genauer und wußte ſie nicht zu würdigen. So bekämpft er denn die „Bachanten der Vernunft."

Man kann die Meinung hegen, daß ein einzelner weiſer und ehrlicher Menſch, mit voller Macht bekleidet, beſſer geeignet ſei, die Leitung eines ganzen Volkes in ſeine Hand zu nehmen, als dieſes ſelbſt, weil di

Digitized by Google

Erfahrung lehrt, daß die Menge, von Vorurtheil und Leidenſchaft befangen, nur zu oft in ihren Entſcheidungen irrt, — und damit iſt man noch kein Lobredner des monarchiſchen Sakramentes. Dieſes fordert, daß wir das Inſtitut ehren, gleichviel ob der durch Zufall oder Gewalt zum Throne Erhobene fähig oder unfähig, perſönlich achtbar oder verächtlich iſt; daß wir es darum ehren, weil der Throninhaber eine Huldigung fordert, welche kein anderer Menſch dem andern erweiſen würde, weil der, dem man äußerlich huldigt, gleich über alle menſchliche Verantwortung, über Kritik und Richterſpruch erhaben iſt. Gerade dieß Alles aber, was die Sache ehrwürdig machen ſoll, macht ſie unmenſchlich, darum haſſenswürdig und zum Gegenſtande des gerechten Widerſtandes. Vor einem unſichtbaren Gott mögen die Menſchen, wenn ſie an ihn glauben, ſich beugen, ohne daß irgend ein menſchliches Intereſſe darunter leidet; vor ſichtbaren Göttern in Menſchengeſtalt ſich demüthigen und niederknieen, zerſtört die Menſchenwürde aller Derer, welche es freiwillig oder gezwungen thun. Ferner werfe ich einem Menſchen nicht vor, daß er mit Macht bekleidet iſt, ſondern daß, woher ſie ihm auch komme, er für deren Gebrauch ſich nicht verantwortlich erklärt; wer es verſchmäht, ſeine Thaten, zumal ſolche Thaten, von welchen das Wohl und Wehe von Tauſenden abhängt, einem gerechten menſchlichen Gerichte zu unterwerfen, tritt heraus aus dem Kreiſe des Menſchlichen, und Diejenigen, welche ſolche Anmaßung geduldig geſchehen laſſen, werfen ihre eigene Würde weg. Wir proteſtiren gegen die Unfehlbarkeit, trauen Dem am wenigſten, der über dem Geſetze ſtehend ſich erklärt, und verlangen, daß ohne Unterſchied Jeder von ſeinem Thun Rechenſchaft zu geben bereit ſei.

Die jüngſten Ereigniſſe haben das Kapitel des Tyrannenmordes wieder in Anregung gebracht. Ich habe ſchon als Knabe den Wilhelm Tell aufführen ſehen in Gegenwart fürſtlicher Häupter, welche ſich dabei trefflich zu vergnügen ſchienen. Warum wurde die Aufführung ſelbſt nur geſtattet? Etwa, weil der erwürgte Strolch doch ein bloßes Werkzeug einer höheren Gewalt war? Oder weil die Sache ſo weit hinter uns liegt, daß es in unſerer verfeinerten Zeit Keinem einfallen könnte, zwiſchen dem Schweizer Landvogt und unſern modernen Gewalthabern Vergleichungen anzuſtellen und an ähnliche Mittel zur Abwehr der Gewalt zu denken? — Von dem letzteren Irrthum wird man in neueſter Zeit wohl zurückgekommen ſein

Nun kann man wohl mit Recht die Tauſende fragen, welche ſich herandrängen, um ihren Abſcheu vor dem Pariſer Mordverſuch auszudrücken, ob nicht der Landvogt der Franzoſen ein unendlich größerer Verbrecher iſt, ob er nicht unvergleichbar mehr Freiheit, Leben und Glück zerſtört hat, als der ſchweizer'ſche Geßler. Jener konnte noch auf Befehle von oben

Digitized by Google

ſich berufen, dieſer iſt ein rückſichtsloſer Meineidiger, Räuber und Mörder im Großen blos zu ſeinem eigenen Vergnügen; dort galt es um die Befreiung von Tauſenden, hier um die eines halben Welttheils.

Wenn an Königen keine beſondere Unthaten zu rächen ſind, und wenn von der Wegräumung des Einzelnen keine Verbeſſerung der Lage der Völker ſich erwarten läßt, ſo wäre der Tyrannenmord eine ungerechtfertigte Unmenſchlichkeit; ſind doch die meiſten dieſer Menſchen durch die Umſtände Das, was ſie ſind, und nicht in allen Fällen vollkommen zurechnungsfähig. Aber es iſt ihre eigene Schuld, wenn Dolch, Gift, Pulver und Knallſilber gegen ſie in Anwendung gebracht werden; denn wer aller menſchlichen Verantwortlichkeit ſich entzieht, iſt vogelfrei in den Augen Derjenigen, welche einer Unthat ihn anklagen. Und erklären ſich die Monarchen als von Gott eingeſetzt und beſchützt, warum hätte ein Königsmörder weniger Recht, ſich für einen von Gott Berufenen oder ſtillſchweigend von ſeinen Mitbürgern Beauftragten auszugeben, um ein Urtheil zu vollſtrecken, worüber die Beſſeren des Volkes einſtimmig ſind, in der einzig möglichen Weiſe, welche übrig geblieben iſt? Hier tritt nur die eine Willkühr der anderen gegenüber; auf dem menſchlichen Standpunkt iſt die Berechtigung des Einen nicht größer und beſſer, als die des Andern; hat Niemand das Recht, ein Mörder zu ſein, ſo hat auch Niemand das Recht, die Rolle eines geheiligten Despoten ſpielen zu wollen. Soll die rohe Willkühr aus dem Zuſammenleben der Menſchen verbannt werden und die Humanität an ihre Stelle treten, ſo muß man vor Allem damit anfangen, daß man o b e n aufräumt. Monarchenthum und Humanität ſind aber unvereinbare Dinge.

Der Königsmörder kann ſich täuſchen über den Grad der Schuld ſeines Opfers, ſowie über die Folgen ſeiner That, welche vielleicht ſich verderblich ſtatt heilſam erweiſen. Darüber mögen Andere ihn anklagen, nicht aber Diejenigen, welche durch ihre eingenommene Stellung der Nichtverantwortlichkeit die Privatrache hervorrufen. Wie Hohn klingt es, hierbei noch an die Moral zu appelliren. Iſt der gekrönte Verbrecher, der darauf rechnet, daß er keine Strafe, nicht einmal einen lauten Tadel zu erwarten hat, nicht tief unter dem Andern ſtehend, welcher ſich berufen glaubt, die Strafe an ihm zu vollziehen, und dabei ſein eigenes Leben wagt und meiſtens opfert? Es iſt theils ein Unglück und theils ein Verbrechen, ein Monarch zu ſein — außer etwa über Barbaren.

Digitized by Google

Die Zahl und die Wiſſenſchaft.

(Von Far Weſt.)

Schon die Alten hatten es zu nicht unbedeutenden mathematiſchen Kenntniſſen gebracht, aber welche Rolle die Zahl einſt in der Wiſſenſchaft ſpielen, daß ſich die geſammten ſogenannten exakten Wiſſenſchaften gleichſam auflöſen würden in eine Zahlentabelle, konnten ſie nicht ahnen. Dennoch lehrt uns die neueſte Naturforſchung, daß es ſo iſt, daß die Geſetze, nach welchen alle Körper des Weltalls ſich bewegen, nach welchen die chemiſche Verwandtſchaft beſtändig wirkſam iſt, nach welchen wir Farben ſehen und Töne hören rc. zu ihrem richtigen Ausdruck beſtimmter Zahlen-Verhältniſſe bedürfen; die ganze Sinnenwelt, welche uns umgibt, iſt ein Gemiſch von Rechenexempeln, zwiſchen welchen wir uns bewegen, von jedem unſerer Sinne eigenthümlich gleichſam überſetzt in Eindrücke, von dem Bewußtſein aufgefaßt als Empfindung beſonderer Art.

Ja, die Zahlenlehre naht ſich ſogar dem inneren Gebiete des Menſchen, freilich nur, wo eine Ueberſicht großer Parthien möglich iſt, und zeigt an, auf lange Erfahrung geſtützt, und faſt mit derſelben Sicherheit, mit welcher ſich die zu erwartende Regenmenge in einem Jahre für ein gewiſſes Land vorausbeſtimmen läßt, wie viel Morde, Räubereien, Diebſtähle ꝛc. von einer gewiſſen Menge Menſchen in einem gewiſſen Zeitraume werden begangen werden, wie viel Kinderausſetzungen, Selbſtmorde, wie viel Fälle des Säuferwahnſinnes ꝛc vorkommen werden ꝛc — d. h. alſo, der Durchſchnittsmenſch iſt nach ſeinen inneren Eigenſchaften mathematiſch gemeſſen.

Man hat mitunter die Hoffnung gehegt, alle Wiſſenſchaften auf mathematiſchen Grundlagen aufbauen und ihnen dadurch die apodiktiſche Gültigkeit mathematiſcher Sätze geben zu können; der berühmte Herbart verſuchte bereits, der Ethik eine ſolche Grundlage zu geben. Dieß kann nach meiner Anſicht niemals gelingen, vielmehr, wo das lebendige Bewußtſein beginnt, hört die todte Zahl auf. Die Wiſſenſchaft des Guten, Rechten und Schönen (alle nah verwandt, aber nicht eins) werden nicht wie die exakten durch Beobachtung von Außen in das Innere aufgenommen, ſondern innen vom lebendigen Bewußtſein ausgebildet. Bei jenem liefert die Erfahrung den Stoff, welchen die ordnende innere Kritik unter Geſetz und Regel bringt, und merkwürdig genug läßt ſich dann die gefundene Regel oder das Naturgeſetz in einer mathematiſchen Formel ausdrücken. Im Leben des Geiſtes gibt es dagegen nichts Meßbares, keinen Punkt, keine Ausdehnung, keine Grenze, keine mathematiſche Größe, und ſo ſträuben ſich auch die erwähnten Wiſſenſchaften der Sittlichkeit,

Digitized by Google

der Gerechtigkeit, der Schönheit, welche nicht ihre Quelle, ſondern nur ihre Anwendung im äußeren Leben haben, ihre Quelle aber im Vernunftbewußtſein, gegen jedes Einzwängen in mathematiſche Formeln.

Die Nothwendigkeit iſt berechenbar, das Freie [aus dem Bewußtſein Hervorgehende] iſt es nicht; — das geniale und ideale Schaffen wird niemals durch Mas und Zahl umfaßt. Man kann die Zahl der Versfuße der Iliade durch Ziffern ausdrücken, nicht aber den Geiſt, der das Werk beſeelt, — eben ſo wenig das Große in der That des Regulus oder des Winkelried.

Wiſſenſchaft, Kunſt und Handwerk.

(Ein Wort an die Arbeiter.)

In neuerer Zeit ſind durch verſchiedene Ereigniſſe die Arbeiterbewegungen wieder in den Vordergrund getreten; während die Finanzkriſis die arbeit- und brodloſen Arbeiter aufforderte, über ihre unbeſchützte Lage nachzudenken, wurde in der Bundesverſammlung zu Washington das Thema der freien Arbeit und der Sklaverei in einer Weiſe beſprochen, welche wohl geeignet war, den Arbeiterſtand mißtrauiſch gegen eine gewiſſe Sorte von Politik zu machen. Ein Schüler Calhoun's, Hammond, zeigte ſich als ein ſo erklärter Freund der Sklaverei, daß er den Zuſtand der weißen Arbeiter im Norden noch unter den Zuſtand der Negerſclaven ſtellte und überhaupt es fur unzuläſſig erklärte, daß die dienenden Glieder der Menſchheit etwas Anderes wären wie Sklaven. Selten wird eine ſolche Anſicht mit einer gleichen ſchamloſen Offenheit ausgeſprochen, wie in Washington, wo die Debatten häufig an die Sklavenpeitſche erinnern; aber um ſo tiefer iſt dieſe Anſicht in den Verhältniſſen des Arbeiters begründet, und durchaus nicht ſo weit von der Wahrheit entfernt, wie Manche glauben. In der rein mechaniſchen Arbeit liegt eine gewiſſe Unfreiheit, welche ſich weder durch Barrikaden, noch durch communiſtiſche Syſteme heben läßt, und es wird erſt der ſteigenden Entwickelung der Technik und Mechanik und der künſtleriſchen Veredelung der Gewerke im Laufe der Jahrhunderte überlaſſen ſein, die Arbeit frei und wahrhaft menſchlich zu machen. Wir ſehen dieſe allmähliche Befreiung der Arbeit ſchon in der Vergangenheit. Die cyklopiſchen Mauern und die Pyramiden des Alterthums zeigen uns, daß man zu jener Zeit ganze Völker als

Sklaven zu rieſenhaften Arbeiten verwendet hat, und ſelbſt die Griechen kannten die Würde und Bedeutung der Arbeit ſo wenig, daß ſie dieſelbe den Heloten überließen, es unwürdig für einen freien Bürger findend, ſich mit gewerblichen oder agrikolen Arbeiten zu beſchäftigen. Indeſſen kannte man im Alterthum nicht den Arbeiterſtand, den die moderne Induſtrie und der Dampf geſchaffen hat, und die uns neue ſociale Probleme bieten, die vielleicht nur erſt in künftigen Jahrhunderten gelöſt werden. Wir finden Tauſende von Menſchen, welche nichts ſind, wie Ergänzungen der Maſchinen und in die Maſchinen hineingepaßt werden, wie eine Schraube oder ein Rad, deren Arbeit ebenſo mechaniſch iſt, wie die Operation der Maſchine ſelbſt, und nicht die geringſte Art von Geiſtesthätigkeit verlangt. Um dies zu ſehen, braucht man nur in die Spinnereien und Webereien zu gehen; hier findet man Greiſe und Kinder, Weiber und Männer in dumpfer Gleichgültigkeit neben dem Webſtuhle ſitzen, eine Arbeit verrichtend, die monoton iſt, wie das Raſſeln der Maſchine ſelbſt. Auch die Art und Weiſe, wie die Arbeit dieſer Leute bezahlt wird, iſt der Maſchine analog. Man gibt dieſen Arbeitern nur ſoviel Nahrungsſtoff, daß ſie fortarbeiten können, wie Kohle und Waſſer der Dampfmaſchine; ein Ueberſchuß von Kräften exiſtirt nicht. Hier kann natürlich von einer eigentlichen Freiheit und Menſchlichkeit nicht die Rede ſein. Aber wir haben leider kein anderes Mittel, dieſen Zuſtand zu ändern, als die Mechanik und Technik, welche dieſen Zuſtand herbeigerufen hat, auch zur Abhülfe deſſelben in Anſpruch zu nehmen. Wir ſehen es jetzt ſchon, daß die rein mechaniſche Arbeit immer mehr und mehr durch Maſchinen erſetzt wird, und daß Tauſende von Menſchenhänden, die im Anfange dieſes Jahrhunderts noch in iſolirter Fabrikthätigkeit, als Weber, Nadler Schmiede u. ſ. w. eine mühevolle und wenig einträgliche Arbeit verrichteten, jetzt entweder in den großen Fabriken angeſtellt ſind, oder ſich andern Berufen zugewendet haben.

Wir wollen von den ſocialen Problemen, welche unſere moderne Induſtrie aufgeſtellt hat, einſtweilen abſehen, und uns zu einer weit verbreiteten Klaſſe von Arbeitern begeben, welche eigentlich die Baſis der menſchlichen Geſellſchaft bilden; wir meinen hier die Handwerke. Hier ſchreitet die Emancipation und Befreiung der Arbeiter immer mehr voran, und es iſt hier in die Hand eines jeden Menſchen gelegt, ſich von der rein mechaniſchen Arbeit loszumachen und den Boden des Handwerks bis zur Höhe der Kunſt, der freien und befreienden Kunſt zu erheben. Die Verbindung zwiſchen Handwerk und Kunſt iſt ſo alt, wie die Welt, aber man legt noch immer zu wenig Aufmerkſamkeit darauf, ſo daß wir uns erlauben wollen, über dieſes Thema einige Worte zu ſagen.

Wir behaupten, daß jedes Handwerk einer künſtleriſchen Form und

Digitized by Google

Veredlung fähig iſt, und es ſind Tauſende von Fällen bekannt, wo Handwerker ſich durch Studium und Fleiß und künſtleriſche Anlage zu wahren Künſtlern erheben, während die Kunſt und die Wiſſenſchaft ſelbſt gar zu häufig zum Handwerk herunterſteigen müſſen, um ſich die Mittel des künſtleriſchen Schaffens und des wiſſenſchaftlichen Forſchens zu ſuchen. Die Verbindung zwiſchen Handwerk, Kunſt und Wiſſenſchaft iſt eine wechſelſeitige, und es würde ein unberechtigter Hochmuth ſein, wollte Kunſt und Wiſſenſchaft das Handwerk verachten. Was wollte der Aſtronom machen, wenn der Glasſchleifer ihm nicht jene großen, feingeſchliffenen Linſen machte, welche ihm die Geheimniſſe des Himmels enthüllen! So oft die Glasſchleiferei keine Fortſchritte machen konnte, ſtand auch die Wiſſenſchaft der Aſtronomie ſtill, und grade Frauenhofer und Andere haben dieſer Wiſſenſchaft ſo viel genützt, wie die berühmteſten Rechner; Chronometer, phyſikaliſche Apparate aller Art gehen aus den Händen des Handwerkers hervor, und das Handwerk ſteht ſo zu der Wiſſenſchaft, daß man kaum weiß, wo das Handwerk anfängt und die Wiſſenſchaft anfängt. Noch inniger ſteht das Verhältniß des Handwerks zur Kunſt. Faſt alle Handwerke ſind im Stande, eine künſtleriſche Form anzunehmen, und in dieſer Beziehung iſt dem Handwerke eine ſchöne große Bahn eröffnet. Allerdings, das Handwerk iſt zunächſt auf das Nothwendige angewieſen; auf das Bedürfniß und die Brauchbarkeit, aber gar bald will man mit der Brauchbarkeit auch Bequemlichkeit und Eleganz verbinden, und man kann den Zeitpunkt, wo dieſes Bedürfniß nach ſchönen Formen bei brauchbaren Gegenſtänden eintritt, als den Anfang des materiellen Wohlſtandes und geiſtiger Regſamkeit eines Volkes betrachten. Ebenſo wenig, wie das Volk bei der bloßen Befriedigung der Nothwendigkeit und der natürlichen unmittelbaren Bedürfniſſe ſtehen bleibt: darf auch das Handwerk ſich in die Grenzen der abſtrakten Nützlichkeit einſchließen; Eleganz und ſchöne Formen können ſchon auf der alltäglichen Stufe des Handwerks vorkommen, und es iſt nicht immer eine Lächerlichkeit, wenn Schneider oder Hutmacher u. ſ. w. ſich „Künſtler" nennen. In welchen Gebieten der Arbeit ſich Sinn für das Schöne und Anſtändige zeigt, Geſchmack und Gefühl für Formen: da fängt die Kunſt ſchon an, und es wird ein Ueberſchuß über das Bedürfniß geliefert, den wir gewöhnlich mit dem Namen Luxus begreifen, ein der Kunſt verwandtes Gebiet, wenn auch die Kunſt noch nicht ſelbſt. Es liegt darin etwas Anregendes und Befriedigendes, daß jedes Handwerk ſich in künſtleriſche Regionen erheben kann, und dadurch die rein mechaniſche Arbeit zu einer frei geiſtigen, ſelbſtbewußten Thätigkeit wird, welche auf den Arbeiter ſelbſt veredelnd zurückwirkt, und ihn dem Helotenſtande der menſchlichen Geſellſchaft entreißt. Wie oft haben wir ſchon geſehen, daß der Möbelſchreiner zum wirklichen Bildhauer wird, oder als Erfinder für neue, elegante Formen Patente be-

Digitized by Google

kommt, daß der Bauſchreiner ſich zum ſelbſtſtändigen Baumeiſter heranarbeitet, und ſein Handwerk zur Wiſſenſchaft und Kunſt zugleich macht; der Gold- und Silberarbeiter hat einen Benvenuto Cellini zu ſeinem Collegen, um deſſen Freundſchaft ſich der Pabſt mit dem König von Frankreich ſtritt, und deſſen Biographie Göthe einer Bearbeitung und Ueberſetzung gewürdigt hat. So geht es mit allen Handwerken; wir ſehen es jeden Tag, daß Mechaniker neue Formen erfinden. Verbeſſerungen machen und ſich durch ſelbſtſtändige Leiſtungen in ihrem Fache über die rein mechaniſchen Arbeiten emporheben. Der bildende, civiliſirende Einfluß ſolcher Thätigkeit zeigt ſich denn auch in den Arbeiterklaſſen der großen Städte. Wenn man nach Paris hinkommt, wo die Mode regiert, deren Formen die Welt beherrſchen, ſo findet man unter den Arbeitern eine Menge wirklicher Talente und Genie's; in der ſchönen Stadt Genf, deren Hauptmanufactur-Artikel feine Uhren und Schmuckſachen ſind, finden wir Zeichner, Modelleure, Ziſeleure u. ſ. w., welche wirkliche Künſtler ſind; durch den Einfluß dieſer Gewerke herrſcht unter allen Klaſſen von Arbeitern daſelbſt eine Stufe geſelliger Bildung, die oft in den höheren Kreiſen der Geſellſchaft vermißt wird. In dieſer Richtung liegt die eigentliche Emancipation der Arbeit und die Selbſtbefreiung der Arbeiter; ſie wird nur durch die Arbeit ſelbſt vollzogen und findet in den Fortſchritten des Berufes ihre Freiheit und materielle Selbſtſtändigkeit.

Gewiß, je mehr die Kunſt in unſern Tagen zum Handwerk herabſinkt, muß das Handwerk ſich zur Kunſt erheben. Der Unterſchied zwiſchen Kunſt und Handwerk verſchwindet immer mehr und mehr. Grade die Künſtler ſollten ſich an das Handwerk anſchließen, demſelben Modelle, Formen, Vorbilder geben, dann würde manche Partieen der Kunſt, welche ſich jetzt als undankbar und unproduktiv erweiſen, Nützlichkeit und Erfolg gewinnen.

Wie viele „Künſtler" gibt es, die nicht grade auf den olympiſchen Höhen thronen und die bei ihrer Kunſt verkümmern; wenn ſie nicht nur dem Schönen, ſondern auch dem Brauchbaren und Nützlichen dienen wollten, würde es beſſer um ſie ſtehen. Aber da findet man denn gewöhnlich einen Künſtlerſtolz, der ſich vor jeder Berührung mit dem gemeinen Handwerke ſcheut. Dies Mißverhältniß wird ſich allerdings mit den Fortſchritten der Gewerke, der Technik u. ſ. w. ändern, und hat ſich ſchon bedeutend geändert, aber es iſt doch noch immer eine Lücke zwiſchen Handwerk und Kunſt, welche durch die vereinigten Anſtrengungen beider ausgefüllt werden muß.

Die menſchliche Geſellſchaft kann auf keine wirkſamere und leichtere Weiſe das große ſociale Problem der Befreiung der Arbeit löſen, als da-

Digitized by Google

durch, daß ſie dem Arbeiter die Gelegenheit gibt, ſich diejenigen Fertigkeiten und Kenntniſſe zu erwerben, welche ihn in ſeinem Berufe ſelbſtſtändig und denkend machen. Real-, Gewerb-, Sonntagsſchulen ſind das richtige Mittel. Zeichnen, Modelliren ſollte jeder Handwerker während ſeiner Lehrzeit lernen; dieſe Fertigkeiten bilden grade die Brücke von der geiſtloſen Nachahmung zur ſelbſtſtändigen Erfindung, von dem Handwerke zur Kunſt. Die elementaren Begriffe in den mathematiſchen und Naturwiſſenſchaften geben eine feſtere Grundlage für ein weiteres ſelbſtſtändiges Studium, das gerade bei den Arbeiterklaſſen viel allgemeiner ſein würde, wenn nur häufiger die erſten Vorbedingungen dazu vorhanden wären. Denn der Trieb zu lernen und ſich in ſeinem Geſchäfte zu vervollkommnen, iſt in jedem Menſchen vorhanden, der überhaupt nur einen Begriff von der Wiſſenſchaft und deren praktiſchem Nutzen hat, und es iſt nur nothwendig, die erſte elementare Grundlage der Wiſſenſchaft zu legen, und die erſte Wißbegierde zu reizen, um das Streben nach Erkenntniß dauernd in dem Menſchen zu begrunden und zu einem Theile ſeiner Lebensaufgabe zu machen.

Wir ſehen daher auch an der großen Anzahl von öffentlichen und privaten Gewerbe- und ähnlichen Schulen, daß man dies Bedürfniß allgemein anerkannt hat. Man verlangt heutzutage von jedem Arbeiter Intelligenz, und die rohe, körperliche Kraft des Menſchen kann faſt nirgend mehr, ausgenommen zu den niedrigſten Sklavendienſten verwandt werden. Dies iſt gerade der Mittelpunkt und die Quinteſſenz der ſocialen Frage, die mechaniſche Arbeit zu einer Arbeit der Intelligenz zu machen. Die rein mechaniſche Arbeit iſt immer Sklavenarbeit, ob ſie von Weißen oder von Schwarzen verrichtet wird; aber jede Arbeit der Intelligenz iſt ein Akt des Bewußtſeins und damit der Selbſtbefreiung.

Eine franzöſiſche Stimme über Ulibiſcheff.

Nachſtehender Aufſatz iſt den „Anregungen für Kunſt, Leben und Wiſſenſchaft" von Brendel und Pohl entnommen, einer Zeitſchrift, auf die wir mit beſonderem Vergnugen aufmerkſam machen. Da das Buch über Beethoven von Ulibiſcheff auch in Amerika die Aufmerkſamkeit der Muſiker und Muſikfreunde auf ſich gezogen hat, und bei dem allgemeinen

Digitized by Google

Intereſſe, das der Deutſche an Beethoven nimmt, glauben wir, mit der Republikation dieſes Artikels unſern Leſern willkommen zu ſein. Da gerade die Schilderung der dritten Periode Beethoven'ſcher Wirkſamkeit durch Ulibiſcheff die Kritik des franzöſiſchen Anonymus herausgefordert hat, wollen wir den Berichten der „Augsburger Allg. Ztg." nach einen Auszug aus Ulibiſcheff's Werken voranſchicken, welcher dieſe Periode behandelt, die dunkle Periode eines großen, über ſich ſelbſt hinausſtrebenden Geiſtes, in der ſich die ſo oft mißverſtandenen Myſterien des deutſchen Geiſtes offenbaren.

Unter den Millionen Zuhörern, welche über den Erdball zerſtreut ſind, iſt einer, auf den die Vorſehung mit dem Finger gewieſen, und den ſie verurtheilt hat, die Meiſterwerke Beethoven's, die das Entzucken der Welt ausmachen, nicht mehr zu hören. Es war Beethoven ſelbſt. Künftig wird er nur noch für andere produciren. Sein Leiden iſt vollendet, ſein Ohr todt, die Nacht des Schweigens umgibt ihn für immer.

Aber wie wenn der Verluſt des Gehörs, und die ſchrecklichen Verheerungen, die es in der ſittlichen Welt der Menſchen anrichtet, noch keine zureichende Prufung für Beethoven geweſen wäre, ſchleuderte ihm das Geſchick noch den Fluch eines der peinlichſten Prozeſſe zu. Karl Beethoven hatte kraft Teſtaments ſeinem Bruder Ludwig die Vormundſchaft über einen minderjährigen Sohn übertragen. Die Wittwe Karls, ein ſittenloſes Weib, wollte den Knaben bei ſich behalten, und der Oheim wollte ihn ihr nicht abtreten. Daher der Prozeß, der vier Jahre dauerte, und den Beethoven zwar am Ende gewann, von dem es aber unendlich beſſer geweſen wäre, wenn er ihn verloren hätte. Einmal im Beſitz ſeines Neffen, hatte Beethoven für ihn die Sorge, die Zärtlichkeit, die Hingebung, die Leidenſchaft einer Mutter, aber er verbot ihm die, welche ihm das Leben gegeben, zu ſehen. Die Erſparniſſe, die er gemacht, und die ſich auf etwa 10,000 fl. beliefen, wollte er nun als Eigenthum des Knaben, der ſein Adoptivſohn geworden, nicht angreifen, unter keiner Bedingung. Er knauſerte daher, wenn er Geld hatte; er entlehnte von ſeiner Haushälterin, der Frau Schnaps, wenn er keines hatte; er entſchlug ſich des Eſſens, wenn die Noth auf's höchſte ſtieg; endlich ging er ſoweit, eine Bitte um Unterſtützung an die philharmoniſche Societät in London zu richten, ehe er das Kapital angriff, das nach ſeiner Meinung aufgehört hatte, ihm zu gehören. Und für wen brachte der erhabene Geizige das Opfer der wenigen Annehmlichkeiten, die ſein ſchwaches Alter forderte, für wen gab er ſogar ſeinen Stolz hin, er, der nie Jemand um etwas gebeten hatte! Aber die Details dieſes beklagenswerthen Drama's, die einem das Herz zuſammenziehen, gehören nicht hieher. Man leſe Schindler, und ſehe, wie der Neffe Beethoven ſeine Mutter rächte und das Ende

des großen Mannes beſchleunigte, der mit ſtoiſchem Muth unerhörte Uebel trug, und dem Undank eines geliebten Weſens nicht widerſtehen konnte.

Man kann ſich nicht vorſtellen, was Beethoven während dieſer vier ſchmerzlichen Jahre zu dulden hatte. Wenig fehlte, ſo hätte er im Unwillen für immer den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat verlaſſen. Das Adelsgericht, bei dem anfangs dieſe Sache anhängig gemacht war, forderte, da es hörte, daß das holländiſche v a n nicht den Adel bedeute wie das deutſche v o n, Beethoven auf, ſeinen Adelsurſprung nachzuweiſen, und dieſer wies auf Kopf und Herz, und ſagte, da ſei ſein Adel, wovon aber das Tribunal nichts wiſſen wollte. Der Prozeß wurde vor die bürgerlichen Gerichte verwieſen. Dieſe Entſcheidung ſchien dem großen Artiſten wie die härteſte Beleidigung. Er wollte das Land und die Geſetzgebung fliehen, wo Tugend und Genie nicht fur Adelstitel gelten. Es war das aus derſelben Quelle gefloſſen, wie ſeine Mißachtung Göthe's deßwegen, weil dieſer ſich vor der Kaiſerin zuerſt verneigte, obgleich damit Göthe nur gethan hatte, was er als gebildeter Mann ſchuldig war, während Beethoven ſich als ungeleckten Bären zeigte.

So vieles Unheil hatte Beethoven's Charakter verbittert, und ſein natürliches Mißtrauen vermehrt. Die Vorleſungen, welche ihm ſein Bruder Karl gehalten, kamen ihm wieder in's Gedächtniß. Er begann Feinde und Verräther in den ihm am aufrichtigſten ergebenen Menſchen zu ſehen, und vermuthete Fallen in den unſchuldigſten, ſeinen Intereſſen nützlichſten Schritten. Er wurde ſo argwöhniſch und ungerecht wie J. J. Rouſſeau, und unterſchied ſich von dieſem nur durch die Schnelligkeit, mit der er ſeine Fehler wieder gut machte. In ſeiner beklagenswerthen Miſanthropie ging er ſo weit, Schindler anzuklagen, ihm den Betrag eines Concertes geſtohlen zu haben — eine Einnahme, die Schindler nicht berührt hatte. „Ihr ſeht, was es koſtete, der Freund Beethoven's zu ſein!“ ruft der unglückliche Biograph aus. „Welcher andere Mann von Ehre wäre nach einem ſolchen Verdacht bei ihm geblieben!“ Unnütze Klagen! Schindler hatte ſich Beethoven ergeben, wie man ſich ſonſt dem Teufel ergibt, mit Leib und Seele. Er blieb. Andere waren weniger ausdauernd, und allmählich bildete ſich Einſamkeit um den großen Künſtler. Er ſah ſich verlaſſen von ſeinen beſten und älteſten Freunden, von denen er nur e i n e n auf ſeinem Todbette wiederſah.

Und während dieſe gingen, drängte ſich die gleichgültige, neugierige Menge, Fremde von allen Ländern, von jedem Alter und Stand, Männer und Frauen, mehr und mehr vor Beethoven's Thür. Aber dieſe Thür öffnete ſich nicht mehr ſo leicht wie ſonſt. Es bedurfte beſonderer Empfehlung, um vorgeſtellt zu werden, und die, welche dieſe Gunſt erhielten, waren nicht immer ſicher, gut empfangen zu werden. Alle dieſe

Digitized by Google

Reiſenden, bemerkt Schindler, nahten ſich Beethoven, wie man einer Maieſtät naht. Während des Wiener Congreſſes begaben ſich mehrere Souveräne, die ihn zu ſehen wünſchten, in die muſikaliſchen Soireen des ruſſiſchen Botſchafters, Grafen Razumowsky, wo der Groß-Mogul*) ſeine Audienzen zu geben pflegte. Bei dieſen Gelegenheiten humoriſirte ſich Beethoven, und geruhte, affable gegen die Könige zu ſein, wie er ſelbſt ſcherzweiſe erzählt. Unter den Perſonen, welche er bei ſich empfing, konnten einige, die Damen beſonders, die Thränen nicht zurückhalten beim Anblick dieſes großen Unglücks, dieſes ſchlecht gekleideten Greiſes, mit den von Leiden gefurchten und entſtellten Zügen, den Kopf bedeckt mit ungeheuer dichtem, emporgeſträubtem, grauem Haar, den untern Theil des Geſichts dicht verhüllt, mit einem Bart, den acht Tage lang das Raſirmeſſer vergeſſen hatte, noch ſprechend, aber das Wort der andern nur mit dem Auge auffangend. Und dieſer taube, ſeltſame, unglückliche, alte Mann war Beethoven, der große Dichter der Muſik!

Beethoven war immer merkwürdig hartnäckig geweſen; dieſer Fehler nahm mit dem Alter und den Leiden zu, in demſelben Verhältniß, wie ſeine andern Fehler, und gränzte zuletzt in gewiſſen Dingen an Monomanie. Er hatte bei ſpeciellen Menſchen den Mechanismus und die techniſchen Möglichkeiten der Inſtrumente des Orcheſters ſtudirt, und richtete ſich, wie natürlich, darnach in ſeinen Compoſitionen; aber wie er einer Flöte oder einer Clarinette nichts aufgab, als was ſie aufführen konnte, ſo weigerte er ſich ſtets beharrlich, dieſelbe Gefälligkeit und Nachgiebigkeit gegen die menſchliche Stimme zu üben. Immerhin mochte ein Sänger ihm vorſtellen, daß dieſe Paſſage von ihm unmöglich geſungen werden könne, daß dieſe Note nicht in ſeiner Kehle liege, und daß er daher nicht wiſſe, wie er ſie greifen ſolle — es machte nichts; Beethoven antwortete ihm unveränderlich: das muß ſo bleiben. Was geſchah da? Die Sänger änderten ſelbſt, was nicht in ihrem Stimmregiſter lag, oder ſchwiegen, wo dieß gut anging; aber andere, die Choriſten z. B., welche man nöthigte, die Meſſe in re, wie es vorgeſchrieben iſt, zu ſingen, ſchrieen aus vollem Halſe, auch wenn ſie eine Krankheit oder den gänzlichen Verluſt ihres Organs zu befürchten hatten. Die Fräulein Sontag und Unger liefen dieſelbe Gefahr, indem ſie die Symphonie mit Chor in den Soli ſangen, und eine andere Sängerin, von großem Talent und umfangreicher Stimme, ſchrie ſich heißer in der Rolle des Fidelio. Dieſe in Betreff der Sänger ſo feindliche Stimmung des großen Inſtrumentaliſten kam vielleicht daher, daß ihm die Natur alle Singſtimme verſagt hätte. Er erſetzte durch Dudeln, was bei ihm Melodie bedeutete, wovon aber die andern nichts verſtanden.

---

*) Ein Name, den Haydn Beethoven gegeben hatte.

Digitized by Google

Gebeugt, und unter den Schlägen des Schickſals faſt in Trümmer allend, fand Beethoven für ſo viel Unglück nur Troſt in der tiefen Achtung für ſeine Perſon, und in der enthuſiaſtiſchen Bewunderung, die ſeine Werke erregten. Sein Styl hatte übrigens einen andern Charakter angenommen, und ſeine Productionen gefielen dem Wiener Publicum nicht mehr. Die Kritiken zu denen dieſer neue Styl Anlaß gab, und deren biſſigſte Weber zugeſchrieben werden, ließen Beethoven nicht mehr ſo gleichgultig, wie er ſonſt in dieſem Kapitel geweſen war. Es war indeſſen nicht der Componiſt des Freiſchütz, der ſeiner Popularität in Wien den härteſten Schlag beibringen ſollte. Im Jahre 1823 erlebte Wien eine muſikaliſche Revolution. Eine italieniſche Truppe kam an, mit den Werken Roſſini's, geſungen von Lablache, Donzelli und Rubini, und den Damen Fodor-Mainvielle, Sontag und Unger. „Mit dem erſten italieniſchen Solfeggio, das in den Räumen des Theaters ertönte", erzählt Schindler, „war der Urlaub der Nationaloper unterzeichnet. Der Strom riß Alles mit ſich fort, denn die Roſſini'ſchen Arien hatten alle Welt berauſcht und verzaubert". Schindlern erſchien dieſe Vogue der italieniſchen Oper, mit einem Maeſtro wie Roſſini und den größten Sängern der Epoche, wie ein Götzendienſt, wie der Cultus des Belial. Damals traten einige der deutſchen Muſe treu gebliebenen Männer vor ihren Hoheprieſter und überreichten ihm eine Adreſſe, unter der mehrere ehrenvolle und ausgezeichnete Namen ſtanden, wie Furſt und Graf Lichnowsky, Aloys Stadler und Kieſewetter. Sie baten darin den großen Kunſtler, die verderbliche und fur Deutſchland entwürdigende Invaſion der italieniſchen Oper zu bekämpfen, und die Maſſen der Roſſini'ſchen Apoſtaten zu dem Cultus der wahren Muſik zurückzufuhren, indem er die neueſten Productionen ſeines Genius vernehmen laſſe, die Wien noch nicht kannte, namentlich die Symphonie mit Chören, und die Meſſe in re — Werke, denen er gebeten ward, eine neue Oper ſeiner Compoſition beizufügen, auf daß der Triumph der guten Sache auf allen Punkten geſichert ſei. Beethoven gab, nicht ohne große Mühe, dem ihm ausgedrückten Wunſch nach, und ließ in einem Concert, das er ſelbſt dirigirte, die Symphonie und die Meſſe auffuhren. Es gab einen Sturm von Beifall, und, nach Abzug aller Koſten, 420 fl. Gewinn. Die Wiener Theaterdirection wollte dieſelben Werke fur ſich wiedergeben, indem ſie Beethoven 500 fl von der Einnahme garantirte; aber ſtatt des Kyrie, des Credo, des Agnus Dei und des Dona nobis pacem, der einzigen Nummern, die man im erſten Conzert gehört hatte, und die zu wiederholen man nicht für paſſend hielt, ſang trotz der Proteſtationen Beethovens der italieniſche Gurgeler David Di tanti palpiti (aus Roſſini's Tancred), und Frln. Sontag zwitſcherte eine enorme Menge Mercadantiſcher Rouladen, zur Verzweiflung und zum Scandal [ſagt Schindler] *aller Reinen*. Der Saal blieb zur

Digitized by Google

Hälfte leer, und die Direction hatte einen Verluſt von 800 fl. Weder die Symphonie mit Chören, noch die Meſſe in re konnte dem Umſichgreifen der Anſteckung wehren. Man verbeugte ſich vor dem großen Künſtler noch immer tief, wenn man ihm auf der Straße begegnete, aber man blieb nicht mehr ſtehen, um ihn vorbeigehen zu ſehen; man ging, Roſſini zu hören. Als entthronter Monarch fühlte Beethoven tief und bitter den Undank ſeiner Zeitgenoſſen, derer ſelbſt, deren Idol er zwanzig Jahre lang geweſen. Ulibiſcheff kann die Entrüſtung Schindler's über dieſen Undank oder die angebliche Ungerechtigkeit der Wiener Dilettanti gegen einen Componiſten nicht theilen, deſſen Meiſterwerke ſie ſtets mit Enthuſiasmus aufgenommen hatten, bei denen aber das, was er in neueſter Zeit, von 1814 bis 1823, geſchrieben hatte, weder dieſelbe Begeiſterung finden, noch die gleichen Gefühle der Bewunderung erwecken konnte. Oder, fragt er, wo wäre das Publikum, welches nicht die Opern von Roſſini mit Sängern wie Lablache, Donzelli und Rubini, und Sängerinnen wie Fodor-Mainvielle und Sontag, der Symphonie mit Chören und der Meſſe in re, die beide ſo wenig ſangbar ſind, vorzöge? Nicht ſowohl an Roſſini, meint er, an ſichſelbſt hätte ſich Beethoven ob der verlorenen Gunſt des Publikums halten ſollen. Aber er urtheilte anders. Nie wollte er Roſſini ſehen, obgleich dieſer mehreremal ſuchte ihm vorgeſtellt zu werden.

Hier geht Ulibiſcheff doch offenbar zu weit. Daß die Wiener die ſpätern Compoſitionen Beethovens nicht mehr mit dem alten Enthuſiasmus begrüßten, den die Werke der erſten und mittlern Zeit gefunden hatten, war allenfalls erklärlich, obwohl manches, was dem ſtrengen Kunſtkenner auffällt, für das Ohr des Dilettanten nicht vorhanden iſt, der nur dem alten Zuge folgt, welcher ihm ſagt, daß hier etwas von einem großen Muſiker aufgeführt werde; auch iſt die Begeiſterung für Beethoven'ſche Muſik nicht etwas, das raſch aufflammt bei den erſten Accorden, ſondern ſie bildet ſich erſt allmählich mit dem Sinn für ſo verwickelte, nicht blos dem äußern Wohlklang ſchmeichelnde Muſik. Dann aber zogen die Wiener Roſſini nicht blos den letzten Werken Beethovens vor, ſondern eben weil es eine muſikaliſche Revolution war, wurde der ganze Beethoven über dem neuen Geſtirn vergeſſen und begraben, und iſt es bis jetzt geblieben, denn unter allen deutſchen Hauptſtädten iſt Wien vorzugsweiſe die Heimath der italieniſchen Oper geblieben, ſelbſt jetzt, wo Verdi und ähnliche den Platz Roſſini's eingenommen haben.

Philoſophiſche und hiſtoriſche Studien beſchäftigten Beethoven während ſeines Greiſenalters. In der That war nie ein Geiſt natürlicher geſtimmt, als der ſeinige zu tranſcendenten Meditationen, und kein Menſch hatte mehr als er das Bedürfniß, in der Philoſophie Troſt und Unterſtützung finden. Muſikaliſcher und wahrſcheinlich auch metaphyſiſcher

Denker, bedurfte er nothwendig eines Gegengewichts gegen dieſe große intellectuelle Thätigkeit, und er fand ſie in der Bewegung ſeiner täglichen Promenaden, und in dem beſtändigen Hin- und Herziehen beim Wechſeln ſeiner Wohnungen. Sowie ſein Mittageſſen vollendet war, machte er zweimal die Tour durch die Stadt, wenn er in Wien war, oder längere Ausflüge auf dem Lande, wenn er Baden bewohnte. Vielleicht gab es nie einen Spaziergänger, für den der Zuſtand des Himmels und der Atmoſphäre ſo du chaus gleichgültig war. Weder Kälte, noch Hitze, weder Wind noch Regen, weder Hagel, noch erſtickender Staub, noch dichter Moraſt hie ten ihn zurück; war er einmal im Gehen, ſo wurde er wie unempfindlich gegen die Einflüſſe der äußern Welt. Alle Tage ſah man ihn, gehüllt in einen alten Reiſerock, mit einem zerkrümelten Hut auf dem Kopf, mit matten und verſtörten Augen, gerade vor ſich gehen oder vielmehr rennen, ohne die Hinderniſſe zu überwinden zu ſuchen, wie ein Schlafwandler. Eine ſo außerordentliche, ſich täglich zu beſtimmter Stunde wiederholende Erſcheinung in den Straßen einer großen Stadt hätte, ſollte man meinen, das Gelächter und den Hohn der Vorübergehenden, wenigſtens der Gaſſenbuben, hervorrufen müſſen; aber in Wien kannte Jedermann den großen Künſtler, und die Leute vom Volk ſagten ſich: da iſt Beethoven, und ließen ihn vorübergehen, indem ſie den Hut oder die Mütze abnahmen vor der doppelten Majeſtät des Genius und des Unglücks.

Als die Stunde der Befreiung für Beethoven nahte, verließen ſein Bruder Johann und ſein Neffe, nachdem ſie auf entſetzliche Weiſe den letzten Augenblick beſchleunigt hatten, ihren beiderſeitigen Wohlthäter. Bei dem Sterbenden blieben nur Schindler und Breuning, ſein Freund von Kindheit an. Ein anderer Freund, mit dem er ſeit dreißig Jahren zerfallen war, Hummel, reiſte in aller Eile von Weimar nach Wien, und war glücklich genug, den Zweck ſeiner Reiſe nicht zu verfehlen. Er verſöhnte ſich mit dem erlauchten Sterbenden, den er nicht ohne Thränen wieder ſehen konnte.

Zwei Tage vor ſeinem Tod ſagte der große Künſtler, der ſich über ſeinen Zuſtand nicht täuſchte, zu Schindler und Breuning das Wort des Auguſtus: Plaudite amici, comoedia finita est. Es war keine Komödie, ſondern ein Drama ohne gleichen, deſſen ſchmerzliche Acte die Menſchen ſich entwickeln ſahen, und das Gott ſo geordnet hat, zu verborgenen Zwecken, die ſeine Vorſehung unter ihre Geheimniſſe zählt.

In dem Augenblick, da Beethoven den Geiſt aufgab, fiel ein Sturm vermiſcht mit furchtbarem Hagel, wie um anzudeuten, daß ein Daſein voll Ruhm und Leiden endige.

Digitized by Google

Oulibicheff: Beethoven, ses critiques et ses glossateurs. Leipzig. Brockhaus. 1857.

Wohin man ſich wenden mag: Krieg iſt auf allen Gebieten der organiſchen Natur heimiſch. Von den Infuſorien an, die in Waſſertropfen einander jagen und verſchlingen, bis zum Herrn der Schöpfung hinauf, welchen in dieſer Hinſicht die bekannte Sentenz von Hobbes: Homo homini Deus et homo homini lupus treffend charakteriſirt. Nur beſteht freilich ein weſentlicher Unterſchied zwiſchen den Kämpfen der Beſtien, der in einem dem thieriſchen verwandten Naturzuſtande lebenden Wilden und jenen Individuen, welche beanſpruchen können, der civiliſirteſten Schicht der menſchlichen Gattung beigezählt zu werden. Dieſer Unterſchied tritt vornehmlich in der Methode der Kriegführung, in der Art und Weiſe zu Tage, wie die Streitenden wider einander verfahren, alſo in der wechſelſeitigen Anerkennung und Befolgung beſtimmter Kampfgeſetze, in der Einhaltung der Schranken, welche die Geſittung den Inſtincten der Grauſamkeit und Hinterliſt, jenen Hauptbegleitern des thieriſchen Haſſes, geſetzt hat. —

Wie man zu ſagen pflegt: das Thier frißt, der Menſch allein genießt, ſo läßt ſich auch ferner ſagen: das Thier tödtet, der Menſch allein kämpft. Jener Codex, den man mit dem Namen Völkerrecht zu bezeichnen übereingekommen iſt, ſchreibt Geſetze vor, welche beſtimmt ſind, bis zu einem Punkte die durch den Streit ſelbſt entbrennende Wuth und Raſerei in Zaum und Zügel zu halten; und jener andere Codex, welcher den Begriff der Ehre entwickelt hat, verbietet und verpönt in dem Kampfe des Einzelnen gegen den Einzelnen, ſobald derſelbe das Licht des Tages nicht zu ſcheuen braucht, die Anwendung gewiſſer Waffen, gewiſſer Begegnungsweiſen, die das edlere und geſittetere Bewußtſein der Gattung als unwürdig gebrandmarkt hat.

Der Zweikampf, das äußere Symbol auch auf geiſtigem Gebiete für die Kämpfe zweier Männer, die Einer wie der Andere entſchloſſen ſind, ihre einander widerſtrebenden Pläne und Abſichten bis auf's Aeußerſte zu vertheidigen oder durchzuſetzen, bietet das am meiſten in die Augen ſpringende Beiſpiel zu unſerer Behauptung. — Wem wäre es nicht bekannt, daß es einſt einen franzöſiſchen Edelmann gab, der, als er verzweifelte, ſeinen Gegner im ehrlichen Kampfe zu überwinden, demſelben einen verrätheriſchen Seitenhieb beibrachte und für dieſe Verletzung des Gebotes der Ehre wie der Regeln des Duelles auf ewig mit Beſchimpfung ſeines Namens beſtraft wurde, indem er der Sprache ſeiner Nation den weltbekannten Ausdruck „coup de Jarnac" vermachen mußte, unter dem man ſeitdem die Anwendung jedweden treu- und ehrloſen Griffes und Kniffes in irgend welchem Kampfe zu bezeichnen gewohnt iſt.

Digitized by Google

Nachdem wir das oben genannte Buch des Herrn Ulibiſcheff geleſen, möchten wir die Frage aufwerfen, ob dieſer Schriftſteller nicht nach einer ähnlichen Unſterblichkeit gerungen und die Anwendung ebenſo unwürdiger als alberner Verläumdungen auf dem Gebiete der Polemik in ähnlicher Weiſe an ſeinen hierdurch zu verewigenden Namen geknüpft ſehen wollte? In Wahrheit, was iſt dies Buch, deſſen unzählige ſachliche Irrthümer ſogar von den Landsleuten des Verfaſſers, denen es Herzensſache zu ſein ſcheint, ſeine ebenſo befremdlichen, als unglaublichen Anſichten zu desavouiren, beſtändig gegeißelt werden, was iſt dieß Buch denn Anders, als ſo ein Coup de Jarnac, der dem Herrn von Lenz verſetzt wird, ſo ganz in jenem politiſchen Denunciationsſtyl gehalten, wie er unter der Republik Venedig an der Tagesordnung, wo Privathaß geſchäftig war, an die Polizeigewalt des Raths der Zehn zu appelliren, um das ſchwarze Netz von Verdächtigkeitserklärungen auf die Urheber von perſönlichen Beleidigungen zu ziehen? Doch Europa ſeufzt gottlob nicht mehr unter dem Joche der Löwen des heiligen Marcus und die Verachtung, welche Denuncianten trifft, iſt nicht darauf beſchränkt, ſich nur im Geheimen äußern zu dürfen.

Herr Ulibiſcheff hat ſeine literariſche Thätigkeit mit einem Werke begonnen, das ſich in Deutſchland und Frankreich des allgemeinſten Erfolges zu gratuliren hatte. Fern von uns, dies irgendwie abzuleugnen. Da ſah er einen andern Ruſſen ein Werk ſchreiben, das dieſelben Fragen, wie das ſeinige, nur in anderem Geiſte behandelte. Sofort glaubte er ſich in den Rechten der kritiſchen Oberherrlichkeit, die er ſich bereits vindicirt, ſchwer gekränkt, und in giftig ſchäumendem Zorne ſchrieb er einen neuen Band, der einer Schmähſchrift unendlich mehr als einer ernſten wiſſenſchaftlichen Arbeit gleicht. Wahllos griff er zu jeder Waffe, die ſich ihm in ſolcher Stimmung als handthierbar zu erweiſen ſchien, um den Verwegenen, der gewagt, ihm den Rang durch Concurrenz ſtreitig zu machen, zu vernichten. Wir wollen ihm keinen Vorwurf daraus machen, ſich unter Anderem auch derjenigen bedient zu haben, welche den Gegner dem Tode der Lächerlichkeit preiszugeben trachtet, iſt ja die Geſchicklichkeit in dieſer Art Taktik eine ganz ſpezielle Eigenheit des S l a v e n überhaupt, der gern an die Stelle rationeller Dialektik frivole Spöttelei treten läßt und das Grinſen vornehmer Geringſchätzung da prakticirt, wo logiſche Beweisführung ihm unbequem fallen durfte. Im Gegentheil: die durch Lächerlichkeit geißelnde Satyre iſt eine Waffe, deren Gebrauch weder der polemiſche Anſtand, noch ſelbſt die in der Polemik unerläßliche bona fides verbietet; auch wirkt ſie nur da tödtlich und vernichtend, wo einer Sache jeglicher Lebensnerv und ſittliche Halt fehlt, und es kann folglich nicht verwehrt werden, den Gegenſtand der Polemik auf eine ſolche Probe zu ſtellen. Durch die willkürliche Zuſammenſtellung abgeriſſener einzelner Sätze, die weniger gelungen,

Digitized by Google

durch Aufdeckung von Verſtößen gegen die Syntax und Hervorhebung von Uebertreibungen eines allzublühenden Styles, durch das Alles trifft man den Kern, die Idee eines Buches noch nicht, wenn dieſe letztere wahr und richtig iſt.

Was wir dagegen durchaus nicht als eine ehrenhafte Waffe bezeichnen können, das iſt, wenn man das Zwielicht irgend einer p o l i t i ſ c h e n Geſinnung auf Kunſtanſichten zu werfen ſucht, die nicht das Mindeſte mit der Politik zu thun haben, wenn man den Argwohn zu ſäen ſucht, daß ſich unter der Begeiſterung für beſtimmte Kunſtformen „ſubverſive Tendenzen“ verſtecken; wenn man ſolcher Weiſe die Regierungen allarmirt und bei Unbefangenen und Unparteiiſchen Vorurtheil und Mißtrauen erregt; wenn man in den ungefährlichſten neutralſten, von dem Gebiete, in das man ſie hineinziehen möchte, entlegenſten Dingen ein verwerfliches Princip, eine Art „rothes Geſpenſt“ fürchten machen will, natürlich in der lauteren Abſicht, ihnen ſolchermaßen von vornherein alle möglichen Sympathien in den höheren Kreiſen und Schichten der Geſellſchaft abzuſchneiden. Nein, das heißt nicht mit ritterlicher Waffe kämpfen, wenn man den unmittelbarſten nächſten Gegenſtand ſeines Haſſes, Herrn von Lenz, der bekanntlich als ruſſiſcher Staatsrath angeſtellt iſt, in die Unmöglichkeit zu verſetzen trachtet, jemals wieder Anſichten über ſymphoniſche und inſtrumentale Muſik niederzuſchreiben, ohne Gefahr zu laufen, ſich politiſch zu compromittiren und für einen Socialiſten, Communiſten, Maratiſten, kurz einen „R o t h e n“ erklärt zu werden. Das ſind keine würdigen Waffen, wenn man über Diejenigen, welche rein ſpeculative Probleme und Themata der Kunſt debattiren, jene äußere M i ß g u n ſt heraufzubeſchwören ſucht, die ſich an die Erörterung der brennenden Fragen ſocialer Exiſtenz heftet!

Wir wollen zu Herrn U l i b i ſ ch e f f ' s möglichſter Ehrenrettung annehmen, daß er ſich vielleicht keine genaue Rechenſchaft darüber ablegen kann, wie unendlich gehäſſig es von ſeiner Seite iſt, einen Stein mehr, und zwar einen Stein, der durch die Perſon des Steinwerfens in ſeiner Eigenſchaft als Ruſſe ein erdrückendes Gewicht erhalten könnte, auf jenen hochgenialen Mann zu ſchleudern, der mit der Marter eines langwierigen Exils, deſſen endliches Ende von den Wünſchen der Edlen einer ganzen Nation erſehnt wird, einige theoretiſche Irrthümer büßen muß, von denen er längſt zurückgekommen iſt. Dennoch möchte man füglich von ihm fordern, daß er ſich bewußt wäre, wie es geradezu unerlaubt iſt, wenn man ſich in gewiſſe Kämpfe einmiſchen will, vergiftete Pfeile auf's Gerathewol hinauszuſenden, wie dann Ehrenpflicht erheiſcht, den Kampfplatz perſönlich zu betreten und die abgelegene Provinz, von welcher er ſelbſt bekennt, daß ſie an der ä u ß e r ſt e n G r e n z e d e r C i v i l i ſ a t i o n befindlich,

Digitized by Google

zu verlaſſen, bevor man einen ſo übermüthigen Ton anſchlägt und einer ſo unverſchämten Vermeſſenheit Ausdruck verleiht. Wenn ſich wirklich in Deutſchland, woran wir ſo optimiſtiſch ſein möchten, noch zu zweifeln, unter den Gegnern der neuen muſikaliſchen Fortſchrittsbewegung, gegen welche Herr Ulibiſcheff ſeine Fechterkünſte producirt, Leute finden ſollten, die eine beifällige Freude über den Anblick empfänden, wie ein Ausländer ihrer ſchlechten Sache den Stützpunkt einer ſo gefärlichen Verleumdung gewährt, daß der oberſte unter ihnen nicht die Feigheit gehabt haben würde, ſie in Worte zu kleiden, — nun, ſo würde dieſe Freude gewiß nicht von langer Dauer ſein, denn die Geringſchätzung iſt ein wirkſames Gegengift gegen das Gift der offenkundigen Lüge.

Man braucht nur einigermaßen in der perfiden Freundlichkeit des Phraſenthums gewiſſer Schriftſteller bewandert zu ſein, um zu der Erkenntniß zu gelangen, daß unter den Blumen und Lobſprüchen, welche Herr Ulibiſcheff um das Andenken Beethoven's windet, ſich eine tiefwurzelnde Antipathie gegen den Tonmeiſter verbirgt. Es ſcheint gerechtfertigt, nach dem Urgrunde dieſer Herzensverabſcheuung zu forſchen. Wir unſerestheils glauben denſelben in jenem ſchroffen Werthbewußtſein, in jenem Stolze des Genius zu finden, welchen der mittelmäßige Haufe nie zu verzeihen vermag, da ihm der Maßſtab fehlt, ihn zu begreifen. Wiewohl wir die feſte Ueberzeugung hegen, daß dieſer ſelbe Künſtlerſtolz unter denſelben Verhältniſſen auch einem Mozart nicht gefehlt haben würde, ſo iſt derſelbe bei letzterem, weil eben gleiche Verhältniſſe nicht obgewaltet, doch nicht zu finden geweſen. Käme heute Mozart auf dieſe Welt zurück, er würde ſchmerzlich erſtaunen, erführe er, daß man einen Unterſchied in den Sitten der Zeit dahin ausbeutet, ihm ein Verdienſt zu leihen, das er ſicher als ſeiner unwürdig von ſich abweiſen würde. Damals mochte es angehen, daß ein Mozart an der Tafel der fürſtlichen Dienerſchaft ſpeiſte, ohne an einer ſolchen Rangbeſtimmung Anſtoß zu nehmen; und dieſen Zuſtand der Dinge will offenbar Herr Ulibiſcheff für die Mozart's unſerer Tage feſtgehalten wiſſen. Diejenigen Künſtler, die ſich das heute gefallen laſſen würden, die paßten recht in ſeinen Kram. Seine geheime Denkweiſe darüber iſt ſogar ſo lebhaft und entſchieden, daß er nicht umhin gekonnt hat, ſich zu verrathen, im Eifer des Wunſches, den Leſer zu Folgerungen von nachſtehender Art hinzuleiten: „Beethoven pflegte die Kaiſerin nur dann zu grüßen, wenn ſie ihn vordem gegrüßt hatte und blieb kerzengerade aufrecht ſtehen, während Herrn v. Göthe's Excellenz wie ein Federmeſſer vor den Hofequipagen zuſammenklappte; „Beethoven hielt dafür, daß die Erzherzöge ſich geſchmeichelter zu fühlen „hatten, ſeinen Unterricht zu empfangen, als er, ihnen denſelben zu er„theilen, und die vornehme Geſellſchaft ſtolzer darauf ſein konnte, ihn bei „ſich zu ſehen, als er, bei ihr zu erſcheinen; Beethoven meinte, ein hoher

Digitized by Google

„perſönlicher Werth (der ſich eben immer nur als ein Ausnahmefall vor„findet) ſei ungenügend, um die Vorzüge von Stand und Geburt zu erſe„tzen; folglich mußte Beethoven nothwendigerweiſe „auf dem Abhange ſtehen, der zum Wahnſinn, zur Toll„heit, zur Abgeſchmacktheit fuhrt. Es finden ſich in reichlichem „Maße thatſächliche Belege für dieſe Wahrheit. Beethoven war zwar in „ſeinem Leben, man muß ihm dies Zugeſtändniß machen, ein unbeſcholte„ner, edler Charakter, großherzig in ſeinem Fühlen und Denken, rein an „Sitten, aber doch zugleich partiell verrückt, höchſt ungerecht für ſeine „Freunde; höchſt unausſtehlich für ſeine aufrichtigſten Bewunderer, höchſt „widerwärtig in allen ſeinen äußeren Beziehungen, einestheils von einer „Unterwurfigkeit gegen ſeine erbärmlichen Brüder, anderentheils immer „in Zank und Streit mit Denjenigen, die für ihn die wohlwollendſten Ge„ſinnungen hegten u. ſ. w., und ſo konnte es denn auch ſchließlich nicht „fehlen, daß er total verrückt werden mußte, und anſtatt in den Grenzen „des ihm von der Natur verliehenen Talentes „gute Muſik“ zu machen, „hat er denn am Ende nur den ungeheuerlichſten muſikaliſchen Unſinn zu „Tage gefördert, wie den Fidelio(!), die Missa Solennis(!) die „an Zerriſſenheit, Zerfahrenheit und Ohren verletzenden Gräßlichkeiten „ſo reiche neunte Symphonie [!], und wie vor Allem ſeine letzten Quar„tette (!), welche ein einziges Gewebe haarſträubender Widerſinnigkei„ten bilden. — Das iſt das Schickſal, welches diejenigen erwartet, die ſich „darauf einlaſſen, Symphonien zu Ehren eines erſten Conſul Napoleon „zu ſchreiben und ſich erdreiſten, noch über andere Dinge, als Kreuze und „Doppelbee urtheilen zu wollen! Nehmt euch ein warnendes Beiſpiel dar„an, ihr Muſiker! Wählt Mozart zum Vorbilde, ſchreibt erhabene „Werke und ſpeiſt an der Dienertafel, dann werden euch alle Ulibiſcheffs, „kommende wie gegenwärtige, in die Wolken erheben, auch drei biogra„phiſche Bände weihen, dann ſollt ihr in der Zeiten Folge nur Lob em„pfangen, wie jene artigen Kleinen, die fleißig ihre Schulaufgaben gelernt „haben. — —“

..... Es liegt klar am Tage, daß jene knechtiſchen, niedrigen Seelen, welche in der Kunſt nur eine Art von Specialität unter den Gegenſtänden des Luxus erblicken — der die Prädicate ſchön, erhaben, himmliſch beizulegen durch die Gewohnheit entſtanden iſt, und betreffs der es gewiſſermaßen zum guten Tone gehört, ſich als Kenner zu geriren, indem man ſo ein wenig obenhin ihre Regeln, ihre Technik erlernt und darin dilettirt, — nicht im mindeſten jemals zum entfernten Verſtändniß eines ſo hohen Geiſtes, wie Beethoven es war, berufen ſein können, in deſſen Bruſt alle Probleme des Lebens „Alles, was der ganzen Menſchheit zugetheilt iſt“, mit einer wunderbaren Tiefe und Heftigkeit zum Erwachen

und zum bewegungs- und wechſelvollen Ausdruck gelangten. Denn alle dieſe Probleme des Denkens, welche man philoſophiſche, religiöſe, ſociale und politiſche Ideen nennt und welche in die nicht minder räthſelreichen Probleme des Empfindens, Schmerz, Glück, Liebe, Aufſchwung, Glaube, Zweifel, Muth, Verzagen, Hoffnung, Tugend einmünden, gährten in dem Herzen dieſes großen Dichters, wie die Lava in dem Inneren eines Vulkanes, und gaben der Welt bei jedem ihrer rieſenhaften, mächtigen Ausbrüche das Schauſpiel eines neuen Meiſterwerkes! — — Für Jene freilich, welche an den abſtracten Regeln ihre Freude haben, indem ſie nur in traditionellen Normen den Zweck und die Sicherheit ihrer Exiſtenz zu finden glauben, müſſen die Kunſtwerke, deren Wurzeln auf jenen hohen und zugleich tiefen Regionen fußen, vollkommen unverſtändlich bleiben; ja, es iſt ſogar ganz natürlich, daß ſie ihnen eine Art von Grauen und Schrecken einflößen müſſen, nicht unähnlich demjenigen, welcher das gemeine Volk bei Geſpenſtern und Erſcheinungen aus einer höheren, unbekannten Geiſterwelt beſchleicht. Wie ſollte ihnen auch nur eine Ahnung von Begreifen bei der neunten Symphonie aufgehen, da ſie doch die Schiller'ſche Ode nicht begreifen? Wie ſollten ſie auch nur vermögen, die innere Beziehung der drei erſten Theile zu jenem Hymnus zu erfaſſen, der einer der ſchönſten, die je ein menſchliches Herz gedichtet und ein menſchlicher Mund geſungen, da die Gefühle, denen jener Hymnus der Freude, des Ruhms, der freien Menſchenliebe entſtammt, ihnen ſo vollkommen fremd ſind? Wie könnten ſie Geſchmack an einer Oper finden, in welcher Gefangene es wagen, einen Chor anzuſtimmen, der die Segnungen der Freiheit feiert? Wie an einer in einem neuen Geiſte geſchriebenen Meſſe, welche nicht blos die Schrecken des jüngſten Gerichts enthüllt, an deſſen Spitze ein ſtrafender, herriſcher Gott ſitzt, gleichſam ein Czar im Großen, der ſeine unterwürfigen Beamten, ſeine ungehorſamen Leibeignen in das Sibirien „Hölle" ſendet, ſondern als eine religiöſe Dichtung alle Geheimniſſe eines Glaubens offenbart, der, wie der des heiligen Auguſtinus inmitten der unendlichen Qualen des Zweifels und der Ungewißheit, inmitten namenloſer Bedrängniſſe, wie ſie ſelbſt den Heiland am Kreuze zu dem Ausrufe: Eli, Eli, lama, aſabthani! peinigten, geboren wurde und erſtarkte?

Nun, der Verfaſſer des Buches, mit welchem wir uns eben beſchäftigen, befindet ſich auch in einer trotz aller Mühe ſchlecht verhehlten Verlegenheit gegenüber jenen coloſſalen Sphynxen, welche er mit blödſinniger Verachtung angafft, vergleichbar jenen Fellahs, welche die Hieroglyphen der alten ägyptiſchen Weisheit anglotzen und geringſchätzend die Achſeln über diejenigen zucken, welche die Entzifferung verſuchen, um die Myſterien primitiver menſchlicher Satzungen zu ergründen. Es gewährt daher ein drolliges Vergnügen, zu beobachten, wie derſelbe, nachdem er denn

zuvörderſt ein ſehr anſehnliches Contingent von Bildern und mehr oder minder glücklichen oder geiſtreichen Programmen für die Werke Beethoven's aus der erſten Periode oder Manier zuſammengeſtellt und eine noch anſehnlichere Anzahl von Weihrauchskerzen angezündet; nachdem er einen gehörigen Complex wohlgerundeter Phraſen über alle diejenigen Compoſitionen des Meiſters zuſammengedrechſelt, zu deren Verſinnbildlichung man Scenen bezeichnen kann, die Jedermanns Phantaſie, Eindrücke, die Jedermanns Theilnahme gewachſen ſind, als das Geſtändniß und die Trauer Liebender, die Furcht vor einem herandrohenden Unglück, die Aufregungen des Soldatenlebens, die Vorkommniſſe einer Jagd, Naturſchönheiten, Maskengewühl und mehr dergleichen; nachdem er nicht ohne Feinheitsintentionen auf die ſarkaſtiſchen und ironiſchen Accente aufmerkſam gemacht, welche Beethoven's Muſe allen dieſen Gemälden bisweilen zur Begleitung gegeben hat; es iſt dann drollig, ſagen wir, zu ſehen, wie Herr Ulibiſcheff mit einer immer geſteigerteren Beſtürzung und Verwirrung ſich zurückzieht, je mehr er ſich den Werken nähert, in denen weniger concrete Leidenſchaften, erhabenere Schmerzen, in denen der Klageruf des Adlers, deſſen Flug von der Gluth der Sonnenſtrahlen gehemmt wird, und der Wehelaut des Löwen, den die Entbehrungen undurchdringlichen Dunkels gefangen halten, ihn nichts mehr von dem hören und vernehmen laſſen, was ſeiner Faſſungskraft, ſeinem Vorſtellungsvermögen, ſeiner Phantaſie noch zugänglich ſein könnte. — Daraus läßt ſich denn auch die merkwürdige Erſcheinung erklären, daß, während Herr Ulibiſcheff ſorgfältigſt Alles hervorhebt, was ihm in den erſten Werken des Giganten beethoveniſch vorkommt, und auf der Krämerwage abwägt, er dagegen über alle Schöpfungen, aus denen ſich das beethoven'ſche Element nicht als ein Abtrennbares ausſcheiden läßt, in Maſſe kurz und bündig den Stab bricht. Dem Fidelio, der Neunten, der großen Meſſe, der letzten Quatuors wird auch nicht ein einziger kleiner Paragraph von Analyſe zu Theil; wie ein verächtlicher Schutthaufen wird dieſes Alles en bloc in die Grube der durch ſeine unwiderruflichen Verdammungsurtheile Hingerichteten geſchleudert. unwerth in ſeinen Augen dem Leſer mit einem anderen Worte bezeichnet zu werden, als desjenigen, das Virgil zum Dante ſpricht: Guarda e passa. Welch züchtiger Abſcheu vor den höchſten Meiſterwerken der Kunſt! — — Als er auf den Fidelio zu ſprechen kommt, weiß der Ruſſe nichts weiter zu ſagen, als daß die Oper undankbar und unſangbar geſchrieben ſei, und „niemals ein Heimathsrecht auf den deutſchen Bühnen erworben“; natürlich, denn da er keine Vorſtellung des Werks im Jahre 1813 gehört, weiß er nicht, daß daſſelbe ſeit dieſer Zeit ſo volksthümlich geworden iſt, daß jedes einigermaßen anſtändige Operntheater in Deutſchland genöthigt iſt, es auf dem Repertoir zu erhalten.

Digitized by Google

Darf ein Schriftſteller, der mit ſolcher Emphaſe auftritt, ſich ſo arge, durch nichts entſchuldbare Provinzialismen erlauben?

Aber bewundern wir lieber die Geſchicklichkeit, mit welcher er ſich hinter Citate von Berlioz verſteckt (die er in gewiſſenloſer, unehrlicher Weiſe verſtümmelt), um ſein Verdict über die letzten Quartette, die er ein ungereimtes und ſinnloſes Gekritzel nennt, bis auf die neunte Symphonie auszudehnen, von der er durch Hörenſagen vernommen, daß ſie gegenwärtig häufige Aufführungen erlebe. Er beſchuldigt Berlioz, von der Partei der Zukunftsmuſik ein Loſungswort erhalten zu haben, dem er ſchlecht gehorche, indem er zwiſchen den Zeilen leſen laſſe, wie wenig er im Grunde von dieſer neunten Symphonie halte, während doch Berlioz ſchon vor mehr als zwanzig Jahren, als weder Richard Wagner, noch Franz Liſzt einestheils jene Begeiſterung, anderentheils jene neidiſche Eiferſucht erregt hatten, die ſich gegenwärtig um ihre Namen geſchaart hat, öffentlich ausſprach, daß in dieſer Symphonie der höchſte Ausdruck des Beethoven'ſchen Genius enthalten ſei, wodurch er entſchieden nicht ein Synonym von „Wahnſinn" verſtanden wiſſen wollte!

So lange Hr. Ulibiſcheff in Beethoven's Werken nur theilweiſen und vereinzelten Ketzereien gegen die Generalbaßſchule von Albrechtsberger begegnet, bemüht er ſich, ſein Buch mit Notenbeiſpielen anzuſchwellen, durch welche es ihm möglich wird, den Unwiſſenden Sand in die Augen zu ſtreuen, und deren grobe Unrichtigkeiten aufzudecken an dieſer Stelle nicht unſere Sache ſein kann. In dem Maße jedoch, als die Schöpfungen des großen Meiſters ihren Charakter gänzlich ändern, und, wie man vermuthen ſollte, eben deßhalb gründlichere Analyſen beanſpruchen dürften, werden dieſe Notenbeiſpiele immer ſeltener und die Urtheile des Ruſſen immer unmotivirter. Der Fuchs fängt an, auf der Fährte des Löwen ängſtlich zu ſtutzen. Herr Ulibiſcheff kommt uns vor wie ein Kritiker von Göthe, der, nachdem er in der minutiöſeſten Weiſe über die „Balladen" referirt, mit Anerkennung vom „Werther" geſprochen und „Wilhelm Meiſter" lobend erwähnt, plötzlich vor den Tragödien und namentlich vor dem „Fauſt" Halt machen würde, indem er kurzweg dieſe Dichtung für einen Nonſens, für abgeſchmacktes Zeug, erklärte, vor welchem kein vernünftiger Menſch im Ernſte ſtehen bleiben, an deſſen Auseinanderſetzung nur tolle Illuminaten ſich machen könnten, und über das jeder gute Bürger, jeder geſunde Hauswirth die innerſte Ueberzeugung hegen müſſe, daß es zu einer Zeit verfaßt worden, wo vorgerücktes Alter und damit verbundene körperliche Schwäche und Kränklichkeit das Talent des Dichters ſo weit heruntergebracht, dieſen an die Grenze der Verrücktheit ſtreifen zu laſſen. Hat man nicht auch einen Sophokles des Wahnſinns geziehen, als er im Alter von 80 Jahren ſeinen „Oedipus auf Kolonos" dichtete, den wir über zwanzig Jahrhunderte ſpäter noch mit Staunen und Ehrfurcht bewundern?

Digitized by Google

Indem wir uns im Voraus gegen eine derartige Auffaſſung dieſer Zeilen verwahren, welche uns irgendwie die Neigung unterſchieben möchte, als ob wir Angeſichts Beethoven's das Genie eines Mozart herabſetzen wollten, müſſen wir doch geſtehen, daß eine ebenſo grobe Beſchimpfung Mozart's, wie ſeiner Kunſt, darin liegt, Beethoven als einen Verrückten zu behandeln! Wie es noch vor Kurzem von Seite des Herrn Franz Brendel trefflich ausgeſprochen worden iſt: die Anhänger und Verehrer Beethoven's und diejenigen Meiſter, die auf den von ihm betretenen Pfaden zu wandeln fortfahren, ſind himmelweit entfernt, die claſſiſchen Meiſterwerke zu höhnen und zu verwerfen. Sie erheben nur die billige Forderung, daß man die Einen nicht mit Hülfe der Anderen todt zu machen verſuche. Der Menſchengeiſt gebietet nicht allein in jeder Kunſt über die reichſte Mannigfaltigkeit an Formen, von denen jede einzelne in ſpezieller Weiſe der bildlichen Darſtellung beſonderer Seelenſtimmungen entſpricht, (Freske, Gemälde, Zeichnung; Statue, Relief; Ode, Drama, Elegie; Oper, Symphonie, Lied), ſondern vermag auch außerdem der Behandlung dieſer verſchiedenen Formen den mannichfaltigſten Stempel und Charakter aufzuprägen. Das indiſche Drama erinnert in keinerlei Hinſicht an die griechiſche Tragödie, ſo wenig als dieſe letztere mit der ſpaniſchen Comedia auch nur eine Spur von der Verwandtſchaft aufzuweiſen hat. Welcher Weltenunterſchied zwiſchen Firduſi, Dante, Voltaire und Göthe! Warum ſollte es nur den Muſikern unter Verluſt ihres Anrech's auf dieſelbe Unſterblichkeit verwehrt ſein, in ebenſo unterſchiedenen Charakteren und Stylen, wie die Dichter, zu ſchaffen? Wenn Mozart ſtets klar und verſtändlich, wie es Homer und Milton, Petrarca und Cervantes geweſen, weßhalb dürfte ein Beethoven nicht bisweilen dunkel und ſchwierig erſcheinen, wie ja mehr als eine der Geſtalten Shakespeare's, mehr als eine Seite Dante's, mehr als eine Stelle aus dem „Fauſt"? Sollten wir genöthigt ſein, ſobald wir den Werken Letzterer Einzelheiten begegnen, deren Sinn, Gedanken und Form ein beliebiger Ulibiſcheff oberhalb des Horizontes ſeines Faſſungsvermögens findet, dieſelben alſobald als geiſtesverſtört, als irrenhausreif zu decretiren? Die Auslegung der merkwürdigen Perſon des „Hamlet" iſt noch lange nicht ſo allgemein abgeſchloſſen, daß es keine getheilten Anſichten darüber mehr geben ſollte; iſt aus dieſem Umſtande etwa eine Berechtigung abzuleiten, Hamlet für eine „Fratze der Chimäre" in Shakespeare's Meiſterwerke zu erklären?

In dem Inhalte irgend einer Muſik den Ausdruck eines „Illuminatenthums" erblicken zu wollen, Beethoven als einen Beſeſſenen und Toll-

Digitized by Google

häusler zu behandeln — iſt einfach eine von jenen empörenden Abgeſchmacktheiten, wie ſie einem zwar ſehr unbedeutenden, aber für ſeine Perſon ganz und gar nicht tollen Menſchen nur durch ſchlechte Leidenſchaften, neidiſche Gehäſſigkeit und dergl. inſpirirt werden können. Ein Buch zu machen, wie „Beethoven und ſeine Gloſſatoren" gehört zu jenen Dingen, die keinem Menſchen, ſelbſt Hrn. Ulibiſcheff irgendwo anders hatten einfallen können, als gerade zu Niſchni-Nowgorod, wo man ſich leichter innerhalb, als außerhalb der chineſiſchen Mauer fühlen, von Liſzt als bloßem Klavierſpieler (!) reden kann, Herrn Fetis ſich als ein Orakel der Wahrheit, wie eine Pythia auf dem Dreifuß vorſtellen und ſo weit gehen darf, Herrn Scudo als Autorität anzuführen, Herrn Scudo, deſſen Urtheil weder von denjenigen, die ſeine Feder beſolden, noch von denjenigen, die ſeine Lobeserhebungen oder Angriffe zu erdulden haben, nur die geringſte Gültigkeit beigemeſſen wird! Sollte jemals Herr Ulibiſcheff ſich wieder veranlaßt fühlen, die Feder auf's Neue zu ergreifen, um einem Componiſten die Ehre der Beſchimpfung zu erweiſen, welche er Beethoven hat angedeihen laſſen, und ſeine Muſik für die eines Narren oder eines Schurken zu erklären, ſo würde es ihm anzurathen ſein, ſich doch erſt die Mühe zu nehmen, ſein Dorf zu verlaſſen und ſich ein wenig umzuſehen, was in Europa ſeit dem Jahre 1813 vorgegangen ſein mag, zu welcher Zeit er es zum letzten Male beſucht hat. Er trachte dann etwas Weiteres in Erfahrung zu bringen, als in denjenigen Büchern zu leſen iſt, welche bis zur äußerſten Grenze Aſiens dringen, und beſtrebe ſich wenigſtens zu vermeiden, lächerlich und albern aufzutreten, falls er geſonnen ſein ſollte, im höchſten Grade bös-willig zu bleiben.

Materialismus und Spiritualismus

von

Dr. Pretſch.

(Fortſetzung.)

Nachdem wir im Vorhergehenden gefunden haben, daß es anſtatt der drei noch einen vierten Aggregatzuſtand der Körper gibt, nämlich den dynamiſchen, ſo kommen wir folgerichtig zu dem Schluſſe, daß auch die Dynamide des Lichtes, der Wärme, Electrizität u. ſ. w. ebenſo gut

materielle Körper ſein müſſen. Es bleibt uns demnach nur übrig, uns darüber Gewißheit zu verſchaffen: ob wir es mit neuen, oder nur mit den gewöhnlichen uns wohl bekannten materiellen Stoffen zu thun haben.

Wir wiſſen, daß eine Quelle des Lichtes, der Wärme und Elektricität die Sonnenſtrahlen ſind; zu gleicher Zeit iſt es aber auch Jedermann bekannt, daß wir das fehlende Sonnenlicht durch ein Talglicht oder Kohlenwaſſerſtoffgas, die fehlende Sonnenwärme durch Verbrennen von Holz oder Kohlen, theilweiſe erſetzen können. Ebenſo iſt es uns möglich, galvaniſche Ströme, Elektricität, große und kleine Magnete, in beliebiger Menge zu erzeugen, ohne dabei der Sonnenſtrahlen nöthig zu haben. Ein Beweis, daß das, was uns die Sonne bietet, auch auf Erden zu finden ſein muß.

Unterwerfen wir nun einmal das Feuer einer genaueren Betrachtung. Das Feuer gibt uns Licht und gibt uns auch Wärme. Die Chemie lehrt, daß das Feuer ein chemiſcher Prozeß ſei, wobei der Kohlenſtoff und der Waſſerſtoff des verbrennenden Körpers ſich mit dem Sauerſtoff der Luft unter Hitze und Lichtentwickelung zu Kohlenſäure und Waſſer verbinde.

Unter Licht- und Hitzentwickelung! Wo kommen denn aber das Licht und die Hitze her? — Doch wohl gehen ſie von einem oder dem andern der erwähnten drei elementaren Stoffe aus. Beim Feuer ſind alſo drei Elemente wirkſam: Kohlenſtoff, Waſſerſtoff und Sauerſtoff. Der letztere geht dabei mit jedem der beiden erſtgenannten Elemente Verbindungen ein; mit dem Kohlenſtoff verbindet er ſich zu Kohlenſäure, mit dem Waſſerſtoff zu Waſſer. Betrachten wir daher, was geſchieht, wenn ſich der Sauerſtoff mit nur Einem der Elemente, dem Waſſerſtoff, verbindet. Verbrennt Waſſerſtoff, ſo entwickelt ſich wohl eine intenſive Hitze, — in der That, die größte Hitze, die ſich überhaupt erzeugen läßt, — aber es entwickelt ſich faſt gar kein Licht. Wollen wir Licht haben, ſo müſſen wir dem Waſſerſtoff noch Kohlenſtoff hinzufügen, wir müſſen eine Kohlenwaſſerſtoffverbindung, wie das Leuchtgas in den Städten, das Wachs, den Talg, das Oel ꝛc. in den brennenden Zuſtand verſetzen. Je mehr dieſe Stoffe Kohlenſtoff enthalten, deſto heller brennen ſie. Hieraus ergibt ſich wohl zur Genüge, daß Wärme weiter nichts iſt, als Waſſerſtoff und Licht, nichts als Kohlenſtoff, beide im dynamiſchen Aggregatzuſtande.

Wer dächte hiebei nicht an den funkelnden Diamanten, den reinſten Kohlenſtoff, der nach unſerer Theorie ſich als condenſirtes, feſtgewordenes Licht, Licht im erſten oder feſten Aggregatzuſtande, herausſtellte!

Wir wenden uns nun zum Galvanismus.

Gleichwie beim Feuer ſich das Licht und die Hitze entwickelt, indem ſich Kohlenſtoff und Waſſerſtoff des brennenden Körpers mit dem Sauer-

Digitized by Google

ſtoff der Luft zu Kohlenſäure und Waſſer chemiſch verbinden, ſo erhalten wir galvaniſche Strömungen allemal da, wo ſich chemiſch zuſammengeſetzte Körper in ihre Beſtandtheile zerſetzen. Der gewöhnliche galvaniſche Strom wird aber faſt immer hervorgerufen durch Zerſetzung des Waſſers in ſeine Elemente: Waſſerſtoff und Sauerſtoff, und beſteht daher wahrſcheinlich auch in weiter nichts, als in Strömungen dieſer beiden Elemente — des Einen von rechts nach links, des Andern von links nach rechts — im dynamiſchen Zuſtande. Dieſe Theorie wird noch wahrſcheinlicher gemacht durch folgenden Umſtand.

Es iſt ſchon weiter oben bemerkt worden, daß Waſſerſtoff im Augenblicke ſeiner chemiſchen Vereinigung mit Sauerſtoff zu Waſſer die intenſiveſte Hitze entwickelt. Ein Stück Platin, Gold, Silber, ſchmelzen wie Wachs in der Hydro-Oxygengasflamme. Bringt man ein Stück Kohle oder Kalk in dieſe Flamme, ſo erzeugt man ein Licht, welches dem der Sonne nahe kommt. Ganz die nämlichen Erſcheinungen finden ſtatt, wenn man dieſe Gegenſtände zwiſchen zwei Enden des Leitungsdrahtes einer ſtarken galvaniſchen Batterie bringt. Feiner Eiſendraht, zwiſchen die beiden Enden gebracht, verbrennt unter Funkenſprühen, Platin ſchmilzt, eine Salzauflöſung, durch welche die Drähte gehen, geräth in's Sieden. Ein Stück dazwiſchen gebrachte Kohle aber verbrennt wie in der Hydro-Oxygengasflamme unter den ſtärkſten Lichterſcheinungen.

Die Erſcheinungen alſo, welche zwei Ströme Waſſerſtoff- und Sauerſtoffgas im Augenblicke ihrer chemiſchen Vereinigung hervorbringen, ſind ganz die nämlichen, wie diejenigen, welche durch den galvaniſchen Strom hervorgerufen werden, und beſtätigen unſere Theorie, daß ein galvaniſcher Strom nichts iſt, als Sauerſtoff und Waſſerſtoff im dynamiſchen Aggregatzuſtande.

Was die Reibungs-Elektrizität anlangt, ſo haben uns neue Entdeckungen leicht gemacht, auszufinden, was für Stoffe wir in der poſitiven und negativen Elektricität vor uns haben. Die Entdeckung des Ozons, eines dem Sauerſtoff höchſt ähnlichen Elementes, welches ſich am poſitiven Pole der Elektriſirmaſchine entwickelt, und des Jodosmons, eines dem Stickſtoff höchſt ähnlichen Elementes, das ſich am Reibekiſſen der Elektriſirmaſchine entwickelt, deuten darauf hin, daß wir in poſitiver Elektricität nicht anders, als dynamiſchen Sauerſtoff und in negativer Elektriziät dynamiſchen Stickſtoff vor uns haben. Dieſe Theorie wird um ſo wahrſcheinlicher, da das große Reſervoir für poſitive und negative Elektricität, — die atmosphäriſche Luft, — eine Miſchung iſt aus den ebenerwähnten Elementen, dem Stickſtoff und dem Sauerſtoff.

Bevor wir zur Betrachtung des Magnetismus übergehen, müſſen wir noch einige vorbereitende Bemerkungen vorausſchicken.

Digitized by Google

Die Chemie kennt etliche 60 Elemente, zu denen von Zeit zu Zeit immer wieder einige neue hinzukommen. Indeß fällt es keinem Chemiker ein, zu behaupten, daß dieſe ſogenannten Elemente wirklich einfache, elementare Stoffe ſind; man nennt ſie Elemente nur deßhalb, weil ſie ſich nach den jetzt bekannten und möglichen Zerſetzungsmethoden nicht weiter in ihre Beſtandtheile zerlegen laſſen. Jeder Chemiker erkennt an und hofft, daß ſich mit dem Fortſchreiten der Chemie dieſe 60 ſogenannten Elemente auf eine geringere Anzahl werden reduciren laſſen. Nun finden wir bei genauerer Betrachtung, daß die meiſten der chemiſchen Elemente dem Mineralreich angehören. Sobald der Chemiker unternimmt, organiſche, d. h. Pflanzen- oder Thierkörper zu zerſetzen, löſen ſich dieſe letzteren zum größten Theile in d r e i oder v i e r gewiſſe Elemente auf, während nur ein verhältnißmäßig geringes Reſiduum, die Aſche, noch andere Elemente enthält. Dieſe drei oder vier Elemente, welche die Hauptmaſſe eines organiſchen Körpers bilden, ſind Kohlenſtoff, Stickſtoff, Sauerſtoff, Waſſerſtoff, alſo die nämlichen Elemente, welche, wie wir weiter oben geſehen haben, im dynamiſchen Zuſtande uns unter dem Namen Licht, Wärme, Galvanismus, Elektricität &c bekannt ſind.

Bedenken wir nun, daß die Zerſetzung eines organiſchen Körpers in ſeine Elemente eine unendlich leichtere Sache iſt, als die eines anorganiſchen Körpers, daß aber grade die anorganiſchen Körper es ſind, welche uns die meiſten ſogenannten Elemente liefern, während die organiſchen, trotz ihrer mannichfaltigen Verſchiedenheit ſich immer und immer wieder in die vier oftererwähnten Elemente auflöſen, ſo muß man nothwendig zu dem Schluſſe kommen, daß jene 4 Elemente die einzig wahren Urelemente und die übrigen ſogenannten chemiſchen Elemente nur zuſammengeſetzte Körper ſind.

Nach dieſer kurzen Abweichung wenden wir uns zum Magnetismus.

Es iſt eine altbekannte Thatſache, daß, wenn man ein Stück Eiſen mit Kupferdraht umwickelt und einen galvaniſchen Strom durch den Draht leitet, in dem Eiſen ein magnetiſcher Strom erzeugt wird, der den galvaniſchen Strom rechtwinklig durchkreuzt, d. h. daß wenn der galvaniſche Strom z. B. von Oſt nach Weſt, oder von Weſt nach Oſt fließt, der magnetiſche Strom ſeine Richtung von Nord nach Süd, oder von Süd nach Nord einſchlägt. Beſteht nun, wie wir weiter oben behauptet haben, der galvaniſche Strom aus Sauerſtoff und Waſſerſtoff, ſo iſt es leicht möglich, ja ſogar wahrſcheinlich, der magnetiſche Strom von den übrigen 2 Urelementen, Kohlenſtoff und Stickſtoff, gebildet wird.

Es läßt ſich alſo, um es kurz zu wiederholen, alles Beſtehende, Stoffliche auf vier Urelemente zurückführen, welche im dynamiſchen Aggregatzuſtande ſich als 4 Urkräfte manifeſtiren. Nämlich:

Digitized by Google

1. Kohlenſtoff — im dynamiſchen Zuſtande, Licht,
2. Waſſerſtoff — im dynamiſchen Zuſtande, Hitze oder Wärme,
3. Sauerſtoff — „ „ „ poſitive Elektricität,
4. Stickſtoff „ „ „ negative Elektricität,

Die Strömungen von je zwei dieſer Elemente geben uns den Galvanismus und den Magnetismus.

Wie nun aber dieſe Elemente ſich in gewiſſen Proportionen zu tauſend und abertauſend zuſammengeſetzten Körpern verbinden, ſo manifeſtiren auch dieſe zuſammengeſetzten Körper, wenn im vierten oder dynamiſchen Aggregatzuſtande, Kräfte, welche ſich in ihren Aeußerungen ebenſo unterſcheiden, wie die verſchiedenen Körper unter einander in ihrer äußeren Geſtalt und chemiſchen Zuſammenſetzung. Jeder einzelne Naturkörper beſitzt alſo auch ſeine ihm eigenthümliche Kraft.

Wir können demnach ſagen: Es gibt in der Welt nichts, als Materie; auch die Imponderabilien ſind materielle Körper; hypothetiſche Lichtäther und Wärmeäther haben keine Exiſtenz, — und damit ſollte doch jeder Materialiſt, auch der gröbſte, zufrieden ſein; oder wir können ſagen: Es gibt in der Natur nichts als Kräfte, nichts als Geiſt; auch der harte Stein iſt nichts als condenſirter, feſtgewordener Geiſt; — und damit ſollte auch wohl jeder Spiritualiſt, ſelbſt der feinſte, ſich zufriedengeſtellt fühlen.

Ich kann mich alſo nach Belieben auf den Standpunkt des Spiritualismus oder den des Materialismus ſtellen. Obgleich aber der erſtere Standpunkt, der in jedem Felſen, in jedem Bach, in jedem Stein einen Geiſt, — eine Art verzauberten Prinz oder verzauberte Prinzeſſin ſieht, poetiſcher iſt, als der letztere, der in jenen Gegenſtänden nur ein durch Zufall zuſammengeworfenes Conglomerat von verſchiedenen chemiſchen Elementen erblickt; ſo habe ich mich dennoch, da ich mir vorgenommen, den Materialismus ein klein wenig beim Schopfe zu faſſen, und da es allemal der beſte Plan iſt, den Feind in ſeinem eigenen Lager anzugreifen, auf den Standpunkt des Materialismus geſtellt, und werde von dieſem aus meine Theorien über den Spiritualismus durchführen.

Nachdem wir gefunden haben, was für Körper die Imponderabilien ſind, wollen wir auch unterſuchen, worin ihre Thätigkeit und Wirkſamkeit beſteht.

Ein Stück Eiſen mit einem Magnet in Berührung gebracht, wird ebenfalls magnetiſch; ein Körper in der Nähe eines andern elektriſchen Körpers wird ebenfalls elektriſch; ein galvaniſcher Strom, welcher in einem Kupferdrahte dahinläuft, erregt einen ähnlichen Strom in einem zweiten mit ihm parallel laufenden Drahte. Man nennt dieſe Erſcheinungen magnetiſche, elektriſche, galvaniſche Induktion.

Digitized by Google

Dieſe inducirende Kraft iſt nicht allein auf Magnetismus, Elektricität und Galvanismus beſchränkt; auch die übrigen Dynamide beſitzen dieſelbe. In einem Zimmer, wo kein Lichtſtrahl eindringen kann, ſehen alle Gegenſtände ſchwarz aus; ſobald wir aber Licht in's Zimmer laſſen, leuchtet jeder der darin befindlichen Gegenſtände mit der ihm eigenthümlichen Farbe; ein warmer Körper erwärmt andere Körper; ein brennender Spahn ſetzt einen großen Holzſtoß in Brand; ein einziger Funke macht ein ganzes Pulvermagazin explodiren. Auch ſcheint dieſe inducirende Kraft, wenn auch den dynamiſchen Körpern im höchſten Grade eigen, dennoch nicht auf dieſe allein beſchränkt, ſondern auch bei Körpern in dem gasförmigen, flüſſigen oder feſten Aggrégatzuſtande, bei letztern allerdings nur im geringſten Grade, thätig zu ſein.

Einen Beleg hierzu finden wir in Cotta's geologiſchen Bildern [Leipzig 1852] wo es in dem Artikel über die Erzlagerſtätten, Seite 168 folgendermaßen heißt:

„Auch die Art und Textur des Nebengeſteines iſt keineswegs ohne „Einfluß auf die Mineralien und Erze, welche in den Gängen auftreten. „Wenn ein Gang mehrere Geſteinsarten durchſetzt, ſo zeigt er oft „zwiſchen den einzelnen eine ungleiche Beſchaffenheit, eine verſchiedenartige Zuſammenſetzung aus Mineralien und Erzen, was natürlich „für den praktiſchen Bergmann von ſehr großer Wichtigkeit iſt. Aber nicht „nur die Natur der Gänge iſt in gewiſſem Grade vom Nebengeſtein abhängig, ſondern es hat auch die Bildung der Gänge „einigermaßen auf das Nebengeſtein zurückgewirkt. „Es ſind dadurch in der Nähe derſelben Veränderungen, Zerſetzungen, „Färbungen oder Impregnationen des Nebengeſteins mit gewiſſen Mineralien und Erzen hervorgebracht worden. Manchmal iſt ſogar das mit „Erzen impregnirte Nebengeſtein der Gänge ſelbſt anbauwürdig."

Wie in der Tiefe der Erde unter den Geſteinen und Erzen die Induktionskraft der Körper thätig iſt, ſo zeigt ſie auch ihre Wirkſamkeit beim Herrn der Erde ſelbſt, dem Menſchen. Wie dort die Natur der Gänge auf das Nebengeſtein, und dieſes wiederum auf die Natur und die Beſchaffenheit der Gänge modificirend einwirkt, ſo modulirt ſich auch der Charakter des Menſchen nach ſeiner Umgebung. Das Sprüchwort: „Böſe Geſellſchaften verderben gute Sitten" läßt ſich ebenſo gut auf Erzlagerſtätten, wie auf Menſchen anwenden.

Obgleich die Körper in allen vier Aggregatzuſtänden dieſe Induktionskraft beſitzen, ſo ſcheint ſie doch den dynamiſchen Körpern im höchſten Grade eigen zu ſein. In der That ſcheint es, als ob die Stoffe erſt im dynamiſchen Zuſtande activ, ſelbſtbeweglich, gleichſam lebendig würden, und als ob namentlich chemiſche Verbindungen und Zerſetzungen erſt dann

möglich würden, wenn die dabei ſich verbindenden oder aus der Verbindung ausſcheidenden Stoffe den chemiſchen Aggregatzuſtand erreicht haben.

Füllen wir eine Blaſe oder einen Cylinder mit Sauerſtoff und Waſſerſtoff, ſo werden ſich dieſe beiden Elemente nicht eher zu Waſſer verbinden, als bis wir mit Hülfe des elektriſchen Funkens inducirend auf die beiden Gaſe einwirken, ſie in den dynamiſchen Zuſtand verſetzen und ſo ihre chemiſche Vereinigung möglich machen. Geſchieht dies, ſo erfolgt eine heftige Explosion, Waſſerſtoff und Sauerſtoff ſind verſchwunden und an deren Stelle finden wir eine kleine Quantität Waſſer, das Reſultat der Vereinigung der genannten Elemente.

Die Elemente des Oeles, des Holzes, der Kohlen müſſen erſt in den dynamiſchen Zuſtand verſetzt werden, d. h. wir müſſen das Oel, das Holz, die Kohlen a n z ü n d e n, ehe ſie zu Kohlenſäure und Waſſer verbrennen können. Schießpulver wartet des inducirend darauf einwirkenden Funkens, ehe es ſich in ſeine Elemente zerſetzen kann, welche wiederum im Augenblicke der Zerſetzung neue Verbindungen eingehen. Phosphor, Knallſilber, Schießbaumwolle bedürfen eines Schlages oder der Reibung, — beides Prozeſſe, welche geeignet ſind, Stoffe in den dynamiſchen Zuſtand zu verſetzen, — um zu explodiren. Außerdem gibt es faſt keinen chemiſchen Prozeß der Verbindung oder Zerſetzung verſchiedener Stoffe, wo ſich nicht entweder Licht- oder Wärme-Erſcheinungen, oder elektriſche oder galvaniſche Strömungen kund gäben. Der alte Satz: „Corpora non agunt nisi fluida“ wird daher wohl in „Corpora non agunt nisi dynamica“ abgeändert werden müſſen.

Die Induktionskraft der Dynamide aber iſt ſtärker oder ſchwächer, je nach der Verſchiedenheit der Körper, auf welche ſie ihren Einfluß ausübt. Ein ſchwacher elektriſcher Funke reicht hin, die chemiſche Verbindung zwiſchen Sauerſtoff und Waſſerſtoff herzuſtellen, während wir, um die unmittelbare chemiſche Verbindung zwiſchen Kohlenſtoff (Diamant) und Sauerſtoff zu ermöglichen, der ſtärkſten Brennſpiegel bedürfen. Im gewöhnlichen Leben geht die Verbindung des Kohlenſtoffs mit dem Sauerſtoff nur mittelbar unter gleichzeitiger Verbrennung des Waſſerſtoffs vor ſich, wie wir dies bei Betrachtung des Feuers geſehen haben. Ein brennender Körper ſetzt nur gewiſſe Körper, welche man brennbare genannt hat, in Brand. Ein Magnet wirkt magnetiſirend nur auf Eiſen, und in ſchwächerem Grade auch auf Kobalt und Nickel; alle übrigen Körper ſind ſeinem Einfluſſe nicht unterworfen. Auch die Elektricität wirkt elektriſirend nur auf gewiſſe Körper und auf dieſe wiederum in verſchiedenen Graden. Der galvaniſche Strom kann zwar viele chemiſche Verbindungen in ihre Elemente zerlegen, manche leichter, manche ſchwerer; gewiſſe Stoffe aber, wie z. B. die Fette und Oele, bleiben unter ſeinem Einfluſſe unverändert.

Digitized by Google

Es ſcheint, als ob die Induktionskraft um ſo ſtärker wäre, je mehr ſich der Körper, auf welchen inducirend gewirkt werden ſoll, in ſeiner Natur, Beſchaffenheit und chemiſchen Zuſammenſetzung dem inducirend wirkenden Körper nähert oder ihm gleich kommt. Je größer die innere Verſchiedenheit der zwei Körper unter einander, deſto ſchwächer wird die Induktionskraft ſein. Dieſer Umſtand hat wiederum zur Folge, daß die gleichartigen oder ähnlichen Stoffe, wenn ihnen die Möglichkeit gegeben iſt, d. h. wenn ſie ſich in einem Zuſtand befinden, wo ſie ſich frei und ungehindert bewegen können, ſich gegenſeitig aufſuchen und die ungleichartigen oder unähnlichen ſich gegenſeitig vermeiden.

Hieraus ergibt ſich das allgemeine Naturgeſetz: Gleichartige oder ähnliche Körper ziehen einander an, ungleichartige oder unähnliche aber ſtoßen einander ab. „Aber", ſagt hier vielleicht Mancher, „das iſt ja gerade das Gegentheil von Dem, was die Chemiker behaupten." Nach ihnen ziehen ſich ja nur ungleichartige Körper an und verbinden ſich chemiſch unter einander." Darauf erwiedere ich: Es iſt allerdings wahr, und fällt mir gar nicht ein, die feſt conſtatirte Thatſache zu leugnen, daß ungleichnamige magnetiſche, elektriſche oder galvaniſche Pole einander anziehen; doch halte ich es für falſch und für ein Mißverſtändniß der Erſcheinungen des Galvanismus, Magnetismus und der Elektricität, auf dieſes ſpezielle Geſetz ein allgemeines Naturgeſetz, der Anziehung des Ungleichartigen, zu gründen, um ſo mehr, da es bis dato noch Niemand gelungen, alle chemiſchen Stoffe unter eine der zwei Rubriken: elektropoſitiv oder elektronegativ zu bringen. Weil ungleichnamige magnetiſche und galvaniſche Pole einander abſtoßen, hat man auch ganz willkürlich angenommen, daß alle die am poſitiven Pole einer galvaniſchen Batterie ausgeſchiedenen Stoffe elektronegativ, und alle die am negativen Pole entwickelten Stoffe elektropoſitiv ſein müſſen. Unglücklicherweiſe aber gibt es eine große Anzahl Stoffe, welche, wenn ſie aus der einen Verbindung ausgeſchieden werden, am poſitiven Pole und, wenn ſie aus einer andern Verbindung austreten, am negativen Pole der galvaniſchen Batterie erſcheinen, und daher elektropoſitiv und elektronegativ zu gleicher Zeit ſein müßten.

Und dieſe elektropoſitive Behauptung, daß ungleichartige Stoffe einander anziehen, in ein elektronegatives Mißverſtändniß zu verwandeln, brauchen wir uns blos nochmals zu vergegenwärtigen, was wir im Magnetismus vor uns haben.

Der Magnetismus beſteht, wie Elektricität und Galvanismus, in entgegengeſetzten Strömungen von 2 dynamiſchen Stoffen oder Elementen, von denen der eine von links nach rechts, und der andere von rechts nach links geht. Um ſich die Sache anſchaulicher zu machen — denn: „was das Auge ſieht, glaubt das Herz" — nehme man 2 Stückchen Papier und

zeichne ſich auf ein jedes derſelben die Figur eines Hufeiſenmagneten, deute ſich die beiden Strömungen durch Pfeile an, und bezeichne ſich in beiden Figuren die Pole mit Buchſtaben, z. B. den rechten mit N, den linken mit S. Nun lege man die 2 Papierſtückchen ſo zuſammen, daß die 2 Figuren einen Kreis bilden, und daß der Pol S der einen Figur an den Pol N der andern Figur, alſo die ungleichnamigen Pole an einander zu liegen kommen. Hierauf betrachte man die Richtung der Pfeile genau, und man wird finden, daß die Strömungen durch beide Figuren in ununterbrochener Richtung fortgehen, und einen vollſtändigen Kreis bilden. Legt man aber die Figuren ſo zuſammen, daß N an N und S an S, alſo die gleichnamigen Pole an einander zu liegen kommen, ſo ſieht man aus der Richtung der Pfeile, daß die Strömungen des einen Magnetes und die Strömungen des andern Magnetes gegeneinander fließen folglich einander ſtoßen müſſen.

Hierin liegt das ganze Geheimniß der Abſtoßung gleichnamiger Pole. Auf dem nämlichen Grunde beruht die Anziehung der ungleichartigen und die Abſtoßung der gleichartigen galvaniſchen und elektriſchen Pole.

Dieſe einfache Erklärung der Anziehung ungleichartiger Pole explodirt, wie ein Jeder einſehen wird und muß, mit einem Male das auf dieſe Erſcheinung baſirte allgemeine Naturgeſetz der Anziehung ungleichartiger und Abſtoßung gleichartiger Stoffe, wie es die Chemiker aufgeſtellt haben. —

Wir verlaſſen hier das Gebiet der Phyſik und Chemie und wollen nun ſehen, ob wir mit Hülfe des bisher Gefundenen einiges Licht auf das bis dato noch ziemlich dunkle Gebiet der Phyſiologie zu werfen im Stande ſind. Denn ehe wir nicht ein richtiges Verſtändniß der phyſiologiſchen Lebenserſcheinungen erlangt haben, kann von einem auf Wiſſenſchaft begründeten Spiritualismus nicht die Rede ſein.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Ein letztes Wort.

Herr Heinzen im „Pionier" hat in ſeiner Nummer vom 28. März einen Artikel über Bettelliteratur, welcher auf einen Artikel des Märzheftes der „Atlantis" Bezug nimmt. Wie es denn immer die Manier des Herrn H. iſt, niemals ein allgemeines Urtheil auszuſprechen, ohne perſönliche Angriffe und Verläumdungen damit zu verbinden, ſo iſt auch dieſer Artikel, der über eine der Schattenſeiten der deutſchen Literatur handelt, nur dazu geſchrieben, eine perſönliche Verläumdung in die Welt zu ſchleudern. Wir haben nicht vor, uns gegen Herrn H. zu vertheidigen; dieſem Herrn ſteht in keiner Weiſe ein Klagerecht und Richteramt in Preßſachen zu, weil er in einer bornirten Selbſtuberſchätzung das ganze Feld der radikalen Literatur als ſein Eigenthum betrachtet, und immer nur fur ſich ſelbſt ſchreibt, nicht für das Publikum; weil er weder den Willen, noch die Fähigkeit hat, die Leiſtungen Anderer anzuerkennen, und weil er ſelbſt in ſeiner literariſchen Laufbahn ſchon alle möglichen Albernheiten begangen hat. Wir wurden alſo um dieſen neuen Angriff, der ſo vielen verläumderiſchen Angriffen gefolgt iſt, uns nicht kümmern, — denn das Urtheil derjenigen Leute, die in Herrn Heinzen ihren Apoſtel erblicken, geht uns nichts an, — aber der Angriff hat ſich auf ein Thema verirrt, welches die Literatur empfindlich berührt, auf die finanziellen Verhältniſſe der Zeitungen. Wir haben ſchon oft darauf aufmerkſam gemacht, daß die größte Schwierigkeit, welche die Literatur in Amerika, namentlich die deutſche, findet, darin beſteht, daß wir keinen geordneten Buchhandel haben, und die Poſtanſtalten gar nicht, oder nur in Ausnahmefällen, Agenturen für periodiſche Werke, wie druben in Europa, ſind. So iſt der Debit der periodiſchen Literatur auf den Zufall und die perſönliche Bekanntſchaft angewieſen, und das Beſtehen der Zeitungen von dem guten Willen der Abonnenten und Agenten abhängig. Dies iſt ein Verhältniß, fur das die Herausgeber ſelbſt nicht verantwortlich ſind. Je unmittelbarer der Verkehr zwiſchen dem Herausgeber und den Abonnenten iſt, d. h. bei direkten Beſtellungen, ohne Vermittelung von Agenten, deſto einfacher iſt das Geſchäft, aber es läßt ſich in dieſer Weiſe niemals eine ausgedehnte Cirkulation finden. Es iſt auch Herr Heinzen benöthigt, wie jeder andere Herausgeber, Agenten und Wiederverkäufer zu haben. Daß dabei Verluſte vorkommen, läßt ſich denken. Eine weitere Frage iſt die der Vorausbezahlung. Abgeſehen davon, daß es dem Geſchäftsgebrauch vollſtändig zuwider iſt, fur noch nicht empfangene Waaren die Zahlung vorläufig zu verlangen, bedingen allerdings die ſchwierigen Verhältniſſe der deutſchen Literatur die Praxis der Vorausbezahlung, und man ſollte im Allgemeinen dieſelbe beibehalten. Aber die tägliche Erfahrung zeigt, daß dies in vielen Fällen nicht geht.

Digitized by Google

Es iſt mit den Zeitungen, wie mit jedem andern Geſchäfte; der Credit miſcht ſich hinein. Eine Zeitung kann ein ganz ſicheres und verläſſiges Publikum haben; daſſelbe wird doch nicht gerade am erſten Tage des Jahres ſein Abonnementsgeld einſenden. Der „Pionier" ſelbſt gibt zu, daß er von ſeiner Regel Ausnahmen macht; dies werden alle Blätter thun müſſen, und es iſt jedem Herausgeber überlaſſen, wie weit er den Kreis dieſer Ausnahmen ziehen will, und welchen Grad des Vertrauens er ſeinen „Kunden" ſchenkt. Dieſer wird ſtrenger, Jener gelinder ſein; aber ſo viel iſt ſicher, daß man Leuten, welche Jahrelang ſich als treue Abonnenten bewieſen haben, das Blatt nicht verweigert, wenn ſie vielleicht den Termin verſäumen. Wollen ſolche Abonnenten nicht mehr weiter halten, ſo genügt eine einfache Notiz auf der Poſt.

Dies iſt das einfache Verhältniß, und Jeder finde ſich aus dieſen Schwierigkeiten heraus, wie er mag. Pöbelhaft iſt es indeſſen, wenn man in dem Falle, wo eine öffentliche Mahnung an das Publikum nothwendig iſt, von „Bettelliteratur" ſpricht. Da der „Pionier" dieſe Verläumdung in Verbindung mit dem Artikel der „Atlantis" bringt, und auch ſchon früher die elende Lüge brachte, daß der Herausgeber der letzteren mit dem Hute in der Hand herumgehe, um Abonnenten zu ſammeln, ſo wollen wir denn doch fragen, wo dann die eigentliche Bettelliteratur ſteckt. Alle Abonnenten der „Atlantis" ohne irgend eine Ausnahme werden uns beſtätigen, daß wir vom erſten Beginne des Blattes bis heute niemals Jemanden die Zeitſchrift aufgedrängt, oder das Abonniren als eine perſönliche Vergünſtigung angeſehen haben. Wer nicht glaubt, mit dem Blatte für ſein Geld ein Aequivalent zu haben, dem muthen wir nicht zu, daſſelbe zu halten. Wir haben niemals dem Publikum geſchmeichelt, aber daſſelbe auch nicht mit Füßen getreten. Wir haben die ſchwierigen finanziellen Verhältniſſe, die mit der Herausgabe der „Atlantis" verbunden waren, dadurch zu umgehen verſucht, daß wir für zwei Mann arbeiteten und durch anderweitige literariſche Beſchäftigungen der „Atlantis" Unterſtützung ſicherten. Dies waren die Mittel, uns durchzubringen. Aber wir haben uns noch nicht in Louisville Preſſen und Druckerei ſ c h e n k e n laſſen; wir haben in New-York noch keine Fünf Dollar-Subſcriptionen veranſtalten laſſen; wir haben noch kein W e i b als Agentin auf Reiſen geſchickt, wir haben noch keine halbe Blätter dem Publikum angeboten; wir haben noch nicht Jeden einen Schuft genannt, der nicht auf die „Atlantis" abonnirt; wir haben auch noch nicht unſer Portrait für 25 Cents ausgeboten!

Wir geſtehen, der Vorwurf der Bettelliteratur traf uns ſehr empfindlich, grade in einer Zeit, wo wir wirklich uns in ſehr ſchwierigen Verhältniſſen befanden. Der Heinzen'ſche Artikel zeigt die ganze Rohhe

ſeines Verfaſſers. Wir geben ihm daher das Prädikat der Bettelliteratur zurück.

Man möge uns übrigens noch eine allgemeine Bemerkung erlauben. Herr Heinzen ſucht Schritt auf Schritt der „Atlantis" nachzugehen mit ſeinen oft verläumderiſchen Invektiven, und wenn wir noch etwas von ſeinem Einfluſſe und ſeiner Popularität dächten, ſo würden wir ſtolz auf dieſe Aufmerkſamkeit ſein. Dieſe Polemik iſt indeſſen in ein ſolch unwürdiges Stadium getreten, daß wir weiter keine Notiz davon nehmen werden. „Man merkt ihr die Abſicht an und iſt verſtimmt."

Was die hier behandelte Frage ſelbſt angeht, ſo erſuchen wir unſer Publikum, uns künftig der Mühe zu überheben, über die finanziellen Zuſtände der „Atlantis" zu ſchreiben.

Druckfehler

in dem im Märzheft von Dr. Röſch angefangenen Artikel.

Seite 220 Zeile 15 von oben ſollte es heißen 1/1000 Kohlenſ. ſtatt 1/100.
„ 221 „ 10 und 11 von oben muß es heißen Wärme frei ſtatt wärmefrei. — Zeile 16 und 17 fehlt nach Körper das Wort „frei".
„ 223 „ 13 von oben muß es heißen Quaddeln ſtatt Queddeln.
16 „ „ Knötchen ſtatt Knothen.
24 „ „ Blutſchwären ſtatt Blutſchwüren.
und ſo an andern Orten Verſchwärung ſtatt Verſchwürung.
„ 222 „ 3 von unten und 223 Z. 14 von oben muß es heißen Jucken der Haut, ſtatt Zucken.
„ 223 „ 15 von unten muß es heißen Panaritium ſtatt Panoritium.
„ 225 „ 14 von unten muß ſtehen: heißen Gegenden ſtatt hieſigen.
„ 228 „ 9 von oben ſollte es heißen: hervorquellende ſtatt hervortretende.

Digitized by Google

Atlantis.

Neue Folge, Band 8. Heft 5. | Mai 1858. | Alte Folge, Bd. 10, Nr. 235–238.

Frühling.

Ein altes Thema, ſeit den älteſten Zeiten von den Dichtern ausgebeutet, gleich der Liebe, und dennoch, wie dieſe, immer noch ein unerſchöpfliches Thema der Poeſie. Wenn es noch irgend eines Beweiſes bedürfte, daß der Menſch ein Naturprodukt iſt, unzertrennlich mit der Natur verbunden, ihren Geſetzen unterworfen, von ihren Einflüſſen beherrſcht, und zwar ſo ſehr, daß alle Veränderungen in der Natur ſich im menſchlichen Leben conzentriren, ſo zeigt uns der Frühling mit ſeinen Wirkungen auf den Menſchen und die menſchliche Geſellſchaft, auf ihr Fühlen, Denken und Treiben, ganz beſonders die Einheit des Menſchen mit der Natur. Nicht nur, daß das Gemüth und die Empfindung des einzelnen Menſchen an dem allgemeinen Wiederaufleben der Natur Theil nimmt, und die verſchiedenartigſten Hoffnungen und Gefühle dem mannigfaltigen Blumenflor gleichen, der unſere Wieſen und Gärten ſchmückt; nein, nicht nur die individuellen Empfindungen, das ganze große Leben der Nationen bewegt ſich von Neuem, und tritt in Frühlingsgleicher Kraft der harten Winterzeit entgegen. Es iſt nicht nur die Sentimentalität und Romantik des Jünglings und der Jungfrau, denen „im wunderſchönen Monat Mai die Liebe aufgegangen" — nein, der berechnende Kaufmann entwirft ſeine Pläne für große Unternehmungen; der Schiffer lichtet die Segel und Anker; die Eiſenbahnen, die Ströme, die Seen und Ozeane ſind belebt; die ganze Welt ſcheint ihre Thatkraft verdoppelt zu haben, und der Patriot wünſcht, daß die warme Frühlingsſonne endlich das Herz der Menſchen mit der Liebe zur Freiheit durchglühe und die Flammen der Revolution anzünde. Wenn in Europa unter den ſchon mehr künſtlichen und dem unmittelbaren Naturverkehr entriſſenen Verhältniſſen auch der Wechſel der Jahreszeiten nicht in allen Zuſtänden bemerklich iſt, und man oft aus dem Winter Frühling und aus dem Frühling Winter macht: ſo iſt doch in Amerika, wo die Menſchen noch einer ungebundenen, ungezähmten Natur voller Exceſſe und ſchroffer

Gegenſätze gegenüber ſtehen, der Wechſel der Jahreszeiten und namentlich die Ankunft des Frühlings ein Ereigniß, das in allen Verhältniſſen gefühlt und berückſichtigt wird. Die ganze Energie der Nation nimmt in dieſen Zeiten einen Anlauf, um ſich fur die im Winter erlittene Stille und Geſchäftsloſigkeit zu entſchädigen. Namentlich nach einem Winter, wie der vorige, in welchem alles Leben in Winterſchlaf gefallen zu ſein ſchien, in welchem die oberſten und heiligſten Grundſätze des Rechtes und der Freiheit zugleich mit den materiellen Intereſſen des Volkes vernichtet zu ſein ſchienen, möchten wir eine gewaltige Fruhlingsbewegung erwarten, in der ſich die Völker wieder in ihrer Jugend und Friſche zeigen. Es waren der trüben, freudloſen Tage genug; es dürfen jetzt auch wohl hellere kommen, und die Freude war ein längſt vermißter Gaſt.

Wenn wir ſo die Zeit zurückſehen, von Jahr zu Jahr, mit welchen Ausſichten und Hoffnungen wir den jedesmaligen Lenz begrüßten, und wie alle dieſe Hoffnungen ſich als Illuſionen erwieſen, oder doch wenigſtens nur zum kleinſten Theile Wahrheit wurden: dann ſollten wir wirklich keine Jubelhymnen über den Fruhling anſtimmen, ſondern im Angeſichte aller der Pracht und alles des Lebens in der frühlingsfriſchen Natur uns ſo recht eines verfehlten Lebens bewußt werden. Es heißt nicht umſonſt im alten Sprüchwort: „des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder", und wie viele Leute gibt es, denen der Frühling des Herzens längſt unter einer Eisdecke liegt. Grade im Frühling geht es den kranken Herzen und Hoffnungen, wie den Schwindſüchtigen; der ſtrenge, harte Winter hat ſie aufgeſpart und den zerſtörenden Lauf der Krankheit gehemmt; aber von der Aufregung des Frühlings wird die letzte Lebenskraft aufgerieben, und die erſten Frühlingsblumen wachſen auf Gräbern.

Wir haben oft die Theorie vertheidigt, daß die Summe der Glückſeligkeit bei allen Menſchen dieſelbe ſei. Es war uns gewiß Ernſt mit dieſer Theorie und man hat unſere Beweiſe nicht widerlegt, aber im Leben und in der Praxis haben wir die Wahrheit derſelben nie eingeſehen. Wie es denn überhaupt ſo leicht iſt, die Philoſophie zu denken, aber ſchwerer, ſie zu leben, ſo paßt auch in dieſem Fall die Theorie nicht auf die Thatſachen und die „ſüße Gewohnheit des Daſeins", welche in einem beſtändigen, aber immer vergeblichen Haſchen nach Glück beſteht. Man kann das Glück fur eine Illuſion halten; man kann über die Nichtigkeit deſſelben mit triftigen Beweiſen philoſophiren, und doch hängt man dieſer Illuſion nach mit einer Hartnäckigkeit, welche mit den Täuſchungen nur wächſt. Die Hoffnung auf Glück iſt gewiſſermaaßen die Unruhe in der Uhr des menſchlichen Lebens; ohne ſie würde das Leben keine Triebkraft und keine Energie haben.

Man ſagt, das Glück liegt in uns, nicht außer uns; dies iſt indeſſen

Digitized by Google

nur eine halbe Wahrheit. Das Glück in uns entwickelt ſich an den äußeren Verhältniſſen, und oft ſind die kleinſten Aeußerlichkeiten hinreichend, uns glücklich oder unglücklich zu machen. Es gibt winterliche Stimmungen im Menſchen, — und wer hat ſie in dem letzten Winter nicht gehabt? — wo man an Allem verzweifelt und nicht mehr an die Möglichkeit irgend eines glücklichen Ereigniſſes hoffen kann, wo man einen bodenloſen Abgrund unter ſich ſieht, über welchen keine Brücke führt.

Heutzutage ſind wohl alle individuellen Hoffnungen und Wünſche von allgemeinen Ereigniſſen abhängig, und deßhalb können wir ſagen, daß die Stimmung und Laune ein ebenſo allgemeines Fluidum iſt, das alle Verhältniſſe durchdringt, wie die öffentliche Meinung. Der allgemeine Hintergrund iſt derſelbe. Wo man nur in den letzten Monaten hinſchaute, fand man ſo ziemlich dieſelbe Stimmung oder vielmehr Verſtimmung, und wir wollen hoffen, daß die Ankunft des Frühlings ebenſo allgemein wirke, wie der Druck des Winters.

Es war nicht die Finanzkriſis allein, welche die öffentliche Meinung niederdrückte; ſie war nur der Ausfluß einer allgemeinen Erſchlaffung der öffentlichen Meinung und einer Demoraliſation der Geſellſchaft, welche ſich an vielen anderen Symptomen zeigte. Die Rohheit des amerikaniſchen Lebens trat ſo recht deutlich vor Augen; der finanzielle Bankerott war mit einem moraliſchen verbunden, und dem Börſenſchwindel folgten die Revivals. Eine tiefe politiſche Degradation ging mit der Finanzkriſis Hand in Hand, eine Degradation, daß man vollſtändig an jeder Freiheit und jedem Rechte verzweifeln ſollte. In Europa erhob ſich der Despotismus zu einer nie gefürchteten Höhe; in Frankreich kehrte der revolutionäre Schrecken unter kaiſerlicher Fratze wieder; in England machte man vergebene Anſtrengungen, ſich gegen die Angriffe des kaiſerlichen Despotismus zu erwehren; Italien blutet, und Deutſchland ſpielt vielleicht die unwürdigſte Rolle, indem es ſein elendes Schickſal mit Ruhe erträgt. Auch in Amerika gingen die politiſchen Verhältniſſe in Folge der Wahl Buchanan's zurück, und in dem Lecomptonſchwindel, dieſem erſten amerikaniſchen Staatsſtreiche, wurde der prinzipielle Unterſchied zwiſchen dem europäiſchen Despotismus und amerikaniſcher Selbſtregierung aufgehoben. Der Widerſtand des Volkes gegen dieſe Verfälſchung der amerikaniſchen Politik war nicht der Heftigkeit des Stoßes angemeſſen, und man mußte die Beſorgniß hegen, daß auch das amerikaniſche Volk ſich langſam und wenn auch mit Widerſtreben an die Zeiten der Gewaltthätigkeiten und Verfaſſungsverletzungen gewöhnen werde. Genug, es war eine trübe Zeit, und wohl dem, der an ſeinem häuslichen Heerde und in dem Kreiſe der Seinigen ſich gegen die öffentlichen Ereigniſſe abſchließen konnte.

Fragen wir, welche gegründete Hoffnungen der Frühling in

uns erweckt, und ob wir wirklich mit einigem Grunde beſſere Tage erwarten können, ſo bekommen wir die alte Antwort, daß die Welt ſo ſchlecht geworden iſt, daß ſie nicht noch ſchlechter werden kann, ſondern beſſer werden muß. Es iſt ſchwer, in den gegenwärtigen Zeiten den Glauben an die permanent fortſchreitende Entwickelung und unendliche Vervollkommnungsfähigkeit des Menſchengeſchlechts zu bewahren, aber wir haben auch ſelbſt in dieſen trüben Tagen Anhaltspunkte, den alten Hoffnungen neue Flügel zu geben. In Europa hat ſich der vulkaniſche Zuſtand der gegenwärtigen Situation zu deutlich herausgeſtellt, als daß wir nicht bald einem Ausbruche entgegen ſehen ſollten. Frankreich ſteht gegenwärtig an der Spitze des Terrorismus, wie es zu andern Zeiten an der Spitze der Revolution ſtand, und daß es zu ſolchen Maaßregeln und Geſetzen greifen mußte, wie das Attentat hervorgerufen hat, beweiſt mehr, wie alles Andere, die Nähe der Kataſtrophe. In Italien gähren die alten Leidenſchaften mit unverminderter Kraft, und wenn auch die andern Länder Europa's nicht den aufgeregten und ausnahmsweiſen Zuſtand bieten, wie Frankreich und Italien, ſo iſt doch die öffentliche Meinung allenthalben zu den beſtehenden Zuſtänden in einem Gegenſatz, der ſich bei jeder Gelegenheit und Veranlaſſung auf eine unheimliche Weiſe geltend macht. Man hat Staatsformen gehabt, die griechiſchen Republiken, das alte Rom, vielleicht auch das Kaiſerreich der Hohenſtaufen, welche, in der Zeit friſcher Jugend und edler Grundſätze begründet, durch die Demoraliſation des Volkes ihren Inhalt verloren, und als morſche Ruinen zuſammenſtürzten; aber man hat auch das umgekehrte Schauſpiel geſehen, daß Staatsformen, welche der voranſtrebenden Entwickelung und Civiliſation der Völker nicht genügten, unter dem Sturme des revolutionären Unwillens zuſammenbrachen. Wenn wir dies Verhältniß zwiſchen der Politik und der Civiliſation auf unſer Zeitalter anwenden, dann können wir doch mit aller Zuverſicht in die Zukunft ſchauen, denn, trotz der Herrſchaft der materiellen Intereſſen, der Einſeitigkeiten der Wiſſenſchaft und der Erſchlaffung der öffentlichen Meinung, iſt doch der Culturzuſtand der Völker meilenweit den politiſchen Zuſtänden voraus, und es bedarf nur eines verhältnißmäßig kleinen Anlaſſes, um dieſen Unterſchied in allen Verhältniſſen des Lebens in umfaſſendem Maaßſtabe zur Erſcheinung zu bringen. Das Pariſer Attentat hat das Verdienſt, uns dieſe Sachlage enthüllt zu haben. Wenn wir daher auch kein gewiſſes Unterpfand haben für die Erfüllung unſerer revolutionären Hoffnungen binnen einer gewiſſen Zeit, ſo iſt doch die Garantie für eine endliche Aenderung der Dinge in unſeren Händen, und, dies iſt die Hauptſache, wenn dieſe Aenderung kommt, wird ſie, geſtutzt auf die vorgeſchrittene Civiliſation, der univerſellen Freiheit kein momentanes Schattenbild, ſondern feſte Grundlagen und Formen gewähren.

Digitized by Google

Während wir alſo für Europa hoffen, ſehen wir auch in Amerika hinter der herrſchenden Politik der Sklaverei und Corruption ein Wiederaufleben der öffentlichen Meinung auf Grundlage der alten republikaniſchen Ideen. Wie wir denn überhaupt troß aller politiſchen Verſchiedenheiten immer ſehen, daß die allgemeine Richtung der Politik zu beiden Seiten des Ozeans dieſelbe iſt, ſo auch ſehen wir hier daſſelbe Ankämpfen des Volkegeiſtes gegen den Despotismus, wie drüben, nur in anderer Weiſe und größerer Offenheit. Die letzten Wahlen durch alle nördlichen Staaten der Union haben uns eine wesentliche Aenderung der öffentlichen Meinung gezeigt, und der Druck hat einen mächtigen Gegendruck hervorgerufen.

Gewiß, es iſt noch Vernunft in der Weltgeſchichte, und es iſt ſehr nothwendig, daß wir dieſen Satz, und wenn er auch nur ein Glaubensſatz und ein religiöſes Dogma für uns ſein ſollte, in den tiefſten Grund unſerer Seele ſchreiben. Denn es kann doch nur ein wahrhaftes Unglück geben, welches darin beſteht, daß man, durch die Härte und Mühſeligkeit der Zeit verdorben und abgeſtumpft, nicht mehr die Kraft hat, im Momente des beginnenden Morgens in die aufſteigende Sonne der Freiheit zu blicken. Von Menſchenhaß zerfreſſen, von Mißtrauen und Verzweiflung erfüllt, dieſen Tag zu erleben: das wäre allerdings ein unſägliches Unglück. Wir haben es ſchon früher an vielen Leuten beklagt.

Nun, wir wiederholen das Homeriſche Wort:

„Einſt wird kommen der Tag, wo das heilige Ilion hinſinkt,
Priamus auch und das Volk des lanzenſchwingenden Königs."

und mit den allgemeinen Hoffnungen werden auch die individuellen Wünſche befriedigt werden. Ein Thor, der verzagt. Grade, wenn die Verhältniſſe uns mit allen Lumpereien und Plackereien überhäufen, ſollen wir dagegen trotzen — mit allen Faſern unſeres Seins dagegen trotzen. — Wenn wir die Keulenſchläge des Schickſals hinter uns haben, können wir auch die Nadelſtiche deſſelben ertragen. Und ſo wiſſen wir keinen beſſeren Frühlingsgruß, als die Hoffnung, die ewige Hoffnung. Verachtet die ſchlechte Gegenwart und das Geſindel umher, aber bewahrt euch die Freunde, die Ideen, das Vertrauen zur Menſchheit, zur Zukunft und zu euch ſelbſt.

Digitized by Google

Poiſſon's Arbeiten über allgemeine Phyſik und die Phyſik der Erde.

[Aus den geſammelten Werken von François Arago.]

Ich begnüge mich mit der vorſtehenden Analyſe der Arbeiten Poiſſon's über rein mathematiſche Gegenſtände: ich hoffe, ſie werden hinreichen, um von den genialen Leiſtungen unſeres Collegen auf dieſem Felde einen Begriff zu geben.

Ohne weitere Einleitung beeile ich mich alſo zu den Fragen aus der allgemeinen Phyſik und aus der Phyſik der Erde uberzugehen, deren Tiefen Poiſſon mit Hülfe des Inſtrumentes, das er mit einer ſo ſeltenen Geſchicklichkeit zu handhaben wußte, mit Hülfe der mathematiſchen Analyſis ergründet hat. Auch hierbei werde ich, ſo leid es mir thut, durch die Zeit gedrängt, mehrere Probleme bei Seite laſſen müſſen, welche an ſich ſchon hingereicht haben würden, um den Ruf eines Geometers vom erſten Range zu begründen.

Elektricität.

Die Elektricität iſt der Gegenſtand der gelehrten Unterſuchungen Poiſſon's geweſen; allein aus dem weiten Gebiete der Thatſachen, welche bereits zu ſeinen Lebzeiten bekannt waren, hat unſer College nur einen ſpeziellen Fall erörtert: den der ruhenden Elektricität, oder des elektriſchen Gleichgewichtes. Man würde daher in ſeinen Abhandlungen vergeblich nach Berechnungen ſuchen, die ſich auf jene faſt unmeßbar ſchnellen elektriſchen Ströme beziehen, welche Metalldrähte durchlaufen und das Mittel abgeben, deſſen ſich heute ein Kaufmann in Quebec bedient, um mit ſeinem Korreſpondenten in New-Orleans über die ganze Fläche Nordamerika's hinweg zu ſprechen, ſo ſicher, als wenn Beide in demſel- Zimmer eingeſchloſſen wären. Die Phänomene, mit denen ſich Poiſſon beſchäftigt hat, ſind, obwohl weniger Staunen erregend, doch des Intereſſes der Phyſiker im höchſten Grade würdig.

Die Verfahrungsweiſen, welche man anwendet, um die Korper aus dem neutralen Zuſtande in den Zuſtand elektriſcher Körper überzuführen, ſowie die Wirkungen, durch welche dieſer letztere Zuſtand ſich kund gibt, ſind zu bekannt, als daß es nöthig wäre, eine Beſchreibung davon zu geben. Aber die weitere Aufgabe iſt, die phyſikaliſche Urſache dieſer Veränderungen aufzuſuchen.

Auf dieſe Frage ſind zwei Antworten gegeben worden. Nach der einen beſteht die Elektricität in einer luftförmigen Subſtanz, von welcher alle Körper der Natur in verſchiedenem Grade durchdrungen ſind. Wird durch künſtliche Mittel in der Quantität des Fluidums, welches ein Körper von Natur enthält, eine Vermehrung hervorgerufen, ſo wird er poſitiv

Digitized by Google

elektriſirt. Vermindert man dagegen dieſe Quantität, ſo wird der Körper negativ elektriſch. Derſelbe gibt endlich kein Zeichen von Elektricität, er iſt in neutralem Zuſtande, ſobald er diejenige Menge an Fluidum beſitzt, welche ſeiner Natur und ſeiner Capacität entſpricht.

Dieſe Theorie rührt von Franklin her. Die ſchönen Rechnungen Poiſſon's gründen ſich auf eine davon verſchiedene Vorausſetzung, deren erſten Grundzüge ſich in den Abhandlungen von Symmer und von Dufay, Mitgliedern dieſer Akademie, finden.

Die Annahme, welche der Theorie Poiſſon's als Grundlage dient, ſpricht er ſelbſt in folgenden Worten aus: „Alle elektriſchen Erſcheinungen müſſen zwei verſchiedenen Flüſſigkeiten zugeſchrieben werden, welche in allen Körpern der Natur verbreitet ſind Die Molecüle derſelben Flüſſigkeiten ſtoßen ſich gegenſeitig ab; ſie ziehen dagegen die Molecüle der anderen an. Dieſe Anziehungs- und Abſtoßungskräfte wirken nach dem umgekehrten Verhältniſſe des Quadrats der Entfernung. Bei gleicher Entfernung iſt die anziehende Kraft der abſtoßenden an Intenſität gleich. Daraus folgt, daß wenn in allen Theilen eines Körpers gleiche Mengen beider Fluida enthalten ſind, dieſelben keine Wirkung auf die in den umgebenden Körpern enthaltenen Fluida ausüben können: es wird folglich keine Spur von Elektricität wahrgenommen. Dieſe gleiche und gleichförmige Vertheilung der beiden Fluida bildet das, was man den natürlichen Zuſtand eines Körpers nennt; ſobald dieſer Zuſtand durch irgend welche Urſache geſtört wird, wird der Körper, bei welchem dies ſtattfindet, elektriſirt, und die verſchiedenen elektriſchen Phänomene beginnen hervorzutreten. Alle Körper in der Natur verhalten ſich nicht auf gleiche Weiſe in Bezug auf das elektriſche Fluidum. Einige, wie die Metalle, ſcheinen keine Art von Einwirkung auf daſſelbe zu üben, und geſtatten in ihrem Innern die freie Bewegung der Elektricität, welche ſie in jeder Richtung zu durchſtrömen vermag: man nennt ſie aus dieſem Grunde **leitende Körper**. Andere hingegen, die **Nichtleiter**, wie z. B. die trockene Luft, widerſtehen dem Durchgange des elektriſchen Fluidums durch ihre Maſſe, ſo daß ſie das in den Körpern angehäufte Fluidum verhindern, ſich im Raume zu zerſtreuen.“ Die Erſcheinungen, welche die elektriſirten Leiter darbieten, ſowohl wenn man ſie für ſich betrachtet, als wenn man mehrere einander nähert, bilden den Hauptgegenſtand der Arbeit Poiſſon's.

Unſer College hat das Glück gehabt, daß für ſeine Theorie eine Reihe bewundernswerther Verſuche, welche fünfundzwanzig Jahre früher von dem berühmten Phyſiker Coulomb, gleichfalls Mitglied dieſer Akademie, veröffentlicht worden waren, zum Vergleiche mit der Erfahrung dienen konnten. Es wird vielleicht nicht unerwünſcht ſein, wenn ich einige von

Digitized by Google

den hauptſächlichſten Phänomenen, in denen die Rechnung und die Beobachtung vollkommen übereinſtimmen, hier anführe.

Betrachten wir einen leitenden Körper, auf einer iſolirten Unterlage ruhend, und theilen ihm eine gewiſſe Menge Elektricität mit. Die Rechnung zeigt, daß die geſammte Menge ſich auf der Oberfläche anhäuft, und die Beobachtung beſtätigt dieſes Reſultat.

Dieſe auf der Oberfläche des Körpers angeſammelte Elektricität befindet ſich auf derſelben nicht gleichmäßig vertheilt. Auf einem verlängerten Revolutionsellipſoide zum Beiſpiel wird ſie an den beiden Polen in demſelben Verhältniſſe beträchtlicher ſein, als die ſie verbindende Rotationsaxe den Durchmeſſer im Aequator überſteigt; was die Verſuche Coulomb's vollſtändig beſtätigen. An den Spitzen der Körper häuft ſich die Elektricität in ſolchem Grade an, daß ſie das Hinderniß überwindet, welches die trockene Luft ihrer Verbreitung entgegenſetzt: es tritt folglich Zerſtreuung ein an den Spitzen und an den ſcharfen Kanten der eckigen Körper, ein Phänomen, welches durch die Beobachtung lange nachgewieſen war, bevor Poiſſon die Ableitung aus der Theorie gab.

Poiſſon hat ſich in ganz ſpecieller Weiſe mit den Erſcheinungen beſchäftigt, welche zwei elektriſche Kugeln darbieten, die ſich berühren, oder blos einander genähert werden. Sobald die Kugeln ſich berühren, iſt die Elektricität Null um den Berührungspunkt, ein merkwürdiges, mit den Beobachtungen Coulomb's übereinſtimmendes Reſultat. Trennt man die Kugeln, ſo vertheilt ſich die Elektricität zwiſchen beiden dergeſtalt, daß die kleinere jederzeit ſtärker elektriſirt iſt.

Poiſſon betrachtet die Uebereinſtimmung ſeiner gelehrten Rechnungen mit den Verſuchen Coulomb's als den Beweis für die Wahrheit der Vorausſetzung, von welcher er ausgegangen iſt. Es wäre demnach bewieſen, daß die Elektricität aus der Wirkung zweier verſchiedener Flüſſigkeiten beſteht, welche bald vereint und bald getrennt vorhanden ſind; allein zahlreiche Beiſpiele müſſen uns in derartigen Schlüſſen, die aus der Uebereinſtimmung der Rechnung und der Beobachtung gezogen werden, ſehr behutſam machen. Betrachten wir zum Beiſpiel das Licht: unter der Annahme, daß daſſelbe aus materiellen Molecülen beſtehe, welche von den Körpern in unmerklichen Abſtänden angezogen werden, war es gelungen, das Sinusgeſetz, das Hauptgeſetz für die Brechung, ſowohl beim Uebergang aus dem leeren Raume in ein gegebenes Mittel, als an der Trennungsoberfläche zweier verſchiedenen Mittel, abzuleiten; man erklärte die totale Reflexion ſehr einfach, und begann ſelbſt die Doppelbrechung mit dem Emiſſionsſyſteme in Einklang zu bringen. Für uns freilich iſt die Theorie Newton's Nichts weiter geblieben, als eine leere Hypotheſe, zu deren Vertheidigung jetzt kein Phyſiker, der wiſſenſchaftlichen Ernſt mit

Digitized by Google

der Kenntniß der Thatſachen verbindet, mehr auftreten wird. Was man aber ohne Beſorgniß, von Jemand Lügen geſtraft zu werden, behaupten kann, iſt, daß ſich ſchwerlich eine Arbeit anführen läßt, in welcher mehr Scharfſinn und Reichthum an analytiſchen Hülfsmitteln und geiſtreichen Kunſtgriffen vereint gefunden würden, als man in den Abhandlungen Poiſſon's über Elektricität auf jeder Seite antrifft. Der Geometer iſt hier mit einem Generale zu vergleichen, welcher bald den Feind von vorn angreift, bald die uneinnehmbare Stellung, in der er ſich verſchanzt, umgeht, bald nur dadurch ihm beikommt, daß er zu Angriffsmitteln von neuer Erfindung ſeine Zuflucht nimmt, und endlich ſiegreich aus allen Kämpfen hervorgeht.

Magnetismus.

Die Erſcheinungen der Elektricität und des Magnetismus haben zahlreiche Berührungspunkte. Selten ſtudirt man die erſteren, ohne zugleich auf die Beſchäftigung mit den letzteren geführt zu werden. So wenigſtens iſt es unſerem Collegen ergangen. Durch Zeit und Raum beſchränkt kann ich nur eine ſehr geringe Zahl von ſeinen Leiſtungen erwähnen.

Eines der wichtigſten und neueſten Reſultate der Reiſe des Herrn von Humboldt nach den Aequinoctialgegenden, iſt die Entdeckung oder die Conſtatirung der Aenderung der magnetiſchen Intenſität an verſchiedenen Orten. Eine im magnetiſchen Meridian aufgeſtellte Inclinationsnadel ſtrebt im Allgemeinen mit deſto geringerer Kraft in die Ruhelage zurückzukehren, wenn ſie aus derſelben gebracht worden iſt, und macht um ſo langſamere Schwingungen, je näher man den Aequinoctialgegenden iſt. Unglücklicherweiſe hängt dieſe Schnelligkeit der Schwingungen zugleich von der Quantität des Magnetismus ab, welchen man der Nadel mitgetheilt hat, und dieſe Quantität iſt mit der Zeit Veränderungen ausgeſetzt, ſelbſt bei den am beſten gehärteten Nadeln. Man konnte alſo auf die Intenſitätsunterſchiede, welche zum Beiſpiel bei einer Nadel zwiſchen Paris und dem Aequator gefunden wurden, nicht eher Gewicht legen, als bis man zum Ausgangspunkte der Reiſe zurückgekehrt war, um ſich zu verſichern, daß die Nadel ihren urſprünglichen Magnetismus beibehalten hatte. Wenn dieſe Bedingung nicht erfüllt wurde, ſo blieben die Beobachtungen nutzlos.

Poiſſon hat eine Methode erdacht, welche von der Permanenz, von der Unveränderlichkeit des Magnetismus bei der zur Vergleichung dienenden Nadel vollkommen unabhängig iſt. Dieſe Methode erfordert nicht einmal, daß die Beobachtungen an den verſchiedenen Stationen mit derſelben Nadel angeſtellt werden.

Herr Gauß hat dieſe Methode, deren erſte Idee immer Poiſſon angehören wird, vervollkommnet, indem er bei Meſſung der Ausſchlagewinkel

an die Stelle der Beſtimmung der Schwingungsdauer verſchiedene Nadeln ſetzte. Das Verfahren des deutſchen Geometers iſt bereits mit vielem Erfolge während der denkwürdigen Expeditionen in Anwendung gebracht worden, welche die engliſche Regierung nach den entfernteſten Regionen geſandt hat, um den Magnetismus unſerer Erde zu erforſchen.

Seitdem die Eiſenmaſſen, welche zur Herſtellung der Schiffe gebraucht werden, ſich in ſo ungeheurem Maaßſtabe vervielfältigt haben, vorzüglich ſeitdem ganze Fahrzeuge aus Eiſenplatten an der Stelle des Holzes erbaut werden, hat ſich mehr als je die Nothwendigkeit fühlbar gemacht, die zufälligen Störungen, welche die Nadel der Bouſſole dadurch erfährt, in Rechnung zu ziehen. Die Frage iſt ſehr wichtig, denn es ſteht feſt, daß viele Schiffbrüche, welche man der unregelmäßigen Wirkung der Strömungen zuſchrieb, ihren Grund in dieſem Umſtande gehabt haben.

Poiſſon mußte glauben, den Seefahrern einen Dienſt zu leiſten, indem er ſeine gelehrte Analyſe auf die Löſung dieſer Aufgabe anwandte; unglücklicherweiſe hat ſich herausgeſtellt, daß die Hypotheſe, von welcher er ausging, um zu Reſultaten zu gelangen, welche in der praktiſchen Schifffahrt Anwendung finden könnten: daß nämlich in dem Eiſen, welches zur Herſtellung der Schiffsverkleidung, zu den Ankern und zur Fabrication der Kanonen gebraucht wird, keine Coercitivkraft vorhanden ſei, — nicht völlig genau iſt. Das Problem iſt weit ſchwieriger, als Poiſſon vorausgeſetzt hat; wir konnen nur bedauern, daß unſerem Collegen nicht die Zeit vergönnt geweſen iſt, die Frage mit den Verwickelungen, welche ſich durch die Erfahrung ergeben haben, von Neuem zu unterſuchen. Niemand wäre mehr, als er im Stande, ſich in dieſem jetzt unentwirrbaren Labyrinthe zurecht zu finden.

Capillarität.

Eine breite Waſſerfläche ſtellt ſich wagerecht, ſo daß alle ihre Punkte in derſelben Höhe liegen. Wir denken uns jetzt in die Flüſſigkeit eine an beiden Enden offene Glasröhre vertical eingetaucht, die man ihres kleinen Durchmeſſers wegen eine Haarröhre (Capillarröhre) nennt. Die Flüſſigkeit wird in dieſer Röhre merklich höher ſteigen, als an allen anderen Punkten ihrer Oberfläche. Hätte man, anſtatt Waſſer anzuwenden, den Verſuch mit Queckſilber angeſtellt, ſo würde im Gegentheil die Flüſſigkeit in der Capillarröhre unter das allgemeine Niveau ſinken.

Es ſcheint nicht, als ob die Alten dieſes Phänomen gekannt hätten, doch hat es die Aufmerkſamkeit der neueren Beobachter ſehr zeitig auf ſich gelenkt, welche ſogar die Geſetze auf experimentellem Wege beſtimmten. Clairaut machte zuerſt den Verſuch, die Störung des Niveau in den Haar-

Digitized by Google

Röhrchen mit Hülfe der allgemeinen Formeln des Gleichgewichts zu beweiſen, allein ſeine Bemühungen führten zu keinem Reſultate. Laplace war glücklicher, und ſtellte das Aufſteigen der Flüſſigkeit in Röhren von verſchiedenen Dimenſionen durch ſeine theoretiſchen Formeln bis auf die Hunderttheile eines Millimeters dar. Die Arbeit Laplace's erregte die Bewunderung der gelehrten Welt, und wurde mit ſeinen glücklichſten Entdeckungen auf dem Gebiete der phyſiſchen Aſtronomie in eine Linie geſtellt.

Poiſſon dachte anders darüber, und veröffentlichte nach dem Tode des berühmten Verfaſſers der Mechanik des Himmels, unter dem Titel einer Theorie der Capillarität ein Werk, welches ſich in ſeinen weſentlichſten Principien ſo ſehr von der Laplace'ſchen Bearbeitung unterſcheidet, daß man darin den Satz ausgeſprochen findet: „Die Flüſſigkeiten haben in den verſchiedenen Tiefen unter ihrer Oberfläche keine gleiche Dichtigkeit, die Dichtigkeit iſt ferner auch je nach den Abſtänden von der feſten Wand der einſchließenden Röhre eine verſchiedene." Dieſe Aenderungen in der Dichtigkeit, welche Laplace nicht in Rechnung gezogen hat, bilden die wahre und einzige Urſache der Niveauunterſchiede, welche hervortreten, ſobald man die Capillarröhren in Flüſſigkeiten taucht.

Man wird fragen, wie es möglich iſt, daß Laplace die Erſcheinungen der Capillar-Anziehung in Zahlen darſtellen konnte, wenn er in ſeiner Rechnung die wahre und einzige Urſache dieſer Phänomene vernachläſſigt hat. Ich muß geſtehen, es liegt hier ein großer mathematiſcher Scandal, welchen diejenigen zu beſeitigen ſich beeilen mögen, welche hinreichend Zeit und Talent haben, um zwiſchen ſo großen Geiſtern, wie Laplace und Poiſſon, eine Entſcheidung zu fällen. Es handelt ſich dabei um die Ehre der Wiſſenſchaft.

Zu einer Zeit, wo jeder Gelehrte in dem ſpeziellen Gegenſtande ſeiner Studien einſeitig verſunken blieb, und ohne Ueberlegung auf jede andere Richtung der wiſſenſchaftlichen Forſchung mit Verachtung herabſah, ſagte der Chemiker Becher, in Bezug auf die Phyſiker: „Was ſollen denn dieſe Leute Nützliches oder Wichtiges entdecken? Sie bleiben ja immer nur an der Oberfläche der Körper kleben!" Dieſer Vorwurf, den ich ſelbſt recht oberflächlich nennen möchte, wenn mir hier ein Wortſpiel geſtattet ſein könnte, findet wenigſtens auf die Arbeiten Poiſſon's über Capillarität keine Anwendung; unſer berühmter College iſt in der That, wie man geſehen hat, darauf ausgegangen, mittelſt der Rechnung die innerſten Verſchiedenheiten zwiſchen dem Innern und der Oberfläche der Flüſſigkeiten zu ergründen. Allerdings ſcheinen dieſe Verſchiedenheiten in der Conſtitution, ſofern ſie bei faſt verſchwindender Dicke merkbar werden, auf experimentellem Wege nicht wohl nachweisbar zu ſein; allein die optiſchen Erſcheinungen werden in ihrer unendlichen Mannichfaltigkeit Mittel dar-

Digitized by Google

bieten, um die Richtigkeit der Vorſtellungen Poiſſon's thatſächlichen Prüfungen zu unterwerfen, über welche die mir zugemeſſene Zeit mir hier nicht geſtattet, in umſtändliche Entwickelungen einzugehen.

Geſetze des Gleichgewichts der elaſtiſchen Oberflächen.

Faſt alle großen Geometer des achtzehnten Jahrhunderts haben ſich mit dem Probleme der ſchwingenden Saiten beſchäftigt; dagegen hat nur eine ſehr kleine Zahl ihre Unterſuchungen bis zu der verwickelteren Frage über das Gleichgewicht und die Bewegung der elaſtiſchen Flächen ausgedehnt; analytiſche Schwierigkeiten nöthigten ſelbſt über die Beſchaffenheit dieſer Körper beſchränkende Vorausſetzungen zu machen, wodurch dieſelben in eine ideale Welt verſetzt wurden.

Als die Verſuche Chladhi's ein Mittel lieferten, um zu entdecken, in welcher Weiſe während der Schwingungen eines Körpers ſich bewegte Theile und ruhende Linien bilden, wurde die Aufmerkſamkeit der Geometer auf dieſe Frage zurückgelenkt.

Poiſſon hat dieſelbe zum Gegenſtand ſeiner eifrigſten Unterſuchungen gemacht, und es iſt ſelbſt darüber eine lebhafte Polemik zwiſchen ihm und Herrn Navier geführt worden, deren Einzelnheiten man im 38. und 39. Bande der erſten Serie der Annales de chimie et de physique findet. Wir ſind hier, durch die Zeit und den Raum gedrängt, den Leſer auf die Originalabhandlungen zu verweiſen genöthigt, in welchen das Talent unſeres Collegen nicht weniger glänzend erſcheint, als in ſeinen übrigen Arbeiten über mathematiſche Phyſik.

Fortpflanzung der Bewegung in den elaſtiſchen Flüſſigkeiten.

Poiſſon iſt zu wiederholten Malen auf die Frage über die Fortpflanzung der Bewegung in den elaſtiſchen Flüſſigkeiten zurückgekommen, vorzüglich, wie er ſelbſt erklärt, wegen der Verbindung, in welcher dieſes Problem mit einer der beiden optiſchen Theorien ſteht, zwiſchen denen die Meinung der Phyſiker lange Zeit ſchwankend geblieben iſt. In der am 24. März 1823 geleſenen Abhandlung werden die Erſcheinungen in der ganzen möglichen Allgemeinheit betrachtet.

„Die Bewegung, ſagt er, gehe von einem beliebigen Punkte einer der beiden Flüſſigkeiten aus und pflanze ſich in ſphäriſchen Wellen um dieſen Mittelpunkt fort; folglich muß ſie die Oberfläche der anderen Flüſſigkeit

Digitized by Google

unter allen Richtungen treffen, und es handelt ſich nun, darum zu wiſſen, nach welchen Geſetzen ſie ſich dann in dem zweiten Fluidum verbreiten und in dem erſten reflectiren wird.“

Poiſſon ſtellt zuerſt den Satz auf, daß in einer beträchtlichen Entfernung vom Erſchütterungsmittelpunkte, die Geſchwindigkeiten der Molecüle weſentlich eine gegen die Oberfläche der ſphäriſchen Welle perpendiculäre Richtung haben, was einer von Young aufgeſtellten und von Fresnel angenommenen Vorſtellung widerſpricht, mit deren Hülfe die Interferenzerſcheinungen bei polariſirten Strahlen erklärt werden. In dieſer Beziehung befindet ſich die Theorie in vollſtändigem Widerſpruche mit richtig erklärten Verſuchen.

Unſer College hatte früher gehofft, daß bei der Unterſuchung der Bewegung der Molecüle in einem Medium, welches nicht nach allen Richtungen gleiche Elaſticität beſäße, es gelingen würde, den erwähnten Widerſpruch zu beſeitigen; allein in der Abhandlung, deren Analyſe ich jetzt gebe, gelangt er zu dem Reſultate, daß dieſe Ungleichheit in der Elaſticität keine zur Oberfläche der ſphäriſchen Welle parallelen Bewegungen der Molecüle hervorrufen kann. Dieſes Mittel, die Theorie mit der Erfahrung in Uebereinſtimmung zu bringen, muß alſo definitiv aufgegeben werden. Von einer andern Seite gelingt es Poiſſon, eine der Hauptſchwierigkeiten, welche man gegen die Wellentheorie erhoben hat, zu beſeitigen: er zeigt, daß wenn die urſprüngliche Erſchütterung in einem einzigen Sinne ſtattfindet, die Bewegung ſich, wenn die Geſchwindigkeit ſehr beträchtlich iſt, in merklicher Weiſe nur in dem Sinne dieſer Erſchutterung fortpflanzt; daß die Wellen noch ſphäriſch ſind, aber daß in Bezug auf die gegen die Hauptrichtung der Bewegung geneigten Strahlen, die eigenen Geſchwindigkeiten der flüſſigen Molecule unmerklich werden im Vergleiche zu denen, welche in dieſer Richtung und in den derſelben ſehr nahe kommenden Strahlen ſtatthaben. So findet die geradlinige Fortpflanzung des Lichtes ihre natürliche Erklärung.

Nachdem der Verfaſſer die Bewegung in einem Mittel betrachtet hat, unterſucht er weiter, wie dieſe undulatoriſche Bewegung ſich einem zweiten angrenzenden, von dem erſten durch eine ebene Fläche geſchiedenen Medium mittheilen muß, und beweiſt das Geſetz der Sinus. Allein er zieht die weitere Folgerung aus ſeinen Prinzipien, daß keine Diſperſion ſtattfinden kann, daß die verſchieden gefärbten Strahlen gleiche Brechung erleiden müſſen: ſo daß wenn ein Strahl von weißem Lichte durch ein Prisma geht, nicht die Erſcheinung hervorgebracht wird, welche die Phyſiker das Sonnenſpectrum nennen. Die totale Reflexion dagegen beim Austritte eines Strahles an der Oberfläche eines erſten Mediums, das mit einem zweiten Medium von geringerer Brechbarkeit zuſammenſtößt,

Digitized by Google

dieſes Phänomen, welches Newton für unvereinbar mit der Undulations-theorie hielt, hat Poiſſon mathematiſch ſtreng aus ſeinen Prinzipien gefolgert.

Unſer College hat ferner verſucht, ob er aus ſeinen Formeln Zahlen ableiten könnte, welche mit den photometriſchen Meſſungen in Einklang ſtänden; dabei iſt er auf ein eigenthümliches Reſultat gekommen: es folgt aus ſeiner Theorie, daß ſelbſt für die erſte Oberfläche eines Glaſes ein Winkel exiſtiren müſſe, unter welchem ein mittelſt Reflexion geſehener Gegenſtand vollſtändig verſchwindet, was nur für das polariſirte Licht wahr iſt.

Auf der andern Seite findet der Verfaſſer ein Reſultat, deſſen Richtigkeit bereits frühere photometriſche Verſuche dargethan hatten, indem er die Intenſität der an der erſten Oberfläche einer Glastafel mit parallelen Flächen reflectirten Welle, mit der Intenſität der gebrochenen Welle vergleicht, welche an der zweiten Oberfläche zurückgeworfen wird.

Es ergibt ſich demnach, daß die bemerkenswerthe Abhandlung des Herrn Poiſſon, von welcher eben eine gedrängte Ueberſicht gegeben worden, in gewiſſen Beziehungen der Theorie der Lichtundulationen günſtig iſt, während in Beziehung auf andere Punkte ganz entgegengeſetzte Conſequenzen erhalten werden Man bemerke übrigens, daß in dieſer wichtigen Arbeit von den polariſirten Strahlen, welche in der neueren Optik eine ſo wichtige Stelle einnehmen, keine Rede iſt.

Ein Akademiker (Cauchy), deſſen erſte Schritte von wahrhaften Entdeckungen begleitet waren und ein mathematiſches Genie vom erſten Range anzeigten, hat ſich gleichfalls mit der von Poiſſon behandelten Frage über die Fortpflanzung der Wellen beſchäftigt. Er ſeinerſeits findet, daß die Oscillationen der Aethertheilchen gegen die Fortpflanzungsrichtung der Wellen perpendiculär ſein können. Er gelangt endlich, wie er angibt, durch ſeine Analyſe zur Darſtellung der Polariſationsphänomene bis in ihre geringſten Details. Ich habe mich gefragt, wie es denn kommt, daß Arbeiten, welche hinreichen würden, um einen Mann und eine Nation berühmt zu machen, bis jetzt ſo wenig Reiz für die Geometer und die Phyſiker gehabt haben, daß die Abhandlungen des berühmten Akademikers unbemerkt bleiben und nur wenige Leſer finden: vielleicht nicht einen Einzigen in ganz Europa? Dieſe Frage verdient gewiß eine nähere Erwägung. Ich will darüber offen meine Gedanken ausſprechen, denn es iſt nur das Intereſſe der Wiſſenſchaft und das unſeres gefeierten Collegen, welches mich antreibt.

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Ueber das Verhältniß von Inhalt und Form in der Kunſt.

Von Fr. Viſcher.

(Aus der Monatsſchrift des wiſſenſchaftlichen Vereins in Zürich.)

So lange es eine Kunſt gibt, wird das Kunſturtheil in zwei einſeitige Richtungen auseinanderlaufen, welche trennen, was im wahren Weſen der Sache und im einzelnen Werke, das ihm entſpricht, untrennbar Eins iſt, und das eine der losgeriſſenen Elemente des Ganzen für das Ganze halten: die eine wird alles Gewicht auf den Gehalt, die andere auf die Form, die eine auf das Was, die andere auf das Wie legen. Nennen wir jene Richtung Subſtantialismus [denn die Bezeichnung Materialismus würde hier große Verwirrung bringen], dieſe Formalismus. Daß beide ihren natürlichen Grund in den allgemeinen geiſtigen Richtungen und Gewöhnungen der Menſchen haben, bedarf keiner Nachweiſung; der Unterſchied ganzer Zeitſtimmungen aber wird begreiflich eine herrſchende Neigung zum Einen oder Andern mit ſich führen. Wir haben die Herrſchaft der Hegel'ſchen Philoſophie, der politiſchen Tendenzkunſt, wir haben eine große pol tiſche Bewegung mit dem guten Theil Ideologie, welche eine Haupturſache ihres Untergangs war, ſeit Kurzem hinter uns. Hegel hatte feinen Sinn für die concrete Kunſtform; mit rührender Liebe und Vertiefung ging er in das Einzelne derſelben ein; allein er war dennoch Subſtantialiſt und ſprach immer wieder, als ob das Gewicht des Inhalts, die Gewalt und Tiefe des Pathos an ſich den Werth eines Kunſtwerkes beſtimmte, und ſo ging von ihm jene Kunſtphiloſophie und Kunſtkritik aus, welche ein Kunſtwerk als ſolches glaubte, geſchätzt zu haben, wenn ſie die Summe von Ideen, die es enthielt, durch eine, oft zudem ganz unzureichende, ja ſchiefe und möglichſt viel hineinerklärende Analyſe herausgezogen und blosgelegt hatte. Eines der ſchlagendſten Beiſpiele gibt die Fauſtliteratur, namentlich die Beurtheilung des zweiten Theiles der Tragödie. Vergeblich wiederholte man dem heitern Völkchen, das ſich die Hände vor Vergnügen rieb, wenn es eine der harten allegoriſchen Nüſſe meinte glücklich geknackt zu haben, — vergeblich wiederholte man ihm, was jedes Kind weiß; daß Allegorie nicht wahre Poeſie iſt, daß Dichtwerke genießen, Dichtwerke verſtehen und nach Begriffen ſtöbern und ſtochern zweierlei Dinge ſeien; die Kleinmeiſter ließen ſich nicht irre machen in dem Vergnügen, das Glück ihrer Selbſtzufriedenheit über ihr pfiffiges Rathen dem Dichter als ſein künſtleriſches Verdienſt aufzurechnen, von gediegenem plaſtiſch allegoriſchem Kunſtwerk und dergl. zu reden. Inzwiſchen kam die Zeit, wo die überſatte innere Bildung der deutſchen Nation endlich mit Macht nach außen drängte, an das Thor der Wirklichkeit pochte. Wir näherten uns der großen politiſchen Bewegung. Die ver-

Digitized by Google

änderte Stimmung trug ſich als eine neue Form des ſtoffartigen Verhaltens auf die hervorbringende Kunſt über: Malerei und Poeſie wurde tendenziös in ſocialer und politiſcher Bedeutung des Wortes. Herwegh und Freiligrath ſtritten, ob der Dichter auf der Zinne der Partei oder auf einer höheren ſtehen ſolle: eine ganz in den Mittelpunkt der ſchwierigen Frage über das Verhältniß von Inhalt und Form führende Debatte, auf die wir zurückkommen werden. Die Zeitſtimmung entſchied für die Zinne der Partei, und ein Kunſtwerk galt für um ſo ſchöner, je energiſcheren Zorn gegen die ſchlechte Wirklichkeit des Staats und der Geſellſchaft es ausrief und aufrief, je mehr rhetoriſche Kraftſtellen ſich aus ſeinem Schein-Organismus herauspflucken und als Stichworte der wachſenden Begeiſterung für Nationalität und Freiheit verwenden ließen. — Seit uns nun der Ruckgang unſerer Revolution die Augen ſo grauſam geöffnet hat, ſeit es ſo mit uns ſteht, daß der Beſte ſich zuſammennehmen muß, daß er nicht den Glauben an die Macht der Ideen verliere, Liſt und Gewalt für die einzigen Lenker der Wirklichkeit halte, daß er nicht ganz und gar blaſirt werde: ſeither haben die Geiſter im Kunſturtheil ſich naturgemäß auf das andere Extrem geworfen, auf den formaliſtiſchen Standpunkt. In der Philoſophie, richtiger auf dem Boden, den ſonſt die Philoſophie einnahm, und den in zeitgemäß begreiflicher Selbſtüberſchätzung jetzt die Naturwiſſenſchaft als ihre Domäne zu beſetzen ſucht, ſignaliſirt ſich dieſelbe Richtung der Geiſter als Materialismus. Hier erweiſt ſich, warum es verwirrend wäre, in dem andern Gebiete, von dem wir eigentlich reden, die einſeitige Schätzung des äſthetiſchen Werthes nach dem Inhalt Materialismus zu nennen. Jedermann würde bei Materie nicht an den Inhalt der Kunſt im Gegenſatze gegen die Form, ſondern an den körperlichen Stoff, als Material denken, und dieß führt vielmehr dahin, den Formalismus in der Kunſttheorie als eine Art Materialismus zu bezeichnen. Und das mit Recht, nur laſſen wir den Namen Materialismus ganz dem Gebiete der Philoſophie, dem Prinzip oder ſogenannten Syſteme, das man herkömmlich ſo benennt, und ſagen nur: der äſthetiſche Formalismus iſt ihm durchaus analog. Man darf ſich in der Ziehung dieſer Parallele nicht dadurch ſtören laſſen, daß ja der Materialiſt gerade die Form für blos anhängendes Attribut des Stoffes, dieſen für das Weſen der Welt erklärt, der Kunſtformaliſt aber nicht das Material an ſich, ſondern die künſtleriſch techniſche Behandlung deſſelben für das Weſen der Kunſt. Denn dieſer vergißt, will nichts davon wiſſen, daß dieſe Behandlung ihren wahren Grund in einer inhaltsvollen Bewegung der Seele hat; daher iſt ſein Begriff von Form ein ſinnlicher, obwohl er nicht rohes, ſondern gebildetes Material im Auge hat, und entſpricht dem philoſophiſchen Materialismus, dem die Form, welche in den höheren Reichen des Lebens zur Seele wird, als das posterius, als das Ergebniß einer Atome-Verbin-

Digitized by Google

dung erſcheint, für welche er im Atom ſelbſt, das ihm doch Prinzip iſt, keinen Grund finden kann. Unſere Materialiſten ſind auf die Entdeckung einer Wahrheit gekommen, welche in der Philoſophie längſt eine Trivialität iſt: daß Form (in ihrer höchſten Organiſation Seele) und Stoff untrennbar Eines ſind, nicht nur untrennbar Eines, ſondern an ſich wirklich identiſch, ſo daß auch der Ausdruck, der Leib ſei das Organ der Seele, weil er ein äußerliches Verhältniß denkbar läßt, allerdings als ungenau zu beſeitigen iſt. In der Freude ihrer Entdeckung und in der Armuth an philoſophiſchem Werkzeug, an dialektiſcher Uebung des Denkens haben ſie nun das Kind mit dem Bad ausgeſchüttet und anſtatt zu ſagen: es gibt nur eine Einheit von Form und Stoff, rufen ſie mit dem Halloh des von einer halben Wahrheit berauſchten Dilettanten: es gibt nur Stoff mit der anhängenden Eigenſchaft, Form zu haben, auf der höchſten Organiſationsſtufe der Form als Seele zu fungiren. Sie rufen es, die mit Meſſer, Hammer, Retorte in der Hand, mit dem Mikroskop vor dem Auge, zu jeder Stunde ſich empiriſch von der Wahrheit des alten Satzes überzeugen können, daß die Materie in's Unendliche theilbar, daß das letzte erkennbare Atom ſelbſt wieder eine Einheit von Atomen, alſo eine Form iſt, das heißt, daß die Form der Materie nicht von außen anhängt, ſondern in ihr Innerſtes, in ihr Weſen, ihr Selbſt hineinreicht, daß es alſo eine Materie ebenſo wenig gibt, als eine Form, ſondern nur eine Einheit beider. Wo haben ſie auch nur den entfernten Schein eines Beweiſes geliefert, daß ſie berechtigt ſind, in dieſer Einheit die Form als das bloße Conſequens, das poſterius, als das blos Anhängende zu betrachten? Wo jemals begründet, daß man nicht ebenſo richtig und eben ſo falſch ſagen könnte: es gibt nur Form mit der anhängenden Eigenſchaft, Stoff zu ſein? Allein die Sache wendet ſich noch anders, wenn wir die Form auf den Gipfel ihrer Organiſation, wenn wir ſie in das menſchliche Leben begleiten, wo ſie als Gehirnfunction nicht nur Seele iſt, ſondern im Seelenleben ſelbſt der Akt der unendlichen Negation eintritt, wodurch ſie Geiſt wird. Hier entwickelt das Gehirn die Thätigkeit, durch welche es ſeine eigene, blos ſeeliſche Thätigkeit und mit ihr den ganzen Umfang der Sinnlichkeit verneint; hier beginnt das Reich der freien Selbſtüberwindung; darauf gründet ſich Recht, Moral, Wiſſenſchaft, das ganze Gebiet des wahrhaft Menſchlichen, auch der Kunſt, worin unſer Weſen, in ſich verdoppelt und ſich ſelbſt gegenübertretend, die ſinnliche Stimmung nur walten läßt, ſofern ſie vom Geiſt approbirt iſt, und wo ſie es nicht iſt, ihr die gewollte Thätigkeit abzwingt. Oder mit andern Worten: hier beginnt das Allgemeine, das Reich der Idee. Der Materialiſt kennt nur Einzelnes, er hat keine Mittel, das Allgemeine zu begreifen. Nun iſt freilich, wie ſchon unſer obiger Ausdruck dieß feſthält, auch der höchſte Akt, wodurch wir das Allgemeine denken und wollen, die

Digitized by Google

Einzelheit und Sinnlichkeit negiren, nothwendig ſelbſt wieder eine Gehirnfunction, nicht blos Begleitung einer ſolchen, nein, die Function ſelbſt, aber weil dieß eine der primären entgegenarbeitende, für uns wo möglich noch unerforſchlichere Thätigkeit iſt, ſo können wir in unſerem ganzen Sprachgebrauch uns auf den phyſiologiſchen Vorgang dabei gar nicht einlaſſen, ſondern reden mit Recht kurzweg von dem Geiſt und einem Reich des Geiſtes, das mitten im phyſiſchen Leben doch unendlich über daſſelbe hinaus iſt. Wenn aber alſo das Gehirn, der höchſt organiſirte Nerv, dieß leiſten, ſeine höchſte Action durch eine unendlich höhere hinter ſich laſſen, widerlegen kann, was folgt? Das folgt, daß das Weſen, das auf ſeiner höchſten Organiſationsſtufe Solches vermag, das Weſen, das ihr Materie nennt, an ſich und ſchon auf ſeinen niedrigſten Stufen kein bloßer Stoff iſt, ſondern ein Form, Seele, Geiſt in ſich tragendes; das folgt, daß was als poſterius, als letztes Reſultat, als exquiſiteſte Ausdunſtung der Materie erſcheint, in der That das prius, d. h. in der untrennbaren Einheit das Beſtimmende, Herrſchende iſt. Ihr meintet den Geiſt zu materialiſiren und, die Ironie eurer ſelbſt, habt ihr die Materie ſpiritualiſirt, ohne es zu wiſſen; euer Stoff iſt Stoff und nicht Stoff, eure Materie ubertrifft ſich ſelbſt. Ihr hättet Recht, wenn es gälte, gegen die zu kämpfen, welche das geiſtige Prinzip zu der Materie von außen hinzukommen laſſen, und ihr kämpfet blind mit denen, welche längſt wiſſen, daß beide immanent Eines und keinen Augenblick trennbar ſind.

Wir kommen auf den Formalismus in der Kunſtkritik zurück. Wie der Materialiſt den Stoff, ſo erklärt denn der Kunſtformaliſt die ſinnliche Erſcheinung des Inhaltes im Kunſtwerk für das ganze Weſen deſſelben. Wie jener nicht erkennt, daß es einen Stoff, der nicht bis in ſein Innerſtes hinein Form wäre, gar nicht gibt, ſo erkennt dieſer nicht, daß es eine bloße Form in der Kunſt gar nicht gibt. Dieß darzuthun, läuft mir eben eine Anzeige der Lehre von der Muſik in meiner Aeſthetik ganz bequem zu, die im Leipz. liter. Centralblatt am 24. Okt. d. J. [Nro. 43] erſchienen iſt. Hier lernen wir, daß „den Inhalt der Muſik die Formen der Muſik bilden"; — „die Muſik ſtellt nur Formen dar", — „ihr Weſen ſind Formen". Dieſe Formen können zwar, ſo werden wir weiter belehrt, auch Inhalt, nämlich Gefühlsleben darſtellen, die Muſik kann ſich ihrer Formen dazu bedienen, aber „ebenſogut ohne dieſe Abſicht die Formen allein zur Darſtellung bringen"; wenn die Muſik „im beſten Falle die dynamiſche Reizung des Gemüths darſtellt, ſo ſtellt ſie dieſes darſtellend eben nur reine Formen dar, mit welcherlei Inhalt ſie erfüllt ſein mögen."

Man erkennt, daß es wahrlich kein Ueberfluß iſt, wenn wir hier einfach feſtſtellen, was ſich, wie man meinen ſollte, von ſelbſt verſteht. Was iſt denn Form? Das Aeußere eines Innern, richtiger das Aeußere mit

ſeinem Innern, die Einheit des Innern und Aeußern, von der Seite des Aeußern betrachtet. Eine bloße Form gibt es gar nicht, ja man kann eigentlich gar nicht ſagen: bloße Form, es iſt contradictio in adjecto, denn Form iſt die durch eine qualitative Kraft, ein inwohnendes Dynamiſches, auf höherer Stufe Geiſtiges ſo oder ſo gebildete oder bewegte Materie. Form iſt Ausfluß, daher Ausdruck eines Innern. Allerdings iſt, was wir ſo nennen, von ſeinem Inhalt relativ trennbar, und wir ſprechen bei ſolcher relativer Trennung von „bloßer Form". Dieſe Bezeichnung iſt ungenau, wie häufig der gemeine Sprachgebrauch, denn die Sache verhält ſich ſo, daß hier die angeblich bloße Form mit ihrem urſprünglichen Inhalt einem fremden Inhalt verknüpft iſt, daher jener urſprüngliche Inhalt in dem neuen Zuſammenhang unwahr wird. Wenn z. B. Jemand einen Charakter, eine Stimmung heuchelt, affectirt, ſo nimmt er Formen an, welche urſprünglich nur durch jenen Charakter, Stimmung geſchaffen ſind, er trennt ſie von dieſem ihrem urſprünglichen Zuſammenhang; aber er vermag ſie in dieſer Stimmung doch nur dadurch hervorzubringen, daß er ſich in ihr wahres Inneres momentan hineinverſetzt. Und wenn in der Kunſt von einer leeren Form, einer bloßen Formſchönheit die Rede iſt, ſo handelt es ſich von Bildungen des Materials, die ebenfalls urſprünglich dem Innern des bewegten Geiſtes entfloſſen und im vorliegenden Zuſammenhang nur relativ von ihm getrennt ſind, in der Trennung ſelbſt aber noch einen Schimmer, eine Reminiſcenz ihrer urſprünglichen Inhaltsfülle und Wärme bewahren. Ohne dieſes wenn auch noch ſo dünne Band würden ſie im Augenblick erlöſchen, in Nichts zuſammenfallen. Daß die Kunſt, mit Ausnahme der Poeſie, ihr Material ſeinem Naturzuſammenhang entnimmt und mit Beibehaltung einer ſchwachen Mitwirkung deſſelben ein anderes Inneres hineinlegt, als die bloße Naturkraft ihm gegeben, dieß hier als Einwendung vorzubringen, wäre eine ganz ungeſchickte logiſche Durchkreuzung. Die Kunſt hat entdeckt, daß vermöge einer tiefen, dunkeln Symbolik Stein, Holz, Farbe u. ſ. w. unter der bildenden Hand des Menſchen zur Nachbildung der höheren Formen ſich verwenden läßt, welche die Seele, der Charakter als Aeußeres ſeines Innern hervorbringt, und verarbeitet nun dies Material zu einer reineren Erſcheinung deſſelben Inhalts, den ſie gleichzeitig erhöht und in neuen, tiefern Zuſammenhang ſtellt. Was die Poeſie betrifft, ſo kann man nicht ebenſo, wie von der bildenden Kunſt, von ihr ſagen, ſie entnehme ihr Material ſeinem Naturzuſammenhang. Sie gibt ihrem Vehikel, dem Wort, von dem man keinen Augenblick zweifeln kann, daß es das Aeußere eines Innern, daß es Bild des Gedankens ſei, den Ausdruck eines höheren geiſtigen Lebens, als des gemeinen, proſaiſchen; ſie geſtaltet es rythmiſch, aber unſer Kritiker ſelbſt wird nicht ſagen wollen, das Sonett ſei da, um das Metrum des Sonetts darzuſtellen, das Diſtichon des Diſtichons u. ſ. w.

Digitized by Google

Etwas Anderes aber wird er mit mehr Schein glauben, einwenden zu können und vielleicht iſt es ernſtlich ſeine Meinung: es gelte nämlich unſer Satz nur von der bildenden Kunſt und dieſe freilich geben Formen mit Inhalt, etwas Anderes aber ſei es mit der Muſik (wie er dabei ihre Verwandtſchaft mit der Baukunſt zu berückſichtigen und auch dieſer die inhaltsvolle Form abzuſprechen geneigt wäre, können wir nicht wiſſen). Sonderbar wäre es nun freilich, wenn zwar die andern Künſte inhaltsvolle, die Muſik aber leere Form haben, d. h. Nichts, ein Unding, einen Unſinn repräſentiren ſollte. Es liegt hier einer der Punkte, wo Crudität des Denkens von einem augenblicklichen Anſchein zu abgeſchmackten Meinungen ſich fortreißen läßt. Der Inhalt des Werks der andern Künſte läßt ſich neben der künſtleriſchen Darſtellung auch durch Worte ausdrücken, zwar unzureichend (ſonſt wäre die Kunſt entbehrlich), aber doch im Weſentlichen beſtimmt, denn er iſt beſtimmtes Objekt. Dieß gilt ſoweit ſelbſt von der Baukunſt, als ſich ſagen laßt, welchen Kern das Gebäude zu umſchließen beſtimmt ſei; daß ſie denſelben nur nach der Seite der Stimmung, die er mit ſich führt, durch ihre Kunſtformen andeutet, darin freilich liegt eben ihre Verwandtſchaft mit der Muſik. Die Muſik aber bringt kein Objekt zur Darſtellung, d. h. weder einen äußern Gegenſtand, noch eine der Seelenthätigkeiten, welche auf bewußter Unterſcheidung und Beziehung zwiſchen Objekt und Subjekt beruhen. Weil ſie nun kein Objekt darſtellt, ſo iſt für den Formaliſten der tiefſinnige Satz fertig: ſie ſtellt ihre Darſtellung dar, ſie drückt mit ihren Formen ihre Formen aus, d. h. ſie gibt Nichts, um durch dies Nichts Nichts zu geben. Unſer Nihiliſt ahnt, welchen Aberwitz er ausſpricht, und hilft ſich nun durch die erwähnte Einräumung: die Muſik hat m a n ch m a l Inhalt, m a n ch m a l nicht, ſie kann mit ihren Formen Lebensformen darſtellen, oder auch nicht, denn „nicht als Formen des Lebens, ſondern als Formen an ſich haben ſie für die Muſik Bedeutung". Eine Muſik, die kein Herz bewegt, iſt demnach eben ſo gut, wie eine, die jedes rührt und entzückt, der Kunſtreiter auf der Violine und der ſeelenvolle Spieler; der eine iſt Künſtler wie der andere. Das iſt die naive Art, in welcher ein auf ſolcher Stufe des Unterſcheidens und Verbindens feſtgeſeſſenes Denken ſich mit ſchwierigen Begriffen abfindet. Die Muſik hat in gewiſſem Sinne nie einen Inhalt, in gewiſſem Sinne immer; das hat ſeine Schwierigkeiten; man weiß ſich zu helfen und ſetzt dafür: ſie hat b a l d einen Inhalt, b a l d keinen. Ich ſoll z. B. ausdrücken, daß eines Menſchen oder Volkes Geiſtesleben dunkel, in gewiſſem Sinne unbewußt ſei, und weil das ein verwickeltes Ding iſt, zu begreifen und begreiflich zu machen, wie der Geiſt, ſeinem Weſen nach die Helle, das Bewußtſein ſelbſt, auch dunkel, unbewußt ſein kann, ſo helfe ich mir einfach und ſage: der Menſch, das Volk hat theils Geiſt, theils keinen, bald Geiſt, bald keinen, — was, nebenher geſagt, auch ſeine

Wahrheit hat, aber nur eine ſolche, die hieher nicht gehört, hiemit nichts zu thun hat. Parzival heißt bei Wolfr. von Eſchenbach der Tumbe-Klare; das weiß ich, was das heißen will, ſagt unſer Unterſcheidungskünſtler: Parzival war manchmal dumm, manchmal geſcheidt. Scherz bei Seite: das Beiſpiel iſt, wie ich eben im Gebrauch bemerke, mehr, als Beiſpiel. Das Gefühl iſt Geiſt, in einer Form des Dunkels, welche ihre Natur verliert, ſobald das Wort dem objektiven Grund und Inhalte des Gefühlszuſtandes Ausdruck gibt, denn hiemit iſt das Bewußtſein an die Stelle des Gefühles getreten. Das Gefühl als ſolches iſt ein Verhältnißleben, ein Leben dynamiſcher Reizungsverhältniſſe, und muß daher gerade durch die Kunſtform, welche die reinen Bewegungsverhältniſſe des Tons zum Darſtellungsmittel hat, einen einzig richtigen Ausdruck finden. Ich habe daher in der Aeſthetik gewagt, den Cirkel für erlaubt zu erklären, wonach zuerſt die Natur des Gefühls zwar in ihrem allgemeinen Grundcharakter beſtimmt und daraus gefolgert wird, daß die Muſik ihr reinſter Ausdruck ſei, dann aber aus der vorausgeſetzten Muſik die ſpezielleren Unterſchiede und Theilungslinien in dem ſonſt ununterſcheidbaren Nebel dieſer Geiſtesform gewonnen werden. Unſer Kritiker führt dies an, ohne es zu widerlegen, als ob die Citatzeichen genügten, mich ironiſch zu vernichten. Nur das rein Dynamiſche am Gefühl, abgeſehen von jedem Inhalt, ſagt er, könne die Muſik darſtellen, nicht weil das Gefühl muſikaliſch, ſondern weil alles Muſikaliſche dynamiſch ſei. Man bemerke die Verwirrung in dieſem Satze, der, richtig geſtellt, gerade das beſtätigt, was ich ſage. Meine Behauptung, die allgemein anerkannte pſychologiſche Auffaſſung iſt dieſe: im Gefühle verſchwindet jeder beſtimmte, objektive Inhalt als ſolcher und wird zu einer bloßen Dynamik von Reizungsverhältniſſen, die ſich als unendliche Modifikationen von Luſt und Unluſt ankündigen; ich ſchließe: es wird daher ſeinen adäquateſten Ausdruck in einer Kunſt der rein dynamiſchen Tonverhältniſſe finden. Der Kritiker beginnt dagegen: „nur das rein Dynamiſche am Gefühl, abgeſehen von jedem Inhalt“ u. ſ. w., als ob mein Satz nicht gelautet hätte: das Gefühl iſt an ſich inhaltsvolle Dynamik, Dynamik, worin der Inhalt ſeine objektive Beſtimmtheit ausgelöſcht hat; und ſo erſchleicht er ſich den Reſt ſeiner obigen Aufſtellung, während in Wahrheit der Schluß dieſer iſt: weil alles Muſikaliſche dynamiſch iſt, ſo iſt die Muſik recht eigentlich die Kunſt des Gefühls, denn das Gefühl ſetzt jeden Inhalt in eine Dynamik von Reizungsverhältniſſen um. Die Verwirrung kommt offenbar daher, daß der Kritiker, nachdem er geleſen, was ich über das Gefühl und die Muſik ſage, ſogleich den Hauptpunkt wieder vergeſſen haben und der Meinung ſein muß, ich erkenne dem

Digitized by Google

Gefühl als ſolchem objective Inhaltsbeſtimmtheit zu und ebenſo der Muſik. Ich habe gezeigt, daß in das Gefühl aller Lebensinhalt einſinkt, und mit der Unterſcheidung von Subjekt und Objekt in ihm ſeine gegenſtändliche Beſtimmbarkeit verliert, daß das Gefühl alſo inhaltslos iſt im einen, inhaltsvoll im andern Sinn; unſer Kritiker aber, weil er den vorhandenen Widerſpruch nicht begreift, nur objektiv beſtimmbaren Inhalt kennt, ſpricht nun der Muſik dieſen und jeden ab, und was er für ſich vom Gefühle denkt, erfahren wir nicht; wahrſcheinlich: es habe manchmal Inhalt, manchmal nicht, und jene Male, wo es keinen hat, werden eben dieſelben ſein, wo die Muſik Gefühle darſtellt. — Mit meinem Satz iſt es keineswegs unvereinbar, wenn behauptet wird, daß das Gefühl ſich in ganz individuell beſtimmte einzelne Beſtimmungen unterſcheide, deren Verlauf den Inhalt des einzelnen muſikaliſchen Kunſtwerkes bildet; die dynamiſchen Verhältniſſe des Gefühls laſſen unendliche Concretionen ihrer Miſchung zu, welche für das Wort ebenſo indefinibel und doch ebenſo ſcharf beſtimmt ſind, als in der Säftenmiſchung und phyſiologiſchen Grundſtimmung des einzelnen Menſchen die einzelnen wechſelnden Zuſtände mit ihrem beſtimmten Charakter, der ſich doch nicht mit Worten bezeichnen läßt. — Daß in jedem Zuhörer die muſikaliſch dargeſtellte concrete Stimmung anders anklingt, darin hebt ſich ihr Weſen nicht auf; den Grundcharakter derſelben wird jeder muſikaliſch Organiſirte gleichmäßig mit allen Andern fühlen, aber mit ihm treten in Jedem andere Erfahrungen, Erinnerungen, Phantaſiebilder, tritt eine andere Beziehung zu der Welt des deutlichen Bewußtſeins in Verbindung; das Dunkel des Gefühls iſt zugleich ſeine Unendlichkeit und die Unendlichkeit möglicher Beziehungen auf die Objekte. Auch dies iſt in der Lehre vom Gefühl auseinandergeſetzt, wovon ich in dem Antheil an dem allgemeinen Abſchnitt über die Muſik in meiner Aeſthetik, den ich übernommen, ausgehe. Der Kritiker aber meint, dieſe unendlichen Beziehungen, vermöge deren Jeder das vernommene Muſikwerk ſich anders überſetzt, ſeien eben ein Beweis, daß die Muſik „nur Formen darſtelle“; denn dieſelbe Form ſei es, die uns an Alles mahne, was in dieſer ſich zu bewegen pflege oder fähig ſei. Da müßte vorher bewieſen ſein, daß nicht derſelbe Inhalt (vollends, wenn er ganz in der Form der Stimmung auftritt) unendlich verſchieden anklingen und doch in ſeinem Grundcharakter derſelbe ſein könne: ferner müßte bewieſen ſein, daß gewiſſe phyſiſche Bewegungen von den Stimmungen und Kräften der Gegenſtände, die ſich in ihnen bewegen, unabhängig ſeien, und daß die Muſik, wenn ſie die analogen Rhythmen entwickelt, ordnet, zu dieſen Stimmungen und Kräften in keinerlei Beziehung trete. Aber man ſieht hier ſchließlich noch einmal ganz klar, wo die Verwirrung ſitzt, denn die Kritik fährt fort: — „nicht weil die Muſik kein Ob-

Digitized by Google

jekt darſtellt, ſondern weil ſie keinen Inhalt hat." Das ſollte heißen: „Der Satz, daß die Muſik kein Objekt darſtellt, dreht ſich in meinem Kopf zu dem Satz um: ſie hat keinen Inhalt, weil ich nicht begreife, wie das Gefühl inhaltsvoll und doch ohne Unterſcheidung von Subjekt und Objekt ſein kann."

Ich habe dieſes Neſt von Confuſion etwas ausführlich vorgenommen, weil die Auswicklung belehrend iſt über den Formalismus im Kunſturtheil überhaupt, und ich habe es mit einiger Schärfe gethan, weil der Kritiker mit gar ſo affektirter Vornehmheit anfängt: „der Verfaſſer ſtellt ſich, wie zu erwarten war, auf den Standpunkt der phyſikaliſchen Gefühlsäſthetik." Als ob es bekanntlich neben einigen andern thörichten Theorieen der Muſik eine Gefühlstheorie gäbe, deren Naivetät unter Kennern eine abgemachte Sache ſei, ſo daß ſie von der Höhe ihrer Vernunft gemüthlich zuſehen können, wer etwa pathologiſcher Weiſe ſich in die Falle dieſes Irrthums verlaufe. So muß ich ihm denn, da er es nicht weiß, ſagen, daß die Gefühlstheorie der Muſik nicht eine Theorie iſt, die es neben andern auch ſo gibt, ſondern daß gar keine Kunſtphiloſophie exiſtirt, welche in der Muſik einen andern Inhalt ſuchte, noch weniger irgend eine, die gar keinen Inhalt in ihr ſuchte; ich muß ihm ſagen, daß nicht er auf die ſchweren Forſchungen der Kunſtwiſſenſchaft herunterzulächeln hat, ſondern daß man in dieſer die ungeſchickten Vorſtellungen und Denkverwirrungen guter Muſikanten und ſchlechter philoſophiſcher Dilettanten mit ihrer ſelbſtzufriedenen Gewißwiſſerei recht wohl kennt und pathologiſch begreift. Geläufig iſt Jedermann, daß diejenige Wendung der Gefühlstheorie der Muſik eine Verkehrtheit iſt, welche jedes Muſikwerks Inhalt mit Worten glaubt beſtimmen zu können; von dieſer aber iſt nicht die Rede, und der Kritiker ſelber ſagt es ſei diß nicht meine Theorie. Zum Abſchied habe ich ihm noch zu ſagen, daß ich die gnädige Anerkennung nicht annehmen kann, die er mir dafür widerfahren läßt, daß ich neben einer Muſik mit Gefühlsinhalt „noch eine Muſik beſtehen laſſe, die blos Produkt der in Formen ſpielenden Phantaſie iſt." Blos gelehrte und blos dem Ohr ſchmeichelnde Muſik gibt es, aber für ſie, wie für alle relativ leere Kunſt liegt die Möglichkeit ihres Beſtehens nur in jenem Bande, das obwohl noch ſo ſehr verlängert und verdünnt, ſie noch mit der urſprünglichen und wahren, der gefühlten Muſik verbindet; die relativ ausdrucksloſeſte Tonverbindung und Tonfolge würde auch den reinen Fachmann nicht erfreuen, wenn nicht ein entfernter Schimmer von Gefühlsleben in ihr wäre, ebenſo, wie das leerſte Sonett noch an die Gefühlsſtimmung erinnert, aus welcher dieſe Form entſprungen iſt und welcher das inhaltsvolle Sonett Worte gibt; ebenſo, wie ſelbſt das abſtrakte Linienſpiel in der De-

Digitized by Google

koration nur durch die dunkle Symbolik erfreut, vermöge deren bei ihrem Anblick uns Windungen und Löſungen, Labyrinthe und Entwickelungen alles Lebens vorſchweben.

Nehmen wir nun unſere Frage wieder in ihrer Allgemeinheit auf. Es kommt in aller Kunſt rein auf die Form an, dies iſt alſo der Satz des Formalismus. Und dieſer Satz iſt ganz wahr, iſt Grundbeſtimmung im Weſen des Schönen. Daß es in äſthetiſchem Gebiet überall nur darum ſich handelt, wie der Gegenſtand ausſieht, erſcheint, nicht um ſeine innern ſtoffartigen Qualitäten [ſei unter dem Stoffartigen die bildende phyſiſche Lebenskraft mit der durch ſie bedingten Struktur, Miſchung des Stoffes oder das Geiſtige, Moraliſche verſtanden], ſondern nur um die Geſammtwirkung der Oberfläche, daß im Künſtler das direkte Intereſſe für den Gehalt, ſei es Affekt, ſei es Eifer des Wahren und Guten, einem reinen Sinne des Bildens gewichen ſein muß, wenn er fähig ſein ſoll, ein Kunſtwerk zu ſchaffen, daß das äſthetiſche Wohlgefallen des Zuſchauers in demſelben Sinn ein intereſſeloſes ſein muß: dieß ſind Sätze, welche Kant ein- für allemal begründet, die Aeſthetik nach ihm in jeder Weiſe tiefer abgeleitet und ſpezieller entwickelt hat, Sätze, an welchen jetzt Niemand mehr rüttelt, der eine äſthetiſche Bildung beſitzt. Aber das vergeſſen ſehr viele, daß in der Form ſelbſt eben die innere phyſiſche Bildungskraft, der geiſtige Gehalt mit ihrer Qualität ausgeſprochen ſind, daß das erſcheinende Sinnliche gerade bis auf dieſe Linie in den Raum hineingetrieben wird, gerade ſo und ſo gefärbt iſt, ſich bewegt, handelt, weil es der ſo und ſo beſtimmten Lebenskraft entquollen, von dem ſo und ſo beſtimmten Geiſt erfüllt, geführt iſt, daß der Künſtler mit der ganzen Lebendigkeit des Nervs, der vollen Innigkeit des Gemüths und Intenſität des Geiſtes in den Affekt und in die Idee ſich hineingelebt haben muß, die er darſtellt, daß hier die ganze Bedeutung des Perfektums: Vergangenheit, aber gegenwärtiges Fortwirken und Beſtand der Vergangenheit, in Wirkung tritt, daß endlich der Zuſchauer allerdings von jenem Intereſſe ganz frei ſein muß, das eine Unruhe enthält, etwas zu genießen, zu thun, zu wirken, einem Sollen Folge zu geben, daß aber damit ja keine Gleichgültigkeit gemeint iſt, vielmehr eine reine Betrachtung, in welcher Herz, Wärme, Begeiſterung ihre einſeitige Gewalt nur darum auslöſchen, weil ſie zu harmoniſcher Stille ſich ſammeln. Das Schöne tilgt das Intereſſe für etwas, was da werden ſoll, nur darum, weil es mittelbar oder unmittelbar, in ruhendem Bild oder in bewegter Handlung, die Welt als eine ſolche darſtellt, worin all die Güter und das Gute, um das wir uns ſonſt beunruhigen und quälen, ſchon erreicht ſind, ewig auf's Neue in gegenwärtige Erfüllung treten, weil es di

in der empiriſchen Wirklichkeit zerſtreuten Strahlen des ewigen Lichtes auf Einen Punkt concentrirt, auf Eine Stelle wirft und uns dadurch in die Stimmung einer vollkommenen Welt verſetzt. Wenn irgendwo, ſo gilt daher die Bedeutung, in welcher Hegel den Terminus Aufheben gern gebraucht hat: ſo nämlich, daß es ſowohl den Begriff des conservare, als des tollere in ſich enthält. Der Gehalt iſt im Schönen in die reine Form aufgehoben, aber nur in dem Sinn, daß er nicht mehr in ſeiner Getrenntheit, in ſeiner Beſonderheit wahrgenommen wird; er iſt als ſolcher nicht mehr da, nur weil er ganz in die Form übergetreten iſt. Das Stoffartige iſt in die Form aufgegangen, aber es iſt nicht gleichgültig, w a s aufgegangen iſt. Es verhält ſich genau, wie mit einem chemiſchen Amalgam, worin ein Stoff in einen andern ganz aufgelöſt iſt, aber in der Auflöſung ihm ganz ſein: Qualität mitgetheilt hat; wenn man das beſcheidenſte Bild will: Zucker hat ſich im Waſſer aufgelöſt, er iſt weg, aber das ganze Waſſer iſt von Süßigkeit durchdrungen. Man ſpricht unter Künſtlern und Kennern nicht leicht vom Inhalte, ſondern von Motiv, Compoſition, Form, Farbe, Vers u. ſ. w., aber man hält es nur darum ſo, weil man ſtillſchweigend vorausſetzt, daß dem Motiv, der Compoſition, Form u. ſ. w. der Inhalt einverleibt ſei; man ſchweigt davon, weil es ſich von ſelbſt verſteht; ſo unzweifelhaft iſt die Forderung, daß man ſich gar nicht dabei aufhält. Man redet nur vom Körper, weil die Seele ſchon darin iſt. Erſt wenn ein Formgebrechen, das unverkennbar in Unwahrheit, Unreinheit, Flachheit, Verworrenheit, Ueberfruchtung, Willkür des Inhalts ſeinen Grund hat, den Accent fühlbar auf dieſen wirft, da wird die Rede davon, da fühlt man, daß die Form von ihren äußerſten Enden in Einem Zuge zurückläuft in das Nervencentrum, worin die Seele eines Kunſtwerks lebt, und daß man gar nicht ſagen kann, wo denn der Punkt ſei, auf welchem Inhalt und Form ſich ſcheiden. Viel eher kann man an der Form ſelbſt zwei Seiten unterſcheiden. „Zur Form eines Gedichtes gehört auch, ja das Weſentliche an dieſer Form iſt die Struktur, die Oekonomie, die Architektur einer Dichtung; ſind Worte und Verſe das Gewand, Gedanken und Bilder Carnation und Teint, ſo iſt das zuletzt aufgeführte Moment der Wuchs, der Gliederbau ſammt der Geſichtsbildung eines Gedichts. Behauptet nun Herr Menzel, in die ſchönſte Form nicht blos von Worten und Verſen, ſondern auch von einzelnen Gedanken und Bildern habe z. B. Göthe oft den ſchlechteſten Inhalt gefüllt, man müſſe alſo, da man der Form [äſthetiſch] nichts anhaben könne, geradezu auf den Inhalt [moraliſch] losgehen: ſo bleibt uns vielmehr neben jener äußeren Form, welche allerdings auch an einem unwürdigen Gegenſtande ſchön ſein kann, noch

jene ſo zu ſagen innerliche Seite, der Bau, die Oekonomie des Gedichts; dieſe wird immer leiden, wenn ihr ein unſittlicher Inhalt aufgedrungen wird" [Strauß Streitſchr. 2. Heft, S. 127]. Wir haben, beiher geſagt, an W. Menzel ein Beiſpiel, wie der Formaliſt zugleich moraliſirender Subſtantialiſt ſein kann: iſt die Kunſt inhaltslos indifferente Form, ſo mag der Eine ſich damit begnügen; daß ſie als ſolche ergötzt, der Andere fordert, daß ſie ausdrücklich moraliſchem Inhalt als Gefäß diene und beurtheilt ſie nach dieſem Maaßſtabe. Unſer Satz aber iſt: das Gute wird in der Kunſt ſchön, das Schlechte, Böſe häßlich und wenn wir etwas ernſtlich ſchön oder häßlich nennen, ſo haben wir es ſtillſchweigend auch gut oder übel genannt. Keine noch ſo gelungene Form kann einen kranken Kern verhüllen. Wir nennen nur Ein Beiſpiel, nicht von eigentlich Schlechtem, aber von Peinlichem: Heinrich von Kleiſt hat in ſeiner Marquiſe von O. einen widerlichen Stoff mit der größten Meiſterſchaft behandelt; vollendetere Durcharbeitung kann nicht leicht angewendet werden, ein widerſtrebendes Motiv zu entlaſten, aufzulöſen, ja Schönheiten daraus zu ziehen, aber doch können wir den läſtigen Ausgangspunkt niemals vergeſſen, ſelbſt im verſöhnenden, edlen Schluſſe nicht. Wo aber Schlechtes, Unmoraliſches, das der Dichter billigt, innerlich ſich in die flüchtig täuſchende Form kleidet, da wird der verkehrte Inhalt ſich am allermeiſten im Schluß verrathen, er wird ein Mißklang ſein, er wird uns nicht beruhigt, nicht verſöhnt entlaſſen. — Ein ſtärkeres Schlaglicht fällt auf die untrennbare Einheit von Inhalt und Form namentlich auch da, wo dieſe in müßigen Ueberfluß auswächſt, alſo z. B. wo Gruppen, Parthieen, Scenen auftreten, welche an ſich ergötzen oder rühren, aber in dieſen Zuſammenhang nicht gehören. Wir haben aber mit dieſen Sätzen noch zu viel zugegeben. Auch die ſogenannt ſchöne Form, welche über leeren oder ſchlechten Inhalt geworfen iſt oder bei gutem Inhalt als ſtörender epiſodiſcher Ueberfluß erſcheint, könnte nicht ſchön genannt werden, wenn ſie nicht inhaltsvoll, ſeelenvoll wäre; ſie iſt nur jetzt, in dem ſo beſchaffenen Kunſtwerk, ſammt ihrem an ſich edeln geiſtigen oder ſeeliſchen Kern an einen andern, kranken Kern unnatürlich oder an einen geſunden, der aber in ſeinem Zuſammenhang dieſe Art von Formen ſammt dem ihnen an ſich eigenen Inhalt nicht bedingte, unnatürlich oder müßig angeheftet. Die Formen einer weiblichen Geſtalt z. B. hießen nicht ſchön, wenn ſie nicht mit der reizvoll bauenden organiſchen Lebenskraft zugleich ausſprächen, was uns am leiblichen Seelenleben entzückt; natürlich aber können ſie verwendet werden, um zur Wolluſt unſchön zu reizen oder durch eine zwar unſchuldigere Anziehung Leerheit an tieferer Bedeutung, wie ſie das angelegte Kunſtwerk forderte, zu verdecken, oder ſie können als müßiger Schmuck einen Zuſammenhang über-

Digitized by Google

füllen, dem dieſe Bedeutung ſammt den ihm dienenden ernſteren Kunſtformen keineswegs abgeht: in ihrem Zuſammenhang ſind ſie bedeutungsvoll genug, hier nur ſind ſie bedeutungslos, ſtörend, wie Opernmuſik in der Kirche, und nun nennen wir ſie bloße, leere Form, wenn wir nicht ſchlimmere Namen brauchen.

(Fortſetzung folgt.)

Mechanismus und Organismus im Staatsleben.

Es iſt wohl eine der wichtigſten Eigenthümlichkeiten dieſes Jahrhunderts, daß die Wiſſenſchaften ſich neue Methoden und Ausgangspunkte ſuchen, ihre frühere Iſolirung verlaſſen, und in Zuſammenhang mit allen andern Wiſſenſchaften treten. Man kann zur Zeit kaum mehr von verſchiedenen Wiſſenſchaften ſprechen; eine Wiſſenſchaft ergänzt die andere und bildet die Fortſetzung und Conſequenz der andern, ſo daß das Gebäude der Wiſſenſchaft als ein ebenſo organiſches und harmoniſches Ganze daſteht, wie der Kosmos der Natur, den zu begreifen ihre Aufgabe iſt. Die Natur zu ergründen und die natürlichen Geſetze zu entwickeln, iſt am Ende die einzige Aufgabe jeglicher Wiſſenſchaft, und wir ſtimmen in dieſer Beziehung vollſtändig mit der neuern materialiſtiſchen Schule überein, daß auch wir alle ethiſchen Verhältniſſe und Wiſſenſchaften auf Naturbetrachtung und Erkenntniß zurückführen. Die ethiſchen Thatſachen ſind eben keine unnatürlichen oder übernatürlichen Dinge, ſondern mit den Naturgeſetzen in Uebereinſtimmung; die großen, allgemeinen Geſetze der Natur, die Schwerkraft, die Anziehungs- und Abſtoßungskraft, die Wahlverwandtſchaft u. ſ. w. zeigen ſich auch im ethiſchen Leben, im Staatsleben, in der Weltgeſchichte, in allen Verhältniſſen der Geſellſchaft. Wir haben daher immer eine Neubildung der ethiſchen Wiſſenſchaften verlangt, in Anknüpfung an die Naturwiſſenſchaften, als die allgemeinſte Baſis aller Wiſſenſchaften, und mit Benutzung derſelben Methode, der Beobachtung, Erfahrung und Vergleichung, durch welche die Naturwiſſenſchaften ſo große Reſultate erreicht haben. Das Reich des menſchlichen Geiſtes, welches wir der Philoſophie und den philoſophiſchen Wiſſenſchaften überantworten, iſt wenigſtens ebenſo weit und groß, als das Reich der Natur, und aus den mannigfaltigſten Erſcheinungen deſſelben die allgemeinen Geſetze zu ſuchen, dies iſt hier, wie dort Wiſſenſchaft.

Digitized by Google

Wir haben niemals den Einfluß geleugnet, den die Naturwiſſenſchaften auf die Anthropologie und Logik, auf die Ethik und Aeſthetik, auf die Wiſſenſchaft von der Moral und dem Rechte, auf Politik und Socialismus gehabt haben und in viel größerem Maaßſtabe in der Zukunft haben werden, wenn wir auch für dieſe ethiſchen Gebiete eine beſondere wiſſenſchaftliche Berechtigung in Anſpruch nehmen. Namentlich denken wir, daß eine der nothwendigſten und nächſten Wiſſenſchaften ein wirkliches, eigentliches Naturrecht ſein müſſe, auf deſſen Boden alle andern politiſchen und ethiſchen Wiſſenſchaften neue Wurzeln ſchlagen können. Doch darüber an einem andern Orte.

Wir wollen hier einige allgemeine Betrachtungen über den natürlichen und organiſchen Charakter des Staates machen, der allerdings in der gegenwärtigen Praxis ſehr undeutlich und mangelhaft zur Erſcheinung kommt, aber gerade deßhalb einer wiſſenſchaftlichen Nachweiſung bedarf. Der Staat iſt uns keine juridiſche Fiction, kein Contrakt, wie ihn Rouſſeau und Kant nennen, auch kein religiöſes Inſtitut, wie uns die Keller und Stahl beweiſen wollen, ſondern eine natürliche Thatſache, aus der Natur des Menſchen und der Menſchheit hervorgehend und mit derſelben unzertrennlich verbunden. Wo wir Menſchen finden, ſehen wir auch etwas Aehnliches, wie Staatenbildung, freilich oft in ſehr ungeeigneter, roher Form. Wenn Ariſtoteles den Menſchen ein politiſches Thier nennt, oder Platon behauptet, der Staat, [die Idee des Staates] ſei älter, wie die einzelnen Staaten: ſo haben Beide nichts weiter geſagt, als was wir ſeit den erſten Tagen bis auf heute und von den Wilden an bis auf die civiliſirteſten Völker bemerken, nämlich: daß irgend eine ſtaatliche Vergeſellſchaftung des Menſchen mit der menſchlichen Natur ſelbſt unzertrennlich verbunden iſt, und daß, wenn der Menſch auch oft in der Lage iſt, zwiſchen verſchiedenen Staaten und Staatsformen wählen zu können, er doch niemals ſich aller ſtaatlichen Gemeinſchaft entſchlagen kann.

Die Kommuniſten und Anarchiſten, zwei Extreme, die übrigens, wie alle Extreme, in gewiſſen Punkten zuſammentreffen, leugnen die Nothwendigkeit des Staates und dringen auf die Abſchaffung deſſelben. Aber abgeſehen davon, daß dieſe Abneigung gegen ſtaatliche Verbindungen auf einer plumpen Verwechſelung der beſtehenden Staaten mit der Staats-Idee überhaupt beruht, kommen dieſe Leute auf dem Wege der Aſſociation immer wieder auf größere Vereinigungen zurück, denen wir füglich mit mehr Recht den Namen Staat geben könnten, wie manchen der beſtehenden Staaten. Wer von einem Unterſchiede zwiſchen dem „Staate" und der „Geſellſchaft" faſelt, weiß weder, was Staat, noch Geſellſchaft iſt, und kennt den Staat wohl nur von den Polizeiſtuben und Steuerämtern her.

Digitized by Google

Wenn wir übrigens hier den Staat als einen naturwüchſigen betrachten, ſo wollen wir damit nicht in die Bahn der patriarchaliſchen Politiker einlenken, welche den Staat nach Analogie der Familie erklären, und für Gemeinde-, wie für Staatsverbindungen eine „väterliche" Regierung und „kindlichen" Gehorſam haben wollen. Allerdings iſt die Familie auch eine natürliche Einrichtung, und bildet den Schluß, welcher den einzelnen Menſchen mit der Gattung verbindet, wie die Grundlage der Staatenbildung. Aber der Staat hat eine viel weitere Sphäre, wie die der Familie iſt, weitere Grundſätze und höhere Zwecke; ſeine Baſis iſt nicht die Pietät, ſondern das Recht, und dieſes Recht kommt ſelbſt in den unvollendetſten Staaten und in despotiſchen Formen der Anlage nach zum Vorſchein.

Allerdings, wenn wir uns eine richtige Idee vom Staate machen wollen, müſſen wir von dem natürlichen Verhältniſſe ausgehen, in welchem der einzelne Menſch zur Gattung ſteht. Wir begleiten das Individuum von ſeiner erſten Iſolirung und Individualität an in den Kreis ſeiner Familie, ſehen ihn dann in ſeinem Stamme und Volke, in ſeinem Berufe und Staate, bis daß wir in dem allgemeinen Ausdrucke „Menſchheit" den höchſten ſocialen, und in dem Worte „Völkerſolidarität" und „Weltrepublik" den höchſten politiſchen Begriff finden.

Wir ſehen an dem Laufe der Weltgeſchichte, wie ſich die Idee des Staates von den erſten Anfängen an durch die verſchiedenſten Formen hindurch bis zu den heutigen Verfaſſungen entwickelt hat, und wie ſelbſt hinter den heutigen Verfaſſungen vollendetere und freiere Staatsformen warten, welche in der allgemeinen Weltrepublik ihren höchſten Ausdruck finden. Wie verſchieden aber auch die Bildung und Einrichtung der Staaten im Laufe der Jahrhunderte war, einen gemeinſamen rothen Faden können wir in der ganzen Entwickelung verfolgen, das Streben nach Freiheit, oder vielmehr nach Selbſtbeſtimmung und Selbſtregierung. Der Organismus des Staates, beruhend auf der Harmonie, der Ordnung und Wechſelwirkung aller Glieder und Theile, kämpfte mit den mechaniſchen Staatsformen, und wenn der Sieg über die letztern in der Praxis noch nicht ganz vollendet iſt, ſo iſt er doch in der Idee und der Wiſſenſchaft ſchon eine Thatſache.

Der Organismus eines Staatenweſens beſteht zunächſt darin, daß alles Leben und alle Thätigkeit von dem Körper ſelbſt ausgeht, und daß die äußere Form, grade wie bei der leiblichen Symbolik des Menſchen, nur den innern Gehalt und die Individualität des Volkes, welches den Staat bildet, repräſentirt. Ferner gehört dazu, daß alle Theile zu dem Ganzen und unter einander in gleichem Verhältniſſe ſtehen, und daß die Funktionen der einzelnen Theile ſich ergänzen. Dann auch, daß jede

Veränderung, welche in den Sitten, Gebräuchen, Zuſtänden, Ueberzeugungen eines Volkes vorgeht, ſich auch in der Staatsform auspräge, und daß überhaupt die Staatsform nichts ſei, wie der lebendige, an allen Veränderungen und Entwickelungen theilnehmende Abdruck des Volksbewußtſeins und der Kulturperiode. Der Mechanismus in einem Staate dagegen beſteht in einer abſoluten Unterſcheidung der Regierung, Verwaltung und Geſetzgebung von dem eigentlichen Volke, in einer Jenſeitigkeit, Transzendenz, der Regierung, und in Formen, welche dem eigentlichen Volksleben fremd und von deſſen Entwickelung und Veränderung unabhängig ſind. Die regierende ordnende Kraft geht bei dieſen Staatsformen nicht aus dem Volke ſelbſt hervor, ſondern iſt von demſelben unabhängig und das Volk iſt mehr oder weniger lediglich auf die Unterordnung unter die Staatsform beſchränkt. Sind die mechaniſchen Staatsformen conſequent durchgeführt, ſo iſt das einzige Verhältniß des Volkes zum Staate das der Opfer, das Steuerzahlen ꝛc. Die mechaniſchen Staatsformen können nun verſchiedenſter Art ſein; gewöhnlich aber wird ihnen ein göttlicher Urſprung zugeſchrieben, weil man keinen menſchlichen oder natürlichen Urſprung dafur weiß. Ob Theokratie, wie bei den Juden, ob Monarchie und Despotenthum, wie im Oriente, ob Ariſtokratie, wie in Griechenland und Rom, oder ob ſelbſt Conſtitutionen und Geſetzbücher, abgeſchieden von dem lebendigen Geiſte des Volkes, über ein Volk herrſchen: es iſt immer eine mechaniſche Staatsform da, welche in kurzerer oder längerer Zeit mit dem Volksbewußtſein in Gegenſatz treten wird.

Die Geſchichte und der gegenwärtige Zuſtand des Staatsrechtes zeigt uns, daß weder das eine, noch das andere Syſtem vollſtändig ausgeprägt iſt. Selbſt in despotiſchen Staaten, wie in Rußland, wo von einer geſetzlich eingeführten Volksvertretung gar keine Rede iſt, wirkt die öffentliche Meinung doch indirekt auf die Regierung zurück, und die Veränderungen, welche in den Berufen, Anſchauungen und ſocialen Zuſtänden des Volkes hervorgehen, bringen auch Veränderungen im Regierungsſyſtem hervor. Aber dieſe Wechſelwirkung iſt eine zufällige; man kann ſie nicht mit Sicherheit beſtimmen; ſie bleibt oft aus, und es kann ein großer Unterſchied zwiſchen dem Volksbewußtſein und der Staatseinrichtung durch äußeren Zwang Jahre und Jahrhunderte lang feſtgehalten werden, der allerdings am Ende zu einer gewaltſamen Kataſtrophe führt. Auf der andern Seite ſehen wir auch, daß Staaten, in denen, wie in Amerika, die vollſtändigſte Volksſouverainität herrſcht und deren Staats-Einrichtung der Natur der Sache nach der immer bewegliche Abdruck des Volksgeiſtes ſein ſollte, ſehr häufig wieder in die mechaniſche Politik zurückfallen, ſich unter Conſtitutionen und Geſetze beugen, die, einer früheren Zeit angehörig, dem gegenwärtigen Volksbewußtſein nicht mehr

entſprechen, und ſich von einer Partei regieren laſſen, deren Prinzipien und Intereſſen mit den Anſichten des Volkes nicht identiſch ſind. Wir ſehen alſo überall ein gemiſchtes Syſtem, und es iſt nothwendig, daß wir unterſcheiden lernen, was von den politiſchen Einrichtungen organiſcher Bildung und natürlichen Weſens und was mechaniſcher Zwang und unnatürlichen Urſprungs iſt.

In Europa ſehen wir die meiſten Staaten von einem Mechanismus regiert und verwaltet, der dem Volk fremd ſteht, von einer in ſich abgeſchloſſenen Kaſte, der Bürokratie vertreten wird, den Intereſſen einer vom Volke geſonderten Dynaſtie und Ariſtokratie dient und von einer aus dem Volke gegen das Volk errichteten Militärmacht beſchützt wird. Die Betheiligung des Volkes iſt, wo ſie exiſtirt, nur unbedeutend und fragmentariſch, wie z. B. bei den preußiſchen Kammern; im Allgemeinen haben die europäiſchen Völker keinen andern Antheil an der Regierung, als Steuern zu zahlen, und inwendig zu räſonniren. Je ſchneller in dieſem Jahrhundert die Veränderungen vor ſich gehen, welche ſich im induſtriellen und wiſſenſchaftlichen Leben und in Folge deſſen im Bewußtſein des Volkes ergeben: um ſo hartnäckiger ſtellt der Staatsmechanismus ſich der Entwickelung entgegen, und um ſo eifriger vermehrt er die gewaltſamen Mittel, die allein dieſen Mechanismus aufrecht halten und ſchützen. Dieſes Benehmen bewirkt eine Spannung, welche mit der Zeit eine Kataſtrophe hervorbringen muß. Das Unnatürliche dieſes mechaniſchen, vom Volke abgetrennten Staatsweſens ſieht man daran, daß eingeſtandenerweiſe keiner der europäiſchen Staaten, die Schweiz und vielleicht auch England ausgenommen, ohne eine gewaltige Militärmacht exiſtiren könnte. Mit allerlei künſtlichen Theorien, die mit der Volksanſchauung im Widerſpruch ſtehen, hat man dieſen Staatsmechanismus zu rechtfertigen verſucht, und das religiöſe Element ſpielt natürlicherweiſe eine große Rolle in einem Staatsweſen, das dem Volke als eine jenſeitige Macht gegenüberſteht und ſeinen Urſprung nicht aus dem Willen des Volkes herleitet.

Man kann allerdings mit größerem oder geringerem Rechte ſagen, daß jede Regierung die Repräſentation des Volksgeiſtes iſt, und daß ſelbſt in despotiſchen Staaten ſich der Geiſt des Volkes in ſeinen ſtaatlichen Einrichtungen abſpiegelt. Aber wir finden häufig den Fall, daß ſich die Formen verknöchern, ihre Biegſamkeit und Entwickelungsfähigkeit verlieren, und alſo ein ſtarres Schema bilden, welches mit dem eigentlichen Volksleben nichts zu thun hat. Das letztere ſucht dann in anderer Beziehung ſein Recht zu gewinnen; in der Induſtrie, im Handel, in der Wiſſenſchaft äußert ſich der Volksgeiſt, dem man die Betheiligung an dem Staatsmechanismus verweigert, und wir finden, wie gegenwärtig in

Deutſchland, einen merkwürdigen Unterſchied zwiſchen den Beſtrebungen des Volkes und denen der Regiernng. So unterſcheidet man denn zwiſchen der offiziellen Politik und dem eigentlichen Leben des Volkes, der ſogenannten unterirdiſchen Politik, in welcher der Zukunft vorgearbeitet wird.

So ſehen wir in Europa den unermüdlichen Kampf eines gebildeten, vorangeſchrittenen, in ſteter Entwickelung begriffenen Volksweſens gegen einen ſtarren, durch Gewohnheit und Gewalt aufrecht gehaltenen burokratiſchen und militäriſchen Staatsmechanismus. Am widernatürlichſten wird derſelbe in Frankreich aufrecht gehalten; die Regierung iſt dort dem Volke ſo entfremdet, als wenn ſie in den Händen eines fremden Uſurpators wäre, der ſeine Herrſchaft nur einer Reihe von Siegen verdankt. In andern Ländern nehmen einzelne bevorrechtete Klaſſen des Volkes an der Staatsverwaltung Theil, namentlich in England, Belgien und Holland, ohne daß man indeſſen in Europa, die kleine Schweiz ausgenommen, von einer eigentlichen Selbſtregierung des Volkes ſprechen könnte. Und ſelbſt in der Schweiz wirken ſo viele fremde Einflüſſe auf den Volkswillen, daß man in der Bundesregierung und der Regierung der meiſten Kantone nicht den wahren Volkswillen findet; die Diplomatie verſtümmelt den wahren Charakter der ſchweizeriſchen Republiken und läßt den wahren Willen des Volkes nicht zum Ausdruck kommen.

In der amerikaniſchen Union hat man den Fundamentalgrundſatz aufgeſtellt, daß alle Gewalt vom Volke herrührt. Selbſt die oberſte Bundesbehörde, der Kongreß, hat nur diejenigen Vollmachten, welche ihm direkt und wörtlich vom Volke durch die Conſtitution übertragen ſind. Jedes Volk macht ſich ſelbſt ſeine Conſtitution und hat das Recht, ſie unter gewiſſen vorgeſchriebenen Formen zu verändern. Das ganze Beamtenthum, vom Ver. Staaten-Präſidenten bis zum Friedensrichter in einem Dorfe geht unmittelbar aus dem Volke hervor und wird direkt oder indirekt vom Volke gewählt. Jedes Jahr ſind Wahlen, in denen das Volk über die Prinzipien, die Parteien, die Männer entſcheidet, und außer dieſen regulären conſtitutionellen Wahlen iſt es in allen Staaten Gebrauch, über wichtige Maaßregeln, namentlich Geldfragen, das Volk beſonders abſtimmen zu laſſen. Dem Willen des Volkes ferner ſteht keine Militarmacht gegenuber, welche ihm entgegentreten könnte und die Diplomatie ubt auf den Volkswillen keinen Einfluß.

Sollte man aus dieſen organiſchen Fundamentalgeſetzen der amerikaniſchen Politik nicht ſchließen, daß hier das Staatsleben durchaus nur der immer biegſame und flüſſige Abdruck der Volksmeinung und des öffentlichen Geiſtes ſei? Sollte man nicht in den allgemeinen Zügen des Staatsweſens die individuellen Züge des amerikaniſchen Volkes erkennen?

Digitized by Google

Sollten wir nicht hier die vollſtändige Uebereinſtimmung der offiziellen Politik mit dem Volksbewußtſein erwarten?

Die politiſchen Ereigniſſe der letzten Jahre zeigen uns, daß die öffentliche Meinung ſich nicht ſo biegſam und veränderlich in der offiziellen Leitung der Union und der einzelnen Staaten ausdrückt, wie man es nach dem Geſagten erwarten könnte, und daß auch hier die Wünſche und Intereſſen des Volkes oft unter dem Regierungsmechanismus und dem Parteiſchematismus verkümmern Um nur ein einziges Beiſpiel anzuführen: die Meinung im Volke über den Lecomptonſchwindel zeigte ein durchaus anderes numeriſches Verhältniß, als die Abſtimmung im Kongreſſe; im Volke der nördlichen Staaten hätte die Majorität gegen den Schwindel wenigſtens 9/10 betragen; im Kongreß ſtand das Verhältniß ganz anders. Repräſentanten von Diſtrikten, die in großer Majorität gegen den Schwindel waren, wie z.B. von unſerem eigenen Erie County, ſtimmten für denſelben, und das Volk hatte kein Mittel in der Hand, ſich gegen dieſe Mißrepräſentation zu ſchützen. Ein ähnliches Beiſpiel bietet die Abſtimmung über die Pacifikbahn. Das Volk, darüber befragt, würde eine große Majorität für eine ſofortige Behandlung dieſes Unternehmens gegeben haben, aber im Kongreß hat man die Sache auf die lange Bahn geſchoben.

So können wir auch in den Legislaturen der einzelnen Staaten Geſetze paſſiren und verworfen werden ſehen, gegen den Wunſch des betheiligten Volkes, und wir denken, daß dieſer Widerſpruch ſo auffallend und befremdend iſt, daß wir uns nach deſſen Urſachen näher umſehen müſſen. Es iſt dies der bedenkliche Punkt der amerikaniſchen Zuſtände, denn wenn ſich einmal die offizielle Politik von dem Volkswillen entfernt, iſt ein Volk auf dem Wege zum Despotismus, ſelbſt wenn auch noch die republikaniſchen Formen dem Scheine nach aufrecht gehalten werden.

Unter den Gewalten, welche zwiſchen dem Volke und der offiziellen Politik ſtehen, iſt zunächſt die Conſtitution der Ver. Staaten anzuführen, oder vielmehr die Art und Weiſe, in welcher die Conſtitution in offiziellen Kreiſen interpretirt wird. Das amerikaniſche Volk verehrt die Konſtitution auf eine unbedingte Weiſe und dem ſtrikten Buchſtaben nach, ohne daran zu denken, daß die Conſtitution für ihre Zeit ein Meiſterwerk war, aber im Laufe der rieſenmäßigen Entwickelung der Ver. Staaten unbedingt in vielen Punkten antiquirt iſt. Das Verhältniß der Staaten zur Union, die Verhältniſſe der Territorien, die handelspolitiſchen Beziehungen, die nationalökonomiſchen Intereſſen, vor Allem die Sklaven-Frage, haben ſich weſentlich geändert, und die Beſtimmungen der Conſtitution über dieſe Verhältniſſe könnten höchſtens nur als Ausgangspunkte für Analogien und Conſequenzen gelten. Man kann allerdings die Conſtitution gleich der Bibel erklären, wie es im Intereſſe der Parteien liegt;

aber wie in den offiziellen Kreiſen die Conſtitution erklärt wird, dies iſt vollſtändig den Intereſſen des Volkes entgegen.

Wir kommen hier auf eine allgemeine Frage: Haben überhaupt freie Staaten Conſtitutionen nothwendig? Wir haben in den letzten Revolutionsjahren in Deutſchland genug Gelegenheit gehabt, dieſe Frage zu beantworten. Es wimmelte damals von Conſtitutionen, Märzerrungenſchaften u. ſ. w. und was hat der ganze Plunder genutzt? Und ſelbſt wenn wir Englands hochgeprieſene Conſtitution nehmen: iſt ſie nicht gerade der Schild, hinter den die Ariſtokratie ſich verſteckt und mit dem ſie ihre Privilegien vertheidigt? Eine Conſtitution iſt immer das Produkt der Zeit, welche ſie hervorgerufen hat, und je ſchneller die Völker leben und ſich entwickeln, deſto bälder wird die Conſtitution antiquirt ſein. Wir möchten daher folgende Grundſätze bei der Abfaſſung von Conſtitutionen, — wenn man denn doch derſelben nicht entbehren kann, — vorſchlagen. Erſtens ſollte man mit apodiktiſcher Gewißheit und als unveränderlche, abſolute Fundamentalſätze nur ſolche Beſtimmungen hinſtellen, welche in der Natur des Menſchen ſelbſt begründet ſind, ewig und unveränderlich, wie die Natur, und die ſich im Laufe der menſchlichen Entwickelung nicht ändern, ſondern nur tiefer begründen und weiter ausdehnen; wir meinen die ſogenannten Menſchenrechte. Zweitens ſollte man die Formen des Staates ſo biegſam und entwickelungsfähig, wie möglich machen; hier begehen viele Conſtitutionen, namentlich auch die Conſtitution der Ver. Staaten, den Fehler, die Formen zu ſehr zu firiren, und ſie in vollſtändiger Unbeweglichkeit hinzuſtellen, ſo daß die Volksſouverainität in dieſen Formen verknöchert. Endlich ſollte man dem Volke immer ein Reviſionsrecht der Conſtitution unter leichten Formen laſſen, ſo daß in dieſer Beziehung immer den veränderten Verhältniſſen und Bedürfniſſen Rechnung getragen werden kann.

Um wieder auf die Conſtitution der Ver. Staaten zu kommen, ſo iſt nicht ihr ſelbſt, ſondern der offiziellen Interpretation derſelben die reaktionäre Tendenz, welche man aus derſelben herleitet, zu verdanken. Die offizielle Interpretation iſt in den Händen des O b e r b u n d e s g e r i c h t e s, und dieſes Gericht ſteht durchaus in keiner Beziehung, Abhängigkeit und in keinem Zuſammenhange mit dem Volke und der öffentlichen Meinung. Dieſes Inſtitut iſt ſtabil, unbeweglich, über den Volkswillen erhaben; die Mitglieder deſſelben bekleiden ihre Stellen lebenslänglich, und die Erneunung geſchieht nicht durch das Volk, ſondern durch den Präſidenten in Verbindung mit dem Senate. Daß natürlich Präſident und Senat die Männer für dieſen wichtigen Poſten aus ihrer eigenen Partei auswählen, um dadurch ihren Parteidogmen die höchſte geſetzliche Autorität zu geben, iſt erklärlich. So ſehen wir, wie gegenwärtig im oberſten Bundesgerichte die Intereſſen der Sklavokratie, aber nicht die des

Digitized by Google

Volkes vertreten ſind, und das letzte Geſchenk dieſer Behörde war die Dred Scott Entſcheidung, welche beſtimmte, daß das Inſtitut der Sklaverei conſtitutionell ſei und der Conſtitution überall hinfolge, und daß farbige Perſonen niemals als Bürger der Ver. Staaten und als Perſonen im rechtlichen Sinne angeſehen werden könnten. Wir glauben kaum, daß die letzten Ordinanzen Louis Napoleon's mehr mit der öffentlichen Meinung in Frankreich in Widerſpruch ſtehen, als dieſe Interpretation der Conſtitution mit dem Willen des amerikaniſchen Volkes; nicht nur nördliche, ſondern auch ſüdliche Staaten, wie Louiſiana, geben dem freien Farbigen das Stimmrecht, und ſo groß auch das Vorurtheil in Amerika gegen die farbige Race iſt, ſo iſt die Dred Scott Entſcheidung durch die Legislatur von faſt allen nördlichen Staaten verurtheilt und Niemanden fällt es ein, ſie in die Praxis einzuführen. Daran ſehen wir, welch eine Kluft die Supreme Court von der Volksmeinung trennt, und wie wenig dieſe Anſtalt zu dem hochgeprieſenen demokratiſchen Prinzipe der Volksſouverainität paßt. Seward, vielleicht der einzige Mann, der die amerikaniſchen Inſtitutionen als Philoſoph und Staatsmann, und nicht als bloßer Routinier und Politiker auffaßt, machte jüngſt im Senate eine Motion, welche mil den hier ausgeführten Anſichten vom Oberbundesgerichte übereinſtimmte. Er ſagte, das Oberbundesgericht müſſe in innigeren Zuſammenhang mit dem Volke gebracht werden; die Legislaturen der einzelnen Staaten müßten ſich daran betheiligen u. ſ. w. Dieſe Vorſchläge werden allerdings fromme Wünſche bleiben, ſobald nicht überhaupt eine durchaus andere Politik die Oberhand bekommt.

Mit welcher conſervativen Aengſtlichkeit vor 80 Jahren die Väter der Republik die conſtitutionellen Formen derſelben beſtimmten, dies geht auch aus dem Inſtitut der Präſidentſchaft hervor. Vier Jahre, eine bedeutende Zeit bei der ſchnellen Entwickelung Amerika's, ſind die Prärogative der Souverainität in den Händen eines Mannes, den man nicht mit Unrecht einen „König im Frack" nennt, der, vom Volke erwählt, nach der Wahl vom Volke durchaus unabhängig iſt, und der für die Dauer ſeiner Amtszeit alle weſentlichen Attribute eines Königs hat, ohne die conſtitutionellen Verantwortlichkeiten deſſelben. Selbſt bei einer prinzipiellen Differenz mit dem Kongreß, welche in England regelmäßig das Miniſterium zum Rücktritte zwingt, ſteht Präſident und Miniſterium unbeweglich feſt, eine Macht, mit allen Verführungen der Corruption mehr, wie irgend eine Monarchie der Welt, ausgeſtattet. Wir haben noch neulich den Fall geſehen, daß der Kongreß ſich gegen eine der bedeutendſten Regierungsmaaßregeln erklärte, gegen die Aufnahme von Kanſas unter der Lecompton-Conſtitution; die beſiegte Regierung blieb am Platze und hatte nur einige Wochen der Zeit und Corruption nothwendig, um die Minorität im

Kongreſſe in eine Majorität zu verwandeln. Das Volk, in ungeheurer Mehrzahl dieſem Schwindel entgegen, wurde darum nicht gefragt.

Wir kommen jetzt auf die eigentliche Urſache der Erſcheinung, daß zwiſchen dem Willen des Volkes und der geſetzlichen Autorität eine bedeutende Kluft iſt, auf das Parteidogma und die Corruption der Beamten. Die politiſchen Anſichten, welche die Grenzlinien der Parteien bilden und die von den Führern derſelben als ein förmliches Dogma feſtgehalten werden, treten häufig den perſönlichen Ueberzeugungen gegenüber; was die Partei zur Teſtfrage der Partei ſtempelt, wi d von den Leuten acceptirt, welche durch Intereſſe und Gewohnheit an die Partei gebunden ſind. Namentlich in den letzten Tagen des Lecompton Schwindels haben wir viele Leute gehört, deren perſönliche Ueberzeugung durch den Mord an der Volksſouverainität verletzt wurde, die aber ihre perſönlichen Abneigungen überwanden, weil die „Partei" es gebot. Abgeſehen von den Leuten, denen die Verbindung mit der Partei Einfluß, Geld und Aemter bringt, und deren Zahl in Amerika Legion iſt, iſt auch der große Haufen des Volkes bereit, mit der Gedankenloſigkeit, welche überall die Maſſen charakteriſirt, Alles zu glauben und zu thun, was die „Partei" befiehlt, oder vielmehr, was die Drathzieher und Aemterjäger ſagen. Die Art und Weiſe, wie die Armee von Bundesbeamten, — wir ſchätzen ſie wenigſtens auf 60,000 Mann, — ernannt werden, die beſtändige Gefahr für dieſe Leute, unter die politiſche Guilotine zu kommen und abgeſetzt zu werden, die Sucht der Aſpiranten um erledigte Plätze; alle dieſe mit dem amerikaniſchen Beamtenthum unzertrennlichen Eigenſchaften verſchaffen oft dem Parteidogma den Sieg uber die eigentlichen Ueberzeugungen des Volkes.

Nur wenn man die hier angeführten Gründe und Verhältniſſe berückſichtigt, kann man den großen Unterſchied begreifen, der hier in Amerika trotz der ſo viel gerühmten Volksſouverainität zwiſchen der offiziellen Politik und der Volksmeinung exiſtirt. Die Leute der Partei betrügen vollſtändig das Volk um ſeine Ueberzeugung und ſeine Stimmen. Die beiden letzten Präſidentenwahlen geben uns davon die Beweiſe. Die Wahl von Franklin Pierce wurde unter dem Verſprechen der demokratiſchen Nationalconvention von Baltimore, daß nichts an den beſtehenden Geſetzen über Sklaverei geändert werden ſollte, durchgeſetzt; das Volk der Ver. Staaten war des ewigen Zankapfels müde und wollte Ruhe haben. Wenige Monate nach der Inſtallation des Präſidenten wurde das Miſſourikompromiß, einer der wichtigſten Verträge gegen die Ausbreitung der Sklaverei über die weſtlichen Territorien, aufgehoben. Wir erinnern uns noch ſehr genau, welchen Schrecken damals die Nebraskabill im demokratiſchen Lager erregte und wie ſich die öffentliche Meinung allenthalben dagegen empörte. Aber die Partei gebot, daß die Nebraskabill Dogma

der demokratiſchen Partei ſei; die politiſche Guillotine wurde gegen jeden Gegner der Nebraskabill angewendet; der ganze Einfluß der Bundesregierung wurde aufgeboten, und die Nebraskabill gewann den Sieg über die öffentliche Meinung und die beſtehenden Verträge. Ein ähnlicher Vertrauensbruch und eine ähnliche Täuſchung der öffentlichen Meinung wurde von der Adminiſtration Buchanan's begangen. Zur Zeit der Wahl zwiſchen Fillmore, Fremont und Buchanan behaupteten die Anhänger des letzteren, daß ſeine Nomination ein Proteſt gegen die Kanſas-Politik von Pierce, eine Garantie für die Volksſouverainität, für die Freiheit von Kanſas und für eine echt nationale Politik ſei. Auf allen demokratiſchen Rednerbühnen des Nordens, in allen demokratiſchen Blättern ertönte der Ruf: Frei Kanſas! und in dieſem Zeichen ſiegte die demokratiſche Partei. Als nun gleich darauf die Lecomptonconſtitution kam, deren einziger Effekt iſt, die Sklaverei dem Volke von Kanſas gegen ſeinen Willen aufzudrängen, fanden wir überall im demokratiſchen Lager eine ähnliche Entrüſtung und in der ganzen öffentlichen Meinung einen ähnlichen Sturm des Unwillens, wie bei der Nebraskabill. In der erſten Zeit ſchien die demokratiſche Partei in zwei Parteien auseinander zu fallen, und ſelbſt im Kongreſſe war die Adminiſtration verloren. Aber, wie die demokratiſchen Blätter ſagen, ein Moment des kühleren Nachdenkens kam, und Kanſas iſt heute Sklavenſtaat unter der Lecompton-Conſtitution, und die demokratiſche Partei ſteht geeinigt auf dem Boden derſelben.

Man entſchuldige uns, daß wir längſt bekannte Thatſachen hier anführen. Es war unſere Abſicht dabei lediglich, zu zeigen, auf welchen Wegen und durch welche Mittel ſich die offizielle Politik der Kontrole des Volkes und der Oberherrſchaft der öffentlichen Meinung entzieht, und einen ſtarren Parteidogmatismus und bürokratiſchen Mechanismus bildet, ſtatt der Ausdruck der Ueberzeugungen des Volkes zu ſein. Die Politik iſt dadurch zu einem Geſchäfte herabgeſunken, womit ſich nur der eigentliche Geſchäftspolitiker befaſſen mag; der unabhängige Theil des Volkes geht dieſen Politikern aus dem Wege und will nichts mit den Wahlen und dem damit verbundenen Schacher zu thun haben. Darin liegt das ganze Räthſel unſerer unglücklichen politiſchen Zuſtände. Darin liegt aber auch die Einſicht in das einzig mögliche Heilmittel.

Es iſt unbedingt nothwendig, daß die Formen des Staates, anſtatt in einen abſtrakten Mechanismus auszuarten, der zuletzt zum Despotismus wird, dem Volke und dem Volkswillen wieder näher gebracht werden, daß der organiſche Charakter des Staatsweſens wiederhergeſtellt und die Theilnahme an der Politik allgemein volksthümlich werde. Dies iſt das einzige Mittel, eine günſtige Wendung in der Politik zu bewerkſtelligen. An einzelnen Thatſachen, wie z. B. bei der letzten New-Yorker Stadtwahl, ſieht man, daß die Erkenntniß in dieſe Nothwendigkeit ſich

Digitized by Google

Bahn bricht, und das Volk die Aemterjäger und Parteiklepper in der Leitung der öffentlichen Angelegenheiten abzulöſen ſucht. Möge die Einſicht in dieſe Nothwendigkeit ſich immer weiter verbreiten! Wir glauben, daß wir dem Volke der Ver. Staaten ſelbſt die Zukunft der Union getroſt anvertrauen können, ſobald der Volkswille ſich unmittelbar in der Geſetzgebung und Verwaltung geltend machen kann. Die Reform muß in der Weiſe vor ſich gehen, welche Seward in ſeiner Rede über das Oberbundesgericht angedeutet hat. Die infame Attacke gegen die Volksſouverainität in Kanſas ſollte grade das Volk anſpornen, ſeine Souverainität ſelbſt wieder in die Hand zu nehmen, und den großen Zwieſpalt zwiſchen der offiziellen Politik und der öffentlichen Meinung zu beenden. Denn, wie geſagt, mit den republikaniſchen Formen des Staates iſt es nicht genug, wenn nicht der ganze Volksgeiſt in ſeinen Veränderungen, Entwickelungen und Fortſchritten ſich in dieſen Formen ausprägt, und dem Staate den Charakter des Organiſchen und Lebendigen verleiht.

Die Chemie des Weines.

(Aus der Zeitſchrift „die Natur.")

Die Gährung.

Die Kelter hat ihre Arbeit vollendet; in den Kellern reiht ſich Faß an Faß, gefüllt mit dem Moſte der Trauben. Ein geheimnißvolles Leben und Regen beginnt jetzt in dieſer Flüſſigkeit. Der Saft trübt ſich mehr und mehr, Bläschen ſteigen auf, anfangs klein, bald immer größer, immer ſtürmiſcher nach oben treibend. Schaum bedeckt die Oberfläche. Die Flüſſigkeit ſelbſt iſt eine ganz andere geworden, ſie hat ihre zähe, klebrige Beſchaffenheit und ihre Süßigkeit verloren, und ihr Genuß wirkt berauſchend. Eine Menge von Stoffen, die bisher aufgelöſt in dieſer Flüſſigkeit waren, vermögen ſich nicht mehr darin zu halten und ſcheiden ſich am Boden des Faſſes ab. Selbſt die Luft des Kellers iſt verändert, ſie droht mit Erſtickung, wenn ſie nicht ſchleunigſt erneut wird. Nach 3 bis 4 Tagen iſt der Schaum, der die Maſſe bedeckt, auf's Höchſte geſtiegen, und erſt nach abermals 3 bis 4 Tagen beginnt er zu ſinken. Die Flüſſigkeit wird nun klarer, der Niederſchlag am Boden dichter. Aber lange noch, ſelbſt nachdem man die klare Flüſſigkeit in neue Gefäße gefüllt hat, geht

die innere Bewegung und Ausſcheidung fort, und im nächſten Frühjahr, wie man ſagt, wenn der Weinſtock bluht, oder mit dem Eintritt der Sonnenwärme, wird ſie ſogar noch einmal mit beſonderer Lebhaftigkeit erwachen. Das iſt das geheimnißvolle Werden des Weines, ein Prozeß, den wir nach ſeinen Bedingungen und Wirkungen jetzt näher betrachten wollen.

Es gibt eine Reihe von organiſchen Stoffen, wahrſcheinlich von ſehr complizirter Zuſammenſetzung, welche ſich freiwillig, d. h. ohne beſondere Einwirkung chemiſcher Mittel, zerſetzen und in einfache Stoffe zerfallen, die zwar unter den Verhältniſſen, unter denen ſie entſtanden ſind, keiner weiteren Veränderung mehr fähig ſind, wohl aber unter anderen Umſtänden eine abermalige Zerſetzung erleiden können. Man nennt dieſe freiwillige Zerſetzung Fäulniß. Zu ihrem Eintritt iſt zunächſt ein gewiſſer Wärmegrad erforderlich — Froſt und Siedhitze heben ſie gleicher Weiſe auf; — es gehört dazu ferner die Gegenwart von Waſſer und eine wenn auch vorübergehende Berührung mit Sauerſtoff. Die einmal begonnene Fäulniß ſchreitet allerdings fort, auch bei völligem Abſchluß des Sauerſtoffs. Zu dieſen fäulnißfähigen Stoffen gehören ganz beſonders jene ſtickſtoff- und ſchwefelhaltigen Beſtandtheile der Thiere und Pflanzen, die man unter dem Namen der Eiweißkörper begreift.

Kommt nun ein im Zuſtande der Fäulniß befindlicher Stoff mit einem andern an ſich nicht fäulnißfähigen Körper in Berührung, ſo erleidet der letztere oft dennoch eine Zerſetzung. Es findet dann gleichſam eine Uebertragung der innerlichen Bewegung von dem einen Körper auf den andern, eine Anſteckung des Zuſtandes der Umſetzung ſtatt. Dieſe neue Art der Zerſetzung nennt man die Gährung, und der in Fäulniß begriffene Stoff, welcher die Gährung veranlaßt, führt den Namen des Ferments oder der Hefe. Dieſes Ferment ſelbſt nimmt an dem Zerfallen des gährenden Stoffes keinen Antheil; ſeine Beſtandtheile gehen nicht in die Gährungsproducte über. Die Gährungsprodukte ſind aber mannigfacher Art und nicht allein durch die Natur des Ferments, ſondern auch durch die Temperatur bedingt. Der Zucker wird durch daſſelbe Ferment bei einer Temperatur von 10 bis 20 Gr. in Alkohol und Kohlenſäure, bei einer Temperatur von 30 Gr. in Gummi und Milchſäure zerſetzt.

Kommt nun endlich ein in Gährung begriffener Stoff mit dem Sauerſtoff der Luft in Berührung, ſo nimmt der Sauerſtoff an ſeiner Zerſetzung einen lebhaften Antheil, und dieſe Zerſetzung wird jetzt zur Verweſung. So geht der Alkohol in Berührung mit Fermenten und unter Einfluß des Sauerſtoffs in Eſſigſäure über.

Dieſe drei geheimnißvollen Prozeſſe, Fäulniß, Gährung, Verweſung, ſind es nun, durch welche der Tod die Leiber alles organiſchen Lebens allmälig unſeren Augen entzieht. Der eine von ihnen aber iſt es zugleich,

Digitized by Google

welcher aus dem Traubenſafte jenen erbaren, lebenſpendenden Saft, den Wein, bereitet. Wenden wir darum der Gährung unſere beſondere Aufmerkſamkeit zu.

Die weingeiſtige Gährung oder die Verwandlung des Zuckers in Alkohol iſt es, welcher der Wein ſein Daſein verdankt. Sehen wir nun zu, unter welchen Bedingungen ſie vorgeht, und in wie weit dieſe Bedingungen im Traubenſafte gegeben ſind. Zunächſt gehören dazu offenbar ein gährungsfähiger Körper und ein fäulnißfähiger, der durch Zutritt von Luft zum Ferment wird. Beide finden wir in der That im Traubenſaft. Wir bemerken darin zunächſt einen gährungsfähigen Zucker, wie wir geſehen haben, 13 bis 30 Procent des ganzen Saftes ausmachend, und zwar gerade jenen eigenthümlichen Traubenzucker, in welchen unſer Rohr- und Rübenzucker erſt umgewandelt werden muß, ehe er der weingeiſtigen Gährung fähig wird. Wenn in ungünſtigen Jahren kalte, regenreiche Sommer dem Winzer zuckerarme, ſäurereiche Trauben geliefert haben, dann ſieht er ſich oft verleitet, zu einer Verfälſchung zu greifen. Er ſucht dann künſtlich den fehlenden Zucker zu erſetzen, am einfachſten durch Zuthat von Rohr- oder Rübenzucker oder noch billigerem Kartoffelſyrup. Welchen Zucker er wählt, iſt für den Erfolg gleichgültig; jeder wird ſo gut wie der Traubenzucker in Alkohol umgeſetzt, und der beſte Chemiker muß darauf verzichten, im Weine noch den Urſprung des Alkohols zu entdecken. Bisweilen greift der Winzer auch zu einem andern Mittel, indem er dem Moſte durch Kreide die freien Säuren entzieht und ihn zugleich durch Eindampfung verhältnißmäßig zuckerreicher macht. Er muß dann nur den ſo behandelten Moſt nachträglich mit einem Theile des urſprünglichen vermiſchen, damit der Weinſtein die ihm vom Kalk zum Theil entzogene Säure aus der freien Säure des Moſtes wieder erſetzen kann. Auf ſolche Weiſe wird dann zwar der Natur nachgeholfen und wenigſtens ein den guten Jahrgängen an Alkoholgehalt nichts nachgebender Wein gewonnen, aber ein guter, duftreicher, wohlſchmeckender Wein nimmermehr! — Dazu gehört eben die volle Entwickelung der Traube.

Wir finden ferner namentlich im Traubenmark einen ſtickſtoffhaltigen Körper, das ſogenannte Pflanzeneiweiß, das alſo die Hefe bilden kann. Mag dieſes Pflanzeneiweiß auch nur in ſehr geringer Menge, wie wir geſehen haben, kaum zu 1/4 Procent, im Traubenſafte vorkommen, ſo hat doch die Erfahrung gezeigt, daß ein Gewichtstheil Pflanzeneiweiß im Stande iſt, 130 Theile Zucker in Alkohol umzuwandeln, und jener geringe Gehalt wird alſo in vollkommen genügendem Verhältniß zu dem vorhandenen Zucker ſtehen. Wäre der Zuckergehalt größer oder umgekehrt der Eiweißgehalt kleiner, ſo würde ein Theil des Zuckers unzerſetzt in dem Weine zurückbleiben.

Zum Eintritt der Gährung gehört nun aber noch mehr, vor Allem eine geeignete Temperatur. Sind auch die Grenzen der Temperatur, innerhalb deren eine weingeiſtige Gährung überhaupt möglich iſt, ziemlich weit — ſie mögen zwiſchen 0 Gr. und 30 Gr. C. liegen —, ſo ſcheinen ſie doch für eine gute und kräftige Gährung ſehr eng zu ſein. Ja es dürfte nicht zu viel geſagt ſein, daß ſelbſt für verſchiedene Weinſorten, für die Weine verſchiedener Länder, verſchiedener Jahrgänge ganz verſchiedene Gährungstemperaturen erfordert werdrn. Zunächſt iſt nur gewiß, daß eine hohe Herbſttemperatur der Gährung förderlich, eine niedrige ihr nachtheilig iſt, und daß namentlich Schwankungen der Wärme während der Gährung von den übelſten Folgen ſein und ein ſchnelles Verderben des gährenden Saftes herbeiführen können.

Zum Eintritt der Gährung iſt endlich auch noch der Luftzutritt erforderlich, allerdings nur zum Eintritt, wahrſcheinlich zur erſten Zerſetzung des Eiweiß, zur Bildung der Hefe. Denn die einmal begonnene Gährung geht ohne ferneren Luftzutritt, oder doch bei ſehr beſchränktem ungeſtört fort. Ob der reichere oder der beſchränktere Luftzutritt der Gährung günſtiger ſei, darüber beſtehen noch heute die verſchiedenſten Anſichten. Eine Zeit lang pflegte man namentlich in Frankreich die Gährungsfäſſer mit einem Helm zu bedecken, mit dem eine Schlange, ähnlich wie bei unſeren Deſtillirapparaten, verbunden war. Man wollte dadurch die entweichenden Alkoholdämpfe verdichten. Als aber Gay-Luſſac zeigte, daß bei offenen Fäſſern kaum der 200ſte Theil des Alkohols verloren gehe, gab man dieſe Einrichtung, durch die jeder Zutritt der Luft zur gährenden Flüſſigkeit abgeſchloſſen war, als unnütz wieder auf. Eine Veränderung in der Qualität des Weines hat man vor wie nach nicht bemerkt. Im Rheingau pflegt man noch heute, wenigſtens bei rothem Weine, um eine mögliche Verweſung der mitgährenden Schalen zu verhindern, einen ähnlichen Luftabſchluß anzuwenden. Man bewirkt ihn hier durch die ſogenannte Gährmaſchine, ein dem Waſſerverſchluß bei Gaſometern ähnliches Gefäß, welches in die Oeffnung des Gährfaſſes eingeſchaltet wird und nur der entweichenden Kohlenſäure durch eine in das Faß hinabreichende Röhre den Ausweg geſtattet. Durch Liebig iſt an mehreren Orten ein ganz entgegengeſetztes Verfahren eingeführt worden. Er gab nämlich den Rath, den Wein nach Art des baieriſchen Bieres in Fäſſern mit weiter Oeffnung, alſo bei völlig freiem Luftzutritt, gähren zu laſſen. In Baden und ſelbſt auf dem Johannisberge iſt dieſes Verfahren mit gutem Erfolge angewandt worden. Eine völlige Willkür dürfte aber, wie es nach dieſen Erfahrungen ſcheinen könnte, dennoch nicht ſtatthaft ſein. Vielmehr ſcheint feſtzuſtehen, daß bei einer Gährung in offenen Fäſſern ſtets eine niedrige Temperatur, in verſchloſſenen Fäſſern eine hohe Temperatur erforderlich iſt, daß alſo ſehr zuckerreiche Weine vortheilhafter in

Digitized by Google

geſchloſſenen, zuckerarme am beſten in offenen Fäſſern gähren, daß endlich ſehr bouquetreiche Weine in offenen Fäſſern viel von ihrem Bouquet verlieren können. Jedenfalls verträgt nicht jede Sorte von Traubenſaft einen bedeutenden Luftzutritt, und namentlich ſehr alkoholreichen kann er ſchädlich werden und eine theilweiſe Umwandlung des Alkohol in Eſſigſäure herbeiführen.

Alle Bedingungen zur Gährung ſind alſo in der Traube bereits vorhanden. Warum beginnt dennoch nicht die Gährung ſchon in der Traube? Warum liefert die Natur dennoch uns nur Saft, nicht fertigen Wein? Es iſt freilich nur ein kleines Häkchen, das dieſen wichtigen Prozeß noch aufhält, und die Kelter reicht hin, dieſes Häkchen zu löſen. Alle jene Bedingungen liegen nämlich noch getrennt, ohne Beruhrung in der Traube neben einander. Der Zucker befindet ſich vorzugsweiſe im Safte der Zellen, das Eiweiß in feſtem Zuſtande in den Zellwänden, und wenn auch in dem Safte mit dem Zucker ſchon flusſiger Pflanzenleim gemiſcht iſt, der ebenfalls als Ferment wirken könnte, ſo umſchließt doch noch eine von Wachs durchdrungene Hülle die Frucht und ſchließt die Luft ab, die allein die Umwandlung der Eiweißſtoffe in Ferment bewirken kann.

Mit dem Zerreißen der Zellwände und der Vermiſchung des Saftes, des Fruchtmarks und der Zellwände iſt das Signal zum Beginn des Gährungsprozeſſes gegeben. Die Luft dringt ein und verwandelt das Pflanzeneiweiß in einen löslicheren, ſauerſtoffreicheren Körper. Vielleicht beſteht dieſe erſte Umwandlung vorzugsweiſe in einer Oxydation des Phosphors im Eiweiß zu Phosphorſäure. Zugleich ſcheinen aber noch andere Umſtände zum ſchleunigen Beginn der Gährung mitzuwirken. Die freie Weinſteinſäure, die in jedem Traubenſaft vorhanden iſt, mag er auch durch den Ueberſchuß von Zucker noch ſo ſuß ſchmecken, macht ihre bekannte Eigenſchaft, feſte eiweißartige Körper aufzulöſen, auch an dem Pflanzen-Eiweiß der zerquetſchten Zellwände, mit denen ſie in Berührung kommt, geltend. Dieſe auflöſende Thätigkeit der Weinſteinſäure ſcheint aber nicht blos fur den Beginn, ſondern, wie wir ſehen werden, auch für den Verlauf der Gährung eine Bedeutung zu haben.

Betrachten wir nun das Ferment ſelbſt. Kaum hat die Zerſetzung des Pflanzeneiweiß begonnen und damit den erſten Anſtoß zur Gährung, d. h. zum Zerfallen des Zuckers in Alkohol und Kohlenſäure, gegeben, ſo bemächtigt ſich die chemiſche Bewegung auch des Gummi's und Pflanzenſchleims im Traubenſafte. Es bildet ſich unter der Aufnahme von Sauerſtoff ein im Waſſer unlöslicher Körper, die Celluloſe, welche ſich ſofort zu Bläschen oder Zellen geſtaltet, die das Pflanzeneiweiß umſchließen. Dieſe Zellen ſind außerordentlich kleine, runde, mit ſchwarzen Punkten bezeichnete Kugelchen, deren Durchmeſſer etwa 1/327—1/436 Linie mißt, ſo daß

ein Kubikzoll deren mehr als 138000 Millionen umfaſſen kann. Man hat dieſe Hefenzellen eine Zeit lang durchaus als ſelbſtſtändige Pflanzen anſehen wollen und beſondere Namen für ſie erfunden, und man hat behauptet, daß ihr Wachsthum die eigentliche Bedingung der Gährung ſei. Eine vorurtheilsfreie Beobachtung hat aber gezeigt, daß die Zellenbildung nicht eine Urſache, ſondern nur eine Wirkung der Gährung iſt, und daß die Gährung ſowohl vor der Zellenbildung ſchon ſtattfinde, als nach der Zerſtörung der Zellen noch fortdauere. Es iſt überhaupt nur der Inhalt der Zellen, der durch ſeine Eigenſchaft, Sauerſtoff aufzunehmen, die Gährung entwickelt. Dieſer eiweißartige Inhalt iſt aber an ſich im Waſſer wenig löslich, und doch muß er austreten, die Zellwände durchſchwitzen, um mit dem Zucker in Berührung zu kommen und ſeine chemiſche Bewegung auf ihn zu übertragen. Da ſcheinen es denn die Pflanzenſäuren zu ſein, welche die Vermittlung übernehmen, namentlich die Weinſteinſäure, welche auch hier auflöſend auf das Eiweiß einwirkt. Es iſt daher bekannt, daß der Saft nicht ganz reifer, alſo ſäurereicher Trauben weit ſchneller ſeine Gährung vollendet, als der völlig reifer, zuckerreicher Trauben.

Mit der Bildung der Hefenzellen iſt nun keineswegs der Gährungsprozeß geſchloſſen; dieſe umfaßt vielmehr nur wenige Tage, die Zeit der erſten ſtürmiſchen Gährung. Die Zerſetzung des Zelleninhalts ſchreitet noch Monate lang durch die ganze Periode der ſtillen Gährung fort. Dieſe Zerſetzung, die vorzugsweiſe in einer Aufnahme von Sauerſtoff beſteht und theilweiſe ſelbſt bis zur Ammoniakbildung fortſchreitet, ſcheint uns des Luftzutritts nicht ganz entbehren zu können. Es ſcheint ſogar ein Erſatz des mangelnden Sauerſtoffs auf Koſten des Zuckers ſtattfinden zu können, wenn nicht gar dieſer Mangel häufig Veranlaſſung zur Bildung der ſogenannten Fuſelöle wird.

Wir haben nun die Bedingungen, die betheiligten Stoffe und die Vorgänge der Gährung kennen gelernt. Es bleibt uns noch übrig, einen Blick auf die Reſultate, auf die Veränderung des Traubenſaftes zu werfen. Gummi und Pflanzenſchleim haben abgenommen, und haben, indem ſie die unlöslichen Wände der Hefenzellen bildeten, die Flüſſigkeit getrübt. Pflanzeneiweiß und Pflanzenleim, anfangs in dieſe Zellen eingeſchloſſen, hatten dieſe bei der Hefenzerſetzung wieder verlaſſen und ſich zum Theil in löslicher Form mit der Flüſſigkeit vereinigt. Die entleerten Zellen ſind zu Boden geſunken, der Zucker iſt zum größten Theile in Alkohol und Kohlenſäure zerfallen. Die Flüſſigkeit iſt jetzt eine weſentlich andere geworden, und der verdünnte Alkohol vermag die früher in dem wäſſrigen Safte ſchwebenden Salze nicht mehr zu halten. Phosphorſaurer, ſchwefelſaurer, weinſteinſaurer Kalk werden niedergeſchlagen, und

Digitized by Google

ſelbſt der Weinſtein ſcheidet ſich theilweis aus. Es beginnt eine abermalige Trübung der Flüſſigkeit, an welcher bei wachſendem Alkoholgehalt endlich auch ſchwefelſaures Kali und weinſteinſaure Magneſia theilnehmen. Dieſe Trübung dauert fort, bis die Gährung vollendet iſt, und ſich die feſte Kruſte des rohen Weinſteins am Boden abgeſetzt hat.

Der junge Wein enthält alſo weniger Salze, als der Traubenſaft, und zwar um ſo weniger, je ärmer er an Gummi und Zucker, je reicher er an Alkohol geworden iſt. Er enthält zum Theil ſelbſt weniger Phosphorſäure, wenn bei der Hefenbildung Ammoniak entwickelt und dadurch eine Ausſcheidung von phosphorſaurer Ammoniak-Magneſia bewirkt wurde. Der auf neue Fäſſer gefüllte Wein ſetzt in Folge der in ihm aufgelöſten Hefenbeſtandtheile ſeine Gährung fort. Von Neuem ſcheiden ſich Salze aus, die bei den rothen Weinen auch einen Theil des Farbſtoffs und der Gerbſäure mit ſich nehmen. Abermals wird der Wein auf neue Fäſſer gebracht, damit nicht die niedergeſchlagene Gerbſäure, durch den Zutritt der Luft verändert, die Eiweißſtoffe, die ſie mit ſich geriſſen, als Quelle neuer, verderblicher chemiſcher Wirkungen wieder frei gebe. Endlich iſt alle Ausſcheidung beendet, alle Bewegung ruht, der Wein iſt fertig.

Materialismus und Spiritualismus

von

Dr. Pretſch.

(Fortſetzung.)

Auf dem Gebiete der Phyſiologie ſieht es aber noch ziemlich chaotiſch aus. Nicht etwa, daß die Phyſiologen die Hände müßig in den Schooß gelegt hätten; Gott bewahre! ſondern hauptſächlich wohl blos deßhalb, weil ihnen die Phyſiker und Chemiker nicht gehörig mit Rath und That an die Hand gehen konnten.

„Der Studien angenehmſtes für den Menſchen iſt der Menſch," ſagt man; aber bis jetzt hat ſich das Studium des Menſchen allen Denen, die es verſucht haben, als eine ziemlich harte Arbeit herausgeſtellt. Wie manches Jahrhundert verging, ehe man nur über die Circulation des Blutes in's Reine kam, oder vielmehr damit in's Reine gekommen zu ſein glaubte, — denn ich behaupte, daß man auch jetzt noch nicht darüber im Reinen iſt; — wie wenig weiß man ſelbſt jetzt noch über die Funktionen

Digitized by Google

der verſchiedenen Organe des menſchlichen Körpers. Wir wiſſen zwar, daß die Leber Galle abſondert, die Nieren den Urin ꝛc., aber wie und nach welchen Geſetzen die Gallen- und Urinabſonderungen vor ſich gehen, iſt noch immer nicht erklärt worden. Ueber die Rolle, welche Milz, Schilddrüſe, Thymusdrüſe im menſchlichen Körper ſpielen, ſind wir noch gänzlich im Dunklen, und die Kenntniß des Gehirns und ſeiner Funktionen liegt noch in den Windeln. Und bei alledem, wie viele Leichname ſind nicht ſchon ſecirt und präparirt worden; wie viele Hunde, Katzen, Kaninchen hat man nicht ſchon vergiftet, aufgeſchnitten und anderweitig gequält; wie vielen tauſend und abertauſend Fröſchen hat man nicht ſchon die Köpfe abgeſchnitten, das Herz aus dem Leibe geriſſen, die Muskeln und Nerven galvaniſirt; wie mancher Phyſiolog hat ſich mit Thränen im Auge den Schleim aus ſeinem Riechorgane gekratzt, um die Schönheit der naſalen Tapeten unter dem Mikroſcop anzuſtaunen und anſtaunen zu laſſen. Da wird geklopft, da wird gehorcht, da wird zerſchnitten, zerfaſert, gekocht, mikroscopirt und analyſirt, Eier werden künſtlich ganz, halb, ein- oder dreiviertel ausgebrutet; da macht ſich ſogar ein Profeſſor der Phyſiologie mit Hulfe von Nadeln, welche er in die Herzſpitze armer Hunde und Kaninchen ſticht, ein Glockenſpiel und läßt es zur Erbauung des verehrten Publikums aufſpielen. Ein himmelhoher Berg von verſtümmelten Leichen gibt Zeugniß von der raſtloſen Thätigkeit der Phyſiologen, und doch — wie klein iſt die Maus, die er hervorgebracht.

Und wenn es dann den Herren nicht gelingt, bei dieſer wilden Jagd über eine arme Seele zu ſtolpern, die man in einem Glaſe mit Spiritus präſerviren und dem gaffenden Publikum vorzeigen könnte, ſo ſtecken ſie ein weiſes Geſicht auf, ſchutteln bedeutſam mit dem Kopfe und rufen aus: „Da ſeht Ihr's ja; es gibt keine Seele! Wir bedurfen auch der Seele gar nicht, um die Erſcheinungen des organiſchen Lebens zu erklären. Die Funktionen des Körpers ſind nichts weiter, als ein phyſikaliſch chemiſcher Prozeß!"

Und doch können die Herren dieſe Erſcheinungen auch ohne die Annahme der Seele nicht erklären! —

Der Grund, warum die unermüdlichen Forſchungen und zahlreichen Experimente der Phyſiologen zu keinem beſonderen Reſultate gefuhrt haben, liegt theils in unſerer unvollkommenen Kenntniß der phyſikaliſchen und chemiſchen Geſetze, theils in der Art und Weiſe, wie die Phyſiologen ſelbſt ihre Forſchungen angeſtellt haben.

Während die anorganiſche Chemie ſich in einem ſo hohen Grade vervollkommnet hat, haben die Unterſuchungen auf dem Gebiete der organiſchen Chemie bis jetzt nur zu höchſt ungenügenden Reſultaten geführt; während der Chemiker anorganiſche Stoffe ebenſo leicht zerſetzen, wie che-

Digitized by Google

miſch wieder verbinden kann, iſt ihm mit organiſchen Körpern nur die Analyſe derſelben möglich geworden, aber noch nie war er im Stande, dieſelben auf chemiſchem Wege zuſammenzuſetzen; auch wird ihm dieſe Möglichkeit wohl nun und nimmer werden. Trotzdem hat es Chemiker gegeben, die ſich in ihren ſanguiniſchen Hoffnungen ſo hoch verſtiegen, daß ſie glaubten, es würde im Laufe der Zeit möglich werden, mit Hülfe von Deſtillirkolben und Elektriſirmaſchinen organiſche Weſen, am Ende wohl gar auch homunculi zu erzeugen.

Wenn ſich auch einzelne Akte organiſcher Funktionen mit chemiſchen und phyſikaliſchen Prozeſſen vergleichen laſſen, ſo ſcheinen doch im Allgemeinen alle Stoffe, ſobald ſie in den Organismus gelangen, ganz andern Geſetzen unterworfen zu ſein, als im Laboratorium des Chemikers. Dieſer Umſtand hat manche Phyſiologen zur Annahme einer beſonderen, auf die in den Körper gebrachten Stoffe organiſirend einwirkenden Kraft bewogen, die ſie Lebenskraft genannt haben, während andere Phyſiologen das Daſein einer ſogenannten Lebenskraft ganz wegleugnen und behaupten, daß die Erſcheinungen des organiſchen Lebens, wie der anorganiſchen Natur, allgemeinen phyſikaliſch chemiſchen Geſetzen unterworfen ſeien; allerdings ohne uns über dieſe vermeintlichen Geſetze etwas Näheres mitzutheilen.

Es kommt wenig darauf an, zu welcher Anſicht man ſich bekennt, ſo lange man nicht im Stande iſt, durch die eine oder die andere die Funktionen lebender Organismen zu erklären. Indeß, ſo viel iſt ſicher, daß zur Erzeugung organiſcher Körper ein Keim oder ein Ei nöthig iſt, welche ſich auf keine andere Weiſe, als durch die Thätigkeit von ſchon vorhandenen Organismen erzeugen laſſen. Es gab einmal eine Zeit, wo man glaubte, daß wenigſtens die niedrigſten pflanzlichen und thieriſchen Organismen ſich von ſelbſt aus abgeſtorbenen, verweſenden thieriſchen oder pflanzlichen, oder wohl gar aus unorganiſchen Stoffen unter Einwirkung von Licht, Wärme und Elektricität erzeugten, und man nennt dieſe Art Zeugung die generatio aequivoca. Dieſe Anſicht iſt von manchen Naturphiloſophen ihren Theorieen über das Entſtehen aller lebenden Weſen überhaupt zu Grunde gelegt worden, indem ſie behaupteten, die durch die Urzeugung gewonnenen Schimmelpilze und Infuſorien ſeien im Laufe der Zeit zu den verſchiedenen Pflanzen und Thieren bis zum Menſchen hinauf vervollkommnet worden.

Die Theorie der Urerzeugung hat ſich indeß durch neuere Unterſuchungen, namentlich durch die von Ehrenberg, als mehr als zweifelhaft herausgeſtellt, dafür iſt aber der Grundſatz: „omne vivum ex ovo“ um ſo mehr beſtätigt worden. Allerdings kann man hier wieder fragen: Wo kommen die erſten Keime, die erſten ovula her? Indeß darüber wol

Digitized by Google

len wir uns nicht den Kopf zerbrechen, für unſern Zweck iſt es vor der Hand genug zu wiſſen, woher ſie jetzt kommen. —

Da die Chemie offenbar nicht im Stande war, uns über die Natur eines Keimes oder Eies Auskunft zu geben, ſo griffen die Phyſiologen zum Mikroscop, und unterſuchten mit Hülfe deſſelben deſſen weitere Fortentwickelung. So ſchöne Reſultate dieſe mikroſcopiſchen Unterſuchungen auch geliefert haben, ſo haben ſie uns doch über das „Wie" ? der Fortentwickelung d. h. über die Geſetze, nach welchen ſie geſchieht, im Dunkeln gelaſſen. Sie kennen zwar die Entwickelung des menſchlichen Eies, ſie geben uns genau die Geſtalt des Foetus an in ſeinen verſchiedenen Entwickelungsſtufen von der Zeit, wo er einen Tag, eine Woche, einen Monat alt iſt, bis zur Zeit, wo er das Licht des Tages zum erſten Male erblickt; ſie ſagen uns, in welcher Reihenfolge die verſchiedenen Organe und Körpertheile ſich bilden, am wie vielten Tage nach der Conception ſich zuerſt Blutgefäße zeigen, wenn das Herz beginnt zu ſchlagen, wenn die erſten Spuren der Augen, der Ohren, der Naſe, des Mundes, der Arme, Beine &c. ſichtbar werden; — aber die Geſetze, nach welchen das Wachsthum des Foetus geſchieht, die Gründe, warum aus dem menſchlichen Eie ein Menſch, aus dem Hühnerei ein Huhn, dem Taubenei eine Taube erwächſt, kurz, warum ein organiſcher Körper nur ſeines Gleichen hervorbringen kann, ſind und bleiben trotz aller mikroskopiſchen Unterſuchungen in undurchdringliches Dunkel gehüllt. Man hat mit einem Worte mittels des Mikroſcops Anatomie ſtudirt, nicht aber Phyſiologie. Die Geſetze, nach welchen die organiſchen Lebenserſcheinungen Platz ergreifen, werden ſich nun und nimmermehr durch das Mikroſcop aufklären laſſen. Und warum nicht? Einfach wohl blos darum, weil unſer Auge ſo conſtruirt iſt, daß wir eigentlich nur Körper im feſten Aggregatzuſtande ſehen können, und daß ſelbſt das ſtärkſte Mikroſcop dieſem Uebelſtande nicht abhelfen kann. Flüſſige und gasförmige Körper ſind eigentlich ſchon unſichtbar, ſowohl für das bewaffnete, als auch für das unbewaffnete Auge. Wenn die farbigen Flüſſigkeiten und Gaſe dieſer Behauptung zu widerſprechen ſcheinen, ſo rührt dies wohl nur davon her, daß ſie ihre Farbe von feinzertheilten feſten Körpern erhalten, welche in ihnen ſchwimmen.

Man hat angenommen, und wohl auch mit Recht, daß die einzelnen Atome der Kryſtalle dieſelbe Geſtalt haben, wie der uns ſichtbare Kryſtall ſelbſt. Die Kochſalzkryſtalle ſind würfelförmig; dennoch müßten auch die Atome des Kochſalzes würfelförmig ſein. Wer kann ſich aber rühmen, die würfelförmige Geſtalt des flüſſigen Kochſalzes jemals mit oder ohne Mikroscop wahrgenommen zu haben? Und doch ſind die verſchiedenen Aggregatzuſtände der Körper eigentlich nichts weiter, als verſchiedene

Verdünnungen derſelben, wobei alſo die urſprüngliche Geſtalt ihrer Atome keine Veränderung erleiden kann.

Noch weniger als flüſſige und gasförmige Körper ſind die dynamiſchen ſichtbar. Die Lichterſcheinungen des elektriſchen Funkens ſcheinen von abgeriſſenen und im elektriſchen Fluid ſchwimmenden Theilchen des Conduktoren herzurühren, denn die Farbe des elektriſchen Lichtes ändert ſich, je nachdem man das elektriſche Fluid von verſchiedenen Metallſpitzen ausſtrömen läßt. Eine goldne Metallſpitze gibt ein grünes Licht, eine ſilberne ein rothes, eine von Zinn oder Zink ein weißes u. ſ. w.

Aus dem bisher Geſagten wird einem Jeden leicht klar werden, warum alle Verſuche, in das geheimnißvolle Walten der Natur mit dem Mikroscop hineinzugucken, immer und ewig ohne Erfolg bleiben müſſen. Denn wenn, wie weiter oben gezeigt worden iſt, die Stoffe nur im dynamiſchen Zuſtande thätig ſind, ſich nur in dieſem Zuſtande chemiſch verbinden oder aus dieſen Verbindungen wiederum ausſcheiden, ſo müſſen nothwendig alle Verſuche mit dem Mikroscop, womit wir den Dynamide eben ſowenig ſ e h e n können, wie mit dem bloßen Auge, ohne jedweden Erfolg bleiben.

Ebenſowenig wie die mikroscopiſchen Unterſuchungen haben die galvano-elektriſchen Experimente zu befriedigenden Reſultaten geführt.

Als zuerſt die Wirkungen der galvaniſchen Säule bekannt wurden, glaubte man auf einmal das Geheimniß des organiſchen Lebens entdeckt zu haben. Das Gehirn, ſagt man, ſei die Batterie, die Nerven die Drähte, welche den im Gehirn verbreiteten Galvanismus in alle Theile des Körpers leiteten. Schade nur, daß Theorie und Praxis nicht übereinſtimmte. Man war nicht im Stande, eine galvaniſche Batterie für das Gehirn zu ſubſtituiren; man erregte zwar Contractionen von Muskeln, aber keine zweckmäßigen, coordinirten Bewegungen derſelben und die Verſuche, unter galvaniſchem Einfluſſe einzelne Organe, wie Magen, Nieren, Leber ꝛc. funktioniren zu laſſen, ſchlugen gänzlich fehl, worüber wir uns auch gar nicht wundern dürfen, wenn wir bedenken, was der Galvanismus eigentlich iſt. Eine Strömung von 2 dynamiſchen elementaren Körpern; wie ließe ſich dieſe wohl ſubſtituiren für eine ſo complicirte Kraft wie diejenige, welche die Lebensfunktionen leitet!

Jedermann iſt nun wohl überzeugt, daß es, um die Geheimniſſe des organiſchen Lebens zu ergründen, nicht mit bloſem Sehen, Riechen, Hören, Schmecken, Fühlen abgethan ſei, ſondern daß wir zu dieſem Behufe auch noch etwas Anderes nöthig haben: das D e n k e n. Wir müſſen vom Bekannten auf's Unbekannte, vom Sichtbaren auf's Unſichtbare ſchließen, wir müſſen neben unſeren Sinnen auch unſere Vernunft ge-

brauchen; wir müſſen Theorien und Hypotheſen aufſtellen, ſonſt wird uns die Natur immer und ewig ein verſchloſſenes Buch bleiben.

Um die Erſcheinungen des organiſchen Lebens zu verſtehen, wird es nöthig ſein, einſtweilen von dem complicirten Organismus des menſchlichen Körpers abzuſehen und auf die einfachſten Organismen in der Natur zurückzugehen.

Die erſten atomiſtiſchen Bewegungen der Materie und ihre Verbindung zu einer gewiſſen definitiven Form und Geſtalt, gleichſam die erſten Lebenszeichen der Naturkörper, finden wir bei der Kryſtalliſation.

Man hat angenommen, daß die Atome der verſchiedenen Kryſtalle die nämliche Geſtalt haben, wie der unſern Augen ſichtbare Kryſtall ſelbſt, er mag nun ſo groß ſein, daß man ihn nach Fuß und Zollen meſſen, oder ſo klein, daß man ihn nur durch das ſtärkſte Mikroscop wahrnehmen kann. Iſt nun dieſe Annahme richtig, ſo müſſen z. B. auch die im Waſſer aufgelöſten Kochſalzatome die nämliche Geſtalt haben, wie der feſte Kochſalzkryſtall. Die würfelförmige Geſtalt des Kochſalzes iſt alſo in ſeinen Atomen ſchon gegeben, dieſe Atome ſchwimmen in der Auflöſung und, während die ſie in Auflöſung haltende Flüſſigkeit verdunſtet, ziehen ſie einander gegenſeitig an, verdichten ſich und werden als feſter Kryſtall dem Auge ſichtbar.

Während der Kryſtall durch einfache Appoſition ſeiner in der Auflöſung ſchwimmenden, ſchon fix und fertig geformten Atome ſich bildet, wächſt die Zelle der Pflanzen und Thiere von Innen heraus. Mikroscopiſche Unterſuchungen über das Entſtehen und Wachsthum der niedrigſten Pflanzengattungen, z. B. des rothen Schnees (protococlus nivalis) welcher nichts, als eine einfache Pflanzenzelle iſt, haben ergeben, daß ſich in einer ſolchen einfachen Pflanzenzelle neue Zellen bilden, welche, nachdem ſie eine gewiſſe Entwickelungsſtufe erreicht haben, aus der zerborſtenen Hülle der Mutterzelle heraustreten, worauf in jeder der Tochterzellen die Entwickelung neuer Zellen auf die eben beſchriebene Weiſe wieder vor ſich geht. Jede dieſer Zellen, ſo klein ſie auch iſt, iſt ein Individuum und hat die Eigenſchaft, neue Individuen ihres Gleichen wieder zu erzeugen.

Es findet alſo zwiſchen der Bildung eines Kryſtalles und der Bildung einer Pflanzenzelle ein bedeutender Unterſchied ſtatt. Erſterer wächſt durch äußere Appoſition der ſchon geformten, in der Flüſſigkeit ſchwimmenden Atome, letztere wächſt von innen heraus; erſterer hat die ſchon gebildeten Atome einfach an ſich zu ziehen, letztere imbibirt durch die Zellwand gewiſſe Stoffe und verarbeitet ſie im Innern zu gleichartigen Individuen, aber beide Prozeſſe geſchehen nach einem allgemeinen Naturgeſetze: der

Digitized by Google

Attraktion des Gleichartigen und Aehnlichen. Die Kryſtalle attrahiren das Gleichartige, die Zellen nur das Aehnliche, welches ſie jedoch durch die ihnen inwohnende Induktionskraft in ein gleichartiges Individuum verwandeln.

Mit demſelben Rechte nun, mit welchem man angenommen hat, daß die Atome des Kryſtalles die nämliche Geſtalt haben, wie der Kryſtall ſelbſt, kann man auch jede Zelle als ein in gewiſſen chemiſchen Proportionen aus 2, 3 oder 4 Elementen zu einer gewiſſen Form und Geſtalt zuſammengeſetztes Atom anſehen, welches in Folge der ihm inwohnenden Induktionskraft Stoffe von außen anzieht, imbibirt und aſſimilirt, d. h. in der Weiſe auf ſie einwirkt, daß ſie ſich zu einer der Mutterzelle in Form, Geſtalt und chemiſcher Zuſammenſetzung gleichen Zelle arrangiren.

Was hier in Bezug auf die niedrigſten Organismen, die einfachen Pflanzenzellen geſagt worden iſt, gilt auch für die höchſten. Eine jede Pflanze und ein jedes Thier beſteht aus einer mehr oder weniger großen Anzahl von Zellen, die nicht nur ſelbſt eine beſtimmte Geſtalt und chemiſche Zuſammenſetzung haben, ſondern auch wiederum unter einander zu beſtimmten Formen, Organen oder Syſtemen verbunden ſind, und jede dieſer Zellen funktionirt auf die bei Betrachtung der einfachen Pflanzenzelle angegebene Weiſe.

Nun iſt es Jedermann bekannt, daß eine Pflanze oder ein Thier nur ſeines Gleichen erzeugen kann. Der Keim der Pflanze, das Eichen des Thieres muß alſo ſchon alle Theile, alle Formen, alle Organe der vollkommen entwickelten Pflanze, oder des vollkommen entwickelten Thieres enthalten, kurz der Keim oder das Ei müſſen ſchon eine Pflanze oder ein Thier en miniature enthalten, ſonſt könnten ſie ſich niemals zu einem ſolchen entwickeln.

Die Summe aller der in den einzelnen Zellen thätigen Induktionskräfte aber iſt es, was man bei Pflanzen und Thieren Lebenskraft, Seele und bei Menſchen Geiſt genannt hat. Da aber die Induktionskraft der lebenden Zelle inwohnt, ſo kann man dieſe ſelbſt, oder vielmehr die Summe aller ein Individuum conſtituirenden lebenden Zellen als das Individuum ſelbſt, als das eigentliche Ich, welches jedem organiſchen Körper ſeine Individualität gibt, betrachten.

Was iſt nun der Körper, der uns ſichtbare Körper? Es ſind die todten, abgeſtorbenen Zellen, welche nicht mehr funktioniren, oder bloße Zellenhüllen, von denen das innere Lebende gewichen iſt. Man kann daher den Körper als eine Art Schale oder eine Verdickung der Lebenskraft, hervorgebracht durch äußere Einflüſſe, betrachten, welche aber wiederum da-

Digitized by Google

zu dient, für die Lebenskraft, die Seele, eine ſchützende Decke gegen äuſsere Einflüſſe zu bilden.

Die Lebenskraft, die Seele iſt demnach die Summe aller lebenden Zellen, der Körper die Summe aller abgeſtorbenen, abſterbenden, eingetrockneten, feſtgewordenen Zellen. Erſtere iſt das Individuum, das ſich immer gleich bleibt, letzterer iſt in fortwährender Zerſetzung begriffen und kann demnach nicht der Träger der Individualität ſein.

Nachdem wir nun im Allgemeinen geſehen haben, was Lebenskraft iſt, wollen wir die Art und Weiſe ihrer Wirkſamkeit im Menſchen genauer betrachten.

Der Menſch iſt alſo auch, wie Pflanze und Thier, ein aus einer unendlich großen Anzahl von Zellen zuſammengeſetzter, ſehr complicirter Organismus, ſo complicirt, daß es beinahe unmöglich erſcheint, ſich ein richtiges Verſtändniß deſſelben zu erwerben. Da gibt es zuerſt das Knochenſyſtem, welches dazu dient, den weichern Theilen, namentlich aber den Muskeln als Befeſtigung zu dienen, edle Organe mit einer ſchützenden Decke zu umhüllen und überhaupt dem ganzen Organismus Feſtigkeit und den nöthigen Halt zu geben; dann das Muskelſyſtem mit ſeinen zahlreichen Muskeln, welche die Bewegungen des Menſchen vermitteln, dann die verſchiedenen ſtoffumwandelnden Organe, welche die von außen in den Körper eingeführten Nahrungsmittel in eine homogone Maſſe, das Blut, umwandeln; die Kanäle, welche das Blut von dem Herzen in alle Theile des Körpers und von da wieder zurück nach dem Herzen führen, ferner Organe, welche den Keim zur Fortpflanzung vorbereiten und endlich das Nervenſyſtem, der Leiter aller, der Ordnung und Harmonie in die verſchiedenen Funktionen bringt.

Es würde zu weit führen, wollten wir die Funktionen der verſchiedenen Organe und Syſteme einzeln durchgehen. Wer an dem Gedanken feſthält, daß der Keim des Menſchen, das befruchtete ovulum humanum einen unendlich kleinen homunculus enthält, wo alſo alle verſchiedenen den menſchlichen Körper bildenden Zellen, ſowie auch die Form und Geſtalt des Menſchen ſchon gegeben ſind, der kann ſich leicht einen Begriff machen, wie durch einfache Multiplication der gegebenen Zellen ein ausgewachſener Menſch entſtehen kann und muß.

Die einzelnen Zellen des Körpers können indeß nicht, wie die Zellen des ſogenannten rothen Schnees, und andere niedrige Pflanzengattungen unabhängig von einander fortarbeiten; es muß Etwas da ſein, was die Funktionen des Ganzen controlirt und Ordnung hineinbringt. Zu die-

Digitized by Google

ſem Behufe ſcheint das Nervenſyſtem vorhanden zu ſein. Dieſe Ausübung der Controlle ſcheint jedoch nicht die einzige Beſtimmung des Nervenſyſtems zu ſein, denn dann müßte, ſobald wir einen zu einem gewiſſen Organe des Körpers führenden Nerven durchſchneiden, dieſes Organ dennoch fortfunktioniren, wenn auch nicht in Harmonie mit den übrigen Organen. Dies iſt aber durchaus nicht der Fall. Denn ſobald ein Nerv durchſchnitten wird, hört das von ihm beherrſchte Organ bald in ſeiner Funktion auf und fängt an, ſich zu zerſetzen.

Hat man z. B. den Hüftnerven eines Hundes oder eines Kaninchens durchſchnitten, ſo läuft ſich das Thier bald an der gelähmten Ferſe rund, die Haut bedeckt ſich mit Geſchwüren, welche oft Beinfraß zur Folge haben. Bei einem Menſchen, dem man ein Stück des Hüftnerven wegen einer Nervengeſchwulſt ausgeſchnitten, verkrümmte ſich der Endtheil des Fußes nach und nach klumpffußartig, der gelähmte Fuß konnte der äußeren Kälte nicht widerſtehen und bekam Froſtbeulen bei der geringſten Veranlaſſung. Nach Durchſchneidung des dreigetheilten Nerven im Innern der Schädelhöhle eines Kaninchens verkleinerte ſich ſogleich das entſprechende Auge, die Blutgefäße füllten ſich ſtärker an, es trat vermehrte Schleimabſonderung der Bindehäute ein. Eine reichliche Eiterabſonderung, ähnlich der ägyptiſchen Augenentzündung, trat ſpäter ein. Endlich fraß ſich ein trichterförmiges Geſchwür in die Mitte der Hornhaut ein, wodurch das Auge zerſtört wurde. Bei Menſchen, wo der dreigetheilte Nerv ſeinen Einfluß krankhafter Weiſe verloren hat, borſtet das betreffende Auge nicht ſelten in Folge von Eiterung und Geſchwürsbildung. Zerſchneidung des nervus vagus hat Lungenentzündung, Lungenentartung oder augenblicklichen Tod durch Lungenlähmung zur Folge. Zerſchneidet man aber das verlängerte Mark im Innern der Schädelhöhle, ſo tritt augenblicklich der Tod ein.

Die Widerſtandskraft der Organe und Gewebe gegen äußere Einflüſſe wird alſo nach Durchſchneidung oder anderweitiger Zerſtörung ihrer Nerven aufgehoben. Sie muß deßhalb ihren Sitz im Nervenſyſtem haben. Wie aber erzeugt ſie ſich daſelbſt? Wird ſie im Nervenſyſtem ſelbſt bereitet, oder wo kommt ſie ſonſt her?

Die Unterſuchungen der Phyſiologen über die Entwickelung des menſchlichen oder thieriſchen Keimes haben ergeben, daß ſich im befruchteten Eie der Rückenmarkskanal mit der Schädelhöhle zuerſt bildet. Wir müſſen daher vorausſetzen, daß, wenn auch nichts Anderes, doch wenigſtens Gehirn im Rückenmark des neuen Weſens bei der Begattung gebildet wird. Daſ-

Digitized by Google

ſelbe umgibt ſich vor allen Dingen mit einer ſchützenden Hülle, dem Rückenmarkskanal und der Schädelhöhle. Nach und nach bildet es ſich die übrigen Organe, deren es bedarf, um die ihm während des Foetuslebens durch das Blut der Mutter und während des irdiſchen Lebens durch den Mund zugeführten Nahrungsſtoffe zu aſſimiliren. Mit dem Wachsthum des Körpers wächſt auch die Nervenmaſſe des Gehirns und Rückenmarkes, ſo daß, was früher ein mikroscopiſch kleiner Körper war, im reiferen Alter ein Gewicht von mehreren Pfunden hat.

Wie ſich die Nervenmaſſe bei der Foetusentwickelung zuerſt zeigt, ſo behauptet ſie auch ihre Superiorität über die übrigen Körpertheile bis zuletzt. Verſuche an hungernden Thieren haben gelehrt, daß, während das Blut 75%, das Fett 93%, die Milz 71%, das Pancreas 64%, die Leber 52%, das Herz 44%, die Därme und äußeren Muskeln 42%, der Magen 39%, die Nieren 31%, die Lungen 22% und ſogar die Knochen 16% ihrer normalen Quantität verlieren, die Einbuße des Nervenſyſtems nicht mehr als 1% beträgt.

Dieſe Beobachtungen ſcheinen darauf hinzudeuten, daß das Gehirn und Nervenſyſtem der eigentliche Sitz der Lebenskraft, der Seele, des Geiſtes iſt, und daß alle übrigen den Körper bildenden Zellen, wenn ſie ihre Funktionen verrichtet, entweder wieder aus dem Körper ausgeführt werden, oder zur Ernährung der im Nervenſyſtem reſidirenden Lebenskraft dienen; daß in den Zellen der Peripherie die Stoffe vorbereitet, ſo zu ſagen regiſtrirt werden, um dann in den Centralorganen niedergelegt zu werden. Die Nerven würden dann nicht allein telegraphiſche Drähte ſein, um die Befehle des Geiſtes nach allen Theilen des Körpers zu verbreiten, ſondern auch Saugfaſern, und die durch das Zellenleben gebildeten und vergeiſtigten Stoffe, die vielleicht beim Zerplatzen der Zellen frei werden, aufzuſaugen und dem Geiſte gleichſam als Nahrung zuzuführen, d. h. die durch das Zellenleben vergeiſtigten, dynamiſirten Stoffe und im Gehirn Rückenmark oder den Ganglien des ſympathiſchen Nerven niedergelegten Stoffe, würden in ihrer Geſammtheit das dynamiſche Lebensprinzip, den im ſichtbaren Körper wohnenden unſichtbaren Körper, die Seele, den Geiſt, bilden.

Dieſe Seele wirkt dann vom Centrum aus inducirend auf die peripheriſchen Zellen, ſo daß dieſe ihre Funktion richtig vollbringen; ſie wirkt auch zu gleicher Zeit als ein Schutz, als eine Widerſtandskraft wider die auf die peripheriſchen Zellen zerſtörend wirkenden äußeren Einflüſſe.

Der Prozeß der Ernährung des Menſchen iſt alſo einfach folgender:

Digitized by Google

Der Keim oder das Ei enthält einen vollſtändigen Menſchen in unendlich kleinem Maaßſtabe, deſſen einzelne Zellen im Anfange die zum Wachsthume nothwendigen Stoffe aus dem ſie umgebenden Inhalte des Eies an ſich ziehen, aſſimiliren, worauf die durch das Zellenleben vergeiſtigten Stoffe in den Centralorganen niedergelegt werden. Sobald die im Eichen ſelbſt enthaltenen Stoffe aufgebraucht ſind, beziehen ſie dieſelben aus dem Blute, welches ihm aus der Gebärmutter zugeführt wird. Haben ſich die einzelnen Organe ſoweit entwickelt, und iſt namentlich die geiſtige Kraft ſo weit erſtreckt, daß ſie äußeren Einflüſſen hinreichenden Widerſtand entgegenſtellen können, ſo wird der Menſch geboren und bezieht ſeine Nahrung von der Außenwelt.

(Fortſetzung folgt.)

Das Attentat Orſini.

Die Preſſe in Amerika, ſowohl die deutſche, wie die amerikaniſche, hat ſich auf Veranlaſſung des Attentates Orſini mit der Frage des Tyrannenmordes beſchäftigt und es ſind die widerſprechendſten Anſichten über dieſen Punkt zu Tage gekommen. Die amerikaniſche Preſſe dieſes Landes hat mit wenigen Ausnahmen das Attentat verdammt; indeſſen gehören dieſe verdammenden Urtheile der Mehrzahl nach auf die Rechnung einer erheuchelten Wohlanſtändigkeit und Moralität, in welcher die amerikaniſche Preſſe ſich beſonders gefällt. Daß die Amerikaner kein großes Recht haben, ihre Verachtung auf das Attentat und die Vertheidiger deſſelben zu ſchleudern, um dies zu beweiſen, darf man nur an die amerikaniſche Gewohnheit des Lynchens, an die Einrichtung der Regulatoren und der Vigilanzcomite's, an die Ausbrüche der politiſchen Leidenſchaften im Kapitole zu Washington u. ſ. w. erinnern. Die Veranlaſſungen, zur Lynchjuſtiz und zur Selbſthülfe zu greifen, ſind in Amerika unendlich unbedeutend im Vergleiche mit den europäiſchen Zuſtänden, und wir möchten einmal ſehen, wie die Amerikaner ein Joch und eine Despotie nach Art des Dezemberkaiſers ertragen würden. Allerdings, ein Volk, das alle legitimen Mittel in Händen hat, um ſich des Despotismus auf eine friedliche Weiſe zu entwehren, die freie Preſſe, das Aſſociationsrecht und die Wahlurne, mag eine That, wie das Attentat Orſini, nicht verſtehen; namentlich der nationale Hochmuth, der freilich in den Tagen des Lecompton-Schwindels ſich etwas mäßigen ſollte, brüſtet ſich mit dem

Digitized by Google

Unterſchiede zwiſchen Europa und Amerika, das keine politiſche Guillotine und keine Attentate nothwendig hat. Wir wollen hier nicht die Frage unterſuchen, ob ein Volk mehr zu beklagen und zu verachten ſei, das ſich trotz des allgemeinen Wahlrechtes und aller conſtitutionellen Garantieen der politiſchen und bürgerlichen Freiheit unter die Peitſche der Sklavenhalter bringen und ſich durch eine Bande corrupter Aemterjäger zu den gemeinſten politiſchen Verbrechen verleiten läßt, — ob dies Volk mehr zu verachten ſei, als ein mit den Waffen in der Hand niedergetretenes Volk, wie das franzöſiſche? Wir wollen ferner nicht profezeien, daß, wenn die Politik Amerika's ſo fortgeht, wie ſeit den Tagen der Nebraskabill, daß dann auch die Zeit kommen wird, wo man den Aaron Burr's und den Benedict Arnolds die Piſtole entgegenhalten muß. Solche Abſchweifungen haben wir nicht nothwendig, um den vornehmen Stolz, mit dem die amerikaniſche Preſſe das Attentat behandelt, lächerlich zu finden. Was die deutſche Preſſe anbetrifft, ſo hat dieſelbe ſich mehr oder weniger rückhaltslos über das Attentat ausgeſprochen, und die New-Yorker Demonſtration hat wohl in der ganzen freiſinnigen deutſchen Bevölkerung einen Wiederhall gefunden, in welchen auch wir mit einſtimmen, obgleich wir in dem Attentate einen vollſtändigen Anachronismus ſehen, und die moraliſche Heldenhaftigkeit der That von der politiſchen Klugheit bedeutend unterſcheiden.

Wir haben hier einen Fall vor uns, in dem die extremſten Conſequenzen eines Prinzipes gezogen ſind, und ein ſolcher Fall gibt uns Gelegenheit, die Richtigkeit des Prinzipes ſelbſt zu unterſuchen. Es iſt indeſſen kaum möglich, ohne Leidenſchaft die Sache zu behandeln, denn ſie hat ein ſo tiefes, tragiſches Motiv und Intereſſe, daß ſie weit über die Grenzen der ordinären Lebensklugheit, die man in Amerika als den Maaßſtab der Dinge anzuſehen gewohnt iſt, hinausreicht. Wir ſehen ein Stück aus der römiſchen Geſchichte vor uns, werth des antiken Marmors, der Worte eines Tacitus und Shakespeare'ſcher Poeſie. Wir ſehen einen Mann, der von früheſter Jugend an in den Sturmen der Revolution umhergeworfen, durch ſeine gefährliche romantiſche Flucht von Mantua befreit, das häusliche Glück und ei e angeſehene Stellung im Leben opfert, um ſein Vaterland an dem Mörder ſeiner Freiheit zu rächen. Im Hintergrunde dieſes blutigen Drama's ſehen wir das blutende, geknechtete Italien mit den vulkaniſchen Leidenſchaften des Volkes; wir ſehen das Schreckensregiment und die Säbelwirthſchaft in Frankreich; wir ſehen aber auch die Oppoſition des freien engliſchen Volkes gegen die continentale Brutalität. Je dunkler der hiſtoriſche Hintergrund iſt, deſto heller und glänzender tritt die Geſtalt Orſini's hervor, in deſſen Perſon ſich alle Intereſſen, welche die Menſchheit an dieſem Drama nimmt, conzentriren. Frankreich und andere Länder haben ſchon manche Attentate und Königsmörder geſehen;

Digitized by Google

wir erinnern an Ravaillac, Alibeau und Fieſchi, aber um die Perſon Orſini's ſchwebt ein ganz anderes Licht und ein ganz anderer Nimbus, wie um ſeine früheren Schickſalsgenoſſen. Der Ruhm Orſini's wird den Verbrechen Louis Napoleon's gleich ſein, aber dieſelben überleben.

Es ſind in dieſer Tragödie eine Menge liebenswürdiger Züge, wie der Brief Orſini's an ſeine Frau und Kinder, das Teſtament und deſſen vorſorgliche Beſtimmungen, die noble Haltung des Verurtheilten auf dem Schaffote; wir haben geſehen, daß die öffentliche Meinung in Europa durch alle Hetzereien einer im Dienſte des Despotismus ſtehenden Preſſe und durch die ganze offizielle Entrüſtung nicht zu einer ernſthaften Verachtung des Mannes und ſeiner That gebracht werden konnte, und daß auch ſelbſt in Amerika, trotz der relativen Unbegreiflichkeit der That, und trotz der pöbelhaften Sprache der Krämerzeitungen, die Sympathieen des Volkes ſich für dieſen Mann immer mehr und mehr ausſprechen, und ſein Andenken in der Zukunft rein und ſchön daſtehen wird. Schon dieſer allgemeine Eindruck auf die öffentliche Meinung iſt eine indirekte Rechtfertigung der That und ein ſtrenges Urtheil gegen den Mörder des 2. Dezember.

Wir haben wohl nicht nothwendig, die ſtrikte, juridiſche Rechtmäßigkeit des Attentates zu beweiſen, ebenſo wenig, wie den moraliſchen Charakter derſelben. Unter den Verhältniſſen, welche Louis Napoleon in Frankreich und überall dort, wohin der franzöſiſche Einfluß reicht, geſchaffen hat, wäre es Wahnſinn, überhaupt noch von Recht zu ſprechen. Wir ſehen in der orientaliſchen Geſchichte, in der Geſchichte des römiſchen Kaiſerreiches und der ſinkenden Republik, in der ſpaniſchen Inquiſitionsgeſchichte, in Rußland eine Menge von großen politiſchen Verbrechen, von Blutthaten und Gewaltmaaßregeln aller Art, von allen möglichen Rechtsverletzungen und Unterdrückungen gegen das Volk: aber niemals hat man ſo viel Meineid und Treuloſigkeit mit ſo viel Brutalität und moraliſcher Gemeinheit und mit ſolch ſchauderhaften Reſultaten geſehen, wie in dem Empire Louis Napoleons. Wenn man bedenkt, daß der Staatsſtreich mit ſeinen Füſilladen, Kartätſchen und Verbannungen, daß der tauſendfache Völkermord nicht in den Steppen Rußlands vor ſich ging, nicht in dem Dunkel orientaliſcher Barbarei, nicht auf Indiens blutgetränkten Ebenen, nicht in den Wildniſſen der Indianer, nicht in den barbariſchen Zeiten der Völkerwanderung, nicht unter der Sklaverei des amerikaniſchen Südens: nein, im vollſten Lichte der Civiliſation, im reichen Glanze eines mächtig aufſtrebenden Jahrhunderts, umringt von allen Schätzen der Wiſſenſchaft und Kunſt, und unter einem Volke, deſſen Name der Ruhm und die Ehre iſt — in dem ſchönen Frankreich, das ſchon ſo manche Siege der Freiheit geſehen hat: dann iſt die Entrüſtung über dieſen Despotis-

mus mit einer vollſtändigen Verzweiflung an Verſtändniß verbunden, und wir ſehen uns vergebens nach den Urſachen um, welche uns den mit allen Bedingungen der Civiliſation im ſchneidendſten Kontraſte ſtehenden Zuſtand erklären können. Unter ſolch ungewöhnlichen Verhältniſſen kann man nur das Ungewöhnlichſte erwarten, und wir würden verzweifeln an dem letzten Funken des Freiheits- und Rechtsgefühles in Europa, wenn wenn wir nicht an ſolchen Ereigniſſen, wie am Attentat Orſini und ſeinen Conſequenzen, ſähen, daß ſich eine entſcheidende Kataſtrophe vorbereitet. Vom Standpunkt der Humanität alſo iſt das Unternehmen Orſini's durchaus gerechtfertigt; es iſt ein Proteſt der Freiheitsliebe und des Patriotismus, der in der Bruſt von Millionen ein Echo findet.

Man hat denn auch dieſe That den heroiſchen Thaten des Alterthums, eines Harmodios und Ariſtogeitos, eines Brutus und Caſſius an die Seite geſtellt. Was den moraliſchen und humanen Fond der Handlung anbetrifft, ſo ſtellen wir das Attentat Orſini jeder Großthat des Alterthums an die Seite. Aber wenn wir die Verhältniſſe jener Zeit mit dem jetzigen Jahrhundert vergleichen, ſo ergibt ſich eine große Differenz. In jenen antiken Republiken waren die Perſönlichkeiten von ganz anderer Bedeutung, wie gegenwärtig, und der perſönliche Ehrgeiz hatte in dem kleinen Rahmen jener Freiſtaaten ein unbegrenztes Spiel. In unſerem Jahrhunderte dagegen ſind die hervorragenden Perſönlichkeiten, wie z. B. Louis Napoleon, Buchanan u. ſ. w. nur die Exponenten einer allgemeinen Situation und die Werkzeuge oder die Benutzer der grade herrſchenden Intereſſen. Ob mit der Hinwegräumung einer ſolchen Perſönlichkeit die Situation ſelbſt, welche dieſelbe zu ihrem Mittelpunkte hatte, hinweggeräumt wird und die Intereſſen, die damit verknüpft ſind, dies iſt eine Frage, welche über den p o l i t i ſ ch e n Werth des Attentates Orſini entſcheidet.

Wir kommen hier auf die politiſche Bedeutung Louis Napoleon's und auf die Intereſſen, welche die Pfeiler ſeines Thrones bilden. Obgleich Louis Napoleon ein ſehr kluger Mann iſt, der das große Geheimniß beſitzt, in ſeinem abenteuernden Leben die Schlechtigkeit der Menſchen erkannt und gelernt zu haben, ſie zu benützen, und obgleich der ganze Staatsſtreich mehr eine polizeiliche Verſchwörung, wie ein großer politiſcher Akt oder ein bedeutender militäriſcher Sieg war: ſo muß man doch Beziehungen zwiſchen Louis Napoleon und dem franzöſiſchen Volke, zwiſchen dem Kaiſerreich und dem Jahrhundert vorausſetzen, welche mehr in allgemeinen Verhältniſſen, als in perſönlichen Eigenſchaften begründet ſind. Das lächerliche Wort, mit dem die Pfaffen in Frankreich Louis Napoleon als das „Werk der Vorſehung" preiſen, — eine ſchwache Nachahmung Alexanders des Großen, der ſich ſelbſt zum Gotte machen ließ, — mag viel-

Digitized by Google

leicht in der Beziehung eine wahre Seite haben, daß Louis Napoleon die Richtung einſchlug, in welche unaufhaltſam der franzöſiſche Geiſt und der Charakter des Jahrhunderts ſich hineindrängte.

Man mache ſich ein Bild von der Lage Frankreichs. In der erſten Revolution hat dieſes Land gründlich mit allen mittelalterlichen Einrichtungen gebrochen, mit dem Feudalismus, mit der Monarchie, mit der Hierarchie, und zwar ſo gründlich, daß alle Verſuche der nach einander folgenden Reſtaurationen der Bourbonen, Orléans und des Empire die Spuren dieſer Revolution nicht hinwegwiſchen konnten. Frankreich, in deſſen beweglichem, leicht erregbarem Volke alle Ideen, welche die Welt bewegen, am erſten und deßhalb auch am unbeſonnenſten und leichtfertigſten vorkommen, ſah ſich zuerſt auf die moderne Geldwirthſchaft und die mit derſelben unzertrennlich verbundenen ſocialen und kommuniſtiſchen Syſteme, deren es in Frankreich die Hülle und Fülle gibt, angewieſen. Statt der alten feudalen Einrichtungen ſtrebte Frankreich mit aller Macht in das induſtrielle Zeitalter hinein. Schon Louis Philipp hatte verſucht, ſich auf die induſtriellen Klaſſen und auf die Bourgeoiſie zu ſtützen; er war der König des eigentlichen Mittelſtandes, aber ſeine mäßige, nüchterne und vorſichtige Regierung konnte mit dem Schwindel des induſtriellen Zeitalters nicht gleichen Schritt halten. Louis Philipp fiel dem Wirbel der ſich vordrängenden Spekulation zum Opfer, und während der Republik tauchten die verſchiedenſten ſocialen und kommuniſtiſchen Beſtrebungen auf, aber ohne einen beſtimmten Boden zu gewinnen und ohne auf den Ruinen des zertrümmerten Zeitalters ein neues Gebäude aufrichten zu können.

Dies war die Zeit, in welcher ſich die allgemeine finanzielle und commerzielle Anarchie vorbereitete, deren Reſultate noch heute wirken, wo die alte Nationalökonomie ebenſo gut todt geſchlagen wurde, wie das alte hiſtoriſche Recht, und wo Proudhon ſein Buch über die Nothwendigkeit des Elendes ſchrieb. In dieſer allgemeinen Zerrüttung aller politiſchen und ökonomiſchen Verhältniſſe, in dieſem Wirrwarr der verſchiedenen Parteien und Klaſſen, in dieſem Wirbel der ſich kreiſenden und in Gährung begriffenen Elemente, wo nichts feſten Boden hatte, und man von Tag zu Tag den allgemeinen Sturz alles Beſtehenden fürchtete; in dieſer Zeit der allgemeinen Verzweiflung kann der Staatsſtreich allerdings als ein Rettungsakt für die alte, verfaulte Welt, und wurde mit Jubel begrüßt. „Die Geſellſchaft iſt gerettet", ſo hieß es durch ganz Europa. Aber was war dies für eine „Geſellſchaft"? Ohne einen hiſtoriſchen Boden, ohne eine naturgemäße Form, ohne eine organiſche Wechſelwirkung beſtand dieſe „Geſellſchaft" aus allen möglichen Bruchſtücken alter und neuer Zuſtände, feudaler und moderner Verhältniſſe, und der einzige Verbindungspunkt dieſer zuſammengewürfelten „Geſellſchaft" war der Mam-

Digitized by Google

mon und deſſen Tempel, die Börſe. Wer den Charakter der Börſe und ihres Publikums kennt, wird ſich gewiß nicht darüber wundern, daß dieſer Baſis der Geſellſchaft eine imperialiſtiſche und despotiſche Form gegeben werden konnte. Der Napoleonismus bemächtigte ſich dieſer leitenden Macht des Jahrhunderts mit aller der Leidenſchaft und Verwegenheit, welche in den Verhältniſſen lag und den Charakter der Schwindelbörſe bezeichnet; Credit mobilier und andere Creditanſtalten wuchſen aus der Erde heraus, und ein indirekter Communismus, der alle wirklichen Werthe in fictive umwandelte, überfluthete Frankreich.

Es war klar, daß dieſe ganze Geſchichte, obgleich man ſie durch alle verfaulte und vermoderte Erinnerungen aus der Vergangenheit zu ſtützen ſuchte, in keine regelmäßige, organiſche Form gebracht werden konnte. Nachdem man verſchiedene politiſche und ſociale Experimente gemacht hat, iſt man endlich auf die nackte Säbelwirthſchaft zurückgekommen. Der Charakter des Napoleonismus iſt enthüllt.

Sollte mit dieſer Thatſache nicht mehr gewonnen ſein, wie mit dem Gelingen des Attentates Orſini? Oder ſollte das Attentat Orſini nicht gerade darin den vollſtändigen beabſichtigten Erfolg erreicht haben, daß es den wahren Charakter des Empire an das Tageslicht brachte? Wir glauben, daß der langſame, aber ſichere Verfall des Napoleonismus, der ſich immer mehr und mehr als ein conzentrirter und centraliſirter Schwindel erweiſt, und die Völker über ihre Intereſſen gründlich aufklärt, der europäiſchen und franzöſiſchen Freiheit mehr nützt, als wenn die Bombe Orſini's ihr Opfer erreicht und einen allgemeinen Zuſtand der Verwirrung und Anarchie hinterlaſſen hätte, aus dem die reaktionären Elemente und namentlich die Dynaſtie Orleans, welche ja noch immer den Abgott der Bourgeoiſie macht, vielleicht den größten Vortheil gezogen hätten. Wer die unendliche Verſchiedenheit der politiſchen und ſocialen Parteien in Frankreich kennt, der wird gewiß von einer plötzlich eintretenden Kataſtrophe nichts Anderes erwarten, als eine erneute und geſteigerte Auflage der Confuſion, des Durcheinander und der Verwirrung, welche die Februar-Revolution hervorbrachte.

Gewiß, Louis Napoleon könnte ſeine Rolle gar nicht ſpielen, wenn er nicht ein gewiſſes Syſtem repräſentirte, und dieſes Syſtem muß ſich ausleben, um anderen und beſſeren Zuſtänden Platz zu machen. So bedeutend die Perſönlichkeit Louis Napoleon's in der gegenwärtigen europäiſchen Weltlage iſt, und ſo viele Intereſſen ſich an ihn knüpfen: es wird die Hinwegräumung dieſes Mannes keine radikale Veränderung hervorbringen, wenn nicht zugleich die beſtehenden Zuſtände hinweggeſchafft werden. Und dazu iſt man in Frankreich auf dem beſten Wege. Der Börſenſchwindel, die Hauptſtütze und der eigentliche Motor der inneren

Digitized by Google

Politik Napoleons, iſt im Begriff, in einen allgemeinen Bankerott auszubrechen; der kaiſerliche Despotismus konnte die Kriſis nur aufſchieben, nicht verhindern. Die Stellung Napoleons im europäiſchen Conzern iſolirt ſich immer mehr und mehr; und anſtatt daß man früher in ihm ein Unterpfand und eine Garantie der monarchiſchen Ordnung ſah, erkennt man ihn jetzt als einen Ruheſtörer, deſſen Exiſtenz mit einem geordneten Zuſtande Europa's unvereinbar iſt. Was aber die Hauptſache iſt: alle die großen Uebelſtände in der Verwaltung Frankreichs, das Centraliſationsſyſtem in ſeiner tauſendjährigen Steigerung und mit allen ſeinen ſchädlichen Uebertreibungen, umgeben von allen den reaktionären Elementen, welche aus den einzelnen Epochen der franzöſiſchen Geſchichte als verweſende Ueberreſte des alten Feudalismus übrig geblieben ſind: alle dieſe Uebelſtände und Mißbräuche hat Napoleon um ſeinen Namen gruppirt und ſeinen und ſeiner Clique Zwecken dienſtbar gemacht. Wenn das franzöſiſche Volk noch eine Zukunft hat, — und wir hoffen es, trotz mancher Zweifel über die Fortentwickelung der romaniſchen Nationen, — ſo hat das „Empire" des dritten Napoleon dem Volke Selbſterkenntniß gelehrt. und aus dieſer großen Demüthigung werden ſonderbare Lehren für die Zukunft erwachſen. Es wird nicht lange mehr dauern, daß der Name Orſini's und ſeine heroiſche That durch ein großes und feierliches Volksgericht gerechtfertigt werden wird, und das Schaffot iſt die letzte Ausſicht des Mörders der franzöſiſchen Republik und der italieniſchen Freiheit. —

Die Adminiſtration Buchanan's.

Die Ereigniſſe entwickeln ſich in unſerem Jahrhundert in einer ſehr verſtändlichen Weiſe, und die Wirkungen folgen den Urſachen auf dem Fuße nach. Man kann daher ſelbſt über lebende Perſonen und unvollendete Ereigniſſe ſchon ein Urtheil fällen, das auf objektive Richtigkeit und hiſtoriſche Wahrheit Anſpruch machen kann, wenn man nur die Thatſachen ſprechen läßt und den Zuſammenhang zwiſchen denſelben zu finden weiß. Ein ſolches die laufenden Ereigniſſe begleitende Urtheil ſcheint uns nützlicher zu ſein, als das vornehme hiſtoriſche Urtheil, welches ſich nur mit Dingen beſchäftigt, die vollendet ſind und die durch das Urtheil nicht mehr affizirt werden. Wenn auch ſolche Urtheile keinen direkten Einfluß

Digitized by Google

auf die in ihrer beſtimmten Bahn fortlaufenden Ereigniſſe haben, denn dieſe Ereigniſſe hängen mit dem ganzen Charakter der Zeit zuſammen, ſo geben ſie doch vielleicht eine Ueberſicht über die Situation und die Erkenntniß der Nothwendigkeit einer Aenderung derſelben.

Ueber ein Jahr iſt verfloſſen, ſeitdem Buchanan den Präſidentenſtuhl beſtiegen hat. Wenn auch in ſeiner Amtsverwaltung viele nicht erwartete und überraſchende Dinge vorkamen, die man bei der Wahl nicht gewünſcht und vorgeſehen hatte, ſo iſt doch die Art und Weiſe, wie man damals die Wahl behandelte und die verſchiedenen Parteien beurtheilte, noch in allgemeiner Erinnerung. Die hervorragendſte Thatſache damals war, daß das Volk und ſelbſt die demokratiſche Partei eine Aenderung des unter Pierce befolgten Syſtemes, ſpeziell in Bezug auf Nicaragua und Kanſas wünſchte, und deßhalb dem alten Buchanan als einem, wie man glaubte, ſtreng geſetzmäßigen und conſervativen Manne, den Vorzug vor ſeinen Mitbewerbern gab. Das Volk vertraute, — trotz einer großen Verſtimmung des Nordens über die Maaßregeln der demokratiſchen Partei unter Pierce, — einer diplomatiſchen und ſtaatsmänniſchen Laufbahn von faſt einem halben Jahrhundert. Allerdings wurde ſchon damals darauf aufmerkſam gemacht, daß Buchanan in allen ſeinen hervorragenden und glänzenden Stellungen ſich nicht ſo hervorgethan hatte, wie Henry Clay, Marcy, Calhoun und andere Staatsmänner; ja, man ſpottete ſogar über das Oſtende Manifeſt, das, wie man ſagte, ſich beſſer für einen ſüdlichen Feuerfreſſer, ſtatt für einen alten gewiegten Diplomaten gepaßt hätte: aber die Nomination Buchanan's zeigte, daß man auch in Amerika auf Autoritäten hält, und lieber in die Vergangenheit, als in die Zukunft blickt.

Der ſektionell ſüdliche Charakter, den die demokratiſche Partei ſeit dem Erlaß der Nebraskabill angenommen hatte, und die Aggreſſionspolitik des Südens hatte in den nördlichen Staaten eine mächtige Oppoſition hervorgerufen, welche hauptſächlich aus den alten Freeſoilwhigs, den Abolitioniſten, und dem radikalen Flügel der Demokratie beſtand, und ſich die republikaniſche Partei nannte. Die Popularität dieſer Partei, welche bekanntlich Fremont zu ihrem Bannerträger wählte, war im Norden ſehr groß. Nur durch eine faſt einſtimmige Unterſtützung des Südens und durch eine beiſpielloſe Täuſchung der öffentlichen Meinung in einigen nördlichen Staaten, wo man die demokratiſchen Doktrinen ſorgfältig zu verſchweigen und zu entſtellen wußte, wurde die Wahl Buchanan's durchgeſetzt, und ſelbſt die einſtimmige Unterſtützung der ſüdlichen Staaten, verbunden mit der allgemeinen Corruption im Norden, hätte dieſes Reſultat nicht hervorbringen können, hätte die Partei Buchanan's nicht an der amerikaniſchen Partei eine indirekte Alliance gefunden.

So ſtand alſo die Wahl Buchanan's in einem ſchneidenden Gegen-

Digitized by Google

ſätze zu der Wahl von Pierce, der von 32 Staaten 30 in ſeinen Triumphzug zog. Man ſah, daß die Herrſchaft der demokratiſchen Partei nur durch die gewaltigſten Anſtrengungen und großen Opfer aufrecht erhalten werden konnte, und hoffte, daß der energiſche Widerſtand der größten und blühendſten Staaten des Nordens gegen die ſüdliche Aggreſſion, der ſich in jener Wahl kund gab, die neue Adminiſtration zu einer mäßigen und vorſichtigen Haltung bewegen werde.

Im Allgemeinen kam ein wohlwollendes Vertrauen, ſelbſt von Seiten der Gegner, der Adminiſtration entgegen, und man erwartete allgemein, in Buchanan einen nationalen, conſervativen und gerechten Mann zu finden.

Aber ſchon die Thatſache, daß der Süden und nicht der Norden die Wahl Buchanan' durchgeſetzt hatte, mußte dem aufmerkſamen Beobachter gleich im Anfang ein Prognoſtikon von der politiſchen Richtung der neuen Adminiſtration geben. Die politiſche Dankbarkeit iſt, — wenn man es ſo nennen will, — in Amerika übertrieben, und das Sprüchwort: „Eine Hand wäſcht die andere" gilt in der ausgedehnteſten Weiſe. Auch Buchanan vergaß, aus Unzufriedenheit über die energiſche Oppoſition des Nordens, daß er nach ſeiner Wahl nicht mehr ein factiöſer Parteimann ſein dürfe, ſondern der Repräſentant des Südens und Nordens, des Oſtens und Weſtens dieſer großen Union. Früher war es noch nicht Sitte, einen großen Theil des Volkes wegen politiſcher Meinungsverſchiedenheit als ungeſetzliche Leute, als Rebellen und Inſurgenten zu erklären, wie Buchanan in ſeinen Botſchaften es den Republikanern gegenuber gethan hat; es wird auch hoffentlich dieſer Parteifanatismus bald wieder von der politiſchen Bühne der Union verſchwinden.

In Amerika herrſchen zwei verſchiedene Syſteme der Geſellſchaft, das der freien Arbeit und das der Sklavenarbeit. Da nun naturgemäß in jedem Staate, der auf dem Prinzip der Volksſouverainität beruht, zwei Parteien ſein müſſen, welche ſich gegenſeitig die Balance halten, ſo iſt es wohl eben ſo natürlich, daß dieſe beiden Parteien ſich mehr auf Seite des einen oder des andern ſocialen Syſtemes hinneigen. Dieſe Verbindung der Politik mit der Sklavenfrage tritt von Jahr zu Jahr deutlicher hervor. Früher, zu den Zeiten der alten Whigs, bildeten nationalökonomiſche Fragen zum größten Theile die Grenzlinie der Parteien, Schutzzoll und Freihandel, innere Verbeſſerungen, Landreform, Bankfragen u. ſ. w. Aber je mehr dieſe Grenzlinien im letzten Jahrzehnd verwiſcht ſind, und um ſo mächtiger und überwiegender iſt die Sklavenfrage hervorgetreten. Sie iſt der Angelpunkt der ganzen amerikaniſchen Politik; ſie miſcht ſich in jede politiſche Debatte; man kann ſie nicht einmal von municipalen Wahlen und Angelegenheiten fern halten, geſchweige von den großen na-

tionalen Unternehmungen, welche der Civiliſation und Kultur des nordamerikaniſchen Continentes ausmachen.

Es iſt hier nicht unſere Aufgabe, im Hinblick auf die Geſetze der Humanität und die Civiliſation des Jahrhunderts, auf die Conſtitution und Unabhängigkeits-Erkl. der Ver. St. und inBezug auf die materiellen Verhältniſſe , auf das Inſtitut der Sklaverei zurückzukommen. Dies Thema unterliegt in Amerika einer vielſeitigen und gründlichen Behandlung, obgleich die ganze Barbarei dieſes Verhältniſſes keiner weiteren Beweiſe bedürfte. Nur ſo viel wollen wir hier erwähnen: die Sklavokratie, wie jede Ariſtokratie der Welt in alten und neuen Zeiten, kann ſich nicht anders erhalten, als durch Agreſſion und Ausdehnung ihrer Privilegien; auf die Vertheidigung und Defenſive beſchränkt, geht ſie dem Untergange entgegen. In der erſten Zeit der Republik war das letztere der Fall, und die ſchönſten und reichſten Staaten der Union wurden von der Sklaverei emancipirt unter der Praxis, die Sklaverei als ein blos vorübergehendes und lokales Uebel anzuerkennen und zu behandeln. Aber im Laufe der Zeiten hat man, geſtützt auf einen zweideutigen Paragraphen der Conſtitution, der Sklaverei einen allgemein rechtlichen Charakter zu geben verſucht, und ihre Gültigkeit in demſelben allgemeinen Umfange poſtulirt, wie die Gültigkeit der Conſtitution.

Dies geſchah durch die bekannte Entſcheidung des Oberbundesgerichtes, dem die geſetzliche Interpretation der Bundesakte zuſteht, in dem Falle eines Farbigen von Miſſouri, Dred Scott, ein Name, der im amerikaniſchen Staatsrecht eine ominöſe Rolle ſpielt. Da dieſe Entſcheidung des Oberbundesgerichtes grade in die erſte Zeit der Verwaltung Buchanan's fällt und gewiſſermaaßen als das Motto und die Aufſchrift ſeiner Adminiſtration betrachtet werden kann, wollen wir von dieſem Punkte ausgehen, um den rothen Faden zu finden, der alle weſentlichen Handlungen der Adminiſtration bis jetzt geleitet hat.

Schon die Zuſammenſetzung des Miniſteriums zeigte dem Volke der Ver. Staaten, welchen Weg die neue Adminiſtration gehen würde, und wie ſehr die Republikaner Recht hatten, wenn ſie in Buchanan die Fortſetzung der Pierce'ſchen Verwaltung prophezeiten. Der Süden wurde bei der Zuſammenſetzung des Miniſteriums beſonders bedacht, und vom Norden nur ſolche Leute genommen, welche mit der nördlichen Meinung gebrochen hatten. Von alten bekannten Staatsmännern fand nur Caſs ſeinen Namen auf der Liſte, Caſs, der längſt von ſeinem Staate und der Legislatur deſſelben aus dem Senate zurückberufen war, und der den Reſt ſeiner ſenatoriellen Laufbahn im Widerſpruch mit den Inſtruktionen ſeiner Legislatur und in der größten Unpopularität verlebt hatte. Alle Miniſter, Caſs an der Spitze, ſind alte Männer und durchtriebene Politi-

Digitized by Google

ker, welche die Jahre ihrer Manneskraft hinter ſich haben. Traurig, wenn Völker ſich von Kindern regieren laſſen, wie dies häufig in Europa der Fall iſt, aber ebenſo traurig iſt es, wenn an der Spitze einer jugendlichen Republik, die eben erſt in das thatkräftige Mannesalter tritt, der die größten Aufgaben geſtellt ſind, und von welcher man die Elaſtizität und Thatkraft der Jugend verlangt, — traurig iſt es, wenn eine ſolche. Nation ſich in den Händen alterſchwacher Greiſe befindet, denen das Mark und die Kraft in dem langen Intriguenſpiel ihres Lebens ausgegangen iſt. In dieſer Beziehung war Fremont unbedingt ein beſſerer Repräſentant der gegenwärtigen Lage der Union, als Buchanan; ſein Name war gewiſſermaaßen identiſch mit der großen Zukunft, welche der Union im Weſten und an der Pacifik-Küſte bevorſteht. Das jetzige Cabinet repräſentirt die Vergangenheit, nicht die Zukunft, den Süden, nicht den großen, weiten Weſten und die großen Staaten des Oſtens, die Sklaverei mit allen ihren Privilegien, nicht die freie Arbeit mit ihren Segnungen.

Nun, das Volk des Nordens hatte trotz aller Anſtrengungen eine Niederlage erlitten, und mußte ſich die Conſequenzen gefallen laſſen. Bei der Rückſichtsloſigkeit, mit welcher in Amerika die Parteipolitik getrieben wird, gilt das vae victis (Wehe dem Beſiegten) im umfaſſendſten Maaßſtabe, und die beſiegte Partei kann auf keine Toleranz und Unparteilichkeit rechnen. Es iſt nur zu bedauern, daß die republikaniſche Partei nicht in dem Maaße an Energie und Conſiſtenz gewinnt, wie die demokratiſche an Despotismus und Rückſichtsloſigkeit. In dieſer Beziehung geht es mit der Freiheitspartei in Amerika ähnlich, wie in Europa; als die Völker das Geſchick Europa's in der Hand hatten, waren ſie nachſichtig, verſöhnlich und voller Lamartiniſcher Friedensphraſen; die Könige dagegen zeigten ſich in der ganzen Brutalität und Rachſucht ihres Standes. So auch ſcheint die republikaniſche Partei wenig von ihren Gegnern zu lernen, wie denn überhaupt die freiſinnigen Elemente ſelten die geſchloſſene Stellung und den Zuſammenhalt haben, welcher die Despotie aller Zeiten und Länder charakteriſirt.

Doch zurück von dieſer Abſchweifung. Das weiße Haus iſt bezogen, das Miniſterium iſt gebildet, und die Inauguralbotſchaft gibt das Programm der neuen Adminiſtration. Man ſah gleich an dieſem Aktenſtücke, daß Buchanan alle Kniffe und Intriguen der Diplomatie gelernt hatte, denn die Botſchaft trat nicht mit der Offenheit, dem Freimuth und der Deutlichkeit hervor, welche ein derartiges republikaniſches Aktenſtück erfordert, ſondern glich in Form und Inhalt den Thronreden der conſtitutionellen Monarchieen Europa's mit ihren zweideutigen, jeder Erklärung fähigen Phraſen. Die Demokratie iſt die Partei des ſtrikten Conſtitutionalismus, der ſtrikten, buchſtäblichen Erklärung der Conſtitution, und die Nichtinterventionstheorie in allen Dingen, die ſich nicht auf das Inſtitut

Digitized by Google

der Sklaverei beziehen, iſt demokratiſches Dogma. So auch war die Inauguralbotſchaft ein zögerndes und zweideutiges Aktenſtück, das nur in einem Punkte entſchieden war, in der Verdammung des „nördlichen Sektionalismus", wie man die republikaniſche Partei zu nennen beliebte.

Ueberſehen wir mit einer kurzen Revue die Situation, die Buchanan vorfand. Der Schatz war gefüllt; die auswärtigen Beziehungen friedlich, wenn auch nicht grade ſehr ehrenvoll; das Volk hatte durch die Wahl Buchanan's dem Grundſatze der Volksſouverainität die ſehr ſchwierige Frage der Sklaverei anheim geſtellt; die Verhältniſſe in Central-Amerika waren der Art, daß England zufrieden mit der Inauguralbotſchaft war: kurzum, die meiſten der Fragen, welche gegenwärtig der Adminiſtration Verlegenheit bereiten, und die Union an der weiteren Entwickelung ihrer materiellen Verhältniſſe hindern, waren nicht, oder nur in einem ſolchen Maaße vorhanden, daß eine gerechte und verſöhnliche Politik ſie leicht aus dem Wege hätte räumen können. Das iſt ja gerade die eigenthümliche Größe der Union, daß alle Fehler der Menſchen, die hier zahlreicher auf einander folgen, als ſelbſt in Europa, immer und immer wieder von der allzugütigen Natur corrigirt werden. Gehen wir jetzt die einzelnen Maaßregeln der Adminiſtration durch und beginnen mit den ökonomiſchen Maaßregeln.

Einer der Fehler unſerer Handelspolitik, über den allgemein geklagt wurde, war die große Anhäufung von Gold in den Gewölben des Ver. Staatenſchatzes; die Verkehrsmittel wurden dadurch dem Handel entzogen und die Corruption ſah in dieſen Goldmengen eine allzu verführeriſche Lockſpeiſe. Dazu kam noch die ungünſtige Handelsbilanz mit Europa, um eine Unzufriedenheit mit dem neueſten Tarife zu erregen, die ſo weit ging, daß man ſelbſt die Finanzkriſis dieſem Tarife in die Schuhe ſchieben wollte. Wir haben hier nicht die Richtigkeit der Schutzzolltheorie oder der Hartgeldtheorie zu unterſuchen, ſondern nur die Maaßregeln Buchanan's zu ſchildern. Mit einer wahren Leidenſchaft wurden in der erſten Zeit der Verwaltung Buchanan's die Adler und Quarter aus dem engen Schatze in die weite, freie Welt geſandt, um den Vorwurf der Anhäufung von Gold von der demokratiſchen Partei zu entfernen, und als die Finanzkriſis kam, mit der faſt totalen Stockung des Verkehrs mit Europa und der Importation, da waren die Kaſſen der Bundesregierung leer, und dieſe Thatſache trug ſehr dazu bei, die Kriſis noch drückender zu machen, wie ſie ſonſt geweſen ſein würde. Wenn man indeſſen demokratiſche „Prinziples" hat, kümmert man ſich um ſolche Bagatelle nicht; Buchanan erklärte in ſeiner Botſchaft, daß die Hartgeldtheorie die einzige Baſis für das Bankſyſtem der Zukunft ſein müſſe, und beantragte in demſelben Augenblicke die Ausgabe von Ver. Staaten-Schatzſcheinen, welche

Digitized by Google

durch keinen Dollar in Gold gedeckt waren und deren Emiſſion mit großen Schwierigkeiten verbunden iſt. Es geht der demokratiſchen Partei in dieſem und in andern Fällen ſo, wie dem Chriſtenthum; die Praxis iſt immer das Gegentheil von dem, was man als Prinzip oder Dogma ausgibt.

Als die Kriſis mit ihren verheerenden Folgen über das Land brach, ſah man ein, daß man es mit einem vollſtändig zerrütteten Bankweſen zu thun hatte. Der Ruf nach einer Bankreform wurde allgemein gehört. Es war zu natürlich, daß man ein nationales Kreditſyſtem, oder wenigſtens ein nationales Bank- und Bankerottgeſetz wünſchte, als daß man ſich noch vor dem alten Jackſon'ſchen Bankgeſpenſt gefürchtet hätte. In Amerika war vor der Kriſe der heilloſeſte Wirrwarr mit Bankgeſetzen und iſt heute noch daſſelbe der Fall. Jeder Staat hat ſein eigenes Bankgeſetz, oder gar keins, und wo Bankgeſetze ſind, wie im Staate New-York, ſind ſie durch alte Privilegien durchlöchert. Nun erkennt aber der Handel in ſeinem univerſellen, kosmopolitiſchen Charakter keine Grenzen der Staaten an, und verlangt ein überall gangbares Verkehrsmittel. Dadurch ferner, daß die Conſtitution der Ver. Staaten der Centralgewalt die Befugniß gab, Geld zu ſchlagen, räumte es ihr auch die Befugniß ein, jegliches öffentliche Geld, auch das Bankgeld, einer allgemeinen Controle zu unterwerfen. Aber ein allgemeines Bankgeſetz durch die ganzen Ver. Staaten hindurch, unter conſtitutionellen Beſtimmungen und Garantieen, widerſprach zu ſehr der demokratiſchen Theorie der Nichtintervention in die Rechte der einzelnen Staaten, — einer Theorie, von der man nur in der Sklavenfrage eine Ausnahme macht, — als daß man das dringende Bedürfniß und den allgemeinen Wunſch des Handels berückſichtigt hätte; ein allgemeines Bankgeſetz kam gar nicht zum Vorſchein, und das im Kongreß eingereichte Bankerottgeſetz, das neben Mangelhaftem einige ſehr gute und nothwendige Beſtimmungen enthielt, wurde unberückſichtigt auf den Tiſch gelegt. Eine Veränderung der Tarife kam auch nicht zu Stande.

Eine Zeitlang wurde in der demokratiſchen Partei, nicht im Intereſſe der Sache ſelbſt, ſondern aus politiſchen Intriguen, um die bittere Lecompton Pille der Partei genießbar zu machen, die alte große Frage der Landreform agitirt. Aber die ganze Sache war nur Schein und Täuſchung, ſoweit ſie die demokratiſche Partei und die Adminiſtration anging. Im Senate, dieſem ſo ganz mit der Adminiſtration übereinſtimmenden und zuſammenhängenden Körper, der in früheren Zeiten ſchon mehrmals die Landreform niedergeworfen, fiel auch diesmal die Heimſtättebill nach dem Entwurfe von Johnſon aus Tenneſſee durch, und wurde auf unbeſtimmte Zeit auf den Tiſch gelegt. Gleichzeitig mit dieſer vereitelten Bewegung, ſetzte die Adminiſtration ihr altes Syſtem der

Landverſchleuderungen an Compagnien und Spekulanten fort, und der größte Landſchwindel wurde in Mineſota, Kanſas und Nebraska zum Nachtheile der wirklichen Settler eröffnet. Durch das Anerbieten, dem Volke von Kanſas etwa 5 Millionen Acker vom öffentlichen Lande zu geben, falls es die Sklavereiverfaſſung annimmt, iſt der Charakter der Buchanan'ſchen Landpolitik hinreichend bezeichnet; ſie iſt dem Prinzipe des freien Bodens für freie Arbeiter total entgegengeſetzt.

Eine ähnliche Abneigung gegen die freie Entwickelung der nordweſtlichen Staaten und Territorien zeigte ſich auch in dem Verfahren der Adminiſtration und des Senates in Bezug auf die inneren Verbeſſerungen. Die demokratiſche Partei huldigt in Bezug auf dieſe Frage, welche für den ganzen Weſten eine Lebensfrage iſt, dem Grundſatze der Nichtintervention, und zeigte dieſe Abneigung, die Häfen und Flüſſe des Weſtens zu beſchützen, als Herr Chandler von Michigan den ſchon häufig im Kongreß geſtellten Antrag, die Hinderniſſe in den Flüſſen St. Clair und St. Mary's zu beſeitigen, vorlegte. Es wurde bei dieſer Gelegenheit der Grundſatz ausgeſprochen, daß man nur ſolche Arbeiten von Bundeswegen unterſtützen wolle, welche zur Erhaltung ſchon beſtehender öffentlicher Werke nothwendig ſeien.

Ein großes induſtrielles Unternehmen von unberechenbarer Tragweite bot ſich der Adminiſtration an, die Pacifikbahn. Buchanan hatte ſich zur Zeit der Wahlagitation in einem ſpeziellen Schreiben an den Staat Californien für die Conſtitutionalität und Legitimität, dieſe Bahn mit Unterſtützung des Bundes zu bauen, und für die Bereitwilligkeit, während ſeiner Amtszeit die Mittel dazu bewilligen, ausgeſprochen. In der republikaniſchen Platform und den Erklärungen Fremont's war daſſelbe und zwar noch entſchiedener ausgeſprochen, ſo daß über dieſen wichtigen Gegenſtand die beiden großen Parteien des Landes einig waren. Es würde uns zu weit führen, wollten wir die Bedeutung der Pacifikbahn für die Sicherheit der Union, für die Entwickelung des Weſtens und für den Welthandel überhaupt hier beſprechen; die Reden im Hauſe und Senate, welche dafür gehalten wurden, namentlich des trefflichen Seward Rede, haben dieſe Bedeutung genügend ausgeführt: aber das Geſpenſt der Sklaverei, auf deren Altar die Adminiſtration nicht nur das Prinzip der Volksſouverainität, ſondern auch die materiellen Intereſſen der Union opfert, ſtellte ſich dem großen nationalen Unternehmen entgegen. Die Botſchaft des Präſidenten ſchlug vor, die Bahn im äußerſten Süden durch die unbewohnten Wüſteneien von Arrizona zu legen, während die allgemeine Meinung der Bahn die natürliche Route zwiſchen den großen Welthandelsplätzen New-York und San Francisco geben will. Da die Adminiſtration ſah, daß die ſüdliche Route auf keine Majorität im Kon-

Digitized by Google

greſſe rechnen könne, wurde die ganze Sache bis zur nächſten Sitzung vertagt, obgleich das Geld, welches der Mormonenkrieg verſchlingt, wahrſcheinlich hinreichend geweſen wäre, der Bahn die nothwendige öffentliche Unterſtützung zu geben.

Wenn auch für den Krieg der Ver. Staaten gegen die Mormonen in Utah der Fillmore'ſchen Verwaltung die Verantwortlichkeit aufgebürdet wird, weil dieſelbe Brigham Young als Gouverneur inſtallirte, ſo wäre doch die ganze Sache am Salzſee nicht ſo weit gekommen, hätten nicht gewiſſe demokratiſche Doktrinen über Selbſtregierung in Utah eine unverſtändige Auslegung und Ausführung getroffen. Die demokratiſche Partei geht von dem Grundſatze aus, den ſie freilich in der Kanſasgeſchichte vollſtändig verletzt hat, daß jedes Volk eines Staates oder Territoriums ſich ſeine Verfaſſung und ſocialen Einrichtungen ſelbſt geben könne, vorausgeſetzt, daß die Form republikaniſch iſt. Unter dieſer Praxis, welche alle Brutalitäten, welche mit dem Inſtitute der Sklaverei verbunden ſind, in den ſüdlichen Staaten geſtattet, bildete ſich in Utah ein hierarchiſches und barbariſches Gemeinweſen, welches zuletzt offene Gewaltthätigkeiten gegen die Ver. Staaten und ihre Beamten beging. Wenn auch freilich in Utah nicht größere Barbarei und Unmoralität, wie in den Sklavenſtaaten herrſchte, ſo war doch der Krieg gegen die Mormonen eine Nothwendigkeit und in dieſem Punkte wird Jedermann der Adminiſtration Recht geben. Aber nicht in der Art und Weiſe, wie der Krieg geführt wurde. Man hätte es wohl nicht unzweckmäßiger anfangen können, als einen Winterfeldzug zu beginnen, der mit den größten Koſten und Entbehrungen für die Armee verbunden iſt, und der jetzt ſchon Monate lang gewährt hat, ohne ein anderes Reſultat erzielt zu haben, als den Verluſt der halben Armee und einiger Millionen Dollar. Die Geſchichte dieſes Feldzuges iſt nebenbei eine Geſchichte der Corruption, wie ſie in den amerikaniſchen Annalen noch nicht vorgekommen iſt.

Den eigentlichen Charakter der Adminiſtration Buchanan's aber kann man nicht beſſer erſehen, als aus ſeinem Benehmen in der Kanſasfrage. Wäre nur der zehnte Theil der Rechtsverletzungen und Uebergriffe, welche ſich die Adminiſtration zum Zwecke der Verſclavung von Kanſas hat zu Schulden kommen laſſen, vor der Erwählung Buchanan's bekannt geweſen, — er würde kein County in allen nördlichen Staaten bekommen haben. Die Verwaltung eines Staates wie der Union, mit ſo großen und verſchiedenen Intereſſen, mit ſo einſchneidenden Gegenſätzen und ſolch ſchwierigen Aufgaben iſt gewiß keine leichte Arbeit, und wer wollte dem ſterblichen Menſchen zürnen, der in der ſchwierigen Aufgabe, dieſe Gegenſätze zu vermitteln und Union und Conſtitution aufrecht zu erhalten, nicht immer und in jedem einzelnen Falle das Rechte träfe? Aber eine ſolche ſyſtematiſche Schlechtigkeit, wie Buchanan in Kanſas gezeigt hat,

Digitized by Google

eine Schlechtigkeit, zu welcher der Präſident nicht einmal Werkzeuge finden konnte, iſt nicht unter die Klaſſe gewöhnlicher politiſcher Fehler zu rechnen. Durch die Vertheidigung der Lecomptonconſtitution hat die Adminiſtration alle weſentlichen Fundamentalgrundſätze dieſer Republik zu Boden geworfen, von den allgemeinen, in der Unabhängigkeitserklärung deklarirten Menſchenrechten an, bis zu den beſtehenden Verträgen, der Volksſouverainität und dem allgemeinen Wahlrecht. Die Adminiſtration hat ſich dadurch mit der gewaltthäteriſchen Agreſſion der äußerſten Südpartei identifizirt und den nationalen Charakter der demokratiſchen Partei ruinirt. Nun, der ganze Verlauf der Sache iſt unſeren Leſern zu bekannt, als daß wir ihn hier nach auseinanderſetzen dürften; es iſt in dieſer Kanſas-Affaire der Fall eingetreten, der in der Ver. Staaten - Conſtitution vorgeſehen iſt, daß man den oberſten Beamten der Republik wegen Felonie und Hochverrath prozeſſiren muß. Wir haben in einem früheren Artikel dieſes Heftes ſchon angedeutet, daß das Amt des Präſidenten gänzlich vom Volkswillen und von parlamentariſchen Majoritäten unabhängig, und daß ferner die Supreme Court die feſte Burg der Sklavenhalter ſei, welche gewiß keinen Prozeß gegen den Lecompton- Betrug erheben wird. Auch der Vorſchlag einer parlamentariſchen Unterſuchung gegen den Präſidenten wegen Corruption, welche von einem New-Yorker Kongreßmann vorgeſchlagen wurde, blieb in einer geringen Minorität. So bleibt alſo dem Volke ſelbſt nichts anders übrig, als bei den Wahlen das Urtheil zu ſprechen und die mannigfachen Verletzungen der Conſtitution durch die Wahlurne zu beſtrafen.

Wir haben im Vorſtehenden geſehen, daß die innere Politik der Ver. Staaten unter dem erſten Jahre der Verwaltung nur negative Reſultate gehabt hat. Die Kanſasfrage iſt nicht beendigt, ſondern iſt nur in ein neues Stadium der Verwickelung getreten. Ein nationales Kreditſyſtem oder doch wenigſtens ein allgemeines Bankerottgeſetz iſt nicht gemacht worden, und die Adminiſtration wie der Kongreß haben keine Garantie gegen die Wiederkehr einer Kriſis getroffen. Der Utah- Feldzug hat noch kein Reſultat gehabt. Die inneren Verbeſſerungen, voran die Pacifik-Bahn, werden nicht in Angriff genommen. Die Heimſtättebill iſt verworfen: dies iſt das weſentlichſte Reſultat der Verwaltung der inneren Angelegenheiten.

Wir kommen jetzt auf die auswärtige Politik. Man kann von derſelben faſt nichts anders ſagen, als daß ſie gar nicht exiſtirt. Die Union wird in den großen Fragen der Weltpolitik nicht gefragt und gehört. Die Geſandten werden in Europa als diplomatiſche Statiſten behandelt. Irgend eine Sympathie für das unterdrückte Völkerrecht und die politiſche Reform Europa's in den diplomatiſchen Cirkeln der

Digitized by Google

Amerikaner zu finden, wäre eine Unmöglichkeit. In dieſer Beziehung war Amerika's Stellung unter Pierce und Marcy noch viel günſtiger, denn Marcy ließ doch dann und wann etwas von ſich hören. Die einzigen Neuigkeiten unter Buchanan's Verwaltung, — denn die Ablöſung des Sundzolls iſt der vorigen Adminiſtration auf die Rechnung zu ſchreiben, — iſt die Aufhebung des Clayton-Bulwer-Vertrages, der übrigens auch von der vorigen Verwaltung nicht anerkannt wurde, und der Yriſarry-Vertrag mit Nicaragua, wodurch den Ver. Staaten eine Art Protektorat über den Iſthmus von Panama überlaſſen wird. Dieſe Ausbreitung des amerikaniſchen Einfluſſes liegt allzuſehr nach der Seite des ſpezifiſch ſüdlichen „Manifeſt deſtiny", als daß wir uns darüber freuen könnten; auch waren die Verhältniſſe Buchanan's zu dem Flibuſtier-General Walker der zweideutigſten Art, durchaus nicht eines Mannes auf ſolchem Poſten würdig, und nicht im Stande, Europa über die Loyalität der neuen Adminiſtration zu beruhigen.

So ſehen wir überall mit reaktionären Tendenzen politiſche Unfähigkeit verbunden. Die letztere verbietet uns, die allerſchlimmſten Reſultate von der Adminiſtration Buchanan's zu erwarten, denn ſeine reaktionären Pläne ſcheitern unter ſeinen eigenen Händen. Die Decadenze Amerika's iſt allerdings ſehr groß, aber nicht ſo groß, wie der Widerſtand des Volkes dagegen und die Gewißheit einer beſſeren Zukunft.

Man ſpricht jetzt viel von bedeutenden Ereigniſſen, die der beendigten (? ?) Kanſas-Debatte im Kongreſſe folgen ſollen, von einer Botſchaft wegen der ſpaniſchen Differenzen und Cuba, von einer Wiedereinführung des Sklavenhandels u. ſ. w. Wir glauben nicht an bedeutende Ereigniſſe. Der Charakter dieſer alten, lahmen Adminiſtration iſt nicht darnach, etwas Entſcheidendes zu wagen. Die Politik Buchanan's wird ſich in derſelben Impotenz und Negativität hinziehen, wie bisher, und die Union muß zufrieden ſein, wenn ſie den politiſchen Mißgriff, Buchanan gewählt zu haben, nun mit einem Verluſte von Zeit, Geld und Ehre bezahlen kann, und die Union nicht ſelbſt darüber zu Grunde geht.

Gewiß, die politiſchen Folgen der Buchanan-Politik werden ſich ſchon verſchließen und verbeſſern laſſen. Anders aber iſt es mit der Demoraliſation der öffentlichen Meinung, welche mit dieſem Regime verbunden iſt, mit der Corruption und der öffentlichen Ehrloſigkeit, die ſo ſchwarz iſt, wie die Sklaverei ſelbſt. Die Folgen davon werden wir noch lange ſpüren, ſo fürchten wir.

Wir waren bisher immer gewohnt, den Präſidenten der Republik über der Corruption und der politiſchen Verführung erhaben zu ſehen, und

Digitized by Google

der Verdacht verſtieg ſich bis jetzt höchſtens und in einzelnen ſeltenen Fällen, — wir erinnern an den Corwin-Gardner Schwindel, — in das Kabinet, aber niemals bis in das weiße Haus. Um ſo trauriger iſt es, wenn ein Mann wie William Seward, ſo mäßig, rückſichtsvoll und vorſichtig in ſeiner Polemik gegen Perſonen, wie vielleicht kein anderer Staatsmann der Union, folgendes Urtheil über den Präſidenten — in ſeiner Rede bei Annahme der Conferenzbill im Senate, — ausſprechen muß: „Ich bin gewöhnt, wenn ich von Andern ſpreche, auch wenn dies öffentliche Charaktere ſind, meine Worte wohl zu erwägen, da ich weiß, wie leicht man ſich irrt. Ich laſſe ſtets einem politiſchen Gegner die Gerechtigkeit widerfahren, welche ich ſelbſt fur mich beanſpruche. Und doch muß ich, mit einem Gefühle des Bedauerns und der Scham hier geſtehen, daß ich zu dem Präſidenten und den Vereinigten Staaten kein Vertrauen habe. Es iſt dies das demüthigendſte Geſtändniß, welches ich je vor meinen Mitbürgern und der Welt abgelegt habe; denn, wenn ich auf die lange Reihe von Königen, Furſten, Dogen und Kaiſern einen Blick warf und ſah, wie ihre Carriere mit Betrug anfing, Mord ihren Culminationspunkt und Gewaltthaten ihr Ende bezeichneten, ſo ſah ich immer mit Stolz auf die amerikaniſche Conſtitution und auf die Thatſache, daß jene, trotz all' ihrer Mängel und inmitten der tumultuariſchſten Volkbewegungen, uns eine Reihe von Präſidenten gab, deren Tugenden diejenigen einer jeden Dynaſtie uberſtrahlen, welche eine Nation in irgend einem Theile des Erdballs regierte. Wenn der Präſident der Vereinigten Staaten nur geſtattet, geſchweige denn es durchgeſetzt hätte, daß es bei den Wahlen in Kanſas ehrlich herging, Kanſas ſtände heute nicht als Supplikant, zitternd vor Aerger über die erlittene Unbill, hier. Ich weiß, daß wenn ich ſo offen ſpreche, ich die Gefuhle mancher in der öffentlichen Meinung hochſtehenden und patriotiſchen Männer verletze. Sie werden über mich ſchelten, daß ich den Ruf des Präſidenten der Ver. Staaten beflecke. Aber ich habe das Recht dazu. In Virginien gab es einſt Patrioten, welche Wehe über Patrick Henry ſchrieen, weil er Georg III denunzirte. Es fehlte nicht an Patrioten im römiſchen Staate, welche bedauerten, daß Cato den erſten Cäſar anklagte. Diejenigen, welche die Freiheit niederwerfen und mit Füßen treten, waren nie diejenigen, welche in den Senaten Kaiſer, Könige und Präſidenten zur Rechenſchaft zogen.“

Digitized by Google

Fanny Fern.

(Eine kritiſche Skizze.)

Obgleich vorausgeſetzt werden muß, daß die Leſer der „Atlantis" dieſen Namen nicht zum erſtenmal hören, ſo iſt derſelbe unſeres Wiſſens doch noch nie in dieſen Blättern genannt worden; ja es hat überhaupt keine deutſche Zeitſchrift, ſo viel uns bekannt, dieſer Schriftſtellerin noch in geeigneter Weiſe gedacht. In der Abſicht, ein beſcheidenes Theil zu der richtigen Auffaſſung des amerikaniſchen Geiſtes beizutragen, und unſere Verſtändigung mit demſelben zu befördern, wollen wir verſuchen, das Talent und die Verdienſte dieſer Frau möglichſt unparteiiſch zu beleuchten. Fanny Fern — ſchon die wohlklingende Alliteration dieſes Namens tönt in unſer Ohr wie ein Stückchen Poeſie, wie ein leicht flatternder Vers, und verräth durch ſeine Symbolik einen wirklichen vielleicht proſaiſchen Namen, welcher ſich dahinter verſteckt hält. Auch iſt dieſes Symbol bedeutſam an ſich, indem es uns die Liebe ſeiner Trägerin zum Walde, zur friſchen freien Natur, andeutet. Und ein friſches freies Kind iſt Fanny Fern gewiß, wenn ſie auch mit den Mitteln der Bildung über die Sprache gebietet, wenn ſie auch künſtleriſch abgerundete Erzählungen oder wie man vielleicht richtiger ſagen wurde; wohl durchdachte und doch ſcheinbar nur leicht hingeworfene Bilder malt. Und woher nehmen dieſe Bilder ihren Stoff? Sie ſind nicht großartig, hiſtoriſch, durch gelehrte Kenntniß zur inneren Anſchauung gebracht, nein ſie ſind einfach, ſchlicht, natürlich, dem Alltagsleben abgelauſcht, zuerſt empfunden, bei hellem Licht in dem Spiegel einer tieffühlenden Seele aufgefangen und dann raſch in der erſten Friſche des Eindrucks mit der Feder copirt. Es kann nicht fehlen, daß in einer ſo großen Stadt — Fanny Fern lebt in der Metropolis — die tägliche Gelegenheit zu den mannichfachſten Beobachtungen gegeben iſt, da eben dort die grellſten Conflicte der Geſellſchaft zu Tage treten. Man braucht noch kein ſocialer Theoretiker von Profeſſion zu ſein, und nichts von der Communiſten-Philoſophie zu verſtehen, um die Gebrechen unſerer ſocialen Ordnung zu begreifen, um den gähnenden Abgrund zwiſchen Arm und Reich, zwiſchen prunkender Unnatur und in den Staub getretener Schönheit und Menſchenwürde zu faſſen: — nur zwei geſunde Augen und ein geſundes Herz gehören dazu und daß Fanny Fern Beides beſitzt, davon geben ihre Schriften reichlich Zeugniß. Wenig bekannt mit ihren ſeit einer Reihe von Jahren fortgeſetzten Zeitungsartikeln [in verſchiedenen New-Yorker Blättern] und ebenſowenig vertraut mit ihrem neueſten Roman (Roſe Clark*) halten wir uns zunächſt nur an ihre Kin-

*) Ein früherer „Ruth Hall" iſt als ſolcher wenig gelungen.

Digitized by Google

terſchriften: Fernleaves Playdaybook und fresh Fernleaves (letztere jedoch mehr für ein reifes Alter geſchrieben). Was ihr vor allen Dingen eigenthümlich, iſt eine gewiſſe markige Prägnanz und Kürze der Sprache, eine oft faſt derb zu nennende Ausdrucksweiſe, welche wohl allen Scribenten, zuvörderſt aber unſeren ſchriftſtelleriſchen Landsleuten beiderlei Geſchlechts beſtens und eindringlichſt zu empfehlen ſein dürfte. Freilich wird man hier wohl einwenden, daß Originalität wohl niemals als Muſter aufgeſtellt werden ſollte, wenn man nicht farbloſe Nachahmer und Nachbeter erziehen wolle; allein wir meinen, daß von einer kernigen Form immerhin etwas zu lernen ſei, zumal für uns Deutſche, welche theils durch Gedankenreichthum, theils durch althergebrachten und angewöhnten Ruckſichtszwang ſo oft zu Weitſchweifigkeit und Phraſenüberfluß verführt werden. Fanny Fern nennt Alles beim rechten Namen, ja nicht eben feine Namen gibt ſie den Dingen zuweilen — denn ſie bebt niemals prude zuruck vor der nackten Göttergeſtalt der Wahrheit. Allein eben durch dieſe naive Sprache wird man, ehe man ſich noch recht beſonnen hat, ſo zu ſagen, beim Schopfe gefaßt und mit der Naſe auf einen Irrthum, ein Unrecht, auf irgend einen faulen Fleck gedrückt, gewiß eine höchſt practiſche und als ſolche ächt amerikaniſche Methode, den Leuten eine beſſere Ueberzeugung beizubringen. Wo aber bleibt bei einem ſolchen Verfahren die Poeſie? wird man fragen — und dennoch iſt ſie da, ſie verkappt ſich nur, ſie erſcheint wie die anmuthige reizende Cindarella in einem rauhen groben Kleide; oft macht ſie ſich auch noch unkenntlicher, und während man meint, ſie verflüchtige ſich ganz, flattert ſie doch, dem Auge des Geweihten erkennbar, wie ein goldſchillernder Schmetterling zwiſchen den Zeilen hin und her. Aber grade in dieſem Wechſel oder vielleicht ſollte ich ſagen: in dieſem Contraſt eines von grobem Hammer geſchmiedeten Ausdruckes und der zarten Innigkeit und Feinheit des Gefühls, aus welchem alle Erzeugniſſe Fanny Fern's hervorgegangen ſind, grade darin liegt ein großer Reiz, ja der eigentlich charakteriſtiſche Zug Fanny Fern's. Sie holt tapfer aus und thut aber kräftige Schläge auf ihren Ambos, aber in dieſer Schmiede brennt das Feuer der Liebe, einer glühenden Mutterliebe, einer gleich heißen Menſchenliebe. Es iſt wahr, ſie hat es auch geſehen, daß es Mütter gibt, die dieſes Namens nicht werth ſind, Weiber, die nur Mutter ſind, because they could not help it und nichts von ihrer göttlichen Miſſion wiſſen, noch wiſſen mögen; — ſie hat es auch geſehen, daß es Weiber gibt, die in egoiſtiſchem Selbſtbetrug, in unnaturlichem Mußiggang, Kleiderputz und anderem elenden Tand untergehen, — hohle entnervte Scheinweſen, — und wenn ſie gegen ſolche eine ſcharfe Geißel ſchwingt, ſo laßt ihr dieſen auflohenden Zorn, er ſteht ihr ſchön: — es muß auch heut noch Engel geben, die mit dem feurigen Schwert

Digitized by Google

gerüſtet ſind. *) Nur zwei ihrer kleinen Skizzen wollen wir hier hervorheben, welche uns als beſonders ſchöne und intereſſante Muſter in ihrer Art erſchienen; das eine: „crazy Tim“ in dem erſten Bande der Fernleaves, das neuerdings eine politiſche Uebertragung von unſerem Landsmann A. Strodtmann erfahren hat. (S. deſſen Gedichtſammlung, neueſte Ausg.) Der Dichter hat ſich darin die poetiſche Freiheit genommen, den unbarmherzigen Dampfzug, durch welchen F. F. ein kleines Mädchen tödten läßt, in einen vom Himmel herabfahrenden Blitzſtrahl zu verwandeln, — eine Veränderung, die wir nicht nur von Herzen billigen, ſondern auch als ein Beiſpiel betrachten, an welches wir ſpäter noch einige kritiſche Bemerkungen zu knüpfen haben. Das kleine braune Kind mit der aufgeworfenen Stumpfnaſe, die ſo fröhlich arbeitet und ihren Vater den armen alten Schuſter ſo herzlich küßt, daß er noch viele Stunden nachher wie eine Lerche ſingt — ſolche kleine Züge wirken unwiderſtehlich. In einem andern Bändchen dieſer Erzählungen, das den Namen play day book führt, heben wir beſonders die kurze und meiſterhaft markige Geſchichte des „red haired Andy“ hervor, in der kein Wort zu wenig, aber gewiß auch keines zu viel daſteht — eine künſtleriſche Abgrenzung, ein anſcheinend unbewußtes und doch ſicher ſtreng gebotenes Maaßhalten, das großes Talent verräth und in der That Bewunderung verdient. Die Fresh fern leaves enthalten gleichfalls manches Gute — ſo z. B. die Schilderung des Geldmannes mit dem kleinen vertrockneten Herzen und der daraus folgenden Miſere eines ganzen Lebens und einer Häuslichkeit, welche alle Bedingungen des Glückes in ſich trug. Dieſe Skizzen ſind jedoch mit Ausnahme des allerliebſten Bildchens: our first nurse und ein oder zwei anderer, weniger friſch und urſprünglich, mehr moraliſche Reflection, wie ſie jedem denkenden Menſchen zuweilen in den Sinn kommt, weßhalb wir dieſes Werkchen keiner längeren Betrachtung unterwerfen. Auch iſt Erfindung, welche da, wo die friſchgrüne Wahrheit, die momentane Abbildung des Lebens

*) Es iſt uns bei Leſung ſo ſcharfgezeichneten Unrechtes zuweilen der Gedanke gekommen, ob nicht das Gift des Argwohns gegen die Aeltern dadurch in die Seele des Kindes geträufelt würde; allein wenn es Kinder gibt, welche gedankenvoll genug ſind, um die Wahrheit eines Bildes in ihren eignen Verhältniſſen abgeſpiegelt zu ſehen, ſo iſt das ja im ſchlimmſten Falle kein Unglück, denn es wird ihm zugleich das Gegengift des Mitleids und der Schonung für den entdeckten Irrthum empfohlen. Auch wird jedenfalls die Zahl derjenigen kleinen Leſer größer ſein, welche ſich mit Aengſtlichkeit von dem Bilde einer ſchlechten Mutter abwenden und mit doppelter Innigkeit an der ihrigen aufblicken, welche ſie doch nie verlaſſen und vernachläßigt hat. So wird wenigſtens der moraliſche Nachtheil wieder ausgeglichen, den die allzugetreuen Schilderungen des Böſen in einem unreifen Gemüth möglicherweiſe anrichten könnten.

Digitized by Google

ſich erſchöpft hat, ſtets an die Stelle der letzteren treten muß, nicht eben die Gabe Fanny Fern's, wie ſie denn überhaupt mehr durch Gemüth und Charakter, als durch ſpezielle Geiſtesanlagen zur Dichterin geworden iſt. Wir kommen hier auf einige ihrer Mängel zu ſprechen, welche aller Wahrſcheinlichkeit nach in einer beſchränkten, wenn nicht puritaniſchen, ſo doch amerikaniſch chriſtlichen Erziehung ihren Grund haben. Zu dieſen Schwächen gehört vorzüglich eine gewiſſe Vorliebe für kraſſe, grauſige Scenen, ein fur unſeren Geſchmack höchſt peinliches Verweilen dabei, ein Ausmalen fataler und widerlicher Situationen, von denen ſich unſer in der Schule der Aeſthetik erſtarktes Gefühl mit Eckel abwendet. Die Häßlichkeit der körperlichen Qual oder des gemeinen Verbrechens, über welche wir uns durch einen Wink verſtändigen, um dann mit abgewendetem Geſicht und wenigen leiſen Worten uns über die Abhülfe des Uebels zu berathen, — damit ja nicht noch anderen Vorübergehenden dieſer entſetzliche Anblick zugemuthet werde: — ſolche Bilder haben für Fanny Fern durchaus nichts Abſchreckendes. Sie hebt den Schleier, hält ihn länger gelüftet, als wir verlangen, ja als überhaupt nöthig iſt, und zeigt uns noch ſcheußliche Einzelnheiten, welche zum Weſen der Sache nichts b itragen. Dieſe angelſächſiſche Geſchmackloſigkeit, welche ſich bei vielen andern Schriftſtellern Amerika's und Englands findet, fällt hier jedoch beſonders auf, da an vielen andern Stellen ein lebendiges Gefühl fur das Schöne und ein ſchnelles Auffaſſen deſſelben hervorbricht. Es erſcheint uns als Pflicht, dieſe vielleicht mit dem Namen „äſthetiſche Discretion" zu bezeichnende Schonung des Gefühls allen den Literaten zu empfehlen, bei welchen uns der vorkommende Mangel derſelben irgendwie verletzt. Eben dieſe Liebe zum Schönen, der wir in Fanny Fern trotz befremdlicher Miſchung und Inconſequenzen ſo eben gedacht, wird ſie hoffentlich verhindern, ihren religiöſen Sinn und ihre nach unſern Begriffen wohl beſchränkte Hinneigung zur Kirche je in das Fratzenhafte zu übertreiben, oder bibliſchen Satzungen ihr beſſeres Selbſt zu opfern. Auch wollen wir Fanny Fern nicht allzuſtreng tadeln für ihren ausgeprägten Temperenzeifer, noch ferner ſie dafur verantwortlich machen, daß nach ihrer Meinung ſich in der Taſche jedes Diebs oder Mörders Naturaliſationspapiere vorfänden: — die Zeit wird vielleicht dieſen, wie ſo manchen andern Irrthum Fanny Fern's noch berichtigen, und das Knownothingthum hat am Ende doch, wenn nicht eine noble, ſo doch eine wohlmeinende Seite, wenigſtens für den engherzigen Patrioten. Allein eben eine allgemeine Beſchränktheit der Anſichten iſt es, welche wir bei F. F. beklagen, indem dieſer Umſtand jedenfalls der Ausbildung und Weiterentwickelung ihres ſchriftſtelleriſchen Talentes hinderlich in den Weg tritt. Wir können ſie belauſchen, wie ſie in ihrem ſtillen Tempel zu der Dreieinigkeit Jeſus Chriſt, Webſter und American Nationality betet und

möchten ihr wohl zur Erholung einen „trip“ nach Europa beſtens empfehlen, welche nicht nur ihre Kenntniſſe bereichern, ſondern ihre allgemeine Anſchauungsweiſe, ihren natürlichen Horizont zu einer erblicklichen Breite erweitern würde. Nebenbei mußten die herrlichen Kunſtſchätze der alten Welt den himmliſchen Funken in ihr zur hellen Flamme anfachen, während neue Lebensbilder ihrer Phantaſie friſche Nahrung zuführen würden. Unübertreffliche praktiſche Studien könnte grade ſie in der alten Welt machen und auf einer ſolchen Reiſe mehr lernen, als aus allen Bibliotheken der Erde. Allein es gibt noch eine bisher unerwähnte Seite Fanny Fern's, von welcher wir ſelbſt lernen können, und wir wollen unſere Skizze nicht abſchließen, ohne dieſem allgemein bedeutſamen Zuge einer Zeitgenoſſin unſere Aufmerkſamkeit zuzuwenden. Fanny Fern hat, nachdem ſie ihren Fechter in der Schlacht des Lebens verloren hat, flugs die Waffen ſelbſt in die Hand genommen und wacker weitergekämpft. So iſt ſie denn endlich bis zu dem unbeſchreiblich beglückenden Ziele vorgedrungen, ſich eine unabhängige Exiſtenz zu ſchaffen — doppelt beglückend für eine Frau, welche nach der beſtehenden Ordnung der Geſellſchaft immer nur eine von ihrem Mann erhaltene Null iſt, häufig ohne Rang und Recht, und jedenfalls immer ohne die zur Bethätigung eines nobeln Charakters nothwendige Freiheit. Fanny Fern iſt keine „arme Wittwe“ geworden, von der die Schulkinder fromme, herzbrechende Lieder ſingen, und die ſich im beſten Falle von Verwandten und Freunden erhalten läßt. Fanny Fern hat den graden vernünftigen und einzig anſtändigen Weg der Emancipation betreten, ohne ſelbſt zu der Armee der Frauenrechtsvertheidiger zu gehören. Es wird in vielen ihrer Schriften fühlbar, welchen Werth ſie ſelbſt auf dieſe eigens geſchaffene Unabhängigkeit legt, und gewiß hat ſie ein unbeſtreitbares Recht darauf. Indem wir ihr ſchriftſtelleriſches Auftreten unter Anfangs ſehr gedrückten Umſtänden bewundern und eine ſolche Energie zur Nachahmung empfehlen, konnen wir jedoch nicht umhin uns zu verwundern, wie F. F. dennoch ſo wenig Sympathie für die Bewegung der Frauenemancipation an den Tag legen kann, zumal ſoweit dieſelbe nur das pecuniäre Intereſſe und die materielle Stellung des Weibes betrifft. Ihre Achtung dieſer Beſtrebungen iſt offenbar unter Null, und es ſcheint uns dies abermals ein Zug jener Engherzigkeit und Kleinlichkeit, welche lieber einen logiſchen Schlußſatz verſchluckt, als at any risk Etwas wagt, das gegen die althergebrachten Begriffe von „Weiblichkeit“ zu verſtoßen ſcheint. So Fanny Fern's mißbilligendes Kopfſchütteln über weibliche Doctoren, ja wohl verächtliches Ignoriren derſelben, ferner ein gewiſſes Vorurtheil gegen alle Jungfern und der ſittliche Wunſch, dieſelben at any rate zu verheurathen. Obgleich Fanny Fern bereits die Grenzlinie der 40 Jahre überſchritten hat, verzweifeln wir dennoch nicht an einer gewiſſen modernen Wiedergeburt ihrer Anſich-

Digitized by Google

ten, an ihrer Weiterentwickelung im Geiſte der neuen und neueſten Zeiten; denn Fanny Fern iſt trotz ihres Matronenalters noch ein friſches, fröhliches Kind, wovon ſich Jeder überzeugen kann, der einen Blick in ihre liebenswürdigen lachenden Skizzen thut. Bei aller Bildung und Erfahrung wird ſie nie die natürliche Reinheit und Unſchuld ihres Herzens verlieren, die uns aus ihren Worten erquickt, wie ein friſcher Gebirgsquell den ſtädtemuden Wanderer. Ein verhältnißmäßig ungeheurer Erfolg hat ihre ſchriftſtelleriſche Laufbahn bisher begleitet und ſie zu ferneren Thaten ermuntert. Schon jetzt, nach kaum einem Jahrzehnt ihrer literariſchen Thätigkeit ſegelt ein Schiff auf dem Ocean, das ihren Namen trägt; möge auch das Schifflein ihres Lebens und Wirkens ſtets mit gutem Winde ſegeln. M. B.

Ueber Panorganismus.

von

W. von Schirach.

In den Nummern 132 und 193 des „Davenporter täglichen Demokrat“ hat der Verfaſſer dieſes Aufſatzes die Anſicht ausgeſprochen, daß die Menſchheit einer neuen großen Entwickelungsperiode entgegengeht, welche gleichzeitig in den drei großen Sphären der menſchlichen Verbindung auftritt, in der Geſellſchaft, im Staat und in der Beziehung zum Ueberſinnlichen, und in Betreff der letztern geäußert: hätten die Apoſtel der neuen Lehre, indem ſie die Nichtigkeit des Autoritätsglaubens dargethan, eine anderweitige, aus der Natur und der Vernunft ſich ergebende Beziehung des Unendlichen zum Endlichen nachzuweiſen verſucht, ſo würden ſie in dem fur neue Lehren ſo empfänglichen Amerika ſtarken Anklang gefunden haben; aber ihr verneinendes Syſtem des Materialismus, ihre unbedingte Ableugnung der Gottheit und der Unſterblichkeit war nicht geeignet, ihnen in dieſem Lande, wo man nur die praktiſchen Reſultate in's Auge faßt, ohne ſich auf eine Prüfung der Gründe einzulaſſen, Anhänger zu verſchaffen, zumal die Kritik der Dogmen der geoffenbarten Religionen und der Urkunden, auf welche ſie ſich ſtützen, mitunter auf ſchonungsloſe Weiſe geubt ward und daher den Haß der Gegner reizte und ſchärfte. Dazu kam noch, daß die Ergebniſſe der neuen Naturforſchung

nicht nothwendig zu der aus ihnen gezogenen Conſequenz des Materialismus und Atheismus führten. Was ſich aus ihnen ergab und auch wohl ſchon in größeren Kreiſen Eingang gefunden hatte, iſt die Nichtexiſtenz eines, der Materie gegenüber ſtehenden, perſönlichen Gottes und einer individuellen Unſterblichkeit, deren Annahme auch ſchon ſeit dem Auftreten der kritiſchen Philoſophie und ihrer Fortbildung durch Fichte, Schelling und Hegel ſtark erſchüttert war. Mit der Exiſtenz einer, der Natur immanenten, Weltſeele, eines Panorganismus, ſtehen ſie nicht in Widerſpruch und zu dieſer Anſicht, welche ſchon in der indiſchen Religion ausgeſprochen iſt und durch alle Myſterien der alten Völker durchleuchtet, ſind auch die ausgezeichnetſten Denker aller Zeiten gelangt. Endlich iſt die Forſchung der Natur ja nicht abgeſchloſſen; ſie hat vielmehr ein unendliches Feld vor ſich, die Ergebniſſe unſerer Forſchungen werden kommenden Jahrhunderten eben ſo dürftig, die aus ihnen gezogenen Folgerungen ebenſo irrig erſcheinen, wie uns die der älteren Zeiten. An die Stelle des Autoritätsglaubens wird allerdings eine andere Anſchauung der Beziehungen des Endlichen zum Unendlichen treten, aber dieſe kann nur aus der immer erſchöpfenden und tiefer eingehenden Würdigung ihrer Reſultate hervorgehen. Die Wiſſenſchaft in ihrer fortſchreitenden Ausbildung iſt dieſe Religion der künftigen Tage; ſie wird an die Stelle der Myſterien der alten Welt, der Lehrſätze der geoffenbarten Religion treten. Die Myſterien waren geheim, nicht durch Einſchränkung der Theilnahme an ihnen, ſondern dadurch, daß ihre Profanation als Verbrechen beſtraft wurde. Solcher Verbote bedarf es hier nicht, denn das Myſterium der Wiſſenſchaft offenbart ſich nur dem, der in ihre Tiefen eingedrungen iſt, und nur in ſo weit, als ſie ſich ihm eröffnet haben; für jeden Laien bleibt es ein Geheimniß. Dies iſt allerdings nur die eſoteriſche, dem höher Gebildeten zugängliche Seite der künftigen Religion, die exoteriſche oder öffentliche Seite kann ſie nur in der Poeſie und Kunſt und der aus ihr hervorgehenden Mythologie finden. Wie der Wiſſenſchaft das reale Reich des Wahren vorbehalten iſt, gehört der Kunſt das ideale Reich des Schönen; wie die Wiſſenſchaft in immer tiefere Tiefen eindringen kann, ſo vermag ſich die Kunſt zu immer höheren Höhen emporzuſchwingen; wie jene im Reich des Gedankens, ſo herrſcht dieſe im Reich des Gefühls und auf der harmoniſchen Entwickelung beider beruht das höhere Fortſchreiten des menſchlichen Geſchlechts. Aus dem Cultus des Schönen muß die exoteriſche Volksreligion hervorgehen.

In die Nummer 213 des kürzlichen Davenporter Demokraten vom 6. September v. J. hat Herr Kopp Bemerkungen zu dem eben erwähnten Aufſatze „das neue Weltalter“ einrücken laſſen, in welchem er verſchiedene Einwendungen gegen die in demſelben aufgeſtellten Behauptungen er-

Digitized by Google

hebt und den Verfaſſer zur Beſprechung derſelben auffordert. Er iſt nicht einverſtanden mit dem Vorwurfe, daß die Anhänger der neuen Lehre in Amerika zu ſchroff aufgetreten wären, daß ſie die Dogmen zu ſchonungslos angegriffen und daß ſie, rein negirend, nichts Poſitives an die Stelle des Niedergeriſſenen geſetzt hätten. Die Rückſicht auf die Praxis dürfe in ſolchen Dingen überhaupt keinen Einfluß ausuben; man durfe keine Compromiſſe mit ihr machen. Wenn ſich Jemand unter Gott das Univerſum oder ſonſt etwas vorſtelle, und die Frage, ob er einen Gott glaube, bejahe, ſo betrüge er wiſſentlich ſich ſelbſt und den Frager, der ohne Zweifel einen perſönlichen Gott im Sinne habe. Wenn es darauf ankomme, das moderne Chriſtenthum zu ſtürzen, ſo dürfe man an daſſelbe nicht anknüpfen; ebenſo wenig könne auch von einer Schonung der Dogmen geſprochen werden. Das Negiren an ſich ſei ja eben ein Fortſchreiten; der Atheismus in Verbindung mit dem Materialismus und dem Socialismus ſei die poſitive Religion des neuen Weltalters. Die Weltſeele, von der der Verfaſſer rede, ſei am Ende nichts weiter, als die der Materie zukommenden Eigenſchaften, d. h. jedes Ding iſt es ſelbſt; damit ſei der Verfaſſer zum reinen Materialismus gekommen, der die Materie vom Geiſte nicht trenne, ſondern beide verbunden als das einzig exiſtirende anerkenne; dieß Dilemma fühle der Verfaſſer ſehr wohl und daher ziehe er, mit Hülfe der Helleniſchen Myſterien, die Mythologie hinein, und ſchaffe eine eſoteriſche und eine exoteriſche Seite der neuen Religion, damit ſei aber nichts geholfen. — Wenn wir einmal den perſönlichen Gott abſchafften, ſo müßten wir die ihm ſubſtituirte Weltſeele entweder den Dingen perſonificirt entgegenſtellen, oder wir erklärten ſie fur identiſch mit den Dingen und hätten dann den Materialismus. Eine Scheidung zwiſchen Eingeweihten und Nichteingeweihten nach der Analogie der Myſterien ſei nicht ſtatthaft, da der Socialismus allen Menſchen gleiche Berechtigung zur möglichſt vollkommenen Ausbildung der Fähigkeiten vindicire; es werde auch wohl keinen geben, der nicht die Grundlehren der neuen Zeit begreifen könnte. Endlich ſei es grade in Amerika nothwendig, den Kampf für die Herſtellung des neuen Weltalters mit den ſchärfſten Waffen zu führen, da er hier nicht leichter, vielleicht ſogar ſchwieriger ſein werde, als in Europa.

Der Verfaſſer hat ſich in No. 228 des vorjährigen Demokraten vom 24. September auf eine kurze Entgegnung des Einwurfs, der gegen die Annahme einer der Natur immanenten Weltſeele gerichtet iſt, beſchränkt und eine weitere Ausführung ſeiner Anſichten einem Aufſatz in einer dazu geeigneten Zeitſchrift vorbehalten; er wird ſich jedoch nicht auf die, auch in Amerika ſo viel beſprochene, Streitfrage uber Materialismus und Idealismus einlaſſen, weil er nur die, in ſo vielen Aufſätzen in der Atlantis, dem Pionier, der Turnzeitung, dem Inveſtigator und anderen

Zeitſchriften enthaltenen Argumente für die eine oder die andere Anſicht wiederholen könnte, und Far Weſt [Atlantis Dezbr. 1857 S. 442] darin beſtimmt, daß kein Menſch durch die wiſſenſchaftliche Ausführung allein, ſo wohl begründet ſie auch erſcheinen mögte, allein beſtimmt werden würde, ſich zu der einen oder der andern Anſicht zu bekennen, auch nichts weiter behauptet hat, als daß die Ergebniſſe der neuen Naturforſchung nicht nothwendig zu der aus ihnen gezogenen Conſequenz des Materialismus und Atheismus führten; ſondern er wird ſich darauf beſchränken, die weſentlichen Ergebniſſe der neuen Naturforſchung über eine der Natur einwohnende Intelligenz kurz zuſammenfaſſen und aus ihnen die Folgerungen zu ziehen, welche ihm entweder als nothwendig oder als höchſt wahrſcheinlich erſcheinen.

Schon in den phyſiſchen Vorträgen des Ariſtoteles werden alle Erſcheinungen der Natur als bewegende Lebensthätigkeit einer allgemeinen Weltkraft geſchildert, und in Humboldts Kosmos, in welchem die Strahlen des geſammten Naturwiſſens in Einen Brennpunkt vereinigt, wie eine leuchtende Sonne über dem ganzen, bis jetzt erforſchten, Gebiete alles Seienden im Raume aufgegangen ſind, wird die Natur als ein, durch innere Kräfte bewegtes und belebtes Ganze aufgefaßt. „Die Natur iſt das Reich der Freiheit". „Ueberall durchdringt uns das Gefuhl der freien Natur, ein Ahnen des Beſtehens nach inneren ewigen Geſetzen." „Die Natur iſt für die denkende Betrachtung Inbegriff der Naturdinge und Naturkräfte als eines lebendigen Ganzen." „Nicht ein todtes Aggregat iſt die Natur; ſie iſt dem begeiſterten Forſcher (wie Schelling in der trefflichen Rede über die bildenden Künſte ſich ausdrückt) die heilige, ewig ſchaffende Urkraft der Welt, die alle Dinge aus ſich ſelbſt erzeugt und werkthätig hervorbringt." — Aus dieſer Weltanſchauung iſt auch der Name des Werks Kosmos hervorgegangen, welcher ſowohl die Wohlgeordnetheit der Welt, als das Weltall ſelbſt bezeichnet; ſie ſtimmt mit derjenigen überein, welche Schelling in der früheren Entwickelung ſeines naturphiloſophiſchen Syſtems ſo dichteriſch begeiſtert ausgeſprochen hat. —

(Fortſetzung folgt.)

Schwarze Agenten-Liſte.

F. W. Ruediger	New-York,
Roerſſen,	Hoboken, NY.,
Ch. Touche	New-Orleans,
Herre u. Bauer	San Francisco.

Die Abonnenten, welche durch dieſe Agenten die „Atlantis" bezogen haben, ſind gebeten, ſich direkt an die Expedition der Atlantis zu wenden.

Digitized by Google

Atlantis.

Neue Folge, Band 8. Heft 6.	Juni 1858.	Alte Folge, Bd. 10, Nr. 239–242.

Die deutſchen Kulturmittel in Amerika.

Wir haben ſchon mehrmals darüber geſprochen, welche Stellung die Deutſchen in den amerikaniſchen Verhältniſſen einzunehmen haben, und glauben, daß es kein unnützes Thun ſei, wenn wir wieder auf dieſes Thema zurückkommen. Denn ſo einfach und ſelbſtverſtändlich die Sache auch an und für ſich ſein mag, und ſo unabänderlich und gebieteriſch die Pflichten ſind, welche gerade das deutſche Element hier zu erfüllen hat, ſo verändern ſich doch die Verhältniſſe, unter denen wir dieſe Pflichten erfüllen müſſen, ſehr häufig, ſo daß der Zweifel über das, was in einzelnen gegebenen Fällen zu thun ſei, ſelbſt bei Leuten gewöhnlich iſt, die ſich über ihre Handlungen Rechenſchaft geben. Außerdem ſind die Verhältniſſe der Deutſchen in den letzten Jahren weſentlich anders geworden, und wenn man früher ſelbſt in deutſchen Blättern an der Berechtigung des eingewanderten Deutſchen, ſeine Sprache und Nationalität aufrecht zu erhalten, zweifelte, erklären jetzt die angeſehenſten amerikaniſchen Blätter, daß das deutſche Element in der Entwickelung der amerikaniſchen Zuſtände nützlich, ja nothwendig ſei. Dieſen vortheilhaften Umſchwung zu motiviren, und die Geſichtspunkte zu finden, wie man ihn auffaſſen, benutzen und weiter leiten kann, iſt eine der erſten Aufgaben der deutſch-amerikaniſchen Preſſe, und auch wir wollen in dieſer Beziehung unſerer Pflicht Genüge leiſten. Dies iſt um ſo mehr eine Pflicht, je beſchimpfendere Schilderungen von dem deutſchen Leben in Amerika in den europäiſchen, namentlich in den deutſchen Journalen, gemacht werden. Wie ſich überhaupt auf keinem Felde der Preſſe wohl weniger Unparteilichkeit und Objektivität zeigt, wie in der Literatur über Amerika, die in Amerika oder in Deutſchland von den Amerikamüden geſchrieben wird, ſo haben wir grade in der letzten Zeit geſehen, daß nicht nur verkommene Bummler, die in Amerika keinen Platz finden konnten, wo ſie ihr Haupt niederlegten, nicht nur getäuſchte Glücksjäger, die, anſtatt andere Leute auszubeuten,

ſelbſt ausgebeutet wurden, nicht nur Leute, die von ganz Amerika nicht viel mehr geſehen haben, wie die Bierkneipen in der Williamsſtraße in New-York, nein, daß ſelbſt Leute, kundig der Sprache und der Verhältniſſe dieſes Landes, daß ſelbſt Leute, wie Julius Fröbel, der weite Reiſen in Amerika gemacht, und Stellungen eingenommen hat, in denen er die Verhältniſſe kennen lernen mußte, und der nach Amerika einen reichen Schatz von Länder- und Völkerkenntniß mitbrachte, — daß ſelbſt ſolche Leute ſich in den einſeitigſten und böswilligſten Schilderungen des deutſchen Lebens in Amerika ergehen, und begierig ſich bemühen, die Schattenſeiten zuſammenzuſtellen, um ein möglichſt ſchwarzes Bild von Amerika und ſeiner Emigration zu bekommen. Dieſen Schilderungen gegenüber, denen wir allerdings verdächtige Motive unterſchieben müſſen, wäre es gewiß verzeihlich, wollten wir den entgegengeſetzten Fehler begehen und unſere Schilderung etwas zu roſenroth machen. Wir wollen indeſſen das deutſche Element nicht ſo ſchildern, wie, unſeren berechtigten Erwartungen nach, daſſelbe vielleicht in einem Dezennium ſein wird, vorausgeſetzt, daß die europäiſche Kataſtrophe nicht eintritt, welche den Charakter der Emigration bedeutend verändern würde, ſondern wie es jetzt iſt, wie das deutſche Leben und Treiben vor ſich geht, und wie das Verhältniß deſſelben zu den amerikaniſchen Zuſtänden iſt.

Wir haben jetzt Frühling und man bereitet ſich zu den Frühlings- und Sommerfeſten vor. Zunächſt ſind es die Geſangfeſte, welche die Mittelpunkte deutſcher Geſelligkeit bilden. Im Oſten und Weſten, im Süden und Norden werden Vorbereitungen dazu getroffen. In der Stadt New-York, in welcher man den eigentlichen amerikaniſchen Kern kaum aus der europäiſchen Umhüllung herausfinden kann, ſind ſolche Feſte, wie ſie gegenwärtig zum Pfingſttage vorbereitet werden, ſchon ziemlich in europäiſcher Manier eingerichtet. In Baltimore wird das Geſangfeſt der öſtlichen Vereine ſein; in Quincy, Illinois, das der Vereine des Nordweſtens, in Pittsburg endlich das Feſt des weſtlichen Sängerbundes. Dieſe Geſangfeſte und überhaupt die muſikaliſchen Leiſtungen ſind das Nächſte und Erſte, womit der Deutſche ſich in einem fremden Lande bekannt macht. Es iſt viel über die Luſt, zu ſingen, und über die Geſangfeſte mit ihrem geräuſchvollen Treiben geſpottet worden, aber man kann dieſem Liedervereinsleben durchaus nicht zürnen, wenn daſſelbe nicht grade andere nothwendige Beſtrebungen abſorbirt. Die alte Fabel von Orpheus deutet ſchon an, daß die Muſik eines der anfänglichſten und erſten Kulturmittel iſt, und mit den einfachſten und natürlichſten Empfindungen des Menſchen in Verbindung ſteht. Wenn nun auch die Union ſich unter ganz anderen Verhältniſſen entwickelt, wie die anderen naturwüchſigen Staaten, ſo iſt doch die Reihenfolge der Kulturbeſtrebungen hier dieſelbe, und die Regel, daß man zuerſt das Gemüth, dann den Verſtand, und endlich

Digitized by Google

Vernunft und Willen erziehen muß, gilt auch hier.. Und grade weil der Verſtand die hervorragende Eigenſchaft des amerikaniſchen Volkscharakters iſt, können wir es als eine Nothwendigkeit bezeichnen, daß der Verſtandesrichtung eine gemüthliche Beimiſchung gegeben werde; die Sprache des Gemüthes aber iſt die der Töne. Wir haben über die kulturhiſtoriſche Bedeutung der Muſik an einem andern Orte geſprochen, und wenn wir dieſelbe auch nicht ſo hoch anſchlagen, wie die der Dramatik, Poeſie, Bildhauerkunſt, ſo ſehen wir doch, daß ſie in Amerika ihre Wirkung nicht verfehlt. Jedenfalls iſt die Muſik das erſte, unmittelbarſte Mittel einer geſelligen Vereinigung des Deutſchen mit dem Amerikaner, und daher hat ſie gewiß Berechtigung zu einer allgemeinen Verbreitung. Daß an der Art und Weiſe, wie in Amerika Muſik getrieben wird, Manches auszuſetzen iſt, und daß einzelne Geſangvereine und Feſte vielleicht nicht den reinen Charakter haben, welcher der Kunſt gebührt: dies wollen wir nicht beſtreiten, aber ein ſolcher Einwand wirft unſere Auffaſſung dieſer Sache noch nicht zu Boden. Es ſind manche ſehr gute und nützliche Sachen in Amerika, an denen Flecken und faule Stellen ſind; deßhalb wirft man ſie doch noch nicht hinweg. Was nun die Kultur der Muſik und des Geſanges betrifft, ſo ſind die Fortſchritte, welche das ganze muſikaliſche Leben hier macht, und die Wirkungen auf die Geſelligkeit unverkennbar. So z. B. iſt Boſton eine der muſikaliſchſten Städte der Welt, und Beethoven iſt der Liebling des Boſtoner Publikums. Wenn es Leute gibt, welche thöricht genug ſind, zu glauben, alle Pflichten gegen die Geſellſchaft und das Vaterland erfüllt zu haben, wenn ſie „ſingen", ſo kann man nach ſolchen Ausnahmen doch nicht die Regel beſtimmen. Die Muſik eröffnet nur den Weg zu weiteren kulturhiſtoriſchen Beſtrebungen; ſie iſt die Introduktion für andere Künſte und für die ernſteren Beſtrebungen des Lebens. Was aber von muſikaliſcher Bildung und den dadurch hervorgerufenen ſocialen und moraliſchen Wirkungen in Amerika exiſtirt, das kommt zum großen Theile auf Rechnung der Deutſchen, ſo daß dieſelben in dieſer Beziehung ſchon einem Theile ihrer kulturhiſtoriſchen Miſſion genügt haben. Wir erinnern daran, um nur einige Beiſpiele zu erwähnen, welche Mühe ſich die Germania, die alte Inſtrumentalgeſellſchaft unter Bergmanns Leitung, gab, die klaſſiſchen Sachen, namentlich Beethovens Symphonien, und die „Zukunftsmuſik" in Amerika einzubürgern; ferner hat die „Academie of Muſic" in New-York, gewiß eines der bedeutendſten Kunſtinſtitute, faſt unvermerkt einen deutſchen Charakter angenommen, der trefflichen klaſſiſchen Quartettkonzerte u. ſ. w. nicht zu gedenken. Es würde uns Deutſchen gewiß ſchlecht anſtehen, wenn wir dieſe Beſtrebungen verachten wollten, weil ſie nicht grade auf der Spitze des Radikalismus ſtehen und ihrer ganzen Natur nach keine Parteiſachen ſind. Im Gegentheil, wir wünſchen ſehr, daß die größeren muſikaliſchen Vereinigungen

Digitized by Google

dieſes Jahres auch das Ihrige dazu beitragen, den Sinn für Kunſt und Geſelligkeit unter künſtleriſchem Schutze zu verbreiten.

Den muſikaliſchen Vereinigungen, denen indeſſen genaue geographiſche Grenzen und ein gemeinſamer Centralpunkt fehlt, ſtellen ſich andere Beſtrebungen an die Seite, welche indeſſen mehr oder weniger bis jetzt ihren Zweck verfehlt haben. Wir nennen in erſter Reihe den **Turnerbund**. Die Turnvereine wenden ſich im Allgemeinen an die jüngere Klaſſe der Bevölkerung, und ſtehen auf der Schwelle, die von der Schule in's praktiſche Leben führt; auf dieſem Punkte ſind ſie von der größten Wichtigkeit, und können eine Pflanzſchule körperlicher Kraft und moraliſcher Geſundheit bilden, wenn ſie aus den richtigen Elementen beſtehen und unter der richtigen Leitung ſind. Ob und wie weit die deutſchen Turnvereine dieſe Aufgabe erfüllen, dies hängt allerdings von lokalen Umſtänden ab, und die Spaltungen, welche ſich in der letzten Zeit erhoben haben, haben unſer früheres Vertrauen in die Zukunft des Turnerbundes einigermaaßen gemindert. Wir wollen nicht auf die Geſchichte dieſer Spaltungen zurückkommen; es iſt beſſer, in die Zukunft zu ſehen, als in die Vergangenheit. So viel iſt gewiß, daß der Turnerbund zerfallen wird, ja daß ſein Zerfallen nicht einmal ein großes Unglück für die Entwickelung des deutſchen Elementes in Amerika iſt, — wenn er ſeiner Thätigkeit keine allgemeine kulturhiſtoriſche Sphäre verſchaffen kann, wodurch auch ältere Leute, die an der eigentlichen körperlichen Turnerei keinen Gefallen mehr finden, in den Turnvereinen feſtgehalten werden. Der Fehler der meiſten jetzigen Turnvereine, einzelne größere Vereine ausgenommen, iſt, daß faſt nur junge Leute ohne ſelbſtſtändige Exiſtenz daran Theil nehmen; die Augen dieſer jungen Burſchen ſind mehr auf Aeußerlichkeiten gerichtet, wie auf die eigentliche Aufgabe der Turnerei, und oberflächliche Vergnügungen füllen allein die Mußezeit aus. Wir wollen natürlicherweiſe aus den Turnvereinen weder philoſophiſche Schulen, noch politiſche Parteien machen, aber ohne allgemeine kulturhiſtoriſche Beſtrebungen verliert der Bund ſeinen inneren Zuſammenhalt, und beſteht blos aus der Uebereinſtimmung der weißen Jacken und rothen Halsbinden. Die letzten Tagſatzungen haben dies auch eingeſehen, und den einzelnen Vereinen empfohlen, Schulen und Bibliotheken zu gründen, Vorleſungen zu veranſtalten u. ſ. w. Auch ſuchte die Buffalo Tagſatzung dadurch die geiſtige Einheit in den Bund zu bringen, daß ſie einen allgemeinen Cyklus von Vorleſungen durch alle größeren Städte der Union hin organiſiren wollte. Aber dieſe ſchönen Wünſche ſind, einige vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, auf dem Papiere ſtehen geblieben. Allerdings ſind auch die ſchlechten Zeiten daran Schuld; aber nicht allein. So wie die Sache jetzt ſteht, kann man die traurige Behauptung ausſprechen, daß auf jeden Turnverein, der wirklich etwas für die wahre Volksbildung thut, und einen ver-

Digitized by Google

edelnden Einfluß auf ſeine Mitglieder und ſeine Umgebung hat, zwei Turnvereine kommen, die ſich mit dem körperlichen Turnen, Theaterſpielen und Tanzen begnügen. Da man nun vorausſetzen kann, daß diejenigen Turnvereine, welche wirklich zum Vortheil für das deutſche Element ſind, auch unter anderer Fom und Benennung für die Sache der Bildung und Freiheit arbeiten würden, ſo iſt unſer Intereſſe an dem Turnerbunde, ſo lange er aus ſeiner jetzigen Poſition nicht hinaus kommt, nicht mehr das alte. Wir legen dies natürlich mehr den einzelnen Vereinen und den allgemein ungünſtigen Verhältniſſen, wie dem Vorort ſelbſt, zur Laſt. So viel wird uns jeder verſtändige Turner ſelbſt zugeben, daß der Turnerbund vorangehen muß, oder ſchnell auseinanderfällt. Wir meinen ein Vorgehen nicht grade im ſtrikten politiſchen Parteiſinne, ſondern in den Bemühungen, die in den Turnvereinen beſtehenden Bildungs- und Kulturmittel zu vervielfältigen und zu verbeſſern. In dieſer Beziehung hoffen wir immer noch, daß der Turnerbund ſich nicht ſelbſt aufgeben, ſondern, geſtützt auf ſeine jetzige formelle Organiſation, eine ſolche allgemeine kulturhiſtoriſche Baſis annehmen möge, daß das ganze freiſinnige Element unter der deutſchamerikaniſchen Bevölkerung den Turnvereinen ſeine Sympathieen zuwenden kann.

Es ſind ſchon viele Verſuche gemacht worden, eine allgemeine Vereinigung aller radikalen Deutſchen auf radikalem Boden zuſammen zu bringen. Es iſt bis jetzt noch nicht gelungen. Dies liegt nicht ſo ſehr an gewiſſen Schattenſeiten des deutſchen Volkscharakters, die allerdings ſich in Amerika ſchärfer ausprägen, als ſelbſt in Deutſchland, — als an dem Weſen des Radikalismus ſelbſt. Es iſt leichter, gedankenloſe Maſſen unter die Herrſchaft eines Dogma's zu bringen, als ſelbſtdenkende Leute zur Anerkennung allgemeiner Wahrheiten zu bringen, und der Autoritätsglaube iſt gerade das Gegentheil des Radikalismus. Es ſcheint uns überhaupt für das deutſche Element in Amerika keiner f o r m e l l e n Vereinigung zu bedürfen, wenn nur die i n n e r e Uebereinſtimmung der Anſichten und Beſtrebungen vorhanden iſt, und dieſe muß durch die Preſſe und die Wiſſenſchaft vermittelt werden. So haben wir denn auch geſehen, daß die Bündniſſe freier Gemeinden, Humaniſten-Vereine, Freimänner-Vereine u. ſ. w. immer nur kurze Zeit und auf einen beſchränkten Termin exiſtirten, und ihr Wirken ſich ſchließlich in der allgemeinen Gleichgültigkeit verlor. Wir wollen dieſen Vereinigungen einen relativen Nutzen nicht abſprechen; ſie haben manche Belehrung verbreitet, beſonders in dem mit Kultur dünn beſäten Weſten, und ihre Folgen ſieht man noch heute. Aber der Fehler der meiſten dieſer Vereine war, daß ſie ſich nicht direkt an die praktiſchen Bedürfniſſe der Bevölkerung anſchloſſen, an die Politik, an die ſocialen Fragen u. ſ. w. Wir haben gegen-

Digitized by Google

wärtig noch einige freie Gemeinden, welche eine wirkliche Schule der Humanität ſind; ſie leiten das öffentliche Bewußtſein aus der Religion in die Wiſſenſchaft herüber, und ſtellen eine nützliche Vermittelung der alten mit der neuen Weltanſchauung her. Dieſe Art Gemeinden, z. B. die des Herrn Schünemann – Pott in Philadelphia, können wir allerdings auch mit zu den Kulturmitteln in Amerika rechnen, wenn ſie auch nicht zum extremſten Radikalismus gehören und von demſelben rückſichtslos über Bord geworfen werden.

Die freien Gemeinden führen uns direkt auf eine der wichtigſten Aufgaben der Deutſchen in Amerika, auf das Schulweſen. Hier ſollte ſich die ganze Energie und Thätigkeit der Deutſchen geltend machen, denn grade in Bezug auf dieſen Gegenſtand iſt die amerikaniſche Bevölkerung geneigt, die europäiſchen Vorbilder und überhaupt die deutſchen Schulanſtalten nachzuahmen. Wenn wir das amerikaniſche Schulweſen betrachten, ſo ſehen wir mehr oder weniger nur das äußere Gerüſte, die conſtitutionellen Grundmauern eines öffentlichen Schulſyſtems; aber es iſt im Innern noch nicht ausgebaut, und das Dach iſt noch nicht fertig. Deßhalb iſt es ſehr zu bedauern, daß der deutſche Geiſt ſich dieſer Sphäre noch nicht in genügendem Maaße bemächtigt hat. Allerdings haben die Deutſchen im Schulweſen ſchon viel gethan, aber wo ſie es gethan haben, erfullten ſie meiſtens nur ihre eigenen Bedürfniſſe, und handelten nicht in Uebereinſtimmung mit dem nationalen Schulweſen. Wir wollen dieſen gewiß durch die Verhältniſſe gerechtfertigten Egoismus nicht tadeln; die Deutſchen haben Muſterſchulen geſtiftet, von denen die Amerikaner lernen konnen, wie man die Schulen einrichten und verwalten muß. Wir finden viele tüchtige deutſche Schulen in Amerika; wir erinnern an die Dulon'ſche Schule in New-York, an die treffliche Schule in Milwaukee unter Engelmann's Leitung u. ſ. w. Dieſe Schulen werden außer ihrem unmittelbaren Nutzen für die ſie beſuchende Jugend auch in dieſer Beziehung nutzen, daß ſie dem Amerikaner ein richtiges Syſtem der Pädagogik und die Brauchbarkeit der europäiſchen Schulanſtalten zeigen. Bis jetzt ſind die deutſchen Schulen noch nicht über Elementar-, Real- und Gymnaſial-Anſtalten herausgewachſen, und der Gedanke einer deutſchen Hochſchule hat ſich noch nicht realiſirt. Aber ſchon, daß dieſer Gedanke von allen gebildeten Deutſchen als eine Nothwendigkeit betrachtet wird, beweiſt uns, daß ſich auch dieſer Wunſch erfüllen wird. Ein Anfang zur Erfüllung dieſes Wunſches iſt ſchon mit dem deutſchen Inſtitut in St. Louis gemacht worden, mit dem eine Real- und techniſche Schule verbunden iſt, welche durch Einreihung weiterer Kräfte, und ſorgfältige Benutzung der ſchon vorhandenen Kräfte und Mittel mit der Zeit in eine allgemein wiſſenſchaftliche Anſtalt umgewandelt werden kann.

Wenn St. Louis im fernen Weſten ſchon auf dieſe Weiſe die deutſche Intelligenz vertritt, was ſollte man dann von New-York erwarten, der Großſtadt mit einer ſo wohlhabenden und auch intelligenten deutſchen Bevölkerung? Wir hoffen immer noch, daß der Plan einer deutſchen Univerſität in den Kreiſen populär wird, welche die Mittel haben, ihn durchzuführen; es ſind ſchon viele großartige Anſtalten der Wiſſenſchaft und Erziehung in Amerika mit Privatmitteln gebaut worden, ſo daß wir auch der Durchſetzung dieſes Planes entgegenſehen können.

Der Hebel, um alle dieſe Dinge voran zu bringen, iſt die Preſſe, und ihr muß man unbedingt unter allen Kulturmitteln der Deutſchen in Amerika die erſte Stelle anweiſen. Wenn man die ungünſtigen Verhältniſſe der deutſchen Preſſe, welche als ein Stiefkind, ein Baſtard, ein Eindringling, der engliſch-amerikaniſchen Preſſe gegenuber betrachtet wird, und kaum ein Recht hat, ſich über dieſe Zurückſetzung zu beklagen, mit den Leiſtungen derſelben vergleicht: ſo wird man gewiß kein wegwerfendes Urtheil über dieſe Seite deutſcher Thätigkeit fällen. Im Gegentheil, wenn die deutſche Preſſe in der in letzter Zeit eingeſchlagenen Richtung fortfährt, wird ſie nicht nur die Erinnerung an die heimiſche Kultur und Literatur erhalten, ſondern auch die heimiſche Literatur ſelbſt weiter leiten, und nach den Seiten hin ausbreiten, welche unter dem Drucke des heimiſchen Despotismus verkümmern. Der Vergleich zwiſchen der heutigen deutſchen Preſſe und der vor zehn Jahren rechtfertigt dieſe Hoffnung. Wenn auch heute noch viel Schund in der deutſchen Preſſe iſt, und ſich die politiſche und moraliſche Dienſtbarkeit oft gar zu plump in gemeiner Form und verdorbenem Stile zeigt: ſo gibt es doch auch eine Menge Blätter, deren Verbreitung manche der heimiſchen Zeitungen übertrifft, welche anſtändige Beſtrebungen in anſtändiger Sprache vertreten. Neben der Zeitungspreſſe, die namentlich in den letzten Jahren ſchon einen großen Aufſchwung gewonnen hat und ſpeziell in den weſtlichen Staaten eine politiſche Macht iſt, hat die heimiſche Literatur unter einem durch die hieſigen Verhältniſſe entſchuldigten Nachdruckſyſteme eine allgemeine Verbreitung unter allen Klaſſen der deutſchen Bevölkerung gefunden. Göthe, Schiller, Leſſing, Zſchocke, Börne, Heine, jetzt auch Freiligrath, Humboldt's Kosmos u. ſ. w. ſind in Tauſenden von billigen Exemplaren an die Stelle der früher verbreiteten „Genofeva" und der „ſchönen Meluſine" u. ſ. w. getreten. und dieſer maſſenhafte Nachdruck hat unſere deutſchen Buchhändler-Monopoliſten gezwungen, ihre klaſſiſchen Werke für die Hälfte oder dem dritten Theile des Preiſes, mit dem das deutſche Volk für die Meiſterwerke ſeiner Denker belaſtet wird, uber den Ozean zu ſenden. Dies iſt ein Vortheil, den man nicht hoch genug anſchlagen kann. Wir ſagen ohne Uebertreibung, daß die Werke Schiller's und Göthe's unter der

Digitized by Google

deutſchen Bevölkerung in Amerika wenigſtens ebenſo verbreitet ſind, wie in Deutſchland ſelbſt; im Hauſe des Arbeiters, in dem Blockhauſe des Farmers finden wir die Werke der Klaſſiker, und wenn auch nicht Alles verſtanden und nicht Alles geleſen wird, ſo iſt doch die Summe von Bildung, welche aus dieſer Literatur hervorgeht, nicht gering anzuſchlagen, und wird ſich von Jahr zu Jahr deutlicher herausſtellen.

Die Haltung ferner, welche ein Theil der periodiſchen deutſchen Preſſe in der letzten Zeit eingenommen hat, zeugt von einer Sicherheit und Selbſtſtändigkeit, welche ſich ſehr von den früheren deutſchen Preßzuſtänden unterſcheidet. In der vollſtändigen Zerfahrenheit der Parteien, bei der Sucht, neue Verbindungen zu ſuchen und der Nothwendigkeit, alte politiſche Bündniſſe aufzulöſen, welche eine Folge der Nebraskabill und ihrer Conſequenzen war, zeigte ſich ein großer Theil der anglo-amerikaniſchen Preſſe unſchlüſſig, wankelmüthig und ohne feſte Prinzipien. Man haſchte hin und her nach Bundesgenoſſen, modifizirte die Grundſätze und Platformen; kurzum man konnte ſehen und kann heute noch ſehen, daß die eigentlichen Prinzipien der republikaniſchen Partei noch nicht feſten Fuß gefaßt hatten, und daß dieſe Partei aus einer Menge verſchiedener Elemente beſtand. Es iſt keine Uebertreibung oder Unbeſcheidenheit, wenn wir ſagen, daß in dieſen Zeiten politiſcher Treuloſigkeit und Zerfahrenheit die deutſche republikaniſche Preſſe ſich durch Sicherheit und Feſtigkeit, wie durch treues Feſthalten an den republikaniſchen Prinzipien, ausgezeichnet hat. Namentlich im Weſten, wo alle Verhältniſſe das deutſche Element und die deutſche Preſſe mehr begünſtigen, als im Oſten, hat dieſe Haltung der Preſſe offenbar den Ausſchlag bei wichtigen politiſchen Entſcheidungen gegeben, und zwar ſo, daß der Einfluß der Deutſchen ihnen zur Ehre gereichte. Die Art und Weiſe, wie der Deutſche, im Unterſchiede von dem Amerikaner, Politik treibt, die Unparteilichkeit, die er den hieſigen Parteien, von denen er keinen Lohn verlangt, gegenüber zeigt, der Radikalismus und Kosmopolitismus der deutſchen Bildung, macht ihn außerordentlich befähigt, die Einſeitigkeiten und Uebertreibungen der amerikaniſchen Politiker zu mäßigen und dem Fanatismus der Parteien entgegen zu treten. Wir hoffen, daß ſich dieſer Einfluß der Deutſchen, der erſt neueren Datums iſt, weiter ausbreitet und feſteren Boden gewinnt; die ſelbſtſtändige, freie Haltung der deutſchen Bevölkerung entwurzelt allen Nativismus.

Grade an dem politiſchen Betragen der Deutſchen ſehen wir, welche kulturhiſtoriſche Stellung dieſelben in Amerika einnehmen. Denn die Politik iſt der Inbegriff aller ſocialen und humanen Intereſſen, und alle Mittel der Kultur wirken am Ende auf dieſes Ziel zurück. Von der Po-

Digitized by Google

ſition, die irgend ein Theil der Bevölkerung in der Politik einnimmt, kann man zurückſchließen auf die Erziehung, Geſittung und Bildung deſſelben. Hier in Amerika, wo die politiſchen Verhältniſſe elaſtiſch dem Volkswillen nachgeben, wenn auch manchmal mit Unterbrechungen und Unregelmäßigkeiten, kann ſich jedes Element in ſeiner eigenſten Weiſe geltend machen, und ſeine Individualität zum Beſten eines großen Gemeinweſens verwenden. Dies iſt, was wir „Amerikaniſiren" nennen, — nicht das Aufgeben der Individualität und Nationalität, ſondern die Verwendung derſelben zu denjenigen Zwecken der Kultur, welche die Geſchichte ſpeziell der amerikaniſchen Union aufgetragen hat.

Mit dieſer allgemeinen Ausführung glauben wir gezeigt zu haben, daß die Deutſchen in Amerika nach und nach ihrer kulturhiſtoriſchen Aufgabe bewußt werden und die Löſung derſelben antreten. Der freie Aufſchwung der Deutſchen in der neuen Welt wird natürlich auch ſeine Rückwirkung auf die heimiſchen Verhältniſſe haben; die heimiſche Literatur, Kunſt und Wiſſenſchaft wird ſich hier fortentwickeln, und das politiſche Benehmen der Deutſchen eine Garantie ſein für die Fähigkeit des deutſchen Volkes, ſich der Volksſouverainität und republikaniſchen Inſtitutionen zu erfreuen.

Was wir in Europa als das höchſte Ziel der Demokratie und Revolution betrachten, die Weltrepublik, dies iſt in einer annähernden Weiſe die Union jetzt ſchon, und nichts kann eine größere Verkennung des Weſens der amerikaniſchen Union ſein, als dieſelbe für irgend eine Nationalität oder religiöſe Sekte ausſchließlich in Anſpruch nehmen zu wollen. Grade dies iſt die Aufgabe des deutſchen Elementes, den unreinen Beimiſchungen, welche die Union von allen Seiten her empfängt, von Irland, China und Afrika u. ſ. w. her, ein reines Culturelement gegenüberzuſtellen, um die Gefahren einer maſſenhaften Emigration in Segnungen umzuwandeln. Es wird die Zeit kommen, wo man dieſe offenbare Beſtimmung des deutſch-amerikaniſchen Elementes begreifen wird. Und wenn die Union einmal an den Klippen und durch die Stürme der gegenwärtigen Verwirrungen vorbeigeſegelt iſt und ſich des Friedens erfreut, wenn das Bild, das ſich Jefferſon und Franklin von der Union machten, als der freien Heimath fur alle freien Menſchen, in großen Zügen realiſirt iſt, und von den Ufern des Hudſon-Sees bis zum Golf von Mexico und vom Atlantiſchen bis zum Paziſiſchen Ozean ein freies und geſittetes Volk wohnt: dann möge die Nachwelt auch dem deutſchen Elemente ſeinen Theil an der großen Arbeit zugeſtehen, durch welche die Kultur dieſen Erdtheil erobert hat.

Poiſſon's Arbeiten über allgemeine Phyſik und die Phyſik der Erde.

[Aus den geſammelten Werken von François Arago.]

(Fortſetzung.)

Wenn bei der Behandlung eines Gegenſtandes aus der reinen oder der angewandten Mathematik ein Geometer zu Reſultaten gelangt, welche mit denen, die ſeine Vorgänger erhalten haben, nicht übereinſtimmen, ſo iſt er es ſich ſelbſt ſchuldig, ſich von den Urſachen dieſer Verſchiedenheit Rechenſchaft zu geben. Die großen Mathematiker des vorigen Jahrhunderts, vor Allem Lagrange, haben dieſe Pflicht nie verabſäumt. In den Einleitungen zu ihren Abhandlungen, welche deßwegen vortreffliche Kapitel zu einer künftigen Geſchichte der Wiſſenſchaft bilden werden, ſetzen ſie die falſchen Hypotheſen, die analytiſchen Irrthümer, welche ihre Vorgänger verleitet hatten, mit der vollſten Klarheit auseinander. In Ermangelung einer ſolchen Anleitung, was würde das Publikum thun? Es würde von den widerſprechenden Reſultaten, zwiſchen denen zu wählen es ſich nicht befähigt fühlt, die Augen abwenden, und warten, bis ein ſcharfſinniger Geiſt ihm den leitenden Faden in die Hand gibt, an welchem es ſich in dieſem Labyrinthe zurecht finden kann. Ich ſagte eben, was das Publikum thun würde; ich irre mich, ich habe erzählt, was es wirklich thut, ohne daß man ihm daraus einen zu ſchweren Vorwurf machen darf. Wenn unſer College will, daß ſeine Arbeiten mit dem ganzen Intereſſe, deſſen ſie ohne Zweifel würdig ſind, aufgenommen werden, ſo muß er ſie von ihrem Urſprunge an wieder aufnehmen, und mit der größten Sorgfalt die Umſtände erörtern, denen der Mangel an Uebereinſtimmung, welcher zwiſchen ſeinen Rechnungen und denen Poiſſon's herrſcht, zuzuſchreiben iſt. Selbſt wenn er bei dieſem prüfenden Rückblicke Nichts weiter gäbe, als die zweifelloſe Erklärung von der Disperſion des Lichtes in der Wellentheorie, ſo würde ſeine Zeit für ſeinen Ruhm und den Fortſchritt der Wiſſenſchaften ſehr nützlich angewandt ſein. Möge er ſich vor Allem überzeugen, daß die Phyſiker keineswegs den Anſpruch machen, ſeine gelehrten Rechnungen in ihren ganzen Einzelheiten zu verfolgen; in dieſer Beziehung werden ſie ſehr geneigt ſein, ihm auf's Wort zu glauben; aber daß ſie mit Recht wünſchen, ſich eine klare und ſcharfe Vorſtellung von den phyſikaliſchen Bedingungen, welche ſeine Formeln darſtellen, zu verſchaffen, und daß zum Beiſpiel, um anzunehmen, daß die Disperſion eine Conſequenz der richtig behandelten Wellentheorie ſei, ſie ſich nicht mit der Antwort begnügen: „Die Disperſion findet ſtatt, weil die Gleichungen heterogen ſind."

Endlich — und möge unſer berühmter College die Bemerkung nicht übel deuten — das Publikum im Allgemeinen, und das wiſſenſchaftliche

Publikum insbeſondere, glaubt nicht, daß Jemanden die Gabe verliehen ſei, jede Woche eine Entdeckung zu machen. Wenn ſeine Arbeiten in größeren Zwiſchenräumen erſchienen, ſo würden die Geometer mehr Zeit haben, um ſie beſſer zu beurtheilen. Nicht in dem Augenblicke — unſer College wird mir dieſen Vergleich verzeihen — nicht in dem Augenblicke, wo der Adler mit der Geſchwindigkeit eines Pfeiles die Lufte ſpaltet, um ſeine Beute zu verfolgen, vermag man ſich von ſeiner mächtigen Organiſation eine richtige Vorſtellung zu machen. Um vor jeder Illuſion geſichert zu ſein, ſchieben die Naturforſcher ihre Beobachtung auf, bis er zur Ruhe gekommen iſt.

Theorie der Wärme.

Poiſſon hat ſich mit der Hauptfrage über die Fortpflanzung der Wärme in den feſten Körpern, und vorzüglich in unſerer Erdkugel, beſchäftigt. Er hat die Wichtigkeit, welche er dieſer Arbeit beilegte, dadurch zu erkennen gegeben, daß er ſie zum Gegenſtande eines abgeſonderten Werkes machte.

In der Biographie Fourier's habe ich eine hiſtoriſche Ueberſicht von der Entwickelung unſerer Kenntniſſe in der vorliegenden Theorie zu entwerfen verſucht. Ich habe dabei Gelegenheit genommen, darzuthun, daß die Ehre der Aufſtellung der vollſtändigen Gleichungen, welche ſich auf die Fortpflanzung der Wärme in einem homogenen Körper beziehen, unbeſtreitbar dem früheren Secretär der Akademie zukommt. Auch hat in dieſem Betreffe Poiſſon nichts Neues zu geben beabſichtigt. Er wollte nur dieſelben Formeln, durch klarere und mit weniger Schwierigkeiten verknüpfte analytiſche Methoden arbeiten. Dieſen Zweck, können wir verſichern, hat er erreicht; allein war dies ein Motiv, um den berühmten Geometer zu berechtigen, in einem Augenblicke von übler Laune ſeinem Werke faſt identiſch den nämlichen Titel zu geben, welchen die Schrift ſeines Vorgängers führt? Ich denke es nicht. Beſtreben wir uns, unſere Debatten auf den Schooß der Akademien zu beſchränken; hier allein können ſie nutzlich ſein. Im Publikum finden ſich jederzeit Individuen, welche Alles mit Gift zu überſchütten ſuchen: ſie ergreifen mit Eifer die Gelegenheit, die ihnen geboten wird, um ihren unbekannten Namen mit denen der hervorragenden Männer zu vermiſchen, welche durch wiſſenſchaftliche Schwierigkeiten momentan getrennt werden. Dieſe Paraſiten von der ſchlechteſten Art haben der Ruhe der Gelehrten und den Fortſchritten ihrer Studien noch jederzeit Schaden gebracht.

Die beiden großen Geometer weichen nicht blos in der Art, wie ſie die Gleichungen für die Bewegung der Wärme herleiten, von einander

Digitized by Google

ab; man findet zwiſchen ihnen auch prinzipielle Verſchiedenheiten, vorzüglich in Betreff einer der wichtigſten Folgerungen aus dieſer Theorie.

Fourier hat aus ſeinen Formeln das Reſultat abgeleitet, daß wenn zu Anfang aller Dinge die Erde nur Wärme von der Sonne empfangen hätte, man beim Eindringen in ihre Maſſe, bei einer hinreichenden Tiefe, auf eine zu allen Zeiten des Jahres conſtante Temperatur ſtoßen müßte, was mit den Beobachtungen im Einklang ſteht. In der Tiefe der Souterrains unſeres Obſervatoriums, 28 Meter unter dem Boden, gibt es weder Winter, noch Sommer: das Thermometer zeigt denſelben Wärmegrad, und zwar bis auf die Hunderttheile genau, zu allen Jahreszeiten und in allen Jahren.

Es folgt ebenſo aus den Rechnungen Fourier's, daß unter derſelben Vorausſetzung die Temperatur der unteren Schichten für einen gegebenen Ort in jeder erreichbaren Tiefe dieſelbe bleiben müßte. Dieſes Reſultat wird durch die Beobachtungen widerlegt. In Paris zum Beiſpiel beträgt die Temperatur der Erde an der Oberfläche 10°,8, in den Souterrains des Obſervatoriums findet man ſchon faſt 11°,8, und die Temperatur der Schichten, welche das Waſſer des Brunnens zu Grenelle durchſtrömt, in einer Tiefe von 548 Metern, ſteigt auf 27,5. Es muß alſo in der Annahme, welche Fourier der Rechnung unterworfen hat, in der Annahme, daß die Erde ihre ganze Wärme von der Sonne empfangen habe, eine Ungenauigkeit liegen. Fourier erklärte deßhalb die zunehmende Temperatur der inneren Erdſchichten durch die Vorausſetzung, daß die Erde urſprünglich, ſei es im feſten, ſei es im gasförmigen Zuſtande, eine beträchtliche, von der Sonnenwärme unabhängige Temperatur beſeſſen habe. Fourier zog aus der raſchen Zunahme, welche man in den Tiefen, bis zu denen man in das Erdinnere eingedrungen iſt, beobachtet hat, den Schluß, daß in einer Tiefe von etwa vier Meilen unter der Erdoberfläche alle bekannten Subſtanzen ſich im geſchmolzenen Zuſtande befinden müßten. So ergab ſich die Rechtfertigung für die rein hypothetiſche Vorſtellung, nach welcher die Erde eine infruſtirte Sonne, eine glühende, mit einer dünnen erſtarrten Rinde bedeckte Kugel ſein ſollte.

Den Blick verachtungsvoll auf die größten Bauwerke richtend, welche der Hochmuth oder die Schmeichelei je hervorgebracht haben, ruft Boſſuet aus: „Was ſich auch die Menſchen für Mühe geben mögen, ihre Richtigkeit kommt überall zum Vorſchein: dieſe Pyramiden waren Gräber." Dieſe Worte ſind viel bewundert worden. Aber ich frage, welche herrlichen Vergleiche, welche erhabenen Bilder wären nicht aus der Feder des Biſchofs von Meaux hervorgegangen, wenn man zu ſeiner Zeit gewußt hätte, daß die Berge der Alpen, der Cordilleren, des Himalaya, deren ſchneeige Gipfel den Himmel zu bedrohen ſcheinen; daß die majeſtätiſchen

Digitized by Google

Flüſſe, welche ſich aus ihren Gletſchern ergießen, und ihre ungeſtümen Wogen bis zum Ozean tragen; wenn man gewußt hätte, daß all' jene bald mit üppiger Vegetation bedeckten, bold in eiſigem Froſte erſtarrenden Gegenden, daß dieſe Continente, um deren Bruchſtücke ſich die Menſchen wie reißende Thiere ſtreiten, Nichts ſind, als ein mikroſkopiſcher Anflug auf der dünnen Schlacke, welche die glühende Maſſe unſeres Erdballes bedeckt?

Die Hypotheſe Fourier's von einer urſprünglichen Wärme iſt von den Geometern und Phyſikern allgemein angenommen worden. Poiſſon hat ſich bei derſelben nicht beruhigt. Er erblickt eine Schwierigkeit in der alles Maaß überſteigende Temperatur, welche im Mittelpunkte der Erde herrſchen würde, einer Temperatur, welche bei einer Zunahme von einem dreißigſtel Grad auf einen Meter Tiefe, — welcher Betrag aus den in der Nähe der Erdoberfläche angeſtellten Beobachtungen ſich ergibt, — über zwei Millionen Grade ſteigen müßte. Die einer ſolchen Temperatur unterworfenen Stoffe würden, nach der Anſicht unſeres Collegen, im Zuſtande glühender Gaſe ſein. Daraus folgte dann weiter eine elaſtiſche Kraft, welcher die verhärtete Rinde des Erdkörpers nicht zu widerſtehen vermöchte. Allerdings glaubt Poiſſon, mit allen Geometern, geſtützt auf die Abplattung der Planeten im Sinne ihrer Rotationsarten, daß dieſelben urſprünglich flüſſig geweſen ſind; allein es ſcheint ihm wahrſcheinlich, daß ihre Erſtarrung im Mittelpunkte, und nicht auf der Oberfläche begonnen habe; und hierin findet er eine andere Schwierigkeit gegen die Vorſtellungen von Mairan, Buffon und Fourier.

Um die mit der Tiefe zunehmenden Temperaturen zu erklären, welche die Beobachtungen der arteſiſchen Brunnen und der Stollen in Bergwerken geben, nimmt Poiſſon zu folgenden Betrachtungen ſeine Zuflucht. Alle Sterne haben eine größere oder geringere eigene Bewegung, unſere Sonne iſt ein Stern, folglich muß ſie mit ihrem Gefolge von Planeten verſchiedene Regionen des Raumes durchlaufen: eine Folgerung, welche außerdem auch durch directe Beobachtungen beſtätigt wird. Nun beſitzen dieſe Regionen wahrſcheinlicher Weiſe nicht ſämmtlich die nämliche Temperatur; unſere Erde legt ihre elliptiſche Bahn um die Sonne bald in einer warmen und bald in einer kalten Region zurück; überall muß ſie das Beſtreben haben, ihre Temperatur mit der des Mittels, in welchem ſie ſich bewegt, ins Gleichgewicht zu ſetzen. Nehmen wir alſo an, daß die Erde, nachdem ſie einer etwas hohen Temperatur ausgeſetzt geweſen iſt, unter den Einfluß eines vergleichungsweiſe kälteren Mittels geräth, ſo wird ihre Temperatur offenbar von der Oberfläche nach dem Mittelpunkte hin zunehmen; die umgekehrte Erſcheinung würde ſich darbieten, wenn man die Temperaturverhältniſſe der Erde zu einer Zeit beobachtete, wo die-

Digitized by Google

ſelbe, nachdem ſie ſich unter dem Einfluſſe eines kalten Mediums befunden, nach einer vergleichungsweiſe warmen Region gelangte.

Dies iſt im Weſentlichen die von Poiſſon vorgeſchlagene Erklärung für die mit der Tiefe zunehmende Temperatur unſeres Erdkörpers. Um dieſe Theorie der Prüfung durch einen directen Verſuch zu unterwerfen, ſchlägt ihr Urheber vor, mit Hülfe der Mittel, welche die Phyſik heute beſitzt, die Wärmeſtrahlung des Weltenraumes in verſchiedenen Richtungen zu meſſen. Ich glaube, daß der Verſuch, welchen unſer College wünſchte, von Wollaſton und Leslie angeſtellt worden iſt, allein ohne zu entſcheidenden Reſultaten zu führen. Es wird Niemanden entgehen, daß bei der Hypotheſe Poiſſon's die Temperatur nicht proportional der Tiefe wachſen mußte, was innerhalb der Grenzen, in denen Meſſungen gemacht worden ſind, durch die Beobachtungen nicht beſtätigt wird.

Es ergibt ſich ſchließlich, daß die wahrhafte Urſache der in den Temperaturverhältniſſen unſeres Erdballes von den Phyſikern beobachteten Anomalien, noch, wie Plinius in ſeiner ausdrucksvollen Sprache ſagt, „in der Majeſtät der Natur verhüllt iſt."

Das ſchöne Werk Poiſſon's gibt zum Schluſſe die Anwendung ſeiner allgemeinen Formen auf die irdiſchen Temperaturen, welche in dem feſten Theile des Erdkörpers, in wenig beträchtlichen Tiefen beobachtet worden ſind. Die Kenntniß dieſes Kapitels kann den Meteorologen nicht dringend genug empfohlen werden; die Anwendungen, welche ſich darin finden, ſind für ſie vom höchſten Intereſſe, und mag man die Aenderungen der Temperatur für verſchiedene Tiefen oder die Perioden der Maxima und Minima betrachten, die Reſultate der Rechnungen ſind mit den Beobachtungen durchgängig in Uebereinſtimmung. Man muß es Poiſſon Dank wiſſen, daß er über dieſe allgemeinen Symbole, bei welchen die Geometer nur zu oft ſtehen bleiben, hinausgegangen iſt und begriffen hat, daß die Analyſis dadurch, daß ſie die zuweilen durch ihre Complication abſchreckenden Formeln in Zahlen überſetzt, zum Fortſchritte der Phyſik der Erde beizutragen vermag; daß er erkannt hat, wenn dieſer Vergleich mir geſtattet iſt, daß die Wahrheit in dieſen geheimnißvollen Formeln enthalten iſt, wie der Apollo des Belvedere in einem Marmorblock aus Paros, und daß es erſt des Meißels eines genialen Bildhauers bedurfte, um ihn an's Licht zu fördern und der Bewunderung der Jahrhunderte zu überliefern.

Unveränderlichkeit des ſideriſchen Tages.

Ich würde mit großem Bedauern dieſe ſchönen Anwendungen der Analyſis auf die Phänomene der ſublunariſchen Welt verlaſſen, wenn ich

nicht jetzt Poiſſon darſtellen könnte, wie er gegen die Schwierigkeiten der phyſiſchen Aſtronomie ſiegreich ankämpft, und zu den herrlichſten Reſultaten gelangt. Vorzüglich in dieſem Zweige der menſchlichen Erkenntniß ſind die Bemühungen unſeres berühmten Collegen ganz beſonders glücklich und fruchtbar geweſen.

Faſt alle aſtronomiſchen Beobachtungen beſtehen in der Meſſung eines Winkels, den ein Stern in einer gegebenen Zeit zurücklegt. Damit dieſe Beobachtungen unter ſich verglichen werden können, iſt nöthig, daß die Zeiteinheit conſtant ſei. Zu allen Zeiten hat man den ſideriſchen Tag zu dieſer Zeiteinheit gewählt.

In den alten aſtronomiſchen Syſtemen verſtand man unter dem ſideriſchen Tage die Zeit, welche die Himmelskugel brauchte, um eine vollſtändige Umdrehung zu vollenden. Im copernicaniſchen Syſteme, welches heute von allen Aſtronomen angenommen iſt, iſt der ſideriſche Tag der Zeit gleich, welche die Erde gebraucht, um eine Umdrehung um ſich ſelbſt zu machen. Die Prüfung, ob dieſe Umdrehung in allen Jahrhunderten von gleicher Dauer iſt, war folglich eine Hauptfrage, und des größten Intereſſes würdig: Poiſſon hat dieſelbe mit allen Hülfsmitteln der neueren Analyſis in einer Abhandlung, welche 1827 erſchien, bearbeitet.

Ich will hier nicht von der Analogie, oder vielmehr der Identität reden, welche Poiſſon zwiſchen den auf dieſe Umdrehungsbewegung bezüglichen Formeln, und denen, welche ſich auf die Unterſuchung der Bewegung der Planeten um die Sonne beziehen, aufzuſtellen gelungen iſt; ich begnüge mich, zu ſagen, daß er nachgewieſen hat, daß die Aenderungen in der Winkelgeſchwindigkeit der Rotation unſeres Erdballes zu klein ſind, als daß die Aſtronomen je nöthig hätten, darauf Rückſicht zu nehmen. Poiſſon hat weiter dargethan, daß die Wirkungen der Sonne und des Mondes auf das Erdſphäroid keine merkliche Verrückung in der Rotationsaxe der Erde hervorbringen. Durch dieſe Beweiſe von der Unveränderlichkeit in der Dauer des Tages und der Beſtändigkeit der irdiſchen Längen und Breiten, hat Poiſſon ſeinen Namen an zwei der wichtigſten Reſultate, welche der Aſtronomie zur Ehre gereichen, geknüpft.

Libration des Mondes.

Der Mond kehrt uns beſtändig dieſelbe Seite zu; die auf der Erde befindlichen Beobachter müſſen ſich beſcheiden, für alle Zeiten nur eine der beiden Hemiſphären unſeres Satelliten zu erblicken. Diejenigen, welche ihre Einbildungskraft zum Wegweiſer nehmen, können ihr alſo freien Spielraum verſtatten, und die unſichtbare Halbkugel nach ihrer Laune

Digitized by Google

einrichten, ohne befürchten zu müſſen, je von der Beobachtung Lügen geſtraft zu werden. Johann Dominicus Caſſini wies nach, daß zwiſchen der Lage des Mondäquators und der Lage der Bahn dieſes Trabanten eine enge Verbindung beſteht. Lagrange verdankt man die Entdeckung der phyſiſchen Urſache, welche die innere Abhängigkeit, von welcher wir reden, zur Folge hat, ſo wie die Gleichheit in der Winkelbewegung bei der Rotation des Mondes um ſeine Axe und bei ſeiner Umdrehung um die Erde. Lagrange hatte den Ausdruck für die hauptſächlichſten Ungleichheiten in der Rotationsgeſchwindigkeit gegeben, aber er hatte die Ungleichheiten nicht behandelt, welche in der Neigung des Mondäquators gegen die Ekliptik und in der Lage der Linie, in welcher dieſe beiden Ebenen ſich chneiden, vorkommen können. Poiſſon hat dieſe Lücke ausgefullt. Die erhaltenen Reſultate ſtehen in natürlicher Verbindung mit dem Trägheitsmomente des Mondſphäroids, und würden uns über die innere Beſchaffenheit unſeres Satelliten aufklären können, wenn genauere Beobachtungen als die, welche man bisher hat anſtellen können, ihre Meſſung möglich machten. Uebrigens wird das Verdienſt, eine Arbeit von Lagrange vervollſtändigt zu haben, ſtets eine hohe Stelle in den Augen der Geometer und der Aſtronomen einnehmen, welche zu bemerken Gelegenheit hatten, mit welcher Sorgfalt und welcher Vollendung derſelbe alle Fragen, mit denen er ſich ſpeciell beſchäftigte, behandelt hat.

Bewegung des Mondes um die Erde.

Wenn ich ſtatt einer Biographie eine Lobrede zu ſchreiben hätte, ſo würde ich vielleicht nicht von einer Abhandlung Poiſſon's ſprechen, welche in einer unſerer Sitzungen am 17. Juni 1833 vorgeleſen wurde und den Titel fuhrt: Ueber die Bewegung des Mondes um die Erde. Dieſe Abhandlung beweiſt in der That, daß ein Mathematiker, wie geſchickt er auch ſei, der menſchlichen Schwäche früh oder ſpät ſeinen Tribut darzubringen hat; dieſe Betrachtung, welche ich auf Euler, auf Clairaut, d'Alembert, Lagrange, Laplace anwenden könnte, wird alſo der hohen Achtung Poiſſon's keinen Eintrag thun. Die Ungenauigkeit, welche ich zu erwähnen habe, beſteht in Folgendem:

Im Jahre 1833 fand ſich in der Bewegung des Mondes nur eine einzige Ungleichheit, von welcher die Theorie der univerſellen Attraction keine Rechenſchaft gegeben hatte: dieſe Ungleichheit von langer Periode kam in ſeiner mittlern Bewegung vor. Poiſſon unterſuchte, ob in der Entwickelung der Störungsfunction ein Glied vorhanden ſei, welches von der Wirkung der Sonne oder der Planeten abhänge und die durch die Beobachtungen angezeigte Ungleichheit zu erklären vermöchte. Er entſchied

Digitized by Google

ſich für die Verneinung der Frage; der Schluß, zu welchem er gelangte, lautet kategoriſch genug: „In den auf die Theorie gegründeten Tafeln für die Bewegung des Mondes darf keine Ungleichheit von langer Periode vorkommen.“

Dieſem Schluſſe iſt kürzlich von Herrn Hanſen, Director der Sternwarte zu Gotha, widerſprochen worden: eine ſorgfältige Prüfung hat ihn auf die Entdeckung von Störungen geführt, deren Coefficienten ziemlich beträchtlich ſind, und welche die durch die Beobachtungen angezeigten langen Ungleichheiten auf eine genügende Weiſe darſtellen.

Uebrigens behalten die Betrachtungen, auf welche Poiſſon in ſeiner Abhandlung vom 17. Juni 1833 ſich ſtützt, um die analytiſche Theorie der Bewegung des Mondes zu vereinfachen, ihren vollen Werth, trotz des Irrthums, welchen Herr Hanſen nachgewieſen hat, und welcher die ernſteſte Aufmerkſamkeit der Geometer und der Aſtronomen verdient.

Unveränderlichkeit der großen Axen.

Newton hat in mehreren von ſeinen Werken die Fragen angezeigt, welche er nicht hinreichend ſtudirt hatte, oder in Bezug auf welche er noch nicht zu zufriedenſtellenden Reſultaten gelangt war. Unter dieſen Fragen kommt auch die folgende vor: „Liegt in der Conſtitution des Sonnenſyſtems eine Bürgſchaft für ſeine ewige Dauer? Oder muß nicht vielmehr im Gegentheil von Zeit zu Zeit die ſchöpferiſche Thätigkeit eingreifen, um die entſtandene Verwirrung zu beſeitigen?“ Man kann aus dieſen Worten abnehmen, daß Newton an die Wahrheit dieſer letzteren Vorausſetzung glaubte.

Eine ſolche, auf die Autorität eines Mannes von ſo großem Genie ſich ſtützende Vorſtellung, konnte nicht verfehlen, auf die nachdenkenden Geiſter einen tiefen Eindruck zu machen. Im Jahre 1715 regte die Prinzeſſin von Wales, die Schwiegertochter Georg's I., über dieſen Gegenſtand eine Diskuſſion zwiſchen Clarke und Leibniz an; denn der Verfaſſer der Philosophia naturalis hielt ſich, obgleich er noch lebte, aus Neigung und wegen ſeines hohen Alters, von jeder Controverſe fern.

Leibniz behandelte den von Newton angeregten Zweifel mit einer Geringſchätzung, welche ich übel angebracht nennen würde, wenn ich mir in einer Sache, wo es ſich um ſolche Autoritäten handelt, dieſe Freiheit herausnehmen dürfte. Leibniz drückte ſich über dieſen Gegenſtand folgendermaßen aus. Ich führe die naive, aber etwas veraltete Schreibweiſe der Schriften aus jener Zeit an: „Herr Newton und ſeine Anhänger haben noch eine gar komiſche Meinung von dem Werke des Schöpfers. Ihrer

Digitized by Google

Anſicht zufolge iſt es erforderlich, daß Gott von Zeit zu Zeit ſeine Uhr aufziehe, ſonſt würde ſie zu gehen aufhören. Er hat nicht Einſicht genug gehabt, um ihr eine beſtändig dauernde Bewegung zu verleihen. Dieſe Maſchine des Schöpfers iſt ſelbſt ſo unvollkommen, daß er genöthigt iſt, dieſelbe durch ein außerordentliches Eingreifen mitunter auszuputzen und ſogar, wie der Uhrmacher ſein Werk, auszubeſſern. Nach meinem Gefühle beſteht die nämliche Kraft und Wirkſamkeit fort, und geht nur von Materie zu Materie über, nach den Geſetzen der Natur und ihrer vorherbeſtimmten harmoniſchen Ordnung."

In einem an die Prinzeſſin von Wales gerichteten Schreiben betrachtete Clarke die Frage unter einem ganz anderen Geſichtspunkte. Was Leibniz als eine Unvollkommenheit rügt, ſtellt ſich im Gegentheil in ſeinen Augen als ein Beweis der göttlichen Weisheit dar. Ich entlehne einige Stellen wörtlich aus dem Briefe Clarke's.

„Wenn man ausſpricht, daß Nichts ohne die Vorſehung und Fürſorge Gottes geſchieht, ſo ſetzt man damit ſein Werk nicht herab, ſondern thut vielmehr die Größe und Vortrefflichkeit deſſelben dar. Die Vorſtellung derjenigen, welche die Welt für eine große Maſchine ausgeben, die ſich ohne das Eingreifen Gottes bewege, wie eine Uhr ihren Gang ohne das Zuthun des Uhrmachers fortſetzt; dieſe Vorſtellung, behaupte ich, gehört dem Materialismus und dem Fatalismus an, und geht in der Wirklichkeit darauf hinaus, die Vorſehung und Regierung Gottes aus der Welt zu verbannen.

„Wenn ein König ein Reich beſäße, in welchem Alles ohne ſein Einſchreiten vor ſich ginge, ſo würde daſſelbe in Bezug auf ihn nur dem Namen nach ein Königreich ſein, und er ſelbſt verdiente nicht, König oder Regent zu heißen. Und wie man mit Grund annehmen dürfte, daß diejenigen, welche behaupten, es könne in einem Königreiche Alles vollkommen gut von Statten gehen, ohne daß der König ſich darum bekümmert; wie man, ſage ich, vermuthen dürfte, daß dieſe Leute nicht abgeneigt ſein würden, den König ganz zu entbehren: ſo kann man auf dieſelbe Weiſe ſagen, daß diejenigen, welche es nicht für nöthig halten, daß Gott das Weltall beſtändig lenke und regiere, eine Doctrin verfechten, welche dahin geht, Gott aus der Welt zu verbannen."

Leibniz zeigte ſich von der theologiſchen Auffaſſung des Freundes von Newton nicht befriedigt: aus ſeiner Erwiederung führen wir folgende Stelle an:

„Der Vergleich mit einem Könige, bei welchem Alles gut geht, ohne daß er ſich darum zu bekümmern braucht, iſt nicht am rechten Orte, weil Gott ſtets die Dinge erhält und weil dieſelben nicht ohne ihn beſtehen kön-

nen. Folglich exiſtirt ſein Reich nicht blos dem Namen nach. Das wäre gerade ſo, als wenn man von einem Könige, der ſeine Unterthanen ſo trefflich zu erziehen, und durch die Sorgfalt, die er ihrer Wohlfahrt widmet, beſtändig bei guter Geſinnung und Tüchtigkeit zu erhalten verſteht, ſo daß er gar nicht in den Fall kommt, ſeine oberherrliche Gewalt in Anwendung zu bringen, wenn man von einem ſolchen Könige ſagen wollte, er ſei nur dem Namen nach König!"

Dieſe Correſpondenz rührt aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts her. Fünfzig Jahre ſpäter wurde die Frage von Neuem aufgenommen, allein diesmal mit Hülfe von Rechnungen, welche den höchſten Regionen der Mathematik entlehnt waren, und die Unbeſtimmtheit, welche die metaphyſiſchen Argumente Clarke's und Leibniz's zurückgelaſſen hatten, aus der Discuſſion entfernten.

Als Laplace ſich damit beſchäftigte, zu unterſuchen, ob die Zeiten, welche die Planeten zu ihrer Umdrehung um die Sonne gebrauchen, unveränderlich ſind, ſo fand er durch die Erfahrung, daß die von den Wirkungen der Planeten abhängenden und auf dieſe Elemente bezüglichen Störungen ſich gegenſeitig zerſtörten; hieraus folgte als Conſequenz vermöge des dritten Keppler'ſchen Geſetzes, daß von kleinen periodiſchen Aenderungen abgeſehen, die Entfernung der Planeten von der Sonne conſtant blieb, und daß daher die Planeten Saturn, Jupiter, Erde u. ſ. w. ſich niemals in die glühende Maſſe ſtürzen werden, welche die Sonne zu umgeben ſcheint. In dieſer Hinſicht alſo beſitzt das Weltſyſtem Vollkommenheiten, an denen Newton ſelbſt gezweifelt hatte.

Lagrange meinte, daß eine ſo wichtige Thatſache, wie die Unveränderlichkeit der großen Axen, a priori bewieſen werden müßte, und veröffentlichte über dieſen Gegenſtand eine ſeiner ſchönſten Abhandlungen. Aber die Anwendungen der Analyſis auf die Fragen der phyſiſchen Aſtronomie gründen ſich auf die Anwendung von Reihen. Der berühmte Geometer ſah ſich genöthigt, ſeine Approximation zu beſchränken, und begnügte ſich mit den ſogenannten Größen der zweiten Ordnung. Poiſſon hat darauf in einer ſpäteren ſehr ſchönen Arbeit die Annäherung weiter getrieben, und gezeigt, daß die Folgerung, bei welcher Lagrange ſtehen geblieben war, noch wahr iſt, auch wenn man die Störungsglieder von der vierten Ordnung berückſichtigt.

Die Zweifel, welche Newton und Euler gehabt hatten, waren ſo vollſtändig verſchwunden. Von Seiten der gegenſeitigen Einwirkung der Planeten auf einander iſt alſo kein Grund vorhanden, daß die Erde eines Tages mit der Sonne ſich vereinigen müſſe. Von dieſem Geſichtspunkte aus angeſehen, ſtand die unbegrenzte Dauer unſeres Sonnenſyſtemes auf

Digitized by Google

der Baſis mathematiſcher Schlüſſe feſtbegründet. Aber war auch in anderen Beziehungen das von Newton und Euler aufgeſtellte Problem vollſtändig aufgelöſt? Beweiſen denn die Rechnungen, von welchen eben die Rede geweſen, daß im Weltenraume überhaupt keine Urſachen vorhanden ſind, welche die Dimenſionen der Planetenbahnen verändern könnten, und wie man gemeiniglich zu ſagen pflegt, das Ende der Welt herbeiführen müßten? Gewiß nicht. Es iſt heute dargethan (?), daß dieſe Räume mit einer feinen Materie, einem Aether erfüllt ſind, deſſen Schwingungen das Licht hervorbringen. Jedes materielle Mittel ſtrebt die Dimenſionen der Bahn eines in jedem Medium ſich bewegenden Planeten zu verringern, ſo daß, mathematiſch ſtreng genommen, wofern es nicht gelingt, eine Urſache aufzufinden, welche dieſen Widerſtand compenſirt, nothwendig nach Verlauf einer hinreichenden Zeit, die vielleicht aus Billionen Jahren beſteht, die Erde mit der Sonne zuſammenſtoßen muß. Die Unterſuchung der compenſirenden Urſache, wenn eine ſolche exiſtirt, iſt in hohem Grade würdig, die Aufmerkſamkeit der Geometer zu feſſeln. In jedem Falle gebührt Poiſſon das Verdienſt, gezeigt zu haben, daß die Kataſtrophe nicht durch die gegenſeitige Einwirkung der Planeten herbeigeführt werden kann, ſelbſt wenn man die Rechnung auf die Größen der vierten Ordnung erſtreckt. Er hat bewieſen, daß aus dieſem Geſichtspunkte wenigſtens, dem Einzigen, welchen Newton und Euler berückſichtigt hatten, die Geometer, welche nach ihm kommen werden, ſeine ſchöne Abhandlung noch nach Millionen Jahren leſen können.

(Fortſetzung folgt.)

Materialismus und Spiritualismus

von

Dr. Pretſch.

(Fortſetzung.)

Wir wenden uns nun, mit Uebergehung der einzelnen Organe der Aſſimilation, Ab- und Ausſonderung zur Betrachtung des Muskelſyſtemes.

Die Muskelzellen haben nicht nur die Eigenſchaft, ſich ſelbſt zu ernähren, und wieder zu erzeugen, ſondern ſie können ſich auch auf gewiſſe von Außen kommende oder vom Nervenſyſteme ausgehende Einflüſſe con-

Digitized by Google

trahiren. Ihre Funktion iſt demnach zweifach, die der Ernährung und die der Contraktion. Man hat geglaubt, daß die letztere Funktion durch die erſtere bedingt ſei, indem nämlich jede Bewegung der Muskeln in dem durch das Zellenleben bedingten Stoffwechſel ſeinen Grund habe. Allein dieſe Anſicht wird dadurch widerlegt, daß ſich mit Hülfe galvaniſcher Reize auch in den Muskeln todter Thiere Bewegungserſcheinungen hervorrufen laſſen, wo natürlich von einem Ernährungsprozeſſe der Muskeln nicht die Rede ſein kann; daß auf dieſe Weiſe gereizte Muskelfaſern nach einiger Zeit ihre Reizbarkeit verlieren, dieſelbe aber wiedererlangen, wenn man ſie einige Zeit in Ruhe läßt, und daß endlich die Bewegungserſcheinungen ſich ſelbſt dann noch zeigen, wenn die im Muskel eingetretene Verweſung ſich durch ihren Geruch deutlich kund gibt.

Daß die Erſcheinungen der Extenſion und Contraktion der Muskeln unter Einwirkung eines elektro-magnetiſchen Apparates hervorgerufen werden können, iſt bekannt; ebenſo haben Experimente nachgewieſen, daß in den Muskeln ſelbſt galvaniſche Strömungen ſtattfinden. Dennoch aber kann der galvaniſche Strom keineswegs für die Nervenſtrömungen, welche die Muskelbewegungen hervorrufen, ſubſtituirt werden. Manche der unwillkürlichen Muskeln und contractilen Gewebe gehorchen ſeinem Einfluſſe gar nicht, manche nur unvollkommen; Magen und Darmkanal machen unter dem Einfluſſe des galvaniſchen Stromes keine regelrechten periſtaltiſchen Bewegungen. Noch weniger können wir erwarten, daß galvaniſche Reizungen der willkürlichen Muskeln je harmoniſche, dem Zwecke entſprechende Bewegungen der Gliedmaßen zu Stande bringen werden. Man wird nie einen Menſchen dadurch fortſchreiten, zugreifen, hupfen, tanzen, ſich niederſetzen und wieder aufſtehen, auf einem Inſtrumente ſpielen machen können.

Die Bedingungen des harmoniſchen Zuſammenwirkens der einzelnen Muskelparthieen liegt in den Centralorganen des Nervenſyſtems, entweder in den Ganglien der ſympathiſchen Nerven, oder in der grauen Maſſe des Gehirns oder Rückenmarkes. Viele dieſer combinirten Bewegungen finden ſtatt ohne Zuthun des Willens oder Bewußtſeins, andere wiederum ſtehen unter deren Controle. Man hat deßhalb einen Unterſchied gemacht zwiſchen willkürlichen und unwillkürlichen Bewegungen, allein es läßt ſich zwiſchen beiden keine ſichere Grenzlinie ziehen. Viele Bewegungen, die auf den erſten Anblick willkürlich erſcheinen, ſind weiter nichts, als Reflexbewegungen. Hat man z. B. einem Froſche das Rückenmark in der Mitte zertheilt, und reizt den Fuß mit einer Nadel oder einem heißen Drahte, ſo zieht er ihn zurück, gleich als ob er den Schmerz gefühlt hätte; iſt aber das Rückenmark in der Halsgegend durchſchnitten, alſo die Verbindung zwiſchen obern und untern Gliedmaßen nicht unterbrochen, ſo

Digitized by Google

fängt der Froſch bisweilen an fortzukriechen oder fortzuhüpfen, wenn er am Fuße gekneipt wird. Kitzelt man ein Thier, dem das große Gehirn abgetragen worden, ſo kratzt es ſich oft. Eine Taube, der man das große Gehirn abgetragen, fuhrt faſt alle Bewegungen aus, wie wenn ihr nichts paſſirt ſei. Das Bewußtſein jedoch fehlte. Sie aß und trank, wenn man ihr die Speiſen und den Trank tief in den Mund bis zum Schlunde eingebracht; ſie pickte zuweilen mit dem Schnabel auf die Erde, als ob ſie Futter aufpickte; ſie fing an zu laufen, wenn man ſie fortließ, machte Flugbewegungen, wenn man ſie in die Höhe warf; ein Geſchäft aber that ſie unaufgefordert, nämlich das, ſich zuweilen zu kratzen und ihre Federn zu putzen.

Alle dieſe Bewegungen ſind demnach als Reflexbewegungen zu betrachten. Ja ſelbſt die Bewegungen, welche auf verſchiedene Gemüthsaffekte erfolgen, kann man unter die Reflex- oder unwillkürlichen Bewegungen rechnen. Die Gemüthsbewegungen der Freude, der Traurigkeit, des Haſſes, der Liebe und Freundſchaft, der Furcht, der Verlegenheit haben ſo regelmäßig gewiſſe Bewegungen der Geſichtsmuskeln und Gliedmaßen zur Folge, daß ſie eine Art Zeichenſprache bilden, welche nicht leicht mißverſtanden werden kann. Der Freund eilt dem Freunde mit ausgebreiteten Armen entgegen, während der Feind dem Feinde mit geballter Fauſt entgegentritt; wir ſchlagen vor Erſtaunen die Hände über dem Kopfe zuſammen und laſſen ſie in der Betrübniß ſchlaff herabſinken; der Stolze geht aufrecht mit etwas zurückgeworfenem Kopfe, während der Unterthänige ſeinen Rücken demüthig beugt; der Luſtige ſchreitet leichten Fußes einher, während der Traurige einherſchleicht, als ob Blei an ſeinen Füßen hinge.

Wir können in dieſen Fällen erſt dann von willkürlichen Bewegungen ſprechen, wenn die auf einen gewiſſen Gemüthsreiz g e w ö h n l i c h folgenden Muskelbewegungen unterdrückt und andere dafür ſubſtituirt werden. Wie z. B. wenn das Geſicht lächelt, während ein innerer Gram das Herz bedrückt; wenn das Antlitz voll Hoffnung und Zuverſicht ſtrahlt, während im Innern Verzweiflung wüthet; wenn der Heuchler die Augen fromm verdreht, während er auf Betrug und Verrath ſinnt; wenn das Liebchen ihrem Auserwählten ſchmollt, während ſie ihn umarmen und küſſen möchte ꝛc. Die Civiliſation hat es in dieſer Art willkürlichen Muskelbewegungen ziemlich weit gebracht, ſo daß es jetzt beinahe zum ſchlechten Ton gehört, ſeine wahren Gefühle durch entſprechende Muskelbewegungen kund zu geben. Viele bringen es in dieſen widernatürlichen willkürlichen Muskelbewegungen ſo weit, daß ſie bei ihnen oft zu unwillkürlichen oder Reflexbewegungen werden.

Viele Muskelbewegungen ſind anfangs willkürlich, werden aber durch

Digitized by Google

öftere Wiederholung zu Reflexbewegungen; ſie werden uns, ſagen wir denn, zur Gewohnheit. Das Gehen, Laufen, Springen, Reiten, Tanzen, Sprechen, Singen, Nähen, Stricken, Hobeln, Sägen, Hacken, Schaufeln, das Spielen auf verſchiedenen Inſtrumenten erfordern alle gewiſſe harmoniſche Bewegungen verſchiedener Muskelparthien, die alle erſt angelernt werden müſſen. Der Säugling weiß von all dieſen Bewegungen nichts; er muß ſie erſt nach und nach erlernen. Viele dieſer Bewegungen werden aber durch fortwährende Uebung unwillkürlich, d. h. zu Reflexbewegungen. Wie ſchwer wird es z. B. einem angehenden Pianoſpieler, auf Noten und Fingerſatz zu achten, wie ſchwer wird ihm die Bewegung der Finger ſelbſt; einen Triller zu ſchlagen iſt für ihn eine Unmöglichkeit. Wie ſchnell dagegen fliegen bei einem geübten Pianoſpieler die Finger über die Taſten, mit welcher Leichtigkeit und Eleganz ſchlägt er ſeine Triller; er achtet nur auf die Noten, und bewegt ſeine Finger, ohne dieſen nur die geringſte Aufmerkſamkeit zu ſchenken. Der angehende Reiter hat Mühe, ſich auf dem Pferde zu erhalten; der geübte Reiter dagegen erhält ſich feſt im Sattel, ſelbſt im trunkenen oder ſchlafenden Zuſtande. Die angehende Strickerin ſieht ſich an den Augen des Strumpfes beinah ihre eigenen Augen aus, während die geübte Strickerin beim Strumpfſtricken noch nebenbei im Buche lieſt. Der Schuljunge hat ſeine liebe Noth, einen Bibelſpruch, einen Geſangbuchvers oder ein Tiſchgebet auswendig zu lernen, hat er aber einmal dieſe Schwierigkeit überwunden, ſo ſagt er ſein Sprüchlein auch wohl im Schlafe her, oder er betet das Tiſchgebet gedankenlos, während ſich alle ſeine Gedanken auf den vor ihm ſtehenden ſaftigen Braten concentriren. Ebenſo plappert der Gläubige ſein Gebet, ohne ſich dabei das Geringſte zu denken.

Wir ſehen alſo, daß alle willkürlichen Muskelbewegungen mit der Zeit und durch anhaltende Uebung zu unwillkürlichen werden können. Gewiſſe Reflexbewegungen ſind uns bei der Geburt ſchon gegeben; die ihnen entſprechenden Ganglien, von denen die Innervation ausgeht, müſſen alſo bei der Geburt ſchon da ſein. Für die übrigen von uns erlernten complicirten Bewegungen müſſen ſich die reſpectiven Ganglien erſt bilden. Sobald ſie ſich gebildet haben, werden auch dieſe Anfangs willkürlichen Bewegungen zu unwillkürlichen, unbewußten; ſie werden uns zur Gewohnheit. Wie ſich aber dieſe Ganglien bilden, iſt eine Frage, die ſich ſchwer beantworten läßt. Leicht möglich, daß bei der Muskelbewegung dynamiſche Stoffe in den verſchiedenen thätigen Muskelzellen frei werden und den entſprechenden Nerven entlang fortſtrömen, bis ſie zu einem Punkte im Gehirn und Ruckenmark gelangen, wo ſie alle zuſammentreffen. An dieſem Punkte vereinigen ſie ſich vielleicht zu einem Ganglion, welches dann wiederum auf die verſchiedenen Muskelbündel, durch deren Thätigkeit es ſich gebildet hat, innervirend einwirken kann.

Digitized by Google

Bei allen bisher betrachteten Funktionen der einzelnen Organe befindet ſich die auf die in den Körper eingeführten Stoffe inducirend wirkende Kraft entweder in den durch den ganzen Körper verbreiteten Zellen oder im Nervenſyſtem, alſo innerhalb des Körpers; bei den Sinnesorganen findet indeß ein umgekehrtes Verhältniß ſtatt. Die Induktion kommt hier von Außen in Form von Farbe, Licht, Schall, Riechſtoffen, Wohlgeſchmäcken u. ſ. w.

Nach dem jetzigen Standpunkte der Phyſik iſt es rein unmöglich, ſich einen nur einigermaßen klaren Begriff von den Vorgängen zu machen, welche bei den Sinneswahrnehmungen in den einzelnen Sinnesorganen und im Gehirn ſtattfinden. Licht und Farbe ſeien Schwingungen des Lichtäthers, ſagen die Phyſiker; folglich müßte das Sehen auch nur in Schwingungen von Lichtäther beſtehen, die ſich den Sehnerven entlang zum Gehirn fortpflanzen. Wir müßten dennoch den Sehnerven als mit Lichtäther gefüllt betrachten. Der Schall beſteht nach den Lehren der Phyſik in Schwingungen der gewöhnlichen atmosphäriſchen Luft; der Gehörnerv müßte demnach, da er die Schallwellen zum Gehirn fortzupflanzen gezwungen iſt, ebenfalls Luft enthalten, was bekanntermaßen nicht der Fall iſt. Allein das geht natürlich die Phyſiker nichts an; ihnen iſt es einerlei, wie der Phyſiolog die Schallwellen, die übrigens, beiläufig bemerkt, in der Regel länger ſind, als die längſten Ohren, zum Gehirn gelangen läßt. Der Geruch und der Geſchmack ſind ſchon mehr ſubſtantieller Natur, hier haben wir es mit Stoffen, wirklichen materiellen Stoffen zu thun. Wie es aber geſchieht, daß dieſe Stoffe zum Gehirn gelangen, darüber laſſen uns die Phyſiologen im Dunkeln. Ueber die Art und Weiſe, wie das Fühlen zu Stande kommt, kann man ſich ganz und gar keinen Begriff machen. Beim Sehen und Hören haben wir es mit Schwingungen zu thun, beim Schmecken und Riechen mit Stoffen; womit wir es aber beim Fühlen zu thun haben, ob mit bloßen Schwingungen oder wirklichen materiellen Stoffen, darüber laſſen uns Phyſiker ſowohl, wie Chemiker und Phyſiologen im Zweifel.

Als Materialiſt vom reinſten Waſſer dürfen wir nicht an immaterielle Sinneseindrücke glauben, ſondern müſſen vielmehr, wie wir es ſchon mit den ſogenannten Naturkräften gethan haben, dieſe Sinneseindrücke auf gewiſſe materielle Körper zurückfuhren. Das Licht iſt, wie wir geſehen haben, dynamiſcher Kohlenſtoff, und die verſchiedenen Farben der Körper werden vielleicht durch den in größerer oder geringerer Menge in ihnen enthaltenen Kohlenſtoff bedingt.

Was den Schall betrifft, ſo mag er zwar zu gewiſſen Schwingungen in der Luft Veranlaſſung geben, der Schall ſelbſt iſt aber jedenfalls ein materieller Körper, und zwar aus folgenden Gründen:

Digitized by Google

1) wären die Schwingungen der Luft wirklich Urſache des Schalles, ſo müßte ein nnd derſelbe muſikaliſche Ton, gleichviel auf welchem muſikaliſchen Inſtrumente hervorgebracht, auch einen und denſelben Klang haben; gleichwohl iſt aber, wie Jedermann weiß, der Klang eines Inſtrumentes von dem des andern oft himmelweit verſchieden, wenn auch auf beiden der nämliche Ton oder die nämliche Melodie geſpielt wird;

2) müßte die Luft, da ſie ſelbſt Urſache des Schalles iſt und als gasförmiger Körper natürlich leichter, als tropfbarflüſſige oder gar feſte Körper in Wellenbewegung oder Schwingungen verſetzt werden kann, auch den beſten Schallleiter abgeben, was durchaus nicht der Fall iſt, da manche feſte Körper den Schall viel ſtärker und ſchneller fortpflanzen, als die Luft ſelbſt. Daher legt auch der Wilde das Ohr auf die Erde, um den Fußtritt eines Menſchen, oder den Hufſchlag eines Pferdes beſſer zu hören, was er gewiß nicht thun würde, wenn die Luft den Schall beſſer, als die Erde fortpflanzte.

Wie ein jeder Körper ſeine eigene Farbe hat, ſo hat er auch ſeinen ihm eigenthümlichen Klang, der entweder durch Stoß oder Schlag oder durch Reibung hervorgerufen wird. Nun wiſſen wir aber, daß viele Körper durch Stoß oder Schlag oder Reibung in den dynamiſchen Zuſtand gebracht werden können. Da nun zur Hervorbringung von Tönen ebenfalls Schläge, wie bei der Trommel, oder Reibung, wie bei der Violine nothwendig ſind, ſo iſt nichts natürlicher, als anzunehmen, daß der Schall nicht von ſchwingenden Luftſchichten, ſondern von den ſchwingenden dynamiſchen Theilchen eines Körpers herrühren, von welchem ſie durch Reibung, Stoß oder Schlag losgeriſſen worden ſind.

Von ähnlichen Körpertheilchen rühren wahrſcheinlich auch die Empfindungen des Gefühls, der Rauheit und Glätte, der Härte und Weiche ꝛc. her, denn um genau zu fühlen, iſt es nicht hinreichend, den Finger einfach auf den zu betaſtenden Gegenſtand zu legen, ſondern wir muſſen ihn gelind mit den Fingern reiben, oder ihn mehr oder minder drücken. Ebenſo reiben wir oft, um genau zu riechen, den zu riechenden Gegenſtand zwiſchen unſern Fingern, oder ziehen den Duft deſſelben langſam durch die Naſe ein. Ein Feinſchmecker rollt den wohlſchmeckenden Biſſen oder den Schluck Wein im Munde langſam von einer Seite zur andern, oder drückt ihn mit der Zunge gegen den Gaumen und läßt ihn ſo langſam hinabgleiten; er ſucht alſo auch eine gelinde Reibung zwiſchen dem zu ſchmeckenden Gegenſtande und den Geſchmackswärzchen der Zunge hervorzubringen. Aus dieſem Allem ſcheint zu folgen, daß die Empfindungen des Sehens, Riechens, Hörens, Schmeckens und Fühlens von wirklichen materiellen Körpern im dynamiſchen Zuſtande herrühren.

Digitized by Google

Es iſt nach dem bisher Geſagten ein Leichtes, ſich über die Art und Weiſe klar zu werden, wie die verſchiedenen Sinneswahrnehmungen zu Stande kommen. Die Körper der Außenwelt beſtehen aus 4 Urelementen, welche ebenfalls im Innern des Körpers und im Blute vorhanden ſind. Die äußeren Körper wirken nun in der Weiſe auf unſere Sinnes-Organe ein, daß ſich nach dem Geſetze der Induktion ein wirklicher Körper, von derſelben Geſtalt und Form und Farbe, mit derſelben chemiſchen Zuſammenfügung ſeiner Elemente, wie der ſinnlich wahrgenommene äußere Körper, aber in unendlich kleinem Maßſtabe, in unſern Sinnesorganen bildet. Das Auge nimmt wie ein Dagouerrotypiſt, Lichtbilder, und ſendet jedes Bild, nachdem es fertig, per Telegraph, d. i. den Sehnerven entlang zum Gehirn, wo es aufbewahrt wird. In ähnlicher Weiſe fungiren die übrigen Sinnesorgane. Erblicken wir z. B. einen Apfel, ſo bildet ſich im Auge ebenfalls ein Apfel von der nämlichen Geſtalt und Farbe, riechen wir an den Apfel, ſo nimmt der durch das Sehorgan gebildete Apfel denſelben Geruch an, koſten wir den Apfel und finden ihn ſauer, ſo wird auch der Apfel im Gehirn ſauer, drücken wir den Apfel und finden ihn mürbe oder hart, ſo wird auch je nach der Beſchaffenheit der Gehirnapfel mürbe oder hart werden. Schwingende tönende Körpertheilchen wirken in derſelben Weiſe auf das Gehörorgan, indem ſich nämlich unter dem inducirenden Einfluſſe derſelben ähnliche ſchwingende und tönende Körperchen im Ohre bilden, welche durch den Gehörnerven zum Gehirn geſchafft werden. Ein Sinnesorgan ergänzt demnach das andere, und die Unterſuchung eines äußeren Gegenſtandes mittels aller 5 Sinne wird deßhalb eine vollkommenere Copie deſſelben in unſerem Gehirn zur Folge haben, als die Wahrnehmung deſſelben mit blos einem einzigen Sinnesorgane.

Die auf die angegebene Weiſe gebildeten Copien der Außendinge werden im Gehirn niedergelegt, wie in einem Muſeum; ſie zerrinnen nicht, ſobald ſie ſich gebildet haben, denn ſie tauchen von Zeit zu Zeit wieder auf, d. h. wir können uns derſelben e r i n n e r n.

Es bleiben uns nun noch die eigentlichen Gehirnfunctionen zu betrachten übrig.

Das Gehirn iſt der Sitz gewiſſer Thätigkeiten oder Funktionen, welche man unrichtiger Weiſe als geiſtige Thätigkeiten bezeichnet hat, im Gegenſatz zu den körperlichen Thätigkeiten, d. h. der Funktionen der übrigen menſchlichen Organe. Dieſe Gehirnfunktionen ſind indeß ebenſo geiſtig oder ebenſo körperlich, wie alle andern Funktionen, wenn auch letztere nicht allemal ſo geiſtreich. So iſt jedenfalls das Denken eine geiſtreichere Beſchäftigung, als die Abſonderung von Galle oder Urin, wenn auch ein gewiſſer Profeſſor den geiſtreichen Einfall gehabt hat, die Funktionen des

Gehirns mit denen der Leber oder Nieren als analog zu betrachten. Vor allen Dingen iſt das Gehirn weder ein Organ der Ausſonderung, noch der Abſonderung, ſondern alle Produkte ſeiner Funktionen werden aufbewahrt und wie in einem wohlaſſortirten Waarenlager in verſchiedene Fächer und Schubkaſten bis auf weitere Nachfrage zurückgelegt.

Die im Gehirn niedergelegten Bilder oder Copien der äußeren Gegenſtände bilden die Grundlage des Denkens. Ohne ſie iſt kein Denken möglich. Hieraus folgt, daß man, um die Leute klug und verſtändig zu machen, ſo viel Bilder als möglich in ihren Kopf hineinzubringen ſuchen muß. Dieß kann geſchehen durch unmittelbare Wahrnehmung der Außendinge, oder, wo dieſe unmöglich iſt, durch Zeichnungen oder Beſchreibungen. Natürlich müſſen diejenigen, welche die Zeichnungen oder Beſchreibungen liefern, die gezeichneten oder beſchriebenen Gegenſtände durch eigene Anſchauung kennen gelernt haben.

Die Beſchreibung geſchieht entweder durch Wort oder Schrift.

Wir kommen hier zu einem ziemlich complicirten Prozeſſe, von dem gewiß die Meiſten, wenn ſie mit einander ſich unterhalten, keine Ahnung haben. Um uns gegenſeitig Mittheilungen machen zu können, bedürfen wir der Sprache. Eine Sprache beſteht aus Sätzen, die Sätze aus Worten, die Worte aus Silben und dieſe Silben wiederum aus Lauten und dieſe Laute ſind, wie wir weiter oben geſehen haben, gewiſſe ſchwingende Körperchen, welche durch Induktion ähnlich ſchwingende Körperchen in unſerem Gehörorgan erzeugen. Ein Wort iſt demnach eine Zuſammenſetzung von verſchiedenen dieſer Schallkörperchen, und erzeugen im Gehörorgan einen ähnlichen zuſammengeſetzten Körper, den wir der Kürze und des leichtern Verſtändniſſes halber, eine Wortzelle nennen wollen. Es iſt aber nicht genug, daß wir ein Wort ausſprechen hören, wir muſſen auch lernen, es ſelbſt auszuſprechen. Dies geſchieht dadurch, daß die im Gehirn vorhandene Wortzelle auf gewiſſe Muskeln des Kehlkopfes, der Zunge, des weichen Gaumens, der Kinnladen und der Lippen wirkt und dieſe zu Contraktionen anregt. Damit ſind wir aber noch nicht fertig. Wir müſſen auch leſen und ſchreiben können, um uns auch dann, wenn mündliche Mittheilung unmöglich iſt, verſtändlich zu machen. Die Schriftſprache beſteht in gewiſſen Zeichen für gewiſſe Laute, es ſind, ſo zu ſagen Bilder der Laute. Dieſe geben wiederum zu Entſtehung von Bildern in unſerem Gehirn Veranlaſſung, welche Bilder wiederum die Muskeln des Armes und der Finger zu Contraktionen reizen, ſo daß wir das Wort ſchreiben können. Wie wundervoll zeigt ſich uns hier der menſchliche Organismus, und wie kläglich muß uns die Arroganz Derer erſcheinen, welche über das wunderbare Wirken des Gehirns Alles geſagt zu haben vermeinen, wenn ſie die Gehirnfunktion mit der der Leber oder Nieren verglichen haben! —

Digitized by Google

Wir können Beſchreibungen nicht verſtehen, wenn wir nicht ſelbſt ſchon eigene Wahrnehmungen gemacht haben. Wollte man z. B. einem Blinden eine Landſchaft beſchreiben, ſo würde er ſich dennoch keinen Begriff davon machen können, weil er noch nie einen Baum, einen Strauch, eine Wieſe, eine Gebirgskette, einen Bach ꝛc geſehen, noch irgend eine Idee von den verſchiedenen Farben hat. Einige Selbſtanſchauung muß alſo auch hier ſchon vorausgegangen, d. h. eine gewiſſe Anzahl von Bildern müſſen ſchon im Gehirn vorhanden ſein, ehe man Beſchreibungen verſtehen kann.

Der erſte Akt des Denkens iſt alſo nur ein einfaches Wiederauftauchen, ein Flottwerden der im Gehirn niedergelegten Copien. Denke ich an einen Baum, ſo ſehe ich ihn auch in meinem Geiſte; denke ich an eine ſchöne Landſchaft, die ich früher einmal geſehen, ſo ſehe ich dieſelbe wieder; denke ich an eine Stadt, die ich früher einmal beſucht, ſo ſehe ich nicht die ganze Stadt, ſondern nur diejenigen Straßen und Plätze, welche ich durchwandelt und durch eigene Anſchauung kennen gelernt habe.

Wir ſehen alſo, daß ein Denken ohne ein Auftreten von im Gehirn ſchon vorhandenen Bildern ein Ding der reinen Unmöglichkeit iſt. Wie unſinnig iſt daher das Gebot der Bibel: „Gott iſt ein Geiſt, und die ihn anbeten, müſſen ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten"; und: „Du ſollſt dir kein Bildniß noch irgend ein Gleichniß machen." Die Bibel befiehlt hier etwas, was geradezu unmöglich iſt. Wie kann ich einen Gott anbeten, wie kann ich nur an Gott d e n k e n, ohne mir nur ein Bild von ihm zu machen? Sobald ich mir aber ein Bild von ihm mache, ſo bin ich kein Chriſt mehr, ſondern ein Heide oder ein Götzendiener; denn es bleibt ſich ganz gleich, ob ich das Bild Gottes blos im Gehirn mit mir herumtrage, oder daſſelbe auf Papier oder Leinwand nachzeichne oder in Holz ſchnitze. Man ſieht hieraus, daß ein ä ch t e r C h r i ſ t, namentlich wenn er zu gleicher Zeit ein d e n k e n d e r M e n ſ ch ſein will, ein Ding der Unmöglichkeit iſt. —

Oft erregt der Anblick eines Menſchen, eines Hauſes, einer Landſchaft, eines Kleidungsſtückes eine ganze Reihe von Gedanken d. h. der Anblick dieſer Gegenſtände und das dadurch im Auge geformte Bild erregt, wenn es im Gehirn anlangt, das Erſcheinen von daſelbſt ſchon vorhandenen Bildern, von denen ein jedes folgende dem vorhergehenden in gewiſſen Punkten gleich oder ähnlich iſt, bis endlich Bilder erſcheinen, die von dem urſprünglichen oft ganz und gar verſchieden ſind. Sehe ich z. B. ein Haus, das dem väterlichen Hauſe ähnelt, ſo tritt ſogleich das väterliche Haus in meinem Gehirn auf; dieſes Bild bringt wieder Scenen, die daſelbſt vorgefallen und die alle durch Bilderzellen im Gehirn vertreten ſind, zum Vorſchein; dieſe Scenen rufen vielleicht wieder andere ähn-

liche hervor; dieſe führen uns wiederum in ein anderes Haus, eine andere Stadt, in eine andere Gegend; und ſo geht die Gedankenreihe fort oft ſtundenlang, bis ſie durch neue Eindrücke von außen unterbrochen wird.

In ähnlicher Weiſe erregen oft ein oder mehrere muſikaliſche Töne die Tonkörperchen des Gehirn, ſo daß dieſe oft ein ganzes muſikaliſches Stück, ein Lied, einen Walzer, einen Marſch, die wir früher einmal gehört, wieder abſpielen.

Weniger lebhaft und deutlich iſt das Wiederauftreten von Geruchs- oder Geſchmackszellen, jedoch müſſen auch ſie vorhanden ſein, denn ſonſt wäre es uns unmöglich, Vergleiche zwiſchen den verſchiedenen Geruchen oder Geſchmäcken anzuſtellen. Uebrigens weiß Jeder, daß der Gedanke an etwas recht Saures ebenſo gut ein Zuſammenlaufen des Speichels im Munde erregt, wie das wirkliche Koſten von Eſſig oder Citronenſaft, und daß der Gedanke an etwas recht Bitteres ein unwillkürliches Schütteln hervorbringt, wie der Geſchmack von Aloe oder ſonſt einem bittern Stoffe.

(Fortſetzung folgt.)

Die Coloniſation der farbigen Race.

William H. Seward, der es liebt, in ſeinen Reden klaſſiſche Citate zu bringen, ſpielte in ſeiner letzten Kanſasrede auf Shakespeare's Othello an. Er ſagte, als er im erſten Akte des Othello die Heirath der weißen, zarten Tochter des Venetianiſchen Senators mit dem Neger-General angeſehen hätte, wäre in ihm die gewiſſe Vorausſetzung aufgeſtiegen, daß dieſe Ehe im fünften Akte unglücklich enden müſſe. Die Anwendung dieſes Beiſpieles auf unſere heutigen Zuſtände liegt nicht fern. Wie jede Ungerechtigkeit in der Weltgeſchichte und dem Leben der Völker aus ſcheinbar kleinen Anfängen und unbeachtet von der öffentlichen Meinung ſchnell zu einem furchtbaren Uebel anwächſt, das ſpäter nur durch gewaltſame Kataſtrophen geändert werden kann, wenn es früher durch die Mittel der Vorſicht und Klugheit mit verhältnißmäßiger Leichtigkeit hätte hinweggeſchafft werden können: ſo auch iſt die Negerſclaverei zu einem Uebel geworden, dem die weiſeſten Männer der Nation rathlos gegenüberſtehen, und es ſcheint in der Tragödie der amerikaniſchen Sklaverei dieſelbe un-

Digitized by Google

erbittliche Nemeſis zu herrſchen, welcher die feine, ſchöne Desdemona zum Opfer fällt. Ebenſo wenig, wie man die natürliche Wahrheit des Shakespeare'ſchen Trauerſpieles einſehen kann, ohne den Hauptnachdruck darauf zu legen, daß Othello ein Neger iſt, mit allen den Leidenſchaften und den Qualen des Mißtrauens einer unterdrückten Race: ebenſo wenig wird man eine Seite aus der letzten Geſchichte der amerikaniſchen Union verſtehen, wenn man nicht den Hauptnachdruck auf die verhängnißvolle Ehe zwiſchen der ſchönen, edlen Göttin der amerikaniſchen Freiheit und dem plumpen, brutalen Scheuſal der Negerſclaverei legt. Dieſe Ehe führt die Geſchichte der Union zu dem verhängnißvollen fünften Akte, wo man am Grabe der liebſten Hoffnungen und im Angeſichte der herzzerbrechendſten Scenen einſehen wird, welch ein furchtbarer Betrug eine grauſame Täuſchung nach ſich zog. Wir könnten die Parallele noch weiter ausführen, und nach jenem Jago ſuchen, der die in den natürlichen Verhältniſſen liegende Eiferſucht auf künſtlichem Wege zu ſchüren und ſpannen ſucht, und die Kataſtrophe abſichtlich herbeizieht; aber jedes Beiſpiel hinkt am Ende, wenn man es zu weit ausführt, und ſo auch unſer Beiſpiel.

So viel iſt ſicher, daß die Negerſclaverei den düſtern Hintergrund ausmacht, auf dem das Bild amerikaniſcher Zuſtände ſich mit ſeinen glänzenden Farben und dunkeln Schatten hervorhebt. Wir können keinen Theil der amerikaniſchen Inſtitutionen in's Auge faſſen, ohne auf dieſen dunkeln Hintergrund zu ſtoßen. Alle Themate der Politik, freier Boden, freie Einwanderung, innere Verbeſſerungen, Freihandel und Schutzzoll, Landreform, auswärtige Politik: Alles dreht ſich, wie in einem Cirkel, um die Sklavenfrage, welche man mit Recht den Angelpunkt aller amerikaniſchen Politik nennen kann. Aber ſo bedeutungsvoll die Sklavenfrage in den Vordergrund jeglicher politiſchen Bewegung tritt, ſo gebieteriſch dieſe Frage alle anderen Intereſſen und Beſtrebungen beherrſcht: ſo ungenügend iſt die Behandlung, welche ſie erfährt; ſo zerfahren ſind die Meinungen in Beziehung auf dieſes Inſtitut; ſo rathlos iſt die politiſche Welt. Wenn man alle die Vorſchläge zur Behandlung und Abſchaffung der Sklaverei, die in den letzten zehn Jahren aufgetaucht ſind, zuſammenſtellen würde, man würde eine Confuſion der Anſichten ſehen, welche weitaus die alten Fabeln vom babyloniſchen Thurmbau überbieten würden, und der einzige Punkt, worin dieſe verſchiedenen Anſichten und Projekte mit einander übereinſtimmen, iſt, daß ſie ſich nicht zu einer praktiſchen Ausführung und Löſung eignen. Es ſcheint wirklich, als ob alle Vermittelungen und Kompromiſſe zwiſchen den beiden entgegengeſetzten ſocialen Syſtemen hinwegfallen und die Ultrapartei des Südens mit der Ultrapartei des Nordens die Frage unter ſich ausmachen müſſen.

Wir wollen indeſſen hier nicht die politiſche Seite der Frage beſpre-

Digitized by Google

chen, ſondern die humane und kulturhiſtoriſche. Die politiſche Seite der Sklaverei iſt leicht abzumachen; die republikaniſche Platform mit ihrer Nichtausdehnung und Lokaliſirung der Sklaverei genügt in dieſer Beziehung vollſtändig. Aber wenn es eine natürliche Folge der republikaniſchen Politik iſt, die Sklaverei einzuengen, zurückzudrängen und in den einzelnen Sklavenſtaaten nach einander aufzuheben, was fängt man mit dem Material an, das bisher zu dieſem ſchändlichen Inſtitute verwendet wurde, und deſſen Verwendung unter dem Syſteme der freien Arbeit und der allgemeinen Menſchenrechte keine geringen Schwierigkeiten bieten würde? — Hinter der politiſchen Frage, welche hoffentlich in der nächſten Präſidentenwahl definitiv abgemacht wird, kommen erſt die Schwierigkeiten der Kulturfrage, die von dem jetzigen Standpunkt der Sache aus faſt unüberſteiglich erſcheinen.

Man hat die Schwierigkeiten einer definitiven Loſung der Kulturfrage auch ſchon in's Auge gefaßt, namentlich in den Staaten, wie Miſſouri, Virginien, welche den Alp der Sklaverei ſchon jetzt mit dem größten Mißvergnügen ertragen. Obgleich die Kulturfrage hinter der eigentlichen politiſchen Frage ſteht und ſpäter kommt, wie dieſe: ſo wirkt die Schwierigkeit der Löſung derſelben doch immer wieder auf die politiſche Behandlung der Sache zurück, denn man kann die Maſſen des Volkes wohl nicht für eine politiſche Agitation in Anſpruch nehmen, deren praktiſche Möglichkeit, deren Reſultate und deren Tragweite man nicht berechnen kann. Der Grundſatz „fiat justitia et pereat mundus“ (Es geſchehe Gerechtigkeit und möge die Welt darüber zu Grunde gehen), gilt nur für wenige Männer und ſeltene Zeiten; die große Maſſe will den praktiſchen Erfolg oder wenigſtens die Möglichkeit deſſelben.

Während man in den nördlichen Staaten alſo mehr die politiſche und rechtliche Seite der Frage discutirte, wandte man ſich in den Sklavenſtaaten an die praktiſche Seite. Wir haben Miſſouri und Virginien genannt als diejenigen Staaten, in denen die alte nationale republikaniſche Partei ſich zu einer speziell ſtaatlichen Emancipationspartei zu verdichten anfängt. Gouverneur Wiſe von Virginien ſoll, nach einer Mittheilung eines zuverläſſigen New-Yorker Blattes, zu den Emancipationiſten gehören, weil er einſieht, daß Virginien unter der Herrſchaft der Sklaverei ſeine großen materiellen Reſſourcen nicht entwickeln und an dem Aufſchwunge der nördlichen Staaten nicht Theil nehmen kann. Allerdings kann man den Unterſchied zwiſchen der materiellen Entwickelung der freien und Sklavenſtaaten nicht beſſer beweiſen, als wenn man z. B. die Mutter der Staaten, Virginien, mit Ohio, früher eine Dependenz zu Virginien, vergleicht; Virginien hat mehr natürliche Reichthümer erhalten, wie Ohio, iſt aber in ſeiner Entwickelung bedeutend hinter dem jüngeren

Digitized by Google

Staate zurückgeblieben. Wie dem auch ſei, jetzt iſt die Emancipations-partei in Virginien wohl noch nicht organiſirt; die Einwanderungsprojekte Tayer's haben noch keinen praktiſchen Erfolg gehabt, und die Oppoſition Gouvernor Wiſe's gegen den Lecompton-Schwindel iſt wohl mehr gegen die Verletzung der Volksſouverainität, als gegen die Ausbreitung der Sklaverei gerichtet. Ferner iſt die Oppoſition Virginiens gegen die Wiedereinführung des afrikaniſchen Sklavenhalters grade im Intereſſe der Sklavenzüchter, welche ihr menſchliches Eigenthum südwärts verkaufen. Aber trotzdem, daß Virginien jetzt noch eine feſte und ſtolze Stellung in dem großen Bunde der Sklavenſtaaten einnimmt, kann man vorausſehen, daß bald die Emancipationiſten ſich in Virginien zu einer feſten, politiſchen Partei geſtalten werden, wenn auch nicht durch Rechtsgefühl und Humanität, ſo durch ökonomiſche Rückſichten bewogen.

In Miſſouri ſteht die Sache ſchon ganz anders. Miſſouri beſitzt eine Stadt, wie St. Louis, in ihren Grenzen, eine Stadt, welche an den Grenzen weſtlicher Wildniß und ſüdlicher Sklaverei ein Sammelplatz der Civiliſation iſt, welche, wir können es ohne zu beleidigen, ſagen, den andern weſtlichen Städten mit dem beſten Beiſpiel vorangeht, ſowohl was die materiellen, wie die politiſchen Verhältniſſe betrifft. Dieſer rührigen, thätigen Handelsſtadt war es ein unerträgliches Hinderniß in der Entwickelung, das weite, fruchtbare Hinterland in den Händen der Sklaverei zu wiſſen; das Bedürfniß einer Emancipation war ſchon lange im Volke vorhanden, aber fand erſt in den letzten Jahren einen politiſchen Ausdruck. Jetzt iſt die Bewegung, die früher unter allerlei politiſchen Formen verſteckt und verdeckt war, eine organiſirte, offene, eingeſtandene, legitime, und hat ihren Vertreter, den talentvollen Francis A. Blair, im Kongreß, wie denn auch ſchon zwei Stadtwahlen, welche mit Rückſicht auf die Emancipation vorgenommen waren, mit dem Siege der Emancipationiſten gekrönt wurden. Das Beiſpiel von St. Louis iſt auf das Hinterland nicht ohne Erfolg geblieben; man gewöhnt ſich auch im Inneren des Staates und namentlich in den weſtlichen Städten daran, dieſe Frage offen zu beſprechen, für und gegen zu agitiren, und damit, mit einer offenen Discuſſion der Frage, iſt der Sieg der Emancipation geſichert. So werden die Anhänger der Sklaverei in Miſſouri mit dem Siege der freien Ideen beſtraft für ihre Proſclaverei-Angriffe gegen die Freiſtaatleute von Kanſas, und von dort, wo man der Sklaverei die großen Territorien des Weſtens eröffnen wollte, werden die Emancipationsgedanken in die Sklavereiſtaaten importirt.

F. A. Blair, der Vertreter von St. Louis County im Kongreſſe, machte bei Gelegenheit der Kongreßdebatten über die Poltik der Ver. Staaten in Centralamerika zur Zeit der letzten Walker'ſchen Expedition

Digitized by Google

einen Vorſchlag, bei dem er wohl nicht grade die direkte praktiſche Ausführung im Sinne hatte, der aber ſehr bezeichnend iſt, um zu ſehen, wie man das Inſtitut der Sklaverei im Süden behandelt, und welche Opfer es koſten wird, ſich derſelben zu entledigen. F. A. Blair geht natürlich, — wie dies ja ſelbſt die extremſten Abolitioniſten thun, wie z. B. Elihu Burrit, die letzte Abolitioniſten-Geſellſchaft in Cleveland, — von dem Prinzipe der Entſchädigung aus, und macht den Plan, in Centralamerika unter amerikaniſchem Protektorate ein großes Negerreich zu gründen, wohin man die emancipirten Neger ſchicken könnte, um ſie fur immer von dem amerikaniſchen Boden los zu werden. Wenn auch dieſer Plan von F. A. Blair nur eine „vermehrte und verbeſſerte Auflage" der Kolonie Liberia iſt, die gewiß den Namen hat, eine philanthropiſche und humane Anſtalt zu ſein, ſo glauben wir jedoch, daß dieſe Löſung der Sklavenfrage weder mit den ökonomiſchen Verhältniſſen des amerikaniſchen Südens, noch mit den Intereſſen der Neger ſelbſt, noch mit den allgemeinen Geſetzen der Kultur und Humanität übereinſtimmen wird, und mit der Verurtheilung dieſes Projektes wird auch die Verurtheilung des Prinzipes, auf dem die Republik Liberia von den Philanthropen aufgebaut iſt, verbunden ſein.

Gerade die Berückſichtigung, daß die Neger eine untergeordnete und unvollkommene Menſchenrace bilden, welche,—dies muß man den Vertheidigern der Sklaverei zugeben, — ſelbſt unter den elenden und unwürdigen Zuſtänden im Süden ſich beſſer befinden, als in dem Naturzuſtand ihrer Heimath, führt uns zu der Frage, ob es möglich ſei, dieſes ungebildete, unentwickelte und des Schutzes bedürftige Element von dieſem Schutze zu befreien und ein eigenes Negerreich bilden zu laſſen, welches jedenfalls große Gefahren für die Civiliſation herbeiführen wird. Wir ſehen, unter welchen ungünſtigen Verhältniſſen jetzt ſchon die einzelnen beſtehenden Negerreiche und Colonien in Weſtindien und Centralamerika exiſtiren; der geordnete Zuſtand in der Neger-Republik Liberia iſt wohl kaum ein Gegenbeweis, weil dieſer Verſuch nur in kleinem Umfange und unter beſtändiger Aufſicht der amerikaniſchen und europäiſchen Regierungen gemacht wird. Ueberhaupt ſcheint uns eine gewaltſame Scheidung der verſchiedenen Racen nicht in dem Gange menſchlicher Entwickelung zu liegen. Die Menſchheit hat von den erſten Zeiten der beginnenden Kultur an, von den Wanderungen zwiſchen Aegypten, Kleinaſien und Hellas, von den Zügen der Gothen und Hunnen, von den muhamedaniſchen Eroberungen u. ſ. w. an, es trefflich verſtanden, barbariſche Völker und Stämme in Berührung mit den jedesmaligen Kulturvölkern zu bringen, und ſie den Zwecken der Weltgeſchichte dienſtbar zu machen. Allerdings iſt das Problem der Hereinziehung der Negerrace in die menſchliche Entwickelung

Digitized by Google

ſchwieriger, als irgend ein früheres Experiment der Völker-Amalgamation, weil hier nicht nur kulturhiſtoriſche Unterſchiede zu überwinden ſind, ſondern typiſche Racenunterſchiede, die erſt durch eine lange Reihe von Kreuzungen ſich ändern; aber je größer dieſe Schwierigkeit iſt, deſto mächtiger aber iſt auch die Kultur des gegenwärtigen Jahrhunderts und deſto größer das numeriſche Uebergewicht der Kulturvölker über diejenigen barbariſchen Racen und Völkerſtämme, welche in Beziehung zu den Kulturvölkern ſtehen. Das Verhältniß der Negerbevölkerung zu den Weißen in den Ver. Staaten iſt lange nicht das ungünſtige, wie z. B. das der eingeborenen Indier zu den Engländern, und dennoch halten die Britten ihre Oberherrſchaft über die vielen Millionen Indier aufrecht, freilich mit extremen Mitteln, die mehr an indiſche Brutalität, als an engliſche Bildung und Freiheit erinnern; dennoch iſt das Inſtitut der Leibeigenſchaft und Sklaverei in Oſtindien nicht nothwendig. Es wird ſich auch in Amerika überflüſſig erweiſen, trotz der Nothwendigkeit der Negerarbeit.

Ueberhaupt iſt die Hauptfrage diejenige: Hat die angloſächſiſche Civiliſation, von deren Aſſimilationskraft man ſo viel zu erzählen weiß, wirklich den Grad erreicht, und beſitzt ſie diejenige Zähigkeit, daß ſie ſich vor einer Miſchung mit verſchiedenen untergeordneten Volkselementen nicht zu ſcheuen braucht, ſondern dieſe Elemente im Dienſte der Kultur und der eigenen Intereſſen verwenden kann: oder muß die angloſächſiſche Civiliſation, um ihre Kultur zu bewahren vor der Rohheit der Wildniß und der Vermiſchung mit uncultivirten Völkerſtämmen, ſich nativiſtiſch in ſich ſelbſt zurückſchließen, ihren Stammbaum aufrecht erhalten und einen Unterſchied gegen alles „Fremde" machen, ähnlich, wie die alten Griechen ſich von den Barbaren unterſchieden. Man ſieht gleich, daß wenn man die Frage ſo ſtellt, daß ſie dann weit über die Grenzen der eigentlichen Negerſclaverei hinausreicht, daß ſie ſich nicht auf die Verbote der Chineſen-Einfuhr u. ſ. w. beſchränkt, ſondern den Nativismus in allen Formen und Geſtalten enthält. Eine genaue Bekanntſchaft mit dem amerikaniſchen Volkscharakter überzeugt uns aber bald, daß derſelbe nicht für ſich allein die kulturhiſtoriſchen Aufgaben löſen kann, welche die Weltgeſchichte ihm geſtellt hat, daß aber die Aneignungsfähigkeit und Aſſimilationskraft der Amerikaner ſich nicht vor einer Vermiſchung mit fremden Elementen zu ſcheuen hat. Die amerikaniſche Entwickelung auf die engen Grenzen einer Nationalität beſchränken zu wollen, wie die ſogenannten „Amerikaner" es wollen, hieße vollſtändig den Charakter der amerikaniſchen Weltrepublik verkennen.

Wenn wir jetzt ſchon die vielgeſtaltige Zuſammenſetzung der amerikaniſchen Bevölkerung unter dem Uebergewichte des angloſächſiſchen und des

Digitized by Google

damit verwandten germaniſchen Volkselementes ſehen, und darin eine Bedingung des raſchen Aufſchwunges der Ver. Staaten, wie die Möglichkeit der Kultur unter den verſchiedenſten Klimaten finden: ſo wird bei der ſteigenden Ausdehnung und Machtentwickelung der Ver. Staaten nach Norden und Süden, nach Oſten und Weſten hin, welche in der „offenbaren Beſtimmung“ der Ver. Staaten zu liegen ſcheint, dieſes Verhältniß der Amalgamation noch viel bedeutender werden und noch viel größere Gefahten für die Hegemonie der bevorrechtigten Culturelemente nach ſich ziehen, als gegenwärtig. Das einzige Mittel, dieſe Gefahren zu überwinden, ſcheint uns nicht in reſtriktiven Maaßregeln und in einer Ausſtoßung der untergeordneten Racen und Nationalitäten zu beſtehen, ſondern in der ſteigenden Kultur der amerikaniſchen Kulturelemente ſelbſt, die durch alle natürlichen, hiſtoriſchen und conſtitutionellen Bedingungen ermöglicht und gefordert wird.

Daß wir die Neger nothwendig haben, um gewiſſe Feldarbeiten in tropiſchen Klimaten zu thun, zu welchen die Hände weißer Leute nicht fähig ſind, wollen wir einſtweilen für bewieſen halten, obwohl die Acclimatiſationsfähigkeit der kaukaſiſchen Race bis jetzt noch keine Grenze gefunden hat. Grade daß der Süden auf die Negerſclaverei ſo große Stücke hält, ſcheint in der Nothwendigkeit der Negerarbeit begründet zu ſein. Aber was in aller Welt hat denn Negerarbeit mit Negerſclaverei gemeinſam? Jegliche Arbeit iſt allerdings verpflichtend und die freie Verfügungsfähigkeit über Zeit und Kraft beeinträchtigend, aber dieſe Abhängigkeit braucht nicht in der barbariſchen Form der Sklaverei ausgedrückt zu ſein. Die demokratiſchen Vertheidiger der Sklaverei, namentlich die Deutſchen, ſagen allerdings, daß die Neger zu faul ſeien, um ohne Peitſche und Sklaverei zu arbeiten, aber wir denken, daß das perſönliche Bedürfniß, und wenn dieſes Bedürfniß auch nicht anders, als im Hunger ſich äußert, den Neger eben ſo gut zum Arbeiten antreiben wird, wie jenen demokratiſchen Redakteur, den ſeine „Bedürfniſſe“ zu der ſauren und qualvollen Arbeit zwingen, die Sklavenpeitſche zu vertheidigen, und für die Lecompton-Conſtitution zu ſchreiben. Das Bedürfniß, die „dira necessitas“ iſt denn doch die allgemeine Triebfeder aller Arbeit, und wir möchten den Irländer ſehen, oder den Deutſchen, der beim Bau der Eiſenbahnen und Kanäle beſchäftigt iſt, wenn er nicht für ſein „Brod“ arbeiten muß. Aus Vergnügen, oder Pflichtgefühl, oder angeborenem Arbeitstrieb thut gewiß kein Menſch ſchwere körperliche Arbeit. Aber was würde man von dem Menſchen ſagen, der, wie jener ſüdcaroliniſche Hammond, aus dem natürlichen Zwang,

Digitized by Google

zur Arbeit die allgemeine Sklaverei der Arbeiter ableiten wollte? Für die Sklaverei der Neger besteht, von diesem Gesichtspunkte aus, gar keine andere Rechtfertigung, wie für die Versclavung aller andern Arbeiter, welche blos mit ihrer körperlichen Kraft arbeiten, und in dieser Beziehung haben die südlichen Feuerfresser Recht, wenn sie unsere nördlichen Proletarier auch Sclaven nennen.

Wir haben übrigens Gelegenheit genug, den Neger als freien Arbeiter zu betrachten, um die Stellung des emancipirten Negerarbeiters in den südlichen Staaten mit einiger Wahrscheinlichkeit voraussehen zu können. Wenn auch in den nördlichen Staaten der Union die Neger noch nicht den Grad der Selbstständigkeit haben, der den weißen Arbeiter auszeichnet, wenn sie lieber in den Städten herumlungern, als auf dem Lande Farmarbeit treiben: so bilden sie doch in Canada, wo das Vorurtheil, das in den Staaten diese unglückliche Race bis in den puritanischen Norden verfolgt, gemindert ist, einen achtungswerthen und fleißigen Bestandtheil der Bevölkerung, der sich meistens auf dem Lande aufhält und Farmarbeit treibt. Wie man übrigens durch systematische Unterdrückung irgend eine Nationalität oder einen Volksstamm von gewissen Berufen abwenden und ausschließlich gewissen Berufen zuwenden kann: dies zeigt uns die Geschichte der Juden. Außerdem muß man, um dem Negerarbeiter Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, wenn er in seiner jetzigen Stellung sich oft faul zeigt, bemerken, daß die Haupttriebfeder der Arbeit und Thätigkeit, das Bewußtsein, für sich selbst und seine Familie zu arbeiten, dem Sklaven fehlt, und daß ferner in dem tropischen Klima auch der schwarze Mensch leidet, wenn er auch nicht durch die Hitze so affizirt wird, wie der faule Europäer. Ueberhaupt sind alle die Schilderungen, die man über die schlechten Eigenschaften des Negers macht, nur faule Beschönigungen einer grundfaulen Sache, und fallen auf den Mann selbst zurück, welcher sie gebraucht.

Wenn alle Fragen einer gewaltsamen Emancipation, einer massenhaften Colonisation der Neger u. s. w. mit unabsehbaren Schwierigkeiten verbunden sind, und, wie die demokratischen Blätter in diesem Falle mit einigem Rechte sagen, gerade der Sklaverei in die Hände arbeiten: so ist der allmählige Weg der Emancipation durch Befreiung der Arbeit und des Bodens, derselbe Weg, auf dem in Westeuropa im vorigen Jahrhundert die Leibeigenschaft aufgehoben wurde, und den jetzt Rußland einschlägt, leicht und durchführbar und kann ohne Rechtsverletzungen und Gewaltthätigkeiten durchgeführt werden. Man hat in den letzten Jahren immer nur die territoriale und geographische Seite der Frage betrachtet, es wäre einmal an der Zeit, die Wirkungen der Sklaverei in den

Digitized by Google

Sklavenſtaaten ſelbſt zu begrenzen. Die ganze Geſetzgebung der ſüdlichen Staaten über Sklaverei läuft bis jetzt darauf hinaus, den Neger zu einem Thiere herabzudrücken und demſelben jede Spur menſchlicher Geſittung zu nehmen; dieſes Verfahren wird ſich furchtbar rächen, denn unbeſtraft beraubt man kein Volk oder keinen Theil des Volkes ſeiner Menſchenwürde. In dieſer Beziehung ſollten Geſetze gemacht werden, welche das Loos der Sklaven regeln, ſie vor den äußerſten Brutalitäten ſchützen, und ihnen wenigſtens eine elementare Bildung ſichern. Die Vermenſchlichung der Neger wird ihrer Emancipation vorhergehen müſſen.

Wir glauben, daß dieſe Sache, mit der ſo viele Gefahren verbunden ſind und die ſo viele Beſorgniſſe erregt, ſehr leicht beſeitigt werden kann, wenn man überhaupt dem Neger voranhelfen will und ſeinen jetzigen Zuſtand als ein öffentliches Unglück betrachtet. Es kommt nur darauf an, daß die öffentliche Meinung in dieſer Beziehung eine entſchiedene Richtung einnimmt. Die naturgemäße Entwickelung der Menſchheit wird auch die Negerrace mit ſich nehmen, und es iſt nichts anders nothwendig, als daß die Geſetzgebung ſich dieſer Entwickelung nicht direkt entgegenſetzt.

Die Neger ſind jetzt ſchon in den ſüdlichen Staaten ſehr brauchbare Leute, und werden es um ſo mehr werden, je mehr man ihre Feſſeln lockert. Dieſelben in fremde Länder zur Coloniſation zu ſenden, würde allerdings den Süden ruiniren, und die Stapelartikel des Südens vom Weltmarkte verbannen. Der Süden hat gar kein anderes Mittel, wenn er Kataſtrophen vermeiden will, als durch eine allmählige Emancipation der Neger und durch eine elementare Erziehung derſelben ſie für den Genuß der Freiheit vorzubereiten.

Die Gefahren für die Civiliſation der weißen Race, welche gewiſſe Leute in der Vermiſchung der weißen und ſchwarzen Race ſehen, ſind nicht vorhanden, wenigſtens nicht in dem Maaße, wie unter dem gegenwärtigen Syſteme die Sklaverei auf den Charakter der weißen Bevölkerung des Südens wirkt. Die Brutalität, die in dem Inſtitute der Sklaverei liegt, wirkt auf alle Klaſſen der weißen Bevölkerung zurück. Die geſchlechtliche Vermiſchung der Racen, von der diejenigen, welche ſich ſehr viel auf ihre kaukaſiſche Abſtammung einbilden, große Furcht haben, wird gerade durch die Sklaverei begünſtigt, und würde ſeltener werden, ſobald den Negern eine ſelbſtſtändige Stellung in der Geſellſchaft eingeräumt wird. Und überhaupt könnte es keine größere Verzweiflung an den Kulturmitteln der Gegenwart und an der Civiliſation der kaukaſiſchen Race geben, als wenn man von den untergeordneten Racen überwältigt zu werden fürchtet. Dies beweiſt, daß man kein Vertrauen in die Kultur hat.

Amerika iſt nun einmal in der ſonderbaren Lage, gegen ſeinen Wil-

Digitized by Google

len die Racenfrage praktiſch löſen zu müſſen. Von Europa kommt ein Gemiſch von den verſchiedenſten Nationen herüber, und auch manche unbrauchbare, wenigſtens für die höheren Zwecke der Kultur unbrauchbare Elemente, wie die Irländer; Californien wird mit Chineſen bevölkert; der Süden hat eine halb afrikaniſche Bevölkerung, und die Indianer gründen an den Grenzen der Civiliſation ihre Gemeinweſen. Will der ſpezifiſch amerikaniſche Geiſt alle dieſe Völkerverbindungen ablehnen, ſo iſt die Zukunft der Union dahin und der Charakter ihrer Inſtitutionen verloren. Grade in dieſer Völkerverbindung kann ſich der angloſächſiſche Volkscharakter als das bewähren, was der Amerikaner ſo gern von ſich rühmt, der Pionier der Kultur und die Triebfeder in der Entwickelung der Weltgeſchichte zu ſein.

Bemerkungen über das Familienleben.

(Von Far Weſt.)

Auch neuerdings wird wieder vorgeſchlagen, daß mehrere Familien zu gemeinſamer Betreibung der Landwirthſchaft und zur Führung eines gemeinſchaftlichen Haushaltes ſich vereinigen ſollten, und die daraus entſpringenden Vortheile und Annehmlichkeiten des Lebens werden uns in reizenden Bildern, wie ſie die Phantaſie des begabten Dichters ſchafft, vor Augen geſtellt. Ich muß, auf lange und vielfache Erfahrung geſtützt, vor jedem ſolchen Unternehmen warnen. Verſuche der Art — in Teutſchland habe ich ſchon ſolche gekannt — ſind beſonders hier ſehr häufig gemacht worden, und alle, ſelbſt in ſolchen Fällen, da die Männer oder die Frauen die nächſten Verwandten oder mit einander innigſt befreundet waren, ſind verunglückt und endeten meiſtens nicht allein mit beträchtlichem Schaden, ſondern mit gegenſeitiger Erbitterung oder doch mit Entfremdung und Verdruß.

Der Grundſatz der Aſſoziation, in vielen Fällen mit Vortheil anwendbar, immer aber Menſchen von diskreter Sinnesart vorausſetzend, paßt kaum für den Betrieb der Landwirthſchaft, — der gemeinſchaftliche Haushalt aber ſcheint dem natürlichen menſchlichen Inſtinkte geradezu zu widerſtehen. Das Familienleben, die Grundlage aller weiteren geſellſchaftlichen Verbindung zwiſchen den Menſchen, iſt etwas in ſich Abgeſchloſſenes, genau abgegrenzt in ſeiner Gliederung, und will bei

Digitized by Google

Ausdehnung durch republikaniſche Aſſociation, welche deſſen eigenthümliche Entfaltung ſtört und den darüber gezogenen Schleier zu ſehr lüftet, nicht gedeihen. In Amerika iſt es nicht ungewöhnlich, daß, der Koſten-Erſparniß und der Bequemlichkeit wegen, kleinere Familien in große Gaſthäuſer ſich einquartiren und an der Wirthstafel ſpeiſen. Obſchon hierbei Einiges wegfällt, was dem Gedeihen des gemeinſchaftlichen Haushaltes im Wege ſteht, lehrt doch die Erfahrung, daß auch darunter das Familienleben leidet und dadurch gleichſam profanirt wird.

Dem Weſen der Frauen widerſtrebt das gemeinſame Haushaltführen noch mehr, als dem der Männer; die Mutter kann es thun mit Hulfe ihrer Töchter oder dem Beiſtande Anderer, welche von ihr dirigirt werden, aber nicht wohl gemeinſam mit andern ihr ganz gleich ſtehenden Frau n, indem jede Frau ihren eigenthümlichen Sinn, Geſchmack und Takt hat, welchen ſie in der Anordnung und Führung des Hausweſens geltend macht und wobei ſie nicht controlirt ſein will.

Wie gliedert ſich nun die Familie? Sie wird von Mann und Frau geſtiftet, deren Eigenthümlichkeit in ihrem Vereine dem ganzen Familienleben Ton und Farbe geben. Jedes eheliche Verhältniß iſt eigenthümlich, in keinem ſtehen Mann und Frau in ganz gleicher Art zu einander. Wollte man daruber, wie dieStellung beider ſein, was dem Manne und was der Frau zukommen, worin der eine und die andere ihrenWillenhaben ſoll, Regeln aufſtellen, ſo könnten dieſe nur ſehr allgemein gehalten ſein; denn dieß Alles modifizirt ſich mannigfaltig durch das Naturell und die Gewöhnung der beiden, und Alles geht auf die eine oder auch auf die andere Art gut oder doch erträglich, ſo lange die gegenſeitige Anhänglichkeit dauert, ſo lange beide Theile die gegenſeitige Achtung verdienen und einander gewähren. — Das Gebiet der männlichen und der weiblichen Wirkſamkeit und Entſcheidung iſt nur im Allgemeinen abzuſtecken und rechts oder links werden in faſt allen Hausweſen Uebergriffe gethan oder verſucht, beſtritten oder friedlich geſtattet; ſind die Leute vernunftig, ſo ergiebt ſich zwiſchen ihnen bald ein gewiſſer Takt des Verfahrens. Mag dann im Ganzen, wie man zu ſagen pflegt, mehr der Mann oder mehr die Frau das Regiment, ja mag die letztere ſogar die Kaſſe führen (wie es in manchen Hausweſen zum Beſten derſelben geſchieht) ſo iſt dies Alles dem Naturelle des einen und des andern Theiles gemäß und nichts dagegen zu ſagen, ſo lange nicht kleinlicher Egoismus und Herrſchſucht in's Spiel kommen.

Der vereinigte Wille von Mann und Frau ſtellt im Hausweſen ein wahres Monarchenthum dar, coordinirte Gewalten ſind unſtatthaft, und höchſtens kommt den erwachſeneren Kindern oder andern Verwandten, die

Digitized by Google

in der Familie leben, eine mitberathende Stimme zu. Die Verantwortlichkeit für das Ganze liegt auf den Erſtgenannten, und dieſe Verantwortlichkeit ſo wenig als die dirigirende Macht läßt ſich unter mehreren Männern und Frauen gleich vertheilen. Die Familie iſt die letzte aber ſehr ſcharf hervortretende Unterabtheilung des ſozialen Lebens, — ſie erträgt keine Art von Amalgamation; man darf nicht verſuchen, ihre ſcharfen Züge verwiſchen zu wollen, und alle Vortheile welche man ſich von der Combination der Familien zu e i n e m Hausweſen verſpricht, beruhen auf Täuſchung. Nur Mann und Frau, nicht aber mehrere Paare, werden übereinkommen über das paſſende Mas von Sparſamkeit oder Aufwand, über Takt und Ton des Hausweſens, über Kindererziehung u. ſ. w.

Kein anderer Beruf des Mannes iſt mit der Führung des Haushaltes ſo eng verknüpft, als der des Landwirthes. Der Gelehrte, der Geſchäftsmann, der Handwerker vollbringt ſeine Tagesarbeit, an welcher Frau und Kinder wenig oder nicht ſich betheiligen, und für das Hausweſen kommt es nur darauf an, wie viel er baar verdient, um damit die Koſten des von der Frau geführten Haushaltes beſtreiten zu können, dieſer letztere aber und das Geſchäft ſind getrennte Dinge. In einer Landwirthſchaft beſteht eine ſolche Trennung nicht, die Berufsarbeit und die Sorge für den Haushalt vertheilen ſich ohne genaue Grenzlinie auf alle Mitglieder der Familie, welche beſtändig einander auszuhelfen haben, — die Thätigkeit Aller greift ſtets in einander. Solange Mann und Frau einverſtanden ſind, geht Alles gut, die Kinder und mithelfenden Arbeiter werden von beiden angewieſen; bei der vorgeſchlagenen Aſſociation dagegen iſt die größte Wahrſcheinlichkeit, daß das Ganze ſchief und auseinander geht.

Mag man Handwerkerſtätten, Handelsgeſchäfte und dergl. einrichten nach dem Grundſatze der gleichen Betheiligung Vieler, — dieß mag vielleicht ein Mittel ſein, der aus der Uebermacht des Kapitales entſtandenen Noth der Maſſen abzuhelfen; für den Landbau iſt aber nicht daſſelbe Mittel in Anwendung zu bringen. Laßt ein Dutzend arme Familien ſich verbinden zur gemeinſamen Bebauung eines Stück Landes, ſie bringen bei Weitem nicht daſſelbe zu Stande, was der eine reichere Grundbeſitzer mit Hülfe gemietheter und gut dirigirter Hände leiſten wird. — Das Ideal der Landwirthſchaft ſchließt freilich den Beſitz übertrieben großen Grundeigenthums aus, fordert dagegen, daß die Ackerbauer auf größeren oder kleineren Grundſtücken — je nach den verſchiedenen Zweigen der Landwirthſchaft, die vorzugsweiſe betrieben werden, und nach den verſchiedenen Naturverhältniſſen — n e b e n einander wohnen, daß ſie über ihr Stück oder Stückchen Land unbeſchränkt verfugen können nach Neigung und Einſicht, und daß es Jedem, der es wünſcht, und der ſich dazu eignet

möglichſt leicht gemacht ſei, den nöthigen Boden für ſeine Thätigkeit zu gewinnen. Das iſt Alles, was wir bedürfen. *)

Was die „Stellung der F r a u e n" betrifft, ſo iſt dieſe Frage in jedem wohlgeordneten L a n d h a u s h a l t e ſo vollſtändig praktiſch gelöſt, — die Frauen haben darin ſo unverkürzt allen Einfluß und alle Bedeutung, die als ihrer Natur und den Verhältniſſen gemäß von ihnen gewünſcht werden mögen, daß ich auch nicht von einer einzigen den Wunſch einer Veränderung vernommen habe. Sind alle Mitglieder eines Land-Hausweſens gleich tüchtig und verſtändig, ſo ſind alle — jedes in ſeiner Art —, wie eine gleiche Aufgabe alle innig verbindet, unter günſtigen äußeren Verhältniſſen auch gleich glücklich, frei und zufrieden.

Ich habe nichts dawider, daß das Geſetz auch verheiratheten Frauen den Beſitz geſonderten Eigenthums geſtattet; aber es ſetzt ſchon eine Störung der vollen Innigkeit des ehelichen Verhältniſſes voraus, wenn ein ſolches Geſetz Anwendung finden ſoll. Das Natürlichſte iſt, daß zwiſchen Mann und Frau die vollſte Gütergemeinſchaft beſteht [die einzige, welche mir ſtatthaft erſcheint], — daß im Falle der Trennung durch den Tod alle vordem gemeinſchaftlich beſeſſenen Rechte — mit Berückſichtigung der Anſprüche der nun halb verwaiſten Kinder — auf den überlebenden Theil über gehen. — Wo das Verlangen entſteht, daß Mann und Frau geſonderte Kaſſen führen, ſind ſie mehr neben einander geſtellte Geſchäfts-, als innig verbundene Eheleute. Wie viel der Mann, wie viel die Frau für ſich aufwenden könne, ſollte nicht von den zufälligen höheren oder geringeren Einkünften des einen und der andern abhängen, ſondern von dem Stande ihrer gemeinſchaftlichen Hülfsquellen, und der Erfolg ihrer beiderſeitigen Anſtrengungen ſollte ihnen gemeinſchaftlich und ganz in gleicher Weiſe zu gut kommen.

Alle Geſetze, welche man in Bezug auf das gegenſeitige Verhältniß der verſchiedenen Familienglieder erlaſſen mag, können nur den Zweck haben, eine Aushülfe zu ſchaffen in dem Falle, da durch die Schuld des einen oder des andern das ächt humane Verhältniß bereits geſtört iſt; aber nur der natürlich edle Sinn der Menſchen ſchafft Familienglück, — die Geſetzgebung kann höchſtens ein höheres und höchſtes Maß von U n g l ü c k verhuten.

*) Von der Nothwendigkeit, daß der Bebauer des Bodens auch deſſen Eigenthümer ſei, bin ich noch immer überzeugt — trotz den Einwürfen gegen dieſe Anſicht, welche mein verehrter Freund, Profeſſor Göbel, neulich in der „Atlantis" veröffentlichte. Eines veredelten E g o i s m u s können wir einmal im menſchlichen Leben nicht entbehren, er bleibt immer die mächtigſte Triebfeder zur erfolgreichen Anſtrengung. Von allem Egoismus iſt aber die Freude an einem kleinen Stückchen dieſer Erdoberfläche, welches wir als Eigenthum betrachten, in deſſen Beſitz und Gebrauch uns Niemand ſtören darf, und das wir nach eigenem Gefallen bearbeiten, gewiß der unſchuldigſte; es iſt nicht nöthig, daß das Wohl der Geſellſchaft darunter irgend leide.

Die Zukunft der Philoſophie.

[Von Dr. Max Lilienthal.]

Es iſt eine allgemein anerkannte Thatſache, daß in den letzten Jahrzehnten die Liebe zum Studium der Philoſophie ungemein abgenommen; daß in demſelben Verhältniſſe, in welchem der Eifer fur das Studium der Naturwiſſenſchaften, namentlich fur Chemie und Phyſik, ſich mehrt, die ſpeculative Wiſſenſchaft an Jungern, Förderern und Verehrern verliert.

Frägt man nach der Urſache dieſer Abnahme, ſo lautet die Antwort, mit der die Einen — zwar oberflächlich und unwahr, wie wir weiter unten ſehen werden — die Sache abfertigen. Die Abnahme iſt in der materiellen Richtung unſerer Zeit begründet. Dieſe begünſtigt nur ſolche Forſchungen, die ihr praktiſche Reſultate zum Nutzen des großen Lebensmarktes bieten, und hält in ihrer Ueberbeſchäftigung alle Zeit fur verloren, die man dem abſtrakten Erkennen widmet. Man denkt, ſagen ſie, ebenſo richtig, und für das praktiſche Leben vielleicht richtiger, ohne je Logik ſtudirt zu haben; man benutzt die Anlagen und Fähigkeiten des Denkens, ohne je über ihren Organismus und ihr Weſen nachgedacht zu haben; man habe jetzt ſo viel zu lernen, zu wiſſen, zu experimentiren, daß man mit den Erſcheinungen zu ſehr in Anſpruch genommen ſei, um nach ihrem Urgrunde fragen zu können. Dies ſeien die Thatſachen, die den Mangel an Sympathie für ſpekulatives Forſchen hinlänglich erklären.

Andere wieder, und mit viel größerem Scheine der Wahrheit, ſchreiben dieſe Apathie der Troſtloſigkeit der Reſultate zu, die die bisherigen philoſophiſchen Syſteme erzielt haben, und behaupten, daß die Ueberzeugung der Fruchtloſigkeit weiterer Bemuhungen der Grund dieſer Apathie ſei. Ein kurzer Rückblick, ſagen ſie, auf die Geſchichte der Philoſophen von Kant bis Hegel, bekräftigt dieſe Anſicht, da keines dieſer Syſteme, trotz ihres Reichthums an Originalität, Tiefe und Scharfſinn, weder den gedankenblaſſen Denker zufriedenſtellen noch unter die Maſſen ſich Eingang verſchaffen konnte.

Es iſt nun freilich unläugbar wahr, daß weder die Syſteme des Realismus, noch die des Idealismus, noch die der Identität oder ſogenannten Subjekt-Objektivität bisher im Stande waren, das menſchliche Bewußtſein, wie es in ſeiner Totalität ſich gibt, zufrieden zu ſtellen. Die Freude der Ruhe, die die Gewißheit der Wahrheit faſt inſtinktmäßig in ſich trägt, gewährten ſie nicht. Einſeitigen Richtungen hingegeben, konnten ſie das Räthſel nicht löſen, und das Verdict des Menſchen-Bewußtſeins lautete

immer ungünſtig, trotzdem ein jeder Philoſoph ſein Syſtem als unfehlbar als das letzte, abſolut wahre erklärt hatte. *)

Schon mit Kant, dem Vater der neuen Philoſophie, kam der Riß in das angeſtrebte Wiſſen. Er ſtellte das Sein [das Ding an ſich] dem Denken gegenüber; ließ von dem Erſtern gar nichts Erkennbares übrig, ſtellte es als ein ſchlechthin Unerkennbares auf, und legte, auf Koſten des Realismus, den Grund zum abſtrakteſten Idealismus. Trotz der Verdienſte, die ſeine „Kritik der reinen Vernunft" in ihrer Methode hat; trotz des Beifalls, den die deſtructive Richtung jener Zeit dem philoſophiſchen Robespierre zujauchzte, konnte jedoch ſelbſt er mit ſeinen erzielten Reſultaten ſich nicht begnügen. Das zeigt ſeine „Kritik der praktiſchen Vernunft", in der er wieder aufzubauen ſucht, was er dort eingeriſſen; aber es gelang ihm auch hier nicht, einen ſichern Grund für Recht und Moral zu legen, da ſein höchſtes Princip, „der kategoriſche Imperativ", ſich nach den verſchiedenen Nationalitäten und der ſtufenartigen Kulturentwickelung derſelben auch ganz verſchiedenartig ausbilden und ausſprechen wird.

Sein Nachfolger Fichte trieb die Kantiſche Logik zur äußerſten Spitze. Seine „Wiſſenſchaftslehre" ſchafft alles Reale ab, und läßt für die Philoſophie nichts, als ſubjective Thätigkeiten. Er tilgte den letzten Reſt des Kantiſchen Dinges weg, ſtellte das „Ich" als eine Concentration intellectueller Thätigkeiten hin, denen jeder ſubſtantielle Kern fehlte; alles ſubſtantielle Seyn ſollte eben nur als Gedanke, als Geſetz des Denkens begriffen werden. Zwar kömmt er im praktiſchen Theile ſeiner Philoſophie auf die reale Welt, die er nicht wegläugnen kann, wieder zurück; er laßt ſie im Glauben dort beſtehen; aber in ſeinem theoretiſchen Theile konnte er nichts gelten laſſen, was ihm, dem conſequenten und energiſchen Manne, ſich nicht ſtreng aus ſeinem Principe erwies. Von dieſem Principe aus war aber eine „Kosmologie" unmöglich; und das Publikum ſetzte leichter eine Unrichtigkeit im Syſteme voraus, als daß ſie ſo leichten Kaufes das reale, unmittelbare Sein ſich eskamotiren ließ.

Darum faßte ſein Nachfolger Herbart die andere Seite des Kantiſchen Dualismus, das Ding an ſich, auf, und bildete daraus den reinſten Realismus. Das Ding an ſich erklärte er als die Kategorie der Subſtanz, des ſchlechthin Seienden, des ewig Unveränderlichen, auf ſich

---

*] Vergleiche: Chalybäus: Hiſtoriſche Entwickelung der ſpekulativen Philoſophie; und Fichte: Gegenſatz, Wendepunkt und Ziel heutiger Philoſophie, Heidelberg 1832.

Digitized by Google

ſelbſt Beruhenden, weder Geſchaffenen, noch Schaffenden; es iſt ihm der Begriff deſſen, das außer allem Wechſel wandellos in ſich beharrt, das reine Gegentheil von allem Werden, aller Veränderung, Bewegung und Leben. Aber eben dieſes ſtarren Seins wegen kann das Syſtem ſich nicht zu einem Syſtem der Freiheit fortentwickeln; eine Philoſophie der höhern, geiſtigen Potenzen des menſchlichen Bewußtſeins blieb hier eine Unmöglichkeit; und da letzteres ſich dieſe, trotz der eiſernen Conſequenz eines Syſtems, nicht ſo leichten Kaufes rauben läßt, ſo konnte auch Herbart ſich die gewünſchte Anerkennung nicht verſchaffen.

Der nächſte Schritt war natürlicher Weiſe der Verſuch, die hier aus einander gehaltenen Faktoren des Denkens und des Seins, des Idealismus und Realismus, in ein Syſtem zu bringen, und eine Identitätsphiloſophie zu conſtruiren; eine Richtung, die von Schelling und Hegel auf's Vollſte vertreten iſt. Der Verſuch ſchlug fehl, aber er war großartig, ſo großartig, daß Hegel ſich erkühnte, zu behaupten, er wolle, wenn er nichts Nöthigeres mehr zu thun habe, auch wohl eine Schreibfeder deduciren. Es wurde der Philoſophie zum erſten Mal die ganze Stoffmaſſe klar, die ſie zu bewältigen und zu durchdringen hat; es galt Natur und Geſchichte, die Geiſtes- und Körperwelt zu begreifen und zu erkennen; es treten uns zum erſten Mal die Namen einer Natur- und Geiſtesphiloſophie, neben dem der Logik, entgegen; und wenn der Verſuch auch weit hinter der Erwartung zurückblieb, ſo war es doch ein unermeßlicher Fortſchritt, daß wenigſtens gezeigt wurde, was angeſtellt werden müßte.

Der Altmeiſter Schelling war der Erſte, der das Sein von der freiheitsloſen Starrheit und Nothwendigkeit Herbarts zu befreien, und ihm eine dem Denken gleichgültige Berechtigung zu erwirken verſuchte. Er beabſichtigte dies in ſeiner Naturphiloſophie, mit der er zuerſt auftrat und in welcher er den für ſein ganzes Syſtem ſo folgereichen Satz ausſprach: „das Ideale und Reale ſind identiſch in ihrer Wurzel." Mit dieſem Satze verſuchte er eine geiſtige Conſtruktion des Univerſums, von abſtrakten Begriffen beginnend, ſie auf das concreteſte Sein übertragend, ja ſelbſt die Gottheit in ihrem Urſein, wie in ihrer geſchichtlichen Offenbarung darnach erklärend. Geiſt und Natur ſind ihm in ihrem Weſen, wie in ihrer Erſcheinung eins, ſtrebend nach Selbſtentfaltung, die Tendenz zur Selbſtobjektivirung in ſich tragend; als Potenz und Macht fortwährend das Mögliche in Wirkliches, das ſubjectiv Implicirte in objectiv Explicirtes verwandelnd. Dieſe Evolution ſei ewig, aber graduell, vom Unvollkommenen zum Vollkommenen ſich potenzirend; ſie iſt ein ewiger Progreß oder Prozeß, ein ſich ſelbſt von Potenz zu Potenz Höheremporheben, ſagt Schelling im Denkmal der Schrift von den göttlichen Dingen. Somit ſtellte er ſich aber auf den ſpinoziſtiſchen Pantheismus, und ſein Sy-

ſtem konnte aus dieſem, wie beſonders noch aus folgenden Gründen keinen Fuß im menſchlichen Bewußtſein gewinnen. Denn wird durch die Immanenz der Welt in Gott, ſie ihrem Weſen und Geſetze nach mit der göttlichen Natur identifizirt, alſo für abſolut vollkommen und vernünftig erklärt, ſo laſſen ſich die empiriſch ſich aufdringenden Uebel und Unvollkommenheiten mit dieſer Vollkommenheit nicht vereinen. Ferner unterwarf er das Abſolute ſelbſt einem Prozeſſe, wodurch es erſt zur Gottheit wurde, die es früher nicht war; ein gewordener Gott aber oder eine Perfektibilität der Gottheit iſt und bleibt eine dem menſchlichen Gefühle durchaus widerſtrebende Vorſtellung. Und endlich, wenn das All erſt als blos blind exiſtirende Vernunft an ſich wirkte, und nach einem, in unſerem Denken vorhergehenden Prozeſſe, ſich graduell und nothwendig zur Vernunft erhebt, ſo war alles wieder einem Geſetze der Nothwendigkeit unterworfen, bei dem die Freiheit, auf die es doch abgeſehen war, wieder abhanden kam.

Schelling ſuchte zwar ſein Syſtem gegen dieſe Vorwürfe in der „Abhandlung über menſchliche Freiheit" zu vertheidigen; allein abgeſehen davon, daß dieſe, wie alle ſeine ſpätern Schriften, (Philoſophie der Mythologie und Philoſophie der Offenbarung) von einer myſtiſchen Färbung angehaucht ſind, die ihnen nie diejenige Anerkennung gewannen, deren zur ſelben Zeit Hegel's Schriften ſich erfreuten; ſo war er am Ende ſelbſt genöthigt, einzuräumen, daß in ſeinem Fundamentalſatze „Ideales und Reales ſeien identiſch in ihrer W u r z e l" letztere das ſei, was ſich mit aller Anſtrengung des Denkens nicht auflöſen laſſe, damit war er aber gerade dem Problem ausgewichen, das zu löſen er verſprochen hatte, hinter den Urgrund der Dinge zu kommen. Und trotz aller Verdienſte, die er errungen, konnte auch ſein Syſtem ſich nicht die allgemeine Anerkennung verſchaffen, die er ihm prophezeit hatte.

H e g e l ' s Syſtem treffen, neben andern, dieſelben Einwürfe, die dem ſeines Meiſters und Vorgängers gemacht werden. Denn Hegel ſelbſt war überzeugt, mit Schelling in allen weſentlichen Punkten übereinzuſtimmen; er beabſichtigte nur, wie er ſagte, die bereits ausgeſprochenen Lehren zur vollendeten Wiſſenſchaft zu erheben. An die Stelle des von Schelling neu eröffneten Organs der Philoſophie, „der intellectuellen Anſchauung", das zu ſehr von Myſtik und Phantaſie durchdrungen war, um nicht zu Mißbrauch und Mißverſtändniß zu führen, wollte er ein Beſtimmteres ſetzen, um damit die Wurzel zu erfaſſen, in der Subject und Object identiſch ſind, und die nach Schelling ſich nicht auflöſen ließ. In ſeinem Syſteme, das ſich in Logik, Naturphiloſophie und Phänomenologie theilt, nannte er es den Begriff oder die Idee, und ſuchte ihn mit ſtarrer Conſequenz, in einem Prozeſſe progreſſiver Entwickelung ſich entfaltend,

Digitized by Google

in dieſen drei Theilen durchzuführen. Allein Schelling desavouirte dieſen Commentar, wie einſt Kant es mit Fichte gemacht hatte, und das Ungenügſame auch dieſes rieſigen Syſtems ſtellte ſich bald klar heraus. Denn nicht nur daß in dieſem mechaniſchen Rationalismus die Potenz der menſchlichen Freiheit zur Unmöglichkeit, und dem Individuum ſeine Perſönlichkeit geraubt wird, ſo iſt der Begriff oder die Idee, aus der ſich Alles entwickeln ſoll, bei Hegel ein S e i n (ein Infinitiv) ohne ein Seiendes, eine Bewegung ohne ein Bewegendes. ein Leben ohne ein Lebendiges, ein Mechanismus leerer Begriffe, aus lauter gegenſeitigen Verhältniſſen und Beſtimmungen beſtehend, ohne ein Etwas, das ſich beſtimmt oder bewegt. Es genügt nicht, wie Hegel ſagt, zu behaupten, das Poſitive ſei nichts, als die negirte Negation; denn das Sein als Infinitiv iſt gar nichts, ſondern nur dasjenige iſt, von dem man ſagen kann, e s i ſt; und wenn mit dem Grundprincipe des Syſtems ſchon ein ſolcher Fehler geſetzt war, was konnte im Fortgange aus dem Syſteme werden. „Das Hegel'ſche Etwas (die Schelling'ſche Wurzel]" ſagt Chalybäus, „obſchon es etwas Solides zu bedeuten ſcheint, iſt dennoch auch nur ein mit Nichts gefüllter Ballon."

Die nothwendige Folge dieſer beiden Syſteme war der Materialismus, der in der Wiſſenſchaft der Gegenwart ſich geltend zu machen ſucht. War es der ſpekulativen Wiſſenſchaft mißlungen, die „Wurzel" der Dinge zu erkennen; zeigte ſich in den letzten Syſtemen derſelben nichts, als ein Entwickelungsprozeß nach geſetzlicher, organiſcher Nothwendigkeit, ſo war der nächſte Schritt, den eben der Materialismus that, die geiſtige Wurzel ganz wegzuſtreichen, und für weiteres Forſchen weiter nichts beizubehalten, als den organiſchen Entwickelungsprozeß, der mit Hülfe der ſich verjüngenden und ſtets erweiternden Naturwiſſenſchaften auf's Gründlichſte ausgebeutet werden ſoll. An die Stelle des Mechanismus der Begriffe tritt nun der Mechanismus der Natur; und was dort nicht zugeſtanden wurde, daß in der Nothwendigkeit des Identitätsſyſtems der Menſch um ſeine Individualität und Freiheit komme, wird im Materialismus als poſitive Wahrheit hingeſtellt; Individualität, Freiheit und Wille werden dem Menſchen direkt abgeſprochen. War dorten das Bewußtſein eine Concentration von Denkthätigkeiten, ſo würde es hier zu einem Produkt bloßer Naturthätigkeiten. War dorten das Univerſum erklärt, als beſtehend aus gegenſeitigen Verhältniſſen, Spannungen und Beſtimmungen, ſo ward dieſe Lehre zwar auch hier angenommen, aber mit dem prinzipiellen Unterſchiede, daß, während dort erklärt wird, das Etwas, das ſich ſpannt ꝛc., die letzte Wurzel des Real-Idealen laſſe ſich nicht faſſen, es hier geradezu geläugnet wurde. Der Satz wurde nur umgekehrt, indem man ausſprach: Ihr ſagt, es bleibt ein Etwas zurück,

Digitized by Google

was wir nicht erkennnen; wir ſagen, was wir nicht erkennnen, das iſt nicht; und ſomit war der Materialismus fertig. Indem aber ſomit einerſeits eine anmaßende Allwiſſenheit erklärt wurde, während andererſeits die Fuhrer dieſer Partei zugeſtehen mußten „ſie erachten in naturwiſſenſchaftlichem Sinn es für unmöglich, die allerdings unleugbare Thatſache des Bewußtſeins zu erklären" (Virchow] oder, die letzte Abſtraktion der allgemeinen Erſcheinungen zu erklären, vermag man niemals, (Vogt: Köhlerglaube und Wiſſenſchaft S. 109] ſo trat die Lächerlichkeit dieſer neueſten Philoſophie, die jedes geiſtige Element kategoriſch läugnet, an's Tageslicht, und das unerklärte Bewußtſein ſprach das Todesurtheil auch über dieſe moderne, philoſophiſche Anmaßung.

Somit hat die Philoſophie bisher den gehegten Erwartungen nicht entſprochen; ein jedes Syſtem erwies ſich als Fehlgeburt, und es iſt gar nicht zu verwundern, daß nach ſolch fruchtloſen, gigantiſchen Geiſtesanſtrengungen das Publikum ſich mit Mißtrauen von der ſpekulativen Philoſophie abwendet, und ergeblichern Studien ſeinen Fleiß und ſeine Aufmerkſamkeit widmet.

Hier drängt ſich nun die Frage auf: Wird dieſe Apathie auf der philoſophiſchen Arena eine bleibende ſein, und wird man, nach ſo vielen vergeblichen Verſuchen, keinen weitern wagen; oder iſt dieſe Apathie eine vorübergehende, im gegenwärtigen Zuſtande der Wiſſenſchaften nothwendig gegebene und begründete, und werden, nachdem derſelbe überwunden iſt, die erkannten Fehler der vergeblichen Bemuhungen eine neue, höhere Entwickelungsperiode der Philoſophie herbeiführen?

Auf den erſten Theil dieſer Frage lautet die Antwort, durch die Vergangenheit der Geſchichte der Philoſophie beſtätigt, ganz einfach: Dieſe Apathie wird nicht andauern. Schon Kant ſagt in der Proleg. S. 192 „daß der Geiſt der Menſchen metaphyſiſche Unterſuchungen einmal gänzlich aufgeben werde, iſt ebenſo wenig zu erwarten, als daß wir, um nicht immer unreine Luft zu ſchöpfen, das Athemholen einmal lieber ganz einſtellen würden." Und Fichte [Sohn] in ſeinem Syſteme, Th. 1 § 7, ſagt: „die erſte ſubjective Regung zur Philoſophie iſt eine ungedeutete und vieldeutige Sehnſucht nach höherem Erkennen, ein Wogen und Bewegen des Geiſtes nach einem nur halbbewußten Ziele. Es iſt der Entſchluß, überhaupt denken zu wollen, d. h. über das unmittelbare Bewußtſein und ſeinen gegebenen Inhalt hinauszugehen, um durch Unterſuchung — gleichviel in welcher Weiſe — ſich zum Wiſſen der Wahrheit erſt zu erheben. Dem unmittelbaren Wiſſen des Wandelbaren ſteht gegenuber ein Wiſſen des Nichtwandelbaren, Ewigen, Nothwendigen, Geſetzlichen und letzteres iſt es, das durch beſondere Thätigkeit des Bewußtſeins gewonnen und erworben werden will." Dieſe Sehnſucht nun findet ſich in jedem den-

Digitized by Google

kenden Menſchen zu allen Zeiten und in allen Klimaten, und wird den Menſchen immer zur Philoſophie treiben, ſo lange die abſolute Wahrheit nicht gewonnen iſt. Der Menſch wird ſomit ſolange philoſophiren, ſo lange er eben Menſch iſt, und ihn die Sehnſucht nach der Erkenntniß des Abſoluten beherrſcht und treibt.

Iſt aber jetzt dennoch eine Apathie eingetreten, ſo erklären wir, den zweiten Punkt unſerer Frage beantwortend, daß dieſe Benennung eine unrichtige iſt, daß vielmehr auf dem gegenwärtigen Standpunkt der Wiſſenſchaften eine wahre Philoſophie eine Unmöglichkeit iſt. Denn iſt die Philoſophie die Erkenntniß des Ewigen, Geſetzlichen in den wandelbaren Erſcheinungen, ſo kann ſie zu derſelben nur erſt dann gelangen, wenn ſie die ganze Stoffmaſſe der Erſcheinungen bemeiſtert hat; ſie kann ſich zur Abſtraktion nur dann erheben, wenn ihr der ganze Stoff der Anſchauungen zum klaren Bewußtſein gekommen. Sie iſt als das Denken par excellence demſelben Prozeſſe unterworfen, den das menſchliche Denken im Allgemeinen befolgt, nämlich von unmittelbarer Gegebenheit des Bewußtſeins ſich zu Anſchauungen zu entwickeln, dann zu Vorſtellungen ſich zu erheben und im Urtheilen und Erkennen ihre Höhe zu erreichen. Das Reich der Empirie, der Anſchauungen oder Erſcheinungen muß erſt erobert ſein, ehe die Philoſophie den Thron der Wahrheit beſteigen kann; die Anſchauungen aber ſind jetzt noch zu unvollſtändig geſammelt.

Gibt es nun nur Eine unter den vielen Disciplinen, die zu behaupten wagt, ſie habe den ihr zuſtändigen Kreis der Empirie bewältigt? Kann nur Eine ſich einer vollkommen erkannten Objektivität rühmen? Sind auf dem Gebiete der Naturwiſſenſchaften die mikroskopiſchen Unterſuchungen nicht noch in ihrer Kindheit? Führen die täglichen Entdeckungen in Chemie und Phyſik, die kaum erhaſchten Anfänge der Electricität und des Magnetismus nicht in ganz ungeahnte Geheimniſſe? Steht durch dieſelbe den phyſiſchen, wie medieiniſchen Wiſſenſchaften nicht eine ganze Umänderung bevor?

Zeigt dieſelbe Luckenhaftigkeit ſich nicht auch im Studium der Geſchichte, in den ſocialen und politiſchen Doktrinen? Sind die vergleichenden Sprachſtudien, das Leſen der Keilſchriften und Hieroglyphen, die Entdeckungen und Ausgrabungen in Aſien und Afrika nicht noch ſo jung, daß die zu gewinnenden Reſultate ſich gar nicht berechnen laſſen? Wie viele neue Faktoren, um nur Socialismus und Communismus zu nennen, drängen ſich in den Organismus des bisherigen, geſellſchaftlichen Lebens, und fordern die Wiſſenſchaft theils zu neuen Erörterungen, theils zur Ergründung von Fakten auf, die bisher der Auf-

merkſamkeit ganz entgangen waren? Stellt es ſich nicht immer klarer heraus, daß weder die Rechtsbegriffe an und für ſich auf einer unbeſtrittenen Baſis begründet ſind, noch daß die Natur des Menſchen in ihren ſocialen und moraliſchen Anlagen vollkommen erforſcht und erkannt iſt? Sociale Anthropologie, Moral- und Rechtsphiloſophie ſind, trotz des Alters der Geſellſchaft, noch ſo jung, ſo daß die Fundamentalprincipien — Wille und Freiheit — von der Materialiſtenſchule auf's ernſteſte angefochten werden.

Je klarer daher dem menſchlichen Wiſſen dieſe Lückenhaftigkeit wird, deſto eifriger ſehen wir daſſelbe in der Gegenwart beſchäftigt, dieſelben wo möglich auszufüllen, theils durch Sammlung der individuellen Erſcheinungen, theils durch Entdeckung der ihnen zu Grunde liegenden Geſetze. Wir ſehen daher Männer der Wiſſenſchaft in die fernſten Regionen dringen, um das Mangelnde aus der Natur- und Völkerwelt an ihren Reiſe-Berichten vor das wiſſenſchaftliche Forum zu bringen; wir ſehen darum Weltumſeglungs-Expeditionen, mit Kräften, wie nie früher, ausgerüſtet, die Oceane durchfahren, entlegene Länder beſuchen, um als Argonauten mit dem goldenen Vließe des Wiſſens heimzukehren; wir ſehen darum die civiliſirten Völker an die verſchloſſenen Thore Aſiens klopfen, um dort die wiſſenſchaftlichen Schätze vergangener Jahrtauſende zu heben, die iſolirten Völker in den Zauberkreis der allgemeinen Civiliſation zu ziehen, und die ganze Menſchheit mit dem Bande des Fortſchritts zu umſchlingen.

Somit begegnen wir auf allen Gebieten einem großartigen Sammler- und Forſcherfleiße, der für abſolut wahr geltende Geſetze und Lehrſätze nochmals der Prüfung an dem Reichthum der neu aufgefundenen Schätze unterzieht, neue Geſetze entdeckt, und willkührliche Annahmen und verjährte falſche Anſichten beſeitigt, und zuletzt auf ein allſeitiges Verſtändniß, auf ein organiſches Begreifen der gegebenen, wiſſenſchaftlichen Maſſe abzielt. Man gibt es nicht mehr zu, daß die wiſſenſchaftlichen Disciplinen in ihren partikulären Kreiſen ſich bewegen, ohne ſich gegenſeitig zu berühren, zu durchſchneiden und zu bedingen; man geſtattet es nicht länger, daß die Philoſophie das Eine, die Theologie ein Anderes lehre, die Rechtsphiloſophie von einem Principe ausgehe, das die Naturwiſſenſchaft in Abrede ſtellt; der Menſch erkennt ſich, wie die Natur, als ein organiſch Abgerundetes, von gleichartigen Geſetzen Beherrſchtes, und will als ſolches auf allen Gebieten der Wiſſenſchaft ſich wiederfinden.

Kann dieſes Ganze aber gefunden, kann dieſe gewünſchte Einheit und Harmonie hergeſtellt werden, ſolange die partiellen Organismen noch nicht verſtanden, ihre Lücken noch nicht ausgefüllt ſind? Gewiß nicht; und darum iſt die ſpekulative Philoſophie, die dieſe Harmonie herſtellen

Digitized by Google

ſoll, eine temporäre Unmöglichkeit. Es iſt keine Apathie und Antipathie gegen ſpekulatives Wiſſen, die unſere Zeit charakteriſirt; ſondern, je klarer ihr die Aufgabe geworden iſt, die die Philoſophie zu erfüllen hat, das Ewige und Geſetzliche in allen wandelbaren Erſcheinungen aufzufinden, deſto mehr fühlt ſie ſich, gerade im Intereſſe der ſpekulativen Philoſophie, veranlaßt, dieſelbe vorerſt bei Seite zu laſſen, und durch Vervollſtändigung der einzelnen Disciplinen, das Material zu dem künftigen Rieſenbau erſt herbeizuſchaffen und zurechtzulegen. Dieſes Streben tritt uns auch in den klaſſiſchen, literariſchen Produkten unſerer Zeit entgegen, die alle, wie z. B. der Kosmos Humboldts, die Erd- und Völkerkunde Ritter's, die Gramatiken der Gebruder Grimm, die Mythologie Creuzer's, die Philoſophie der Geſchichte Le Comtes — die einzelnen Diſciplinen erſt zu vervollſtändigen, die in ihnen verhüllten Geſetze aufzudecken und die noch vorhandenen Lucken nachzuweiſen ſuchen, und damit, als auf dem einzig richtigen Wege, einer ſpätern Weltweisheit vorarbeiten wollen.

Würde ſomit das alte Wort Schelling's ſich beſtätigen, daß eine abſolute Philoſophie der Natur erſt dann möglich wäre, wenn alle phyſiſchen Erſcheinungen geſammelt und in ihrem Organismus erkannt wären, würde eine Philoſophie der Geſchichte erſt dann zu Stande kommen können, wenn alle ihre Fakta und Perioden in ihrem Ablaufe abgeſponnen vor uns lägen, d. h. wenn wir die höchſtmöglichſte Stufe der Vollkommenheit als Menſchen erklommen hätten —; ſo wurde ſich anderestheils das traurige Reſultat uns aufdrängen, daß der Menſch, bis er dieſe Erkenntniß errungen, durch ſeine Unwiſſenheit jeder moraliſchen Verantwortlichkeit überhoben, und, einem unerkannten Entwickelungsprozeſſe anheimgegeben, zu allen Mängeln und Fehlern berechtigt ſei. Dieſem Schluſſe aber widerſpricht unſer beſſeres Gefuhl, wie das geſellſchaftliche Leben, in welchem das moraliſche Princip ſich überwiegend geltend macht, und Pflichten und Rechte aufſtellt, die es um jeden Preis heilig gehalten wiſſen will. Das Leben bekümmert ſich nicht um die unentſchiedenen Fragen der Wiſſenſchaft, und geht ruhig ſeinen moraliſchen Rieſengang vorwärts; der Menſch beugt ſich unwillkuhrlich vor der Macht des Naturrechts und der Moral, gleichgültig, ob die Theorie dieſelben billigt und erkannt hat. Hier tritt uns alſo von Neuem ein Riß entgegen, den die nach Harmonie ſtrebende Wiſſenſchaft der Gegenwart nicht ſtehen laſſen darf; hier iſt ein Widerſpruch, dem das Bewußtſein auf's Entſchiedenſte jede Berechtigung abſpricht. Ihm gilt der Menſch mehr, als die äußere Natur; die Mangelhaftigkeit des Wiſſens auf letzterer Seite gilt ihm als keine Entſchuldigung gegenüber Recht und Moral, wie es ſie praktiſch auch nicht aufkommen läßt; es verlangt, wenn der Menſch ſich nicht zum

inſtinctartigen Thiere herabwürdigen ſoll, daß er über ſich ſelbſt in's Klare komme.

Die theologiſchen Syſteme, die poſitiven Religionen haben dieſer Forderung des Bewußtſeins ſtets Rechnung getragen, und daher eine univerſelle Herrſchaft über die Maſſen ausgeübt. Sie vindicirten dem Menſchen Willensfreiheit, Individualität und Zukunft; befriedigten, obwohl nur in myſtiſches Dunkel gehüllt, die Anſprüche des Bewußtſeins, und erklärten, mittelſt unmittelbarer, göttlicher Offenbarung das Princip des Rechts und der Moral, das ſich in der geſchichtlichen Entwickelung der Menſchheit abſolut geltend macht. Allein unſere Zeit, die ſich weder eine Offenbarung octroyiren, noch das Recht der freien Forſchung nehmen läßt, hat noch keine Baſis für das moraliſche Princip gefunden, das ſie dennoch aus der Geſchichte nicht wegläugnen kann. Sie mag mit Skalpe, Fernrohr, Mikroskop und elektriſchem Apparat das Reich ihrer Entdeckungen ſo weit als möglich ausdehnen: das menſchliche Bewußtſein wird ſich nicht zufrieden und ruhig fühlen, bis ihm auf wiſſenſchaftlichem Wege ſeine Willensfreiheit und Individualität geſichert iſt. Es hat aus dieſem Grunde, wie wir geſehen, allen Syſtemen der Philoſophie ſeine Zuſtimmung verſagt. Es drängt ſich alſo ganz einfach die Frage auf: Wenn die Doctrinen der Theologe auf „gut Glauben hin“ nicht mehr halt- und annehmbar ſind; wenn das Bewußtſein dennoch nach den Gütern, die jene immer am höchſten pries, ſich ſehnt, und auf die Geſchichte als ihre Bürgen hinweiſt: hat die Philoſophie vielleicht einen Faktor zu erforſchen und zu begründen vergeſſen, der das gewünſchte Reſultat geben, und das Bewußtſein in ſeiner Totalität zufrieden ſtellen könnte?

Und die Antwort lautet: die Philoſophie hat dieſen Fehler begangen, denn ſie hat, von Kant bis Hegel, nur die denkende Seite des Bewußtſeins berückſichtigt, die des Gemüthes aber unerforſcht bei Seite liegen laſſen. Während die erſtern von der „Kritik der reinen Vernunft“ Kant's an bis herunter zu Hegel's Logik immer mehr durchgearbeitet worden, und die ſchärfſten Geiſter ſich bemühten, ihre Formen und Geſetze zu erforſchen, liegt die Tiefe des Gemüths unerforſcht und unbeachtet. Die Stimme, die dort im dunkeln Ahnen und Fühlen ſich vernehmbar macht, und auf Wille und Individualität bürgend hindeutend, iſt überhört geblieben; ihre Hieroglyphenzeichen ſind nicht gelöſt worden. Und doch muß dieſe Aufgabe unternommen werden, wenn das Bewußtſein in ſeiner Totalität transparent vor uns liegen ſoll. Wir werden dies erreichen, wenn wir den Geſetzen des Gemüthes ebenſo eifrig nachforſchen, wie denen des Denkens; ſie müſſen, trotz der mannichfaltigen Aeußerungen des Gemüthes, eben ſo ſehr aufgefunden werden können, als die des Denkens, trotz der Verſchiedenheit der Reſultate des individuellen Denkens, aufgefunden

Digitized by Google

worden ſind. Mit den Geſetzen wird aber auch das Weſen des Gemüthes und die Wahrheit, die es verkündet, erkannt werden.

Unter allen neueren Philoſophen war es der Einzige, Friedrich Heinrich Jakobi, der dieſe Seite berührt. Er ahnte im menſchlichen Gemüthe einen Schatz, der noch lange nicht ausgebeutet, ja kaum berührt ſei, und dem man allen Fleiß zuwenden müſſe, um ſich ſeiner zu bemächtigen, und ihn aus der dunkeln Region des Ahnens und Fühlens an das Licht des Wiſſens heraufzufördern. Allein ſein Rath wurde nicht beobachtet, und das Bewußtſein hat ſich, der Einſeitigkeit des Denkens gegenüber, damit gerächt, daß es alle Rieſenſyſteme deſſelben desavouirte, und mit unabweislichem Ernſte auf die Erklärung ſeiner Totalität dringt. Erſt dann, wenn dieſes Räthſel gelöſt ſei, verſpricht es, befriedigt ſich zu beruhigen.

Dies iſt alſo die ſpecielle Aufgabe, die eine zukünftige Philoſophie dem Menſchen gegenüber zu löſen hat, die Seite des Gemüths zu erforſchen, und Klarheit und Licht in deſſen Tiefe zu bringen. Iſt es, wie wir geſehen, ihre allgemeine Aufgabe, einen Organismus, einen „Kosmos" des Wiſſens herzuſtellen, zu zeigen, wie die verſchiedenen Disciplinen ſich gegenſeitig ergänzen, bedingen und tragen, und ein Geſetz das Univerſum durchdringt; iſt ſie gegenwärtig bemüht, den nöthigen Stoff hiezu zu ſammeln und zu ordnen —: ſo darf ſie vor Allem die Lücke im Studium des Menſchen ſelbſt nicht überſehen, und muß ihr vor Allem zur Klarheit über ſich ſelbſt verhelfen. Iſt erſt im Menſchen, der Spitze der Schöpfung, dieſe Harmonie, dieſe Einheit der Geſetze gewonnen, ſo wird ſie in allen übrigen Diſciplinen ſich abſpiegeln und die vollkommenere Einſicht in das Gewebe des Alls erleichtern. Der Menſch wird aus ſeiner Selbſtkenntniß heraus verſtehen, was er in der Natur und Geſchichte zu ſuchen hat; er wird das Ziel begreifen, das er, bei ſeinen verſchiedenartigſten Forſchungen unverwandt im Auge behalten muß.

Mag dann, wenn dieſer Schleier des Gemüthes gelüftet iſt, der Urgrund aller Dinge erkannt ſein; oder mag, entweder wie der religiöſe Schelling ſagt, „das Abſolute ſich mit aller Anſtrengung des Denkens nicht auflöſen laſſen", oder, wie der Materialiſt Vogt ſagt, „die letzte Abſtraktion der allgemeinen Erſcheinungen zu erklären, vermag man niemals," — das Bewußtſeyn, im Denken und im Gemüthe, wird in ſeiner durchſichtigen Selbſtkenntniß ſich zur verſöhnenden Harmonie durchgearbeitet und einen Reichthum gefunden haben, an dem es, ſo lange wir Menſchen ſind, in beſeligender Gewißheit vollauf zu zehren hat. Mehr aber kann von der, den Menſchen ſelbſt betreffenden Wiſſenſchaft nicht gefordert werden, als daß ſie der Totalität ſeiner Anlagen genüge. Iſt hier Harmonie

erzielt, und entſpricht das Leben dieſer Harmonie, ſo hat ſie theoretiſch und praktiſch ihre Aufgabe gelöſt. Denn für Fragen, die über dieſer Totalität des Bewußtſeins hinausliegen, kann und braucht der Menſch nicht verantwortlich zu ſein.

Ueber das Verhältniß von Inhalt und Form in der Kunſt.

Von Fr. Viſcher.

(Aus der Monatsſchrift des wiſſenſchaftlichen Vereins in Zürich.)

(Schluß.)

Man kann von Künſtlern, als naturgemäßen Feinden der ſtoffartig den Inhalt betonenden Auffaſſung ſagen hören: „Was ſoll das Gerede von der Idee! Die ſogenannte Idee iſt mir nur Motiv'. Wird es richtig verſtanden, ſo läßt ſich nichts dagegen einwenden. Der wahre Sinn des Wortes iſt: der Künſtler ſieht allen Inhalt nur darauf an, ob und wie viel ſchöne Erſcheinung mit ihm gegeben ſei, aus ihm ſich entwickeln laſſe; in dieſem Sinne nennt er die Grundidee eines Werkes Motiv, und das Wort iſt recht dienlich, um auszudrücken, daß in der Kunſt Alles auf die Form ankommt, daß getrennt von dieſem abſoluten Zuſammenhang jeder, auch der bedeutendſte Inhalt künſtleriſch Null iſt. Allein es iſt dennoch ebenſo ſehr ein gefährlicher Ausdruck, denn leicht kann er ſo verſtanden werden, daß er gerade auf eine falſche Trennung von Inhalt und Form hinführt; die Meinung kann nämlich ſein: die Idee iſt dem Künſtler nur *Gelegenheit*, Schönes zu entwickeln. Dann bleibt jene neben dem, was das Kunſtwerk uns zeigt, in der unwürdigſten Stellung liegen, und die Formenwelt, die ſich vor uns entfaltet, iſt entweder bedeutungslos im obigen Sinne des Worts, oder ſie ſtiehlt ſich unter der Hand eine zwar hinreichende und würdige Bedeutung, welche aber von der angeblichen Idee, dem buchſtäblichen Ausgangspunkte, ſich ganz unorganiſch losſagt. Dann entſtehen unwahre Kunſtwerke. Von größter Wichtigkeit iſt dies für das richtige Urtheil in der Kunſtgeſchichte. Bis tief in das ſechszehnte Jahrhundert hinein hat man z. B. die Stoffe der heiligen Geſchichte als die abſoluten, der Darſtellung einzig würdigen in der Malerei angeſehen. Nun

Digitized by Google

drängte aber mit Gewalt Landſchaft, Sittenbild, reine Hiſtorie, hiſtoriſches Sittenbild zur Exiſtenz, und da man dieſen Gebieten doch den Werth der Selbſtſtändigkeit nicht zuerkannte, ſo hängte man ſie an die kirchlichen Stoffe, wie an einen Nagel. Paolo Veroneſe gibt vor, die Hochzeit zu Kana zu malen, und er malt eine Sammlung von hiſtoriſchen Porträtfiguren bei einem venetianiſchen Feſtmahle; Baſſano gibt uns Viehſtücke, und bringt im Hintergrunde kaum ſichtbar eine Verkündigung der Hirten, einen Ecce homo als vorgegebenes Sujet an; ja es kommt dahin, daß Niederländer ſolche Stoffe als Vorwand benützen, um einen Fleiſchmarkt vorzuführen. „Motiv" hat hier die Bedeutung eines falſchen Paſſes erhalten, und man wird gegen ſolche unwahre Verſchiebungen viel zu lax im Urtheile werden, wenn man von ungenauen Begriffen über das Verhältniß von Idee und Bild ausgeht. Doch iſt dieß noch die unſchuldigere Art von Verſchiebung. Ganze Epochen können durch Beibehaltung überlebter Ideen geradezu in eine ſchlechte Kunſt gerathen. Die Stimmung des ſechszehnten Jahrhunderts war nur in den erſten Jahrzehnten noch eine andächtige, noch fähig, das höchſt gereifte und erregte weltliche Schönheitsgefühl mit den kirchlichen Stoffen und dem frommen Ausdruck zu reiner Einheit zu verbinden. Der elektriſirte Empfindungszuſtand, der vibrirende Nerv des Jahrhunderts, das Gefühl der Gegenwart, der ſinnlichen Wirklichkeit war weit mehr auf die claſſiſchen Stoffe gewieſen; man ergriff ſie auch, aber man behielt vorherrſchend die kirchlichen Stoffe bei, man tauchte ſie gegen ihre Natur in die heiße, ſinnlich verzückte Stimmung, und bald benützte die kirchliche Reſtauration die Reize, die in dieſer Auffaſſung lagen, um das liebe Fleiſch für den Himmel zu gewinnen, und wirklich, wo die in lüſtern ſentimentaler Seligkeit ſchwimmenden Engel und Heiligen übereinanderpurzeln, wie ſchon in Corregio's chriſtlichen Elyſiumsbildern, da mag es ſchon der Mühe werth ſcheinen, vorläufig einige äußere Opfer ſich aufzulegen, um ſo überſchwenglich angenehm belohnt zu werden.

Wir müſſen aber unſere Frage in ſittlicher und politiſcher Hinſicht noch genauer vornehmen. Die Idee, welche ſich in die Formen des Kunſtwerks ergießt, ſoll eine ſittliche Wahrheit ſein. Den Begriff des Sittlichen faſſen wir hier natürlich in ſolcher Weite, daß er keine falſche Strenge gegen die Sphären unſchuldiger, geſunder Lebensfreudigkeit einſchließt, welche ja auch für ſich mit Fug und Recht als beſtimmender Inhalt unzähliger Kunſtwerke auftreten; aber allerdings ſeine tiefere Bedeutung gewinnt er erſt in den Gebieten, wo es ſich vom Sittlichen im engeren Sinne des Wortes handelt, von höherem Pathos, von Geſinnung. Wir verlangen, daß der Künſtler und Dichter von ſolchem Inhalt, wo die

Digitized by Google

Aufgabe ihn mit ſich bringt, warm und tief erfüllt ſei, damit er mit voller Kraft in die formgebende Phantaſie ſich umſetzen könne. Allein man muß ſich hüten, dieß in zu beſchränktem Sinne zu verſtehen, wenn man man nicht gerade dem Formalismus Waffen liefern, gewonnen Spiel geben will. Man vergeſſe nicht, daß die Phantaſie eine Kraft iſt, ſich in alle Zuſtände zu verſetzen. Dem Dichter kann es einfallen, ſich in einen Zuſtand, einen Charakter, eine Sitte zu verſenken, die von der Ueberzeugung, womit es ihm als Menſchen Ernſt iſt, weit abliegen; ja in einem Werke von reicherem Zuſammenhange muß er dies immer thun und muß es mit ſo viel Intenſität, daß er ſelbſt das Schlechte, das Böſe, das doch ſchließlich in ſeiner Nichtigkeit ſich offenbaren ſoll, nicht etwa mit Haß, ſondern mit einem Anſcheine von Lebenskraft und Recht darſtellt, damit wir begreifen, wie auch das Verkehrte exiſtiren könnte, wenn es nicht durch eine Welt von Fäden, Kräften noch mit dem Guten und Geſunden in Verbindung ſtünde, dieſes ſelbſt in der Verkehrung noch enthielte. Solcher Anſchein hebt ſich dann im größeren Kunſtwerk durch den Zuſammenhang, durch den Contraſt wieder auf, es gibt aber und muß geben kleinere, ſelbſtſtändige Bilder, worin geradezu Niedriges, Verkehrtes, Frivoles zur Darſtellung kommt und zwar in voller Heiterkeit, ohne eine Spur von Verwerfung. Ein politiſch freidenkender, ein als Menſch moraliſch ſtreng geſinnter Dichter kann ganz wohl z. B. in einem einzelnen Liede den feinen, üppigen Ariſtokraten, den Trinker, den Lumpen, die reizende Kokette ganz ſo luſtig ſich hinſtellen und ausſingen laſſen, als wären ſie höchſt berechtigte Figuren, und wir können, ohne ſchlecht zu ſein, eine herzliche Freude an dem Bilde haben. Göthe's Vanitas, vanitatum vanitas und Philinens Lied z. B. ſind ganz fur ſich poetiſch, auch ohne weitere, dem lieben Leichtſinn ſeinen Ort anweiſende Zuſammenſtellung, wie ſie das letztere im Wilh. Meiſter findet. Wer nun den Humor nicht hat, ſolche Dinge zu verſtehen und zu genießen, der gibt dem Formaliſten das Scheinrecht zu der Behauptung: das ſehe man, was daraus folge, wenn man nicht anerkenne, daß Alles auf die bloße Form ankomme; dem Dichter ſei es eben darum zu thun geweſen, an jenen Charakteren ſein Form-Talent zu bewähren, und wer vom Stoffartigen nicht abſtrahiren könne, dem bleibe natürlich nichts zu genießen, ſondern nur zu verdammen. Und der Formaliſt, der die Form als dienendes Mittel für moraliſche Zwecke betrachtet, alſo in dieſem Sinne zu den Subſtantialiſten gehört, wird ſagen: gut, ſo verdamme ich. Das Eine iſt aber ſo falſch, als das Andere. Wenn der Dichter einem nach ſtrenger Linie des moraliſchen Urtheils verwerflichen Zuſtande oder Charakter Poeſie abgewinnt, ſo iſt es, weil er mit ſeinem weiten und großen Weltſinne die verlorenen Strahlen des Guten und Ganzen, die in die fernſten Falten des Daſeins hineinſchimmern, herausfühlt und findet, weil es ihn anzieht und erfreut, zu

ſehen und zu zeigen, wie der Menſch, der ohne Rohheit ganz heiter iſt, nicht ſo ſchlecht ſein kann, als es dem engen Moraliſten ſcheint. Nur das Bewußtſein, daß ein Bruchſtück des Abſoluten ſelbſt im Geringen, Mißachteten noch beſtehe, macht es möglich, dem Stoff durch die Behandlung alles Schwere zu nehmen, ihm die ſchwebende Leichtigkeit zu geben, welche uns die directe Anwendung des moraliſchen Urtheils abſchneidet; richtiger: dieſe Behandlung ſelbſt hat mittelbare moraliſche Wahrheit. Man ſage alſo immerhin: die Behandlung macht es; die Behandlung iſt eben eine Formthätigkeit, in welcher als ſolcher auch das Herz und der Inhalt des Dichtergeiſtes mitenthalten iſt, und wir wiederholen, daß es eine bloße Form gar nicht gibt. Der Geiſt des Dichters darf ſich nicht, kann ſich nicht auf ein getrenntes Stück der Wahrheit iſoliren, ſondern läßt ſeine Sonne ſcheinen über Gerechte und Ungerechte, und es iſt dieß nicht nur ſeine ſubjective Weite, Verſetzungsfähigkeit, Kunſt, ſondern es hat objectiven Grund, es wird der Lichtglanz berechtigter Exiſtenz in den niedrigen oder unbedeutenden Stoff nicht gewaltſam hineingelegt, ſondern er muß in ihm liegen und der Dichter erhöht ihn nur. Zu dieſer Erhöhung mag ihm die Erſcheinung, der empiriſche Stoff, der ihm etwa vor Augen trat, nur ganz zufällig den bloßen Anſtoß gegeben haben, die beſtimmte Inhaltsſphäre, den Charaktertypus, Zuſtand, die Lebensform, der er angehört, zu idealiſiren. Wir bemerken hier gelegentlich, damit keine Confuſion in der Terminologie entſtehe: Stoff heißt in genauerem Sprachgebrauch eine empiriſch gegebene Erſcheinung mit dem ihr eigenen Inhalte, die ein Künſtler zu behandeln ſich aufgefordert fühlt, alſo, was man mit fremdem Worte Süjet nennt; der Inhalt iſt die Seele dieſer Erſcheinung, iſt das, was die Exiſtenz und Lebensbewegungen dieſes Süjets als ihr innerer Grund bedingt, und was eben der Dichter durch die gereinigte Form rein und erhöht durchſcheinen läßt; ſo war die Geſchichte Wallenſteins der Stoff, welchen Schiller bearbeitete; die Idee der Autonomie des großen Feldherrugenies, ihres Rechtes, ihrer Gefahr der Ueberhebung und Schuld war der Inhalt, den er in der poetiſchen Umbildung des Stoffes leuchtend, durchſichtig zur Erſcheinung brachte. Sonſt gebraucht man die Ausdrücke Stoff und Inhalt promiscue, und wo es nicht auf genaue Unterſcheidung ankommt, geſchieht dieß auch in der vorliegenden Erörterung.

Hier iſt der Ort, auf die im Anfang ſchon berührte politiſche Streitfrage zurückzukommen; die Beleuchtung dieſer Seite des Ethiſchen wirft ein beſonders belehrendes Licht auf das Ganze. Zunächſt ganz abgeſehen vom Aeſthetiſchen, werden wir vom Künſtler und Dichter, wie von jedem Andern fordern, daß er eine Ueberzeugung habe, daß er ein Charakter ſei. Nur freilich etwas liberal müſſen wir ſein: die Verſetzungsfähigkeit, der Phantaſie iſt eine gefährliche Eigenſchaft und erſchwert den Menſchenkin-

Digitized by Google

dern, denen ſie vorzüglich geſchenkt iſt, die ſtrenge Haltung, die harte Conſequenz des Charakters; ſie verſetzen ſich zu leicht in den Zuſammenhang, die Bedingungen, in welchen die entgegengeſetzte Lebensanſchauung ſich erzeugt, um nicht Schwankungen mehr, als Andere, ausgeſetzt zu ſein, und ſie ſind zu ſehr berechtigt und berufen, die Welt von der Seite der Erſcheinung aufzufaſſen, um nicht durch den Glanz und die Bildung, womit die Macht, der Adel ſich umgibt, lebhaft angezogen zu werden. Doch wir wollen darüber auch nicht allzu mild im Urtheile werden, ſondern immerhin bei unſerer Forderung bleiben. Der Dichter ſoll einer Partei angehören, iſt es die conſervative, ſo wird es freilich nicht die ſtumpf oder boshaft reactionäre ſein dürfen; doch dieß verſteht ſich von ſelbſt, denn ſo können wir den Menſchen vom Dichter nicht trennen, daß wir jenen bei den ganz Geiſtloſen oder Giftigen glaubten ſuchen zu dürfen. Wo nun aber der Menſch in den Dichter übergeht, tritt jene Verſetzungsfähigkeit in ihr unbezweifeltes Recht, richtiger, ſie wird zum Berufe. Der Künſtler und Dichter wird alſo durchaus befugt ſein, ſeine Motive auch derjenigen litiſchen Welt zu entnehmen, die der ſeinigen entgegengeſetzt iſt, und unſere ganze Sympathie für ſie in Bewegung zu ſetzen. Nun aber glaube man ja nicht, daß hieraus irgend ein Beweis für die Anſicht erwächſt, wo die Form Alles ſein ſoll. Die Verſetzung in eine fremde Welt iſt nur dann eine wahre, künſtleriſche, wenn ſie auch Verſetzung in deren Inhalt iſt, in das Bruchſtück von Recht und Wahrheit, wodurch dieſelbe ihren guten Antheil am wahrhaft Menſchlichen hat. Es wendet ſich genau ebenſo auf der Seite des Zuſchauers, Leſers, Zuhörers: gehört der Dichter oder Künſtler nach Ueberzeugung und Kunſtrichtung der ihm entgegengeſetzten Partei an oder verlangt er nur diesmal Sympathie für ſie, ſo würde jener große Beſchränktheit an den Tag legen, wenn er ein Werk darum verwärfe, weil er einen Standpunkt auf der Gegenſeite nimmt und ſeiner Partei ihre Verirrungen im tragiſchen Spiegel vorhält. Wer z. B. Rethel's meiſterhafte Reihe von Holzſchnitten, die uns zeigen, wie der Tod die Maſſen mit wilden Reden aufwühlt, auf die Barrikaden lockt und die Verführer in ihrer blutigen Niederlage verhöhnt; wer dieſe geniale Erneurung und neue Wendung der Idee des Todtentanzes aus politiſchen Gründen verwirft: der zeigt nicht nur, daß er nichts von Compoſition und Zeichnung verſteht, nein, da es keine leere Form gibt, ſo zeigt er zugleich, daß er auch als Menſch bornirt iſt, d. h. in das Recht, das mit dem Unrecht der entgegengeſetzten, und das Unrecht, das mit dem Rechte der eigenen Partei verbunden iſt, ſich nicht zu verſetzen vermag. Die Kunſt gleicht hierin der Hiſtorie und der Philoſophie, ſie ſteht mit beiden auf der Höhe objectiver Betrachtung, von der wir im Handeln allerdings mit Bewußtſein der Nothwendigkeit in die Einſeitigkeit der Kampfesſtellung herabſteigen ſollen. Mit dieſer Weite und Verſetzungsfähigkeit hat es nun

Digitized by Google

aber freilich ſeine Grenze: volle Kraft und Wärme werden nur die Werke eines Künſtlers und Dichters haben, welche aus der Phantaſie-Thätigkeit entſpringen, wie ſie im direkten und poſitiven Zuſammenhange mit dem ſteht, was er auch als Menſch mit Begeiſterung und Kraft umfaßt und hegt; nur daß die Behandlung dem Inhalt immer ſeine Härte und Einſeitigkeit abſtreifen und uns die Ahnung offen laſſen wird, daß *ein* Schimmer von Recht auch im Entgegengeſetzten ſein könne. Der Dichter verſetzt ſich immer in Anderes, aber es iſt ein Unterſchied, ob dies Andere nur die entlegenere Fülle und Geſtaltung der Welt iſt, worin er mit ſeinem Herzen und ſeiner Begeiſterung wohnt, oder eine Welt, in welcher er mit ſeinem Herzen nicht zu Hauſe iſt. Wir dürfen weiter gehen und ſagen: in's Große wirken werden nur Kunſtwerke, welche dem lebendigen Geiſte der Freiheit angehören und in deren Hervorbringung der Dichter mit dem Menſchen und ſeiner Ueberzeugung unbefangen, ohne die Abſicht der Tendenz zuſammentraf; aber man ſieht doch, wie wenig einfach die Beantwortung der Frage iſt, ob „der Dichter auf der Zinne der Partei" ſtehen ſoll, oder auf „höherer." Ja und nein, je nachdem man es nimmt. Er ſoll als Menſch einer Partei angehören, alſo ja, er ſoll als Menſch ein Gefühl übrig haben für das Bruchſtück der Wahrheit in der Gegenpartei, alſo in gewiſſem Sinne nein; er wird als Dichter nur da warm und voll dichten, wo er ſeiner Parteiüberzeugnng Form gibt, alſo ja; dieſe Form wird aber nicht fanatiſche Einſeitigkeit athmen, ſie wird ein Theil Sympathie für Gegner und Feind bewahren und in Anſpruch nehmen, alſo wieder in gewiſſem Sinne nein, uud er wird ſich unter Anderem auch einmal ganz in den Strahl der Wahrheit verſetzen können, welcher der Welt der Gegenpartei zukommt, namentlich Rührung für ihre Leiden erwecken, alſo wieder nein. Kunſt und Poeſie iſt immer allgemein menſchlich; das Leben, das Handeln fordert Beſchränkung auf den Gegenſatz.

Noch haben wir aber ein Hauptmoment, obwohl wir oben ſchon daran ſtreiften, nicht ausdrücklich in's Auge gefaßt: das K o m i ſ ch e. Es iſt der ſtärkſte Akt jener Verſetzungsfähigkeit, denn hier wird geradezu das der eigenen und jeder vernünftigen Ueberzeugung vom Wahren und Guten conträr Entgegengeſetzte, das ganz Verkehrte mit Liebe dargeſtellt. Und doch wird die Verzerrung keineswegs durch bloße Form, die es ja gar nicht gibt, in das äſthetiſche Licht gerückt, ſondern der Form, wodurch es geſchieht, liegt als Inhalt die Wahrheit zu Grunde, daß die Idee nicht ſein kann, ohne ſich in Widerſprüche zu verwickeln, das Kleinſte dem Größten zu verflechten, und doch mitten in dieſen Widerſpruchen, dieſer Verkettung ſich erhält. Das Komiſche iſt die thatſächliche Widerlegung des Subſtantialismus im Kunſturtheil, ſofern er den Werth des Kunſtwerkes nur in der direct verſtandenen, geiſtigen, ſittlichen Würde ſucht,

Digitized by Google

denn die Komik, im ſcharfen Unterſchied von der Satyre, ſtraft nicht das Verkehrte; ebenſo aber des Formalismus, denn der Geiſt des Komiſchen iſt eine inhaltsvolle Wahrheit, iſt Wohlwollen gegen die Welt mitten in ihren Gebrechen, in den Knäueln ihrer Verworrenheit.

Wir wenden uns zum Schluß noch auf eine andere Seite, wo ſich unſere Frage noch entſchiedener, als bei jeder der bisherigen Wendungen, beantworten muß. Wir drücken ſie jetzt ſo aus: fällt oder ſteigt der Werth des Kunſtwerks mit dem innern Werthe des Gehalts oder nicht? Unter dem innern Werthe des Gehalts verſtehen wir die Bedeutung, die der Gegenſtand anſpricht nach der Stelle, welche ihm in den großen Hauptgebieten des Lebens zukommt. Was wir meinen, erklärt ſich am einfachſten, wenn wir die Malerei mit ihren gegenſtändlich klar geſonderten Zweigen in's Auge faſſen, wie ſolche ihren Stoff aus den großen Hauptſtufen des Daſeins nehmen. Es handelt ſich alſo nun um einen Dignitätsunterſchied der Zweige. Und hier wird der Formaliſt, diesmal nicht der craſſe, ſondern der, welcher in der Form immer den lebendigen Geiſt des Künſtlers, nur in ungenauer Schätzung, mitbegreift, alsbald das Kreuz machen: in die einfachſte Landſchaft, wird er ſagen, in das anſpruchloſeſte Thierſtück, das beſcheidenſte Sittenbild kann eben ſo viel Geiſt und Kunſt gelegt werden, als in das ſeinem Gegenſtand nach anſpruchvollſte Geſchichtsbild. Hier iſt nun vor Allem die größte Wichtigkeit, daß der richtige Fall fingirt werde; in ſolcher Debatte geht nämlich der Formaliſt unwillkürlich von der Vorausſetzung aus, daß neben einem ſtimmungsvollen, meiſterhaft ausgeführten Werke, das ſeinen Stoff der untergeordneten Sphäre entnommen, ein ſchwaches, mißlungenes ſtehe, das ihn aus der höheren oder höchſten gegriffen hat. Wir wollen der Einfachheit wegen bei dem vollen Gegenſatze eines Landſchaftsbildes und eines auf monumentale Bedeutung Anſpruch machenden Geſchichtsbildes ſtehen bleiben. Fingirt man nun den genannten Fall, dann freilich iſt der Landſchaftsmaler ein bedeutenderer Künſtler, als der Hiſtorienmaler. Die Vorausſetzung muß aber offenbar die ſein, daß aus den genannten Zweigen gleich gediegene Arbeiten, wahre Kunſtwerke vorliegen. Nun kann allerdings kein Vernünftiger einen Augenblick zweifeln, daß das Spezifiſche des Kunſttalents und des Könnens bei den Meiſtern dieſer verſchiedenen Werke durchaus gleichmäßig vorhanden ſei. Wer ſeinen Empfindungszuſtand in ein Stück Land, Luft, Wald, Waſſer legen und dieſe Durchwärmung der Natur mit den Mitteln der Kunſt zum vollkommenen Ausdruck bringen kann, iſt ohne Frage dem Weſen nach ebenſo ſehr ein Künſtler, als der, welcher die Bedeutung einer großen geſchichtlichen Scene in ſprechenden, gewaltigen Zügen aus großartigen Charaktergeſtalten und ihrer Gruppirung ſprechen läßt. Ja man kann, ſo ſcheint

es, mehr ſagen: man kann behaupten, dort ſei tiefere Kunſt, gerade weil die Idee im Gegenſtand eigentlich nicht liege, ſondern die beſeelende Kraft des Künſtlers Alles thue. Doch dieſer Schein beſteht in der That nur einen Augenblick, denn nur den unentwickelten, im Dunkel des Gefühls, der Stimmung zurückgehaltenen Geiſt kann der Landſchaftmaler in ſein Objekt, das ihm wie durch eine ahnungsvolle Symbolik die Anregung dazu gibt, niederlegen; dem Hiſtorienmaler dagegen tritt in der Menſchenwelt zwar reifer, geſtalteter Geiſt entgegen, aber nur um ſo mehr bleibt ihm zu thun. Man darf nicht meinen, das Explicirte ſei leichter zu bewältigen, als das Implicirte. Vor Allem muß dem in Handlung ausgeſprochenen großen Inhalte des Lebens ein tiefer, gewichtiger, vom Monumentalen erfüllter Geiſt entgegenkommen; der große Inhalt regt aber in den darzuſtellenden, bei der Handlung betheiligten Charakteren die ganze Welt der Empfindungen und Affekte auf, deren Ausdruck mit dem ſtehenden des Charakters zu einer tief verwickelten Einheit ſich verbindet; der Künſtler muß ſich in dieſe ganze Welt verſetzen können, ſie in gewiſſem Sinne durchlebt haben oder in den Stunden des Schaffens durchleben; viel, unendlich viel ſpricht ſich aus, aber was ſich ausſpricht, weiſt auf eine noch tiefere Welt des Seelenlebens, die nur in geheimnißvoller Andeutung zu Tage tritt, und da muß uns der Hiſtorienmaler in ganz andere Tiefen der dunkeln Ahnung blicken laſſen, als der Landſchaftmaler; dieſer Ausdruck breitet ſich über die menſchliche Geſtalt, vorzüglich das Angeſicht, aus; hier liegt vor dem Künſtler ein Feld, auf welchem unzählige, unerſchöpfte Geiſterzüge in unendlichen Formen ſich bewegen, ein Feld, das er nie zu Ende beobachten, durchforſchen kann; in der That ſind auch Studien vorausgeſetzt, wie ſie in ſolcher Ausdehnung und Strenge der Landſchaftmaler nicht bedarf: anatomiſche, phyſiognomiſche im gewöhnlichen Sinn und im engeren Sinn des Pathognomiſchen, Mimiſchen. Dazu kommt, daß er ſich in die allgemeinen Zuſtände überhaupt, Sitte, Culturformen jeder Art einleben, einſtudiren muß; daß er auch architektoniſche Umgebung, Landſchaft hinzugibt, premiren wir nicht, weil dieſe Seite doch zu untergeordnet iſt, um behaupten zu können, er müſſe das Talent des Landſchaft und Architekturmalers im intenſiven Sinne mit dem ſeinigen verbinden. Aber nun nehme man noch hinzu, daß ihm ſein Gegenſtand nicht ſo vorliegt und ſtill hält, wie dem Landſchaftmaler, und wir bemerken beiher, daß hier eine der Haupturſachen der unverhältnißmäßigen Blüthe der Landſchaftmalerei in unſerer Zeit liegt. Der Hiſtorienmaler ſchöpft aus der Quelle der Ueberlieferung, er bedarf das richtige Auge für den fruchtbaren Stoff, den fruchtbarſten Moment des Stoffs, er den intenſiveren Geiſtesakt, der da nöthig iſt, um das nicht Geſchaute ſich zu vergegenwärtigen. Dies Alles beweiſt wohl zur Genüge, daß hier die ſtärkere, tiefere und reichere Seele vorausgeſetzt iſt und daß alſo der

Digitized by Google

Geſchichtsmaler, der ein künſtleriſch vollkommenes Werk vor uns hinſtellt, zwar nicht in dem Sinn über dem Landſchaftmaler ſteht, welcher daſſelbe leiſtet, daß nicht beide ſpezifiſch Künſtler wären, wohl aber innerhalb des Spezifiſchen dem Grade nach.

Dieß ſind Bemerkungen, Anhaltspunkte zur Löſung einer viel verhandelten, ſtets ſchwebenden, immer neu ſich aufdrängenden Frage; das Weſentliche davon muß in jeder Aeſthetik vorkommen, und iſt auch in meinem Werke geſagt; aber — und dies iſt vielleicht ein Mangel — nirgends auf Eine Stelle zuſammengedrängt, z. B. die Warnung, nicht jenen falſchen Fall zu fingiren, als ob man aus zwei zu vergleichenden Zweigen Werke von ungleichem Formwerth vor ſich hätte, wohl vorgebracht, aber nicht auf einem ſchlagenden Hauptpunkte. Mögen nun Andere die Sache weiter führen, gründlicher in das Spezielle hineinleiten; ich begnüge mich, eine Anregung zu erſchöpfenderen Reflexionen gegeben zu haben. Ueberblickt man meine Bemerkungen, ſo wird man mehr, als einmal nicht begreifen können, wie ich dazu komme, Wahrheiten zu beweiſen, die ſich ſo ganz von ſelbſt verſtehen, im Umſehen aber wird man finden, daß alsbald wieder der Zweifel ſich einſtellt, ob ich nicht zu viel eingeräumt, d. h. da ich gegen den leeren Formalismus kämpfe, wieder zu viel Gewicht auf den Inhalt in der Kunſt gelegt habe; man wird ferner finden, wie der Formalismus und der Subſtantialismus in einander umſpringen, ſo daß eine Bekämpfung des Einen unverſehens zu einer Bekämpfung des Andern wird. Dieſe Dialektik liegt in der Sache ſelbſt; ſie iſt der faktiſche Beweis für die abſolute Einheit von Inhalt und Form, und ich prophezeie dem, der nun die Unterſuchung weiter führt, auf welcher der zwei Seiten er ſeinen Standpunkt nehmen möge, daſſelbe Geſchick.

Die amerikaniſche Partei.

(Eine Grabſchrift.)

Wir haben in der vorigen Nummer der „Atlantis" der Adminiſtration Buchanan's gedacht, und die vollſtändige Unfähigkeit dieſer Adminiſtration und der durch ſie vertretenen Partei, die Geſchichte dieſes großen Landes zu leiten, an den einzelnen vorliegenden Fragen der Politik nachgewieſen. Wir haben unſere Leſer an das Grab einer Partei geführt, die, einen glorreichen Namen tragend, auf dem Boden einer ruhmwürdi-

Digitized by Google

gen Vergangenheit wurzelnd, und im Beſitze der volksthümlichſten Prinzipien, ſterben mußte, weil ſie gegen ihr eigenes Prinzip, gegen die Volksſouverainität, geſündigt und die wahren Geſetze der Demokratie, die Menſchenrechte, mit Fußen getreten hat. Wir haben jetzt eine andere Partei zur Gruft zu geleiten, die amerikaniſche. Nicht ſteht ſie ſtolz da im Vollgenuſſe der Aemter und Würden, wie die demokratiſche Partei; nicht gelang es ihr jemals, eine geſchloſſene, mächtige Oppoſition zu bilden, wie der republikaniſchen Partei; ihre Politik war nie ſelbſtſtändig, und zeigte ſich nur in ſchwankenden und zweideutigen Alliancen. Und dennoch war dieſe Partei in den letzten Jahren amerikaniſcher Politik von entſcheidender Bedeutung, und hat mehr als einmal den Sieg der guten Sache vereitelt. Und dennoch gibt dieſe Partei uns Befürchtungen für die Zukunft, ſogar im Augenblicke, in dem ſie ſich auflöſt, und ſelbſt mit feierlicher Rede erklärt, daß ſie aufgehört habe zu exiſtiren. Blos zum Popanze und Schreckbild auf der einen Seite, zum Werkzeuge auf der andern Seite benutzt, hat dieſe Partei dennoch ihre Bedeutung, und es würde eine Unkenntniß der Verhältniſſe und des amerikaniſchen Volkscharakters verrathen, wollten wir dieſe Partei mit der Verachtung des Stillſchweigens beſtrafen. Nein, die amerikaniſche Partei verräth uns ein Element in der amerikaniſchen Politik, das ſo alt iſt, wie die Union ſelbſt, und vielleicht auch ſo alt werden wird, wie die letztere, ein Element, das heute dieſe, morgen jene Form annimmt, aber immer daſſelbe bleibt, eine Wucherpflanze, die in den amerikaniſchen Verhältniſſen reichliche Nahrung findet, und deren Einfluß, wenn auch nicht im Stande, eine eigene Partei zu bilden, doch fähig iſt, andere Parteien zu ruiniren.

„Es gibt nichts Neues unter der Sonne". Wir haben es hier den Parteien des Prinzipes auf dieſer und jener Seite gegenüber mit einer nationalen Partei zu thun, die in vieler Beziehung an die nationale Partei in Frankreich, Italien, Deutſchland und die Schweiz während der letzten Revolutionsjahre erinnert. Wir haben es mit den amerikaniſchen „Gothaern" zu thun, welche, es nicht wagend, auf die eine oder andere extreme Seite zu treten, den nationalen Patriotismus zur Inſchrift ihrer Fahne nehmen, um durch eine Bewegung des Gefühls und der Pietät die ſchroffen Gegenſätze der Prinzipien zu brechen. Die Männer dieſer Bewegung gehören zu den "wohlmeinenden"; ſie wollen vermitteln und verſöhnen; ſie wollen Nebenfragen an die Stelle der Hauptfragen ſetzen; kurzum dieſe Partei, — wenn man ſie eine Partei nennen kann, — macht es, wie jener Nachbar in dem Kotzebue'ſchen Luſtſpiel, der ſich in den Streit zwiſchen Mann und Frau miſchte, und für ſein unberufenes Einmiſchen am Ende von beiden Seiten Prügel bekam.

Die deutſchen Gothaer nannten ſich die „beſten Männer". Auch die

Digitized by Google

Amerikaner verſpüren etwas von dieſem Selbſtgefühl in ſich. Sie ſind mit der Bibel in der einen und der Conſtitution in der andern Hand das auserwählte Volk Gottes, das umringt von den Sodomitern und den Götzendienern lebt, gegen welches es ſich, als gegen unreines Volk, abſchließen muß. Es iſt überhaupt merkwürdig, welche Vergleichungen man zwiſchen dem amerikaniſchen und alten jüdiſchen Volke ziehen kann. Doch dieſe wurden uns hier zu weit fuhren; wir ſparen ſie für einen anderen Artikel auf. Aber das Bewußtſein einer beſonderen hiſtoriſchen Miſſion, welche ihnen von der Vorſehung gegeben ſei, iſt den Amerikanern gerade ſo allgemein und eingeboren, wie den alten Juden, und die Völkerwanderungen der letzteren laſſen ſich ſehr gut vergleichen, mit den Wanderungen der Amerikaner nach Weſt, Nord und Süd, um ſich das „gelobte Land", das Land der Verheißung, zu ſuchen.

Wir halten eine gewiſſe Sorte des Amerikanismus für tief in den amerikaniſchen Verhältniſſen begrundet. Die Sucht, eine eigene Nationalität zu bilden, wächſt mit der Unmöglichkeit, dieſe Nationalität zu finden und zu entwickeln, und der Mangel an Originalität treibt die Leute zum Aeußerſten, um ihre nationale Selbſtſtändigkeit fremden Einflüſſen gegenuber zu vertheidigen.

Der Nativismus oder beſſer Nationalismus, welcher ſich in der amerikaniſchen Partei als politiſches Glaubensbekenntniß ebenſo unfruchtbar zeigt, wie er im ſocialen Leben alle Verhältniſſe durchdringt und ſich in allen Lagen des Lebens zeigt, tritt in Europa überall als eine berechtigte, ſelbſtverſtändliche Erſcheinung auf, und daß wir ihn uns in Amerika nicht gefallen laſſen wollen, zeigt, daß wir hier andere Anſprüche an die ſociale Entwickelung machen, wie drüben. Wir erinnern daran, wie im Jahre 1848 die „Einheit Deutſchlands" den wirklichen Freiheitsbeſtrebungen und den republikaniſchen Bewegungen entgegentrat, und die nationale Partei der Despotie in ähnlicher Weiſe eine Brücke baute, wie bei der vorigen Präſidentenwahl Fillmore die Entſcheidung zu Gunſten des Proſklaverei-Präſidenten lenkte. Gegenwärtig haben in Deutſchland ſich alle Kräfte, die überhaupt noch öffentliche Beſtrebungen und Pläne verfolgen, in die „nationale" Bewegung geworfen, und man bekümmert ſich mehr um die materiellen Intereſſen des Vaterlandes, um die Ausbreitung der Schifffahrt, um die Ausbeutung der Bergwerke, um die Vervollſtändigung des Eiſenbahnnetzes, als um politiſche Zwecke und Staatsformen. Einen ähnlichen Triumph haben die Nationalitätsbeſtrebungen in Frankreich gefunden. Nachdem in den Revolutionsjahren die italieniſche, ungariſche und deutſche Revolution der nativiſtiſchen Nichtintervention Lamartine's geopfert war, acceptirte Frankreich den Napoleonismus, das eigentliche Symbol franzöſiſcher Größe und nationalen Ruhmes. Selbſt

Digitized by Google

die kleine Schweiz hegt in ihren Alpenthälern ein ſtolzes Nationalgefühl, und ſieht mit Verachtung auf ihre Nachbarvölker herab. In Italien ſind die Nationalitätsgedanken ſo lebhaft und allgewaltig, daß die Schlacht von Novara und der Verrath Victor Emmanuel's nicht einmal die Häupter der Bewegung von ihren nationalen Schwärmereien, Rom zum dritten Male zur Weltherrſchaft zu erheben, abbringen konnte. Das ſtolze Wort „Italia fara da se“ war das Motto zu der ganzen Reihe von Niederlagen, welche das unglückliche Italien erlitten hat.

So ſehen wir, wie grade die nationale Politik in der letzten Zeit eine große Rolle geſpielt hat, freilich nicht zum Beſten der Völkerfreiheit. Wir ſehen ferner, wie alle Anſchauungen, Verfaſſungen und Geſetze in Bezug auf die Erhaltung der Nationalität und nationale Fragen von ſtreng nativiſtiſchen Grundlagen ausgehen. Die Erlangung des Bürgerrechts z. B. iſt in allen europäiſchen Staaten außerordentlich ſchwer, und ſelbſt das Niederlaſſungsrecht von den unangenehmſten Bedingungen abhängig. In England und Holland iſt zur Erlangung des Bürgerrechtes eine vollſtändige Parlamentsacte, in jedem einzelnen Falle ein beſonderes Geſetz nothwendig; in Preußen hängt es von der Gnade der Regierung ab, ob Fremde naturaliſirt werden ſollen oder nicht; ſelbſt die kleine Schweiz fordert für ihr Burgerrecht ungeheure Summen: kurzun, von einer amerikaniſchen Geſetzgebung über Naturaliſation hat man in Europa keine Spur.

Läuft alſo nicht der Nativismus und das Nationalitätsgefühl in Amerika parallel mit dem ganzen Gange der europäiſchen Ereigniſſe, und iſt er nicht in dem ganzen Charakter des Jahrhunderts begründet? Haben wir ein Recht, das in Amerika zu tadeln, an deſſen Gerechtigkeit und Zweckmäßigkeit in Europa kein Menſch zweifelt? Können wir der „amerikaniſchen Partei“, welche die nationalen Ideen und Intereſſen der fremden Einwanderung gegenüber zu vertreten vorgibt, mit Recht die Vorwürfe machen, mit denen ſie von Seiten der beiden großen Parteien dieſes Landes überhäuft wird?

Dies ſind Fragen, welche uns ſchon von vornherein aufmerkſam machen auf die großen Unterſchiede zwiſchen der Staatenbildung in Europa und Amerika, auf den gänzlich verſchiedenen Charakter der Staatsinſtitutionen auf die eigenthümliche Struktur der amerikaniſchen Staats- und Geſellſchaftsformen. Es iſt nicht nur die republikaniſche F o r m, welche Amerika von den Mächten Europa's unterſcheidet; es iſt nicht nur das P r i n z i p der Volksſouverainität, welches das Unterſcheidungszeichen bildet; der Urſprung, die Zuſammenſetzung, die Entwickelung des amerikaniſchen Staats- und Geſellſchaftslebens iſt von dem europäiſchen durchaus verſchieden.

Digitized by Google

Hier kommen wir an den Punkt, wo wir unſere Theſis beweiſen wollen, nämlich, daß grade die amerikaniſche Partei am wenigſten die weſentlichen Eigenthümlichkeiten der amerikaniſchen Entwickelung und die Geheimniſſe der amerikaniſchen Zukunft verſtanden hat. Man ſpricht ſo viel in gewiſſen amerikaniſchen und demokratiſchen Kreiſen vom „manifest destiny" der Union, aber wir glauben, daß diejenige Summe von welthiſtoriſchen Aufgaben und Verpflichtungen, welche die Union durch die vereinigten Schenkungen der Natur und Geſchichte erhalten hat, bei Weitem das „manifest destiny", ſowohl der demokratiſchen und Ultraſüdpartei, als auch der ſpezifiſchen amerikaniſchen Partei übertrifft. Die Union iſt gebildet worden, im Gegenſatz zu irgend einer Staatsverfaſſung des alten Europa oder früherer Jahrhunderte, lediglich auf dem theoretiſchen Boden des allgemeinen Rechtes; nicht das Schwert des Eroberers, nicht das Gebot eines Prieſters, nicht die Macht einer Dynaſtie, ſondern die Philoſophie eines Franklin, Jefferſon, Thomas Paine, u. ſ. w., verbunden mit der Weisheit, Gerechtigkeit und Mäßigkeit eines Washington, haben dieſe Republik auf der Grundlage der allgemeinen Menſchenrechte gegründet. In der ganzen Geſchichte finden wir kein dieſem Staatenbunde Gleiches, vielleicht den Pythagoräiſchen Staatenbund in Großgriechenland ausgenommen. Andere Staaten, wie der preußiſche Staat, ſind durch die Reformation entſtanden; andere, wie der franzöſiſche Staat durch die Philoſophie unterwühlt worden, aber die Ver. Staaten ſind durch die Philoſophie und die derſelben entſtandenen Rechtsbegriffe g e b i l d e t worden. Es möge mir erlaubt ſein, von der Anſicht eines unterrichteten Freundes abzuweichen, der die Reformation als das geiſtige Fundament der Ver. Staaten betrachtet. Wir glauben, daß deren Baſis in der Philoſophie des achtzehnten Jahrhunderts liegt, in den Schriften der engliſchen Sceptiker, der franzöſiſchen Encyklopädiſten, der deutſchen Illuminaten und Ideologen. Die Reformation iſt allerdings als der weiter hinten liegende Grund der Weltanſchauung des achtzehnten Jahrhunderts zu betrachten, und die amerikaniſche Unabhängigkeitserklärung, wie auch die erſte franzöſiſche Revolution, iſt in letzter Inſtanz auf die Reformation zurückzuführen, aber die Ideen Luther's, Melanchton's, Calvin's hatten in dem Zeitalter Hume's, Locke's, Voltaire's, Diderot's, des großen Friedrich und Leibnitz eine andere Färbung angenommen, welche man bei Luther, der in dem Bauernkriege jede Anwendung ſeiner religiöſen Reformen auf die politiſchen und ſocialen Zuſtände mit ſeinem Bannfluch belegte, nicht bemerkte. Die Schriften der Väter der Republik, namentlich die Schriften Franklin's nnd Jefferſon's, athmen den Geiſt jener Philoſophie und jenes Zeitalters der Aufklärung zu deutlich, als daß wir dieſer Weltanſchauung nicht die Gründung der Union und die Erklärung der Menſchenrechte zuſchreiben ſollten. Es iſt dies eine Frage, nicht nur von antiquariſchem

Digitized by Google

oder hiſtoriſchem Intereſſe, ſondern von der größten praktiſchen Bedeutung. Grade die amerikaniſche Partei, deren Unfähigkeit, die amerikaniſchen Geſchicke zu lenken und zu begreifen, wir in den letzten Jahren und namentlich jetzt bei der Zerſetzung derſelben auf das Deutlichſte eingeſehen haben, bemüht ſich, die leitenden Ideen des Unabhängigkeitskrieges in der Reformation zu finden, aber wir können ebenſo wenig die Prämiſſen, wie die Conſequenzen zugeben. Allerdings, der echte proteſtantiſche Geiſt lebte in den Vätern der Republik; der Geiſt, mit dem Luther in Worms die Worte ſprach: „hier ſtehe ich und kann nicht anders", ſteht den Verfaſſern der Unabhängigkeitserklärung im Geſichte geſchrieben; aber dieſer proteſtantiſche Geiſt hatte ſich zu politiſchen und ſocialen Beſtrebungen verkörpert, und die Philoſophen der Unabhängigkeitserklärung unterſchieden ſich ebenſo ſehr von den Gelehrten der Reformationszeit, wie die zwei Jahrhunderte ſelbſt.

Man entſchuldige uns dieſe Abſchweifung. Aber wir müſſen den Punkt kennen, von dem dieſe große Union ausgegangen iſt, um die Parteien kennen zu lernen, welche ſich für die wahren amerikaniſchen Parteien ausgeben, und den Weg zu finden, welchen die Union gehen wird.

Alſo auf der philoſophiſchen Rechtsbaſis wurzelnd, fand die entſtehende Republik zunächſt die alten politiſchen Colonialverhältniſſe vor ſich, und hinter dieſen alten Colonialverhältniſſen eine weite, unabſehbare Zukunft, von deren wirklicher Tragweite die Väter der Republik ſich ſelbſt nicht die volle Vorſtellung machten. Wie der Urſprung dieſes Staatenbundes, ſo iſt auch die ganze Entwickelung deſſelben vom europäiſchen Staatsweſen verſchieden. Ein ungeheures Gebiet voll natürlicher Reichthümer wurde dieſem Staatsweſen angewieſen, damit ſich alle Kräfte der Menſchheit und alle Civiliſation des Jahrhunderts frei geltend machen könne. Alle Verhältniſſe dieſes Landes waren gleich im Anfange ſo angelegt, daß ſich die großartigſten politiſchen und ſocialen Experimente hier realiſiren ließen, und was wir als den höchſten Ausdruck der idealen europäiſchen Demokratie betrachten, die Weltrepublik: dies war Amerika ſchon der Anlage nach in den erſten Tagen ſeiner Unabhängigkeitserklärung.

Wenn wir auf dieſe Weiſe die Union auffaſſen, mit ihrer rechtsphiloſophiſchen Grundlage, ihren kosmopolitiſchen Tendenzen, ihrer Univerſalität nach allen Richtungen hin, ihrer Ausdehnungsfähigkeit und ihrer großartigen hiſtoriſchen Beſtimmung: dann müſſen wir gewiß eine Art des Amerikanismus fur gerechtfertigt halten, nämlich das ſtolze Bewußtſein, in der Avantgarde der Weltgeſchichte zu ſtehen, und ein unbegrenztes Ziel des Strebens vor ſich zu haben. Wie in Europa ſich die Kultur in den engen Formen der Nationalitäten, der Berufe, der Religionen, der Stände

Digitized by Google

geltend macht, und ſorgfältig nach allen Seiten hin abgezirkelt iſt: ſo iſt ſie in Amerika frei, feſſellos, ohne Schranken und Grenzen, und wenn auch dieſe Cultur ſich oft in der Wildniß verliert, oft großen Gefahren unterliegt, ſo corrigirt die Volksſouverainität doch immer ihre eigenen Fehler, und die Freiheit triumphirt über ihre eigenen Uebertreibungen. In dieſem ſtolzen Sinne iſt allerdings der „Amerikanismus" gerechtfertigt. Er will dem Unfreien die Freiheit, dem Heimathloſen die Heimath, dem Armen Bildung und Wohlſtand geben, und erklärt Freiheit, Gleichheit und das Streben nach Glückſeligkeit für unveräußerliche Menſchenrechte.

Können wir die Programme der amerikaniſchen Partei mit dieſer Art des Amerikanismus vergleichen? Nein, ganz gewiß nicht. Ebenſo, wie die Demokratie ſich zum Gegentheil ihres Namens entwickelt hat, beſitzt und beſaß die ſogenannte amerikaniſche Partei durchaus nicht das Verſtändniß der eigenthümlichen Größe Amerika's, und betrachtete die amerikaniſchen Zuſtände nicht von dem Standpunkte des Weltbürgers, ſondern eines bornirten Philiſters, der ſich nur durch Fernhaltung jedes fremden Vorzuges ſeine eigene Selbſtgefälligkeit erhalten hat.

Ja, es liegt eine große Schwäche und Demüthigung in dieſem Partei-Amerikanismus. Er richtet ſich nicht nur gegen diejenigen fremden Importationen, welche der Freiheit und Sittlichkeit erweislich ſchädlich ſind, z. B. der verthierten irländiſchen Maſſen, der Paupers aller Länder u. ſ. w., ſondern auch gegen die Reſultate europäiſcher Bildung, gegen die radikale Weltanſchauung, wie ſie aus den vereinigten Bemühungen der Philoſophie und Naturwiſſenſchaften hervorgegangen iſt, ja ſelbſt gegen die „fremde" Kunſt und deren Meiſterwerke. In beiden Fällen iſt dieſer Amerikanismus ungerecht und lächerlich. Im erſten Falle, den rohen, brutalen Elementen gegenüber, ſollte der Angloſachſe mit ſeinem weltaſſimilirenden Geiſte größeres Vertrauen zu ſich ſelbſt faſſen, und die Kraft in ſich fühlen, die untergeordneten Volkselemente zu ſich hinauf auf die Höhe der Kultur zu ziehen; im zweiten Falle, den wirklichen Kulturbeſtrebungen fremder Völker gegenüber, würde es einen vollſtändigen Mangel an eigener Schaffungskraft, Originalität und geiſtiger Selbſtſtändigkeit verrathen, wollte man ſich ſcheuen, von Fremden etwas zu lernen, und die im fremden Lande gewachſenen Früchte der Aufklärung, der Wiſſenſchaft, der Kunſt auf heimiſchen Boden zu verpflanzen. Die größten und ſelbſtſtändigſten Nationen der Welt haben bereitwillig die Kultur ihrer Vorgänger und Nachbarn aufgenommen, und das ſtolze Rom haſchte begierig nach griechiſcher Bildung. Die größten und mächtigſten Nationen Europa's, beſonders das ſelbſtbewußte Albion, ſind bei den Alten in die Schule gegangen, und Deutſchland, das Land der originellſten Sprache und Literatur, hat ſich an den Literaturen aller andern Län-

Digitized by Google

der bereichert. Die Gedichte des Hafis ſind ſo gut Eigenthum deutſcher Literatur, wie die Dramen Shakespeare's, und aus dieſer Univerſalität der Literatur wird die Weltliteratur, als Vorbote der Weltrepublik entſtehen. Gewiß, nur an der Liebe zum und der Aneignungsfähigkeit des Fremden kann man die wahre Originalität und geiſtige Selbſtſtändigkeit eines einzelnen Menſchen, und eines Volkes ſehen.

Wenn dies in vollem Maaße von Europa gilt, und uns durch die Kulturgeſchichte aller europäiſchen Völker genügend bewieſen wird, wie ſtellt ſich erſt das Verhältniß in Amerika dar, wo von einer eigentlichen amerikaniſchen Nationalität nicht die Rede iſt, wo die Elemente der verſchiedenſten Sprachen und Nationen ſich zu einem politiſchen Gemeinweſen vereinigen, und durch ein Durchdringen dieſer verſchiedenen Elemente allein eine dauernde Eintracht des Staatsweſens geſchloſſen werden kann? Hier ſind die einſeitig nationalen Beſtrebungen nicht nur dem kulturhiſtoriſchen Fortſchritte, ſondern auch der politiſchen Entwickelung entgegen, und widerſprechen allen Verhältniſſen dieſes Landes. Jede Art von Nativismus beruht in Amerika auf einer Täuſchung und führt zu einer Täuſchung. Denn, um Calhoun's Wort anzuführen, man kann von einer amerikaniſchen Nation kaum reden, ſowohl aus politiſchen, wie aus ethnographiſchen Gründen. Ohne eigene Sprache, ohne originelle Literatur, ohne ein eigenes, hiſtoriſches Gemeinrecht, ohne eine nationale Religion, ohne übereinſtimmende ſociale Inſtitutionen, ohne einen centraliſirten Staatsverband fehlen dem amerikaniſchen Volke alle Bedingungen einer ausgeprägten, abgeſchloſſenen Nationalität.

Diejenige Partei, welche den Nativismus zu ihrem Ausgangspunkt machte, hat denn auch niemals eine nationale Bedeutung erreichen können, und ſich in der praktiſchen Politik zu allem Weitern unfähig gezeigt, als hier und dort einen Tumult zu erregen, und die Wahlen zu verwirren. Sobald als dieſe Partei, die unter den verſchiedenſten Namen ſchon aufgetaucht iſt, ſich als die amerikaniſche conſolidirte — in ungefähr derſelben Zeit, als ſich in Folge der Nebraskabill die republikaniſche Partei bildete, — trat ſchon die Sklavenfrage trennend zwiſchen die nördlichen und ſüdlichen Knownothings, und ruinirte den nationalen Charakter derſelben durch eine Spaltung in zwei ſektionelle Parteien. Die geheime Organiſation, von welcher ſich die Stifter des Knownothing-Ordens anfangs ſo viel verſprochen, wich bald dem gewöhnlichen politiſchen Parteiweſen mit ſeinen Conventionen und Kaukuſſen. Ohne eine ſelbſtſtändige Politik einnehmen zu können, ſchloßen ſie nach dieſer und jener Seite politiſche Bündniſſe ab, die jeder Partei, welche in ein ſolches Bündniß eingewilligt, noch geſchadet haben. Treulos in ihren Allianceen, wortbrüchig gegebenen Verſprechungen gegenüber, wurde die amerikaniſche Par-

Digitized by Google

tei zuletzt ein Werkzeug in den Händen der ordinärſten Aemterjäger, welche den Pöbel in den großen Städten zum Aufruhr aufwiegelten, und Scenen herbeiführten, wie die in Louisville, Baltimore, Washington und New-Orleans, welche an der Möglichkeit des amerikaniſchen Volkes, ſich ſelbſt vermittelſt der Wahlurne zu regieren, zweifeln laſſen.

Die Entſchiedenheit, welche der politiſche Kampf um die große Hauptfrage der Sklaverei in Folge des Lecomptonbetruges annahm, die Nothwendigkeit, nur zwei große Parteien zu haben und die Sklavenfrage zum entſcheidenden Ausgangspunkte der Politik zu machen, ließ der amerikaniſchen Partei als einer dritten, neutralen Partei keinen Boden mehr unter den Fußen. Die Führer derſelben ſahen dies ſelbſt ein, und ſuchten ſich mit Beibehaltung ihrer nativiſtiſchen Tendenzen in eine der großen Parteien hineinzudrängen. Diejenigen Amerikaner, welche der Adminiſtration und dem Lecomptonbetruge opponiren, haben ſich der republikaniſchen Partei zur Verfügung geſtellt, aber es iſt noch nicht entſchieden, ob dies ein großer Gewinn für die letztere iſt. Die Preſclaverei-Knownothings ſehen ſich in die Adminiſtrationspartei gedrängt. So verſchwindet dieſe Partei aus der aktiven Politik, nach einem unrühmlichen Leben, nach mißglückten und compromittirenden Verſuchen, nach halben und inconſequenten Maaßregeln, nach einem Daſein voll Treuloſigkeit und Wortbrüchigkeit, und das Mißtrauen des Volkes wird den einzelnen Bruchſtücken derſelben in jede neue Parteiverbindung nachfolgen.

Ueber Panorganismus.

von

C. V. Schirach. *)

(Fortſetzung.)

Der Begriff der Belebtheit iſt ſo an den Begriff der treibenden, unabläßig wirkſamen, entmiſchend ſchaffenden Naturkräfte gebunden, welche in dem Erdkörper ſich regen, daß ſchon in den älteſten Mythen dieſen Kräften die Erzeugung der Pflanzen und Thiere zugeſchrieben wird. Die

*) Berichtigung. Der Verfaſſer dieſes Aufſatzes war in der letzten Nummer unrichtig angegeben. Derſelbe heißt nicht W. von Schirach, ſondern C. V. Schirach, was wir zu corrigiren bitten.

Digitized by Google

Allbelebtheit der Natur zeigt ſich in den Extremen des Räumlichen. Die Zahl der unterſcheidbaren, durch keinen Nebel unterbrochenen, teleſkopiſchen Sterne der Milchſtraße wird auf 18 Millionen geſchätzt, und ein Kubikzoll Polirſchiefer enthält nach Ehrenberg 40,000 Millionen von kieſelartigen Panzern der Galianellen. In dem Thierreich iſt es grade das Leben, das man das kleinſte im Raum zu nennen pflegt, welches durch ſeine Selbſttheilung und raſche Vermehrung die wunderbarſten Maſſen-Verhältniſſe darbietet; ſelbſt in der Nähe der beiden Pole, im Ruckſtande des geſchmolzenen Eiſes, gibt es nicht nur ein mikroskopiſches, ununterbrochen thätiges Leben, ſondern dieſe Lebensformen des Südpolmeers enthalten ſogar einen ganz beſonderen Reichthum bisher unbekannter, oft ſehr zierlicher Bildungen. Der Eindruck der Allbelebtheit gehört jeder Zone an; organiſche Gebilde ſteigen in das Innere der Erde hinab; ſelbſt in natürlichen Höhlen, die zum erſten mal durch Sprengarbeit geöffnet wurden; ſie dringen in die Eisröhren der Gletſcher, wie in die heißeſten Quellen; und wie Erde, Luft und Waſſer bei den verſchiedenſten Temperaturen belebt ſind, ſo iſt es auch das Innere der verſchiedenſten Theile der Thierkörper. Der Panorganismus offenbart ſich im ganzen Weltall in den fernſten Lichtnebeln, wie in den kleinſten irdiſchen Thierformen. Die genetiſche Entwickelung, die perpetuirliche Fortbildung, in welcher die fernſten Theile der Himmelsräume begriffen ſind, haben denkende Beobachter auf die Analogie organiſcher Erſcheinungen geleitet. Wie wir in unſern Wäldern dieſelbe Baumart gleichzeitig in allen Stufen des Wachsthums ſehen, ſo erkennen wir in dem großen Weltgarten [wie Humboldt ihn ſo ſchön nennt] die verſchiedenſten Stadien allmähliger Sternbildung. Der Prozeß der Verdichtung, den Anaximenes und die ganze Joniſche Schule lehrt, ſcheint hier gleichſam unter unſern Augen vorzugehen. Was in den Kreiſen des Lebens und aller innern treibenden Kräfte des Weltalls ſo unausſprechlich feſſelt, iſt minder noch die Erkenntniß des Seins, als die des Werdens. Wir erkennen im Weltbau denſelben Geſtaltungsprozeß, den uns ſo oft die Entfaltung des organiſchen Lebens in vielfach zuſammengeſetzten Thier- und Pflanzengruppen in der typiſchen Wiederholung untergeordneter Sphären zeigt. Denken wir uns die Schärfe unſerer Sinne bis zur äußerſten Grenze des teleſkopiſchen Sehens erhöht, und zuſammengedrängt, was durch große Zeitabſchnitte getrennt iſt, ſo verſchwindet urplötzlich alle Ruhe des räumlichen Seins; Bewegung waltet in jedem Punkte des Himmelsgewölbes, wie in den keimenden, Blätterreichen, Bluthenentfaltenden Organismen der Pflanze. Die Natur iſt, wie das Wort ſelbſt dem Griechen und dem Römer andeutet, das ewig wachſende, ewig im Bilden und Entfalten Begriffene. Das Seiende iſt im Begreifen der Natur nicht von dem Werden abſolut zu ſcheiden; denn nicht das Organiſche

allein iſt ununterbrochen im Werden und Untergehen begriffen; in dem Geſammtleben der Natur, der organiſchen wie der ſideriſchen, ſind an Bewegung zugleich das Sein, die Erhaltung und das Werden geknüpft. Die Materie iſt nicht anzuſehen als ein in ſich ſelbſt todter, regungsloſer Kern, dem lebendige Kräfte beigegeben wären, ſondern ſie iſt ſelbſt in ſich und durch und durch lauter ſolche Kräfte oder richtiger Thätigkeiten, die ſich in dem Raum, den ihr Körper einnimmt, begegnen, ſich gegenſeitig halten, ſpannen und ſo das Feſte hervorbringen, was als Körper erſcheint. Dieſe Materialität iſt aber nur die niedrigſte Stufe des allgemeinen Naturlebens, welches ſich auf den höheren Stufen mit immer größerer Energie, innerer Selbſtbeweglichkeit und Freiheit entwickelt, deſſen Entwickelung, vom ſtarrſten Daſein des Steins an bis hinauf zum Spiel der Gedanken im Haupte des Menſchen, einem und demſelben ſteten Entwickelungsgeſetze folgt, in einer ſich fort und fort höher potenzirenden Selbſtbewegung beſteht. Alles in und um uns iſt das allgegenwärtige ewige Sein in ſeiner Entfaltung. Nicht das Produkt, ſondern das Produciren iſt das Leben der Natur d. h. die wahre Natur ſelbſt. Der Proceß ſelber iſt das Leben und das Leben iſt die continuirliche Exiſtenz; weiter gibt es kein Daſein fur das Einzelne, als dieſes Werden in der Zeit; die Form dieſes Werdens oder das Geſetz dieſer Bewegung iſt, nach Schellings Ausdruck, das lebendige Sichſelbſtdarſtellen und Begreifen der Natur; das Univerſum, nach Hegel, ein Allwirken, All-Leben, Prozeß des unaufhörlichen in ſich Differenzirens und Indifferenzirens.

Vielfache genaue und immer mit einander übereinſtimmende Beobachtungen ergeben, daß der Weltraum nicht leer, ſondern mit einer, nicht ſelbſtleuchtenden, bewegten, dunſtartigen Materie erfullt iſt, welche Aether oder kosmiſche Materie genannt wird. Die Zuſammenſetzung dieſes allgemein verbreiteten, ewig bewegten, kosmiſchen Nebels iſt jedoch keine gleichförmige geweſen; ſo daß die Schwerkraft die gasförmige Materie zerriſſen und umhergeſtreut hat, wodurch die relativen Standpunkte der Aſtral- und Sonnenſyſteme, ſo wie die Bewegungen, die ſie ſeither ſowohl an ſich, als auch in ihren wechſelſeitigen Beziehungen behauptet haben, beſtimmt worden ſind. Die veränderliche Stellung der Doppelſterne, welche um einen gemeinſchaftlichen Schwerpunkt kreiſen, hat nämlich, wie die eigene Bewegung aller Fixſterne, erwieſen, daß Gravitationskräfte in jenen fernen Welträumen, wie in unſern engen planetariſchen Kreiſen, walten. Sir William Herſchel hielt ſchon die Nebelflecke fur Sonnenſyſteme, die ſich aus einem vorherigen andern Zuſtande der Materie herauszubilden begannen, und Laplace hat gezeigt, daß Kerne, welche ſich in ſolchen Stoffen bildeten, Mittelpunkte fur Anſammlung der ſie umgebenden, loſen Materie werden mußten; um ſolche Mittelpunkte mußte ſich

eine kreiſförmige Bewegung bilden, und dieſe im Verhältniß der Zunahme der Anſammlung zunehmen; in gewiſſen Zwiſchenräumen mußte dann die centrifugale Kraft, welche an der Außenſeite der umlaufenden Maſſe thätig war, die anſammelnde Kraft überwinden und in Folge derſelben trennte ſich eine Reihe von Ringen los, deren jeder die ihm im Moment der Trennung eigene Bewegung beſaß. Da dieſe ihre Ringform nur im Fall ihrer gleichförmigen Zuſammenſetzung beibehalten konnten, ſo mußten die Ringe zerbrechen, und in einen oder mehrere Maſſenkörper zuſammenfließen, welche dann die Repräſentanten der urſprünglichen Maſſe wurden, und ähnliche Lostrennung untergeordneter Maſſen veranlaßt haben. Wenn ſich der Weltdunſt um einen oder mehrere Kerne nach Attractionsgeſetzen verdichtet hat, ſo mußte durch eine ſolche Verdichtung des kosmiſchen Nebels, wie bei jedem Uebergange des Gasförmigen und Flüſſigen zum Starren, Wärme entbunden werden. Die Planeten haben ſich, wie alle geballten, um die Sonne kreiſenden Maſſen aus der einigen, weit ausgedehnten Sonnen-Atmoſphäre, wie aus dunſtförmigen Ringen, abgeſchieden, die anfänglich um den Centralkörper ihren Kreislauf beſchrieben. Die geometriſche Geſtalt der Erde ſelbſt bezeugt die Art ihrer Entſtehung; ſie iſt ihre Geſchichte. Ein elliptiſches Rotations-Sphäroid deutet auf eine weiche oder flüſſige Maſſe. Die Abplattung (Folge der auf eine rotirende Maſſe einwirkenden Schwungkraft) offenbart den früheren Zuſtand der Flüſſigkeit unſeres Planeten. Bei dem Erſtarren dieſer Flüſſigkeit, die man geneigt iſt, als eine dunſtförmige, bereits zu einer ſehr hohen Temperatur erhitzte anzunehmen, iſt eine ungeheure Menge latenter Wärme frei geworden. Fing der Prozeß der Erſtarrung von der zuerſt durch Strahlung gegen den Himmel erkälteten Oberfläche an, ſo blieben die, dem Mittelpunkt näheren, Theile flüſſig und glühend *). Der Planet verdankt daher ſeine mächtige innere Wärme ſeinem erſten Erſtarren, ſeine Bildung im Weltraum der kugelförmigen Zuſammenziehung dunſtförmiger, elliptiſch kreiſender Stoffe; Newton erkannte die Polarabplattung der Erde aus ihrer ſphäriſchen Geſtaltung als eine Folge der Rotation; die Abplattung verkündigt die älteſte aller geognoſtiſchen Begebenheiten, den Zuſtand der allgemeinen Flüſſigkeit des Planeten. In den Syſtemen der Nebenplaneten ſpiegeln ſich in Beziehung zum Hauptplaneten alle Gravitationsgeſetze ab, welche in den Hauptplaneten walten; beide haben ſich durch Zuſammenziehung der alten Sonnen und Planeten-Atmoſphäre aus rotirenden Dunſtringen gebildet.

---

*) Abweichende Anſichten ſind in neuerer Zeit in Otto Volger's Schrift „Erde und Ewigkeit" aufgeſtellt.

Digitized by Google

Die Raumverhältniſſe des Starren und Flüſſigen und die der Materie inwohnenden Kräfte führen auf die Reaction des Innern gegen das Aeußere unſeres Erdkörpers, welcher Humboldt den Namen Vulkanismus gegeben hat, und in einem großen Naturbilde ſchmelzen die geognoſtiſchen Phänomene in den einigen Begriff der Reaction des Planeten gegen ſeine Rinde und Oberfläche zuſammen. Alles Leben beſteht in einem Conflict entgegengeſetzter Kräfte. Jede in ſich ſelbſt zurückkehrende Bewegung ſetzt als Möglichkeit voraus eine poſitive Kraft, die als Impuls die Bewegung anfacht, und eine negative, die als Anziehung die Bewegung in ſich zurücklenkt. Die Umdrehung eines Planeten oder Trabanten um die Centralmaſſe geht daher aus dem Zuſammenwirken dieſer entgegengeſetzten Kräfte hervor. Beide Kräfte in der Einheit und im Conflikt zugleich vorgeſtellt, führen auf die Idee eines organiſirenden, die Welt zum Syſtem bildenden Princips, welches ſich in allen Naturgeſetzen offenbart und ſchon im Alterthum als Weltſeele anerkannt iſt. Nach Kant ſind alle phyſiſchen Erſcheinungen auf den Conflikt der beiden Grundkräfte der Anziehung und Abſtoßung zurückzuführen; nach Schelling ſind Expanſion und Contraction die beiden Factoren des materiellen Seins. Die Materie iſt das Sein in ſeiner erſten Geſtalt, die Wurzel aller Dinge; aber ſo ſehr es auch ſcheinen mag, als ſei ſie ein Starres und Todtes, ſo iſt ſie doch durch und durch nur zu denken, als der Conflikt oder die polare Spannung jener nach entgegengeſetzter Seite thätigen Kräfte oder Factoren. Die exponirende Kraft erzeugt die Räumlichkeit und Ausdehnung. Dieſer poſit ven Thätigkeit, die ſich unbegrenzt in's Unendliche verlieren würde, ſteht nun entgegen die negative der Zeit, das Beſchränken, Begrenzen und eben dadurch Beſtimmen und Bilden. In jedem chemiſchen Prozeß iſt Tendenz zur Aſſimilation, denn dieſe iſt das Beſtreben, die Differenzen aller Potenzen in Eine Potenz aufzunehmen; gelänge ihr dies abſolut, ſo wäre nur die Eine Potenz der Identität, eine todte Ruhe des Seins, aber kein bewegtes Leben, kein ewiges Werden, keine Natur vorhanden, allein durch das allgemeine Weltgeſetz der Polarität iſt mit der Vereinigung auch die Entgegenſetzung gegeben. Thielepape hat auch in neuerer Zeit auszuführen geſucht, man müſſe die End-Urſache aller Form und Formveränderung nicht in den Elementen ſuchen, auf welche die Chemie ſie zurückführe, ſondern in zwei einander entgegengeſetzten Grundkräften, aus deren Verbindung in beſtimmten Proportionen alle Elemente hervorgingen (Pionier No. 43). Nach Hegel's Ausdruck erſcheint eine weſentliche Einheit in ihre Differenzen oder Momente geſpalten, welche Momente jedes ein eigenes Sein gegen einander zu haben ſcheinen, welches Sein jedoch in Wahrheit nicht in ihnen vereinzelt ruht, ſondern vielmehr in der eſſentiellen Einheit beider. Poſitive Elektricität iſt nur im Gegenſatz und in der Spannung (mit), alſo durch

die negative, und die negative nur durch die poſitive; es iſt alſo jede abhängig und bedingt von der andern, und das Weſen, welches ſich in ſie differenzirt hat, iſt das Gemeinſame, Eine. Eine ſolche Polarität offenbart ſich auch in den andern Himmelskörpern. Beſſel iſt der Anſicht, daß die Kometen eine Polarkraft zeigen, welche Einen Halbmeſſer des Kometen der Sonne zuwendet, den entgegengeſetzten von ihr abzuwenden ſtrebt. Die magnetiſche Polarität der Erde bietet, wie Humboldt bemerkt, etwas Analoges dar. Die Schwere erſcheint in den einzelnen Körpern als Cohäſionskraft oder als Magnetismus d. h. als der Ausdruck urſprünglicher Ganzheit und Einheit des Weſens in jedem Punkte ſeines Daſeins. Schon Wilhelm Gilbert erkannte die Erde als einen großen Magneten; betrachten wir ſie als einen ſolchen, ſo ſind wir, nach Humboldt, genöthigt, wenigſtens jedem Theil der Erde, der 3 7/10 Kubikfuß groß iſt, eine ebenſo ſtarke Magnetiſirung beizulegen, als ein einpfündiger Magnetſtab enthält. Faſt alle Stoffe zeigen ſich in einem gewiſſen Grade magnetiſch, wenn ſie leitend ſind, d. h. von der Elektricität durchſtrömt werden; die uralte Ahnung von der Identität der elektriſchen und magnetiſchen Anziehung iſt nämlich durch die großen Entdeckungen der neueren Zeit in Erfüllung gegangen, und der telluriſche Magnetismus, die elektro – dynamiſchen Kräfte, ſtehen gleichzeitig im innigen Verkehr mit dem Erd- oder Polarlichte, wie mit der inneren und äußeren Wärme des Planeten, deſſen Magnetpole als Kältepole betrachtet werden.

Wenn nun ſchon dieſe allgemeine Form des Naturlebens ebenſo wenig mit der Vorausſetzung blindwaltender Kräfte, als mit der Annahme eines außer der Welt exiſtirenden Schöpfers oder Geſetzgebers harmonirt, vielmehr das ſelbſtſtändige Zuſammenwirken der Materie unter einem ihr inwohnenden Geſetze auf eine der Materie einwohnende Intelligenz hindeutet, ſo ergibt ſich dieß noch mehr aus der g r a d u e l l e n E v o l u t i o n der Natur, durch welche ſich das Leben in ſeiner zeitlichen Erſcheinung vom unvollkommneren zum vollkommneren potenzirt, in der rythmiſchen Bewegung, wodurch ſich die Natur von Stufe zu Stufe hebt und ſchon auf unſern kleinen Planeten zu der Staffel emporſteigt, wo dies Leben zum Bewußtſein von ſich ſelber gelangt, alſo ſich als Intelligenz offenbart. In den Evolutionsbildungen des Organismus iſt alles Entſtehende vorher angedeutet; das Gewebe der Thier- und Pflanzenwelt entſteht gleichſam aus einerlei Hergang in der Vermehrung und Umwandlung von Zellen [Kosmos Seite 33]. Die verſteinerungshaltigen Schichten bieten uns, in ihrer Grabſtätte erhalten, die Floren und die Faunen der verfloſſenen Jahrtauſende dar. Wir ſteigen aufwärts in die Zeit, indem wir, die räumlichen Lagerungsverhältniſſe erzeugend, von Schicht zu Schicht abwärts dringen. Ein hingeſchwundenes Thier - und Pflanzen-

Digitized by Google

leben tritt vor unſere Augen. Weit verbreitete Erdrevolutionen, die Erhebung großer Bergketten, deren relatives Alter wir zu beſtimmen vermögen, bezeichnen den Uebergang alter Organiſationen, das Auftreten neuer; einige wenige der älteren erſcheinen noch eine Zeitlang unter den neueren. In der Eingeſchränktheit unſeres Wiſſens vom Werden, in der Bilderſprache, welche diese Eingeſchränktheit verbergen ſoll, nennen wir neue Schöpfungen die hiſtoriſchen Phänomene des Wechſels in den Organismen, wie in der Bewohnung der Urgewäſſer und des gehobenen trockenen Bodens; das zergliederte Studium des alten Thier- und Pflanzenlebens füllt durch untergegangene Bildungen die Lücken in der Reihe der jetzt noch belebten aus (Kosmos S. 42). Wären die organiſchen Weſen das Produkt eines beſondern Thätigkeitsakts, einer Gottheit geweſen, ſo würden ſie nicht erſt in langſamer Reihenfolge einer fortſchreitenden Organiſation ins Daſein gerufen. Grade wie es unmöglich iſt, eine beſondere Entſtehung der Erde anzunehmen, da letztere in complicirter dynamiſcher Verbindung mit Venus und Mars, ſowie mit allen andern Gliedern des Syſtems hervorgegangen iſt, läßt ſich nicht annehmen, dieſelbe Macht habe ſich bei Hervorbringung einer beſondern Thierart oder Pflanzen-Species, die ja nur eine individualiſirte Fraction eines ausgedehnten Syſtems iſt, das ohne ſie unvollſtändig ſein würde, beſonderer Mittel bedient. Der Streit der Succeſſionstheorie, welche eine allmählige Umänderung der ſog. Schöpfung annimmt, mit der Revolutionstheorie, die ſtets neue Faunen auf der Erde auftreten läßt, iſt ſo alt, als die Petrefactenkunde; aber auch die Annahme ſucceſſiver, in ſich verſchiedener, Schöpfungen ſchließt durchaus nicht den Begriff eines Schöpfers ein, und tritt nicht dem eines Naturgeſetzes friedlich entgegen. Vogt glaubt freilich, daß mit jeder geologiſchen Revolution eine völlige Vernichtung und Erneuerung der Organismen verbunden geweſen iſt; er nimmt aber deßhalb keinen Schöpfer an, weder im Anfang, noch im Verlauf der Erdgeſchichte. Lächerlich wäre die Annahme eines Weſens, welches 25 mal oder noch öfter die Erde und ihre Organismen änderte, bis es endlich das Rechte trifft; eben ſo lächerlich, als wenn ein ſolches Weſen ſich nach Erſchaffung der Welt und Gebung der Naturgeſetze penſionirt und in Ruheſtand ſetzt. Die Materie iſt ſo wenig erſchaffen, als die Naturgeſetze gegeben ſind; beide ſind nothwendig gleich bedingte Dinge, die keinen Dritten zum Urheber haben. Sehr zu beachten ſind auch die anſcheinend mangelhaften oder zweckwidrigen Bildungen gewiſſer Pflanzen- und Thierarten. Zuweilen hat es den Anſchein, als fehle es einzelnen Familien an gewiſſen Gliedern; gewöhnlich iſt aber ein Rudiment davon vorhanden, als ſei die Natur Willens geweſen, ſie ihnen zu verleihen, habe dieſelben aber von einer vollſtändigen Entwickelung, die ihr für den Fall nicht nothwendig geſchienen, zurückgehalten; bisweilen iſt auch ein Glied, das gar

Digitized by Google

keinen Zweck hat, bis zu einem gewiſſen Grade ausgebildet (wie bei einigen Schlangen rudimentäre Gliedmaßen) in andern Fällen findet ſich ein Organ, das nur Einem Geſchlechte nothwendig iſt, auch bei dem andern [wie Brüſte bei dem männlichen]. Nach Schubert's Anſichten der Nachtſeite der Naturwiſſenſchaft ſind dieſe, dem Anſchein nach unnütze, Anlagen vielleicht grade das wichtigſte am ganzen Thier, nämlich der unvollkommene Keim eines künftigen höheren Seins; nach Vogt erſcheinen die rudimentären Organe als Manifeſtationen der Geſetze, nach welchen die Materie eine beſtimmte Geſtaltung annimmt. Jedenfalls ſprechen ſie entſchieden gegen die Annahme eines, außer der Welt exiſtirenden, Schöpfers; von einem ſolchen ausgegangen, müßten unvollendete oder rudimentäre Organe als eine Art Pfuſcherei, als offenbare Zeichen einer mangelhaften Intelligenz angeſehen werden. Herrlich hat ſich Schelling in der, auch von Humboldt hochgeprieſenen, Rede über die bildenden Künſte ausgeſprochen: „Nein, die Natur iſt nicht das blinde Werkzeug oder die todte Materie, womit ein bewußtvoller Weltbaumeiſter deutlich vorhergeſehene Abſichten realiſirt, die der Materie an ſich fremd wären. So raubt man der Natur allen Zauber, den ſie fur uns nur dadurch hat, daß wir ſie als ein uns homogenes Weſen betrachten, einen ſchlummernden Geiſt, wie die Seele des Säuglings, die an ihrem eigenen Körper webt; daher die Sympathie des ſinnigen Beobachters mit dem ſchlummernden Kinde, daher der Reiz der Natur. Alle dieſe Fäden ſind zerriſſen, ſobald, wie Schiller ſagt „ſeelenlos ein Feuerball ſich dreht", wo vorher Lebensfülle durch die Schöpfung floß". Durch das Beſtreben, die Natur aus einer abſichtlichen Production zu erklären, wird der Charakter der Natur aufgehoben; ſo iſt ſie dem philoſophiſchen wie dem künſtleriſchen Blicke verhüllt; dem begeiſterten Forſcher allein iſt ſie die heilige und ewig ſchaffende Urkraft der Welt, die alle Dinge aus ſich ſelbſt erzeugt. Da nun aber Geſetze oder Normen, in welchen wir unveränderliche Einförmigkeit und Beſtändigkeit erkennen, Intelligenz vorausſetzen, und zwar um ſo unzweifelhafter, da die moraliſchen und intellectuellen Erſcheinungen der Menſchheit im Ganzen grade durch die feſteſten und beſtimmteſten Normen geregelt ſind, ſo muß dieſe Intelligenz der Natur ſelbſt einwohnen, wenn wir kein außerhalb der Natur exiſtirendes Weſen als Geſetzgeber annehmen können. Weltbeſchreibung und Weltgeſchichte ſtehen auf derſelben Stufe der Empirie; aber eine denkende Behandlung beider, eine ſinnvolle Anordnung von Naturerſcheinungen und von hiſtoriſchen Begebenheiten, durchdringen tief mit dem Glauben an eine alte innere Nothwendigkeit, die alles Treiben geiſtiger und materieller Kräfte in ſich ewig erneuernden, nur periodiſch erweiterten oder verengten, Kreiſen beherrſcht. Sie fuhren (und dieſe Nothwendigkeit iſt das Weſen der Natur; ſie iſt die Natur ſelbſt in beiden Sphären ihres Seins, der materiellen und der geiſtigen) zur Klarheit und Einfachheit der Anſichten, zur Auffindung von Geſetzen, die in der Erfahrungswiſſenſchaft als das letzte Ziel menſchlicher Forſchung erſcheinen (Kosmos S. 21).

(Fortſetzung folgt.)

Digitized by Google

Die Ueberſiedelung der „Atlantis“ nach New-York.

Wir glauben, den Freunden der „Atlantis“ eine willkommene Nachricht zu bringen, wenn wir ihnen anzeigen, daß wir mit dem nächſten Monate die „Atlantis“ nach New York verlegen. Der Rath vieler Freunde und die ſelbſterkannte dringende Nothwendigkeit ließ uns ſchon lange an dieſe Ueberſiedelung denken, und wir haben uns entſchloſſen, trotz der ſchwierigen Zeitverhältniſſe jetzt dieſen Schritt zu thun. Die Gründe dazu liegen auf der Hand. Die weſtlichen Städte und beſonders Buffalo, bieten nicht die literariſchen und buchhändleriſchen Hülfsmittel, noch die vielfachen Anregungen im geſelligen und künſtleriſchen Leben, welche zu der Herausgabe eines Blattes, wie die „Atlantis“, nothwendig ſind. In New-York ſind dieſe Hülfsmittel wohl in eben ſolcher Reichhaltigkeit vorhanden, wie in irgend einer deutſchen Stadt, und der Redakteur der „Atlantis“ verſpricht, ſie gewiſſenhaft zu benutzen. Wir ſchmeicheln uns der Hoffnung, daß unſere Leſer im Weſten das Blatt, dem ſie bisher unter allen ſchwierigen Umſtänden und oft bei ungenügenden Leiſtungen treu geblieben ſind, von New York aus lieber empfangen, als von irgend einem andern Platze, denn es iſt uns dort Gel.genheit geboten, die nothwendigen literariſchen Revüen und Kritiken in der „Atlantis“ zu geben, in Europa Mitarbeiter für dieſelbe zu gewinnen, die Bibliotheken und Buchhandlungen in New-York zu benutzen und durch einen Kreis intelligenter und ſtrebender Männer Anregung zu empfangen. Wir werden dort, frei von jeder andern journaliſtiſchen Beſchäftigung, der „Atlantis“ unſere ganze Zeit und Aufmerkſamkeit widmen, und die Wünſche unſerer Freunde, in Betreff der Modifikation der Richtung der „Atlantis“, berückſichtigen. Als wir vor funf und einem halben Jahre die „Atlantis“ anfingen, ſchwebte uns unſer Ziel nur unbeſtimmt und in allgemeiner Weiſe vor; wir kannten das vielſeitige alle Klaſſen des Volkes umfaſſende Publikum nicht, das ſich hier die Preſſe ausſuchen muß; wir wußten nicht die ganz beſonderen und eigenthümlichen Verhältniſſe, unter denen das Stiefkind der deutſch-amerikaniſchen Literatur exiſtirt: fünf Jahre journaliſtiſcher Praxis haben uns beſtimmtere und deutlichere Anſichten über die Grenze unſeres Berufes gegeben, und wir werden die Veränderung, welche mit der „Atlantis“ vorgeht, dazu benützen, unſern Kurs beſtimmt und feſt in's Auge zu faſſen und zu verfolgen.

Wir verhehlen die Gefahren nicht, welche mit dieſem Schritte verbunden ſind. Mißtrauen in unſere eigene Kraft, die von ſo vieler Intelligenz der Metropolis vielleicht in den Hintergrund gedrängt wird, Mißtrauen in das Publikum, das uns am Ende mit den größeren Opfern, die wir dem Blatte zu bringen haben, allein läßt, erſchwert uns den Schritt. Aber wir haben bisher unter den ungünſtigſten Umſtänden Ausdauer ge-

Digitized by Google

zeigt, und dieſelbe wird uns auch wohl über die neuen Schwierigkeiten hinweghelfen. Ein Blatt von der Richtung der „Atlantis" iſt am Ende doch ein Bedürfniß, und bei ſo vielen und werthvollen britiſchen und amerikaniſchen Revüen und Monatsheften, welche in Amerika verbreitet ſind, darf auch wohl eine einzige deutſch-amerikaniſche Monatsſchrift exiſtiren.

Um uns den Uebergang zu erleichtern, erſuchen wir alle unſere Abonnenten und Agenten, uns bis Ende dieſes Monats Abrechnung zu überſenden. Mit dem 1. Juli denken wir die Ueberſiedelung zu bewerkſtelligen. Wir fangen neue Bücher an, und werden den Theil unſerer Abonnenten, welcher der gegenwärtigen Aufforderung nicht nachkommt, von der Liſte ſtreichen.

Unſere Agenten und Freunde erſuchen wir, in der nächſten Zeit eine ganz beſondere Thätigkeit für die „Atlantis" zu entwickeln. Der Herausgeber der Atlantis wird mit inneren und äußeren Verbeſſerungen derſelben darauf antworten. Hoffentlich wird die „Atlantis" bald auf dem Punkte angekommen ſein, wo der Herausgeber ſich, ungeſtört von äußeren Bedrängniſſen, mit ungetrennter Aufmerkſamkeit ſeinem Berufe zuwenden, und einen Kranz von Mitarbeitern um ſich ſammeln kann, die von deutſchem Streben und deutſcher Bildung in Amerika zeugen.

Unſeren bisherigen Mitarbeitern ſagen wir unſeren ganz beſonderen Dank; und hoffen, daß ſie auch der neuen Ausgabe der Atlantis treu bleiben werden. Der zweite Titel der „Atlantis" wird künftig heißen

„Eine Monatsſchrift für die Vermittelung der deutſchen und amerikaniſchen Kultur und Literatur."

Die weſtliche Preſſe, für deren bisherige Theilnahme wir unſern herzlichen Dank ausdrücken, erſuchen wir, von der vorſtehenden Mittheilung Notiz zu nehmen; der New-Yorker Preſſe empfehlen wir uns zu collegialiſchem Verhalten.

Digitized by Google

Inhalts-Verzeichniß des achten Bandes.

Januar- bis Juni-Heft.

Januar.

		Seite
1	Das Jahr 1857 und 1858	3
2	Die nordamerikaniſchen Sternwarten (Augsb. Allg. Ztg.]	10
3	Aus der Biographie von Ampere (Arago's geſ. Werke)	19
4	Der naturwiſſenſchaftliche Völkerverkehr. Aus der „Natur"	33
5	Zur Frage der Menſchenrechte — von Far Weſt	38
6	Polemiſches von Far Weſt	42
7	Manifeſt deſtiny der Union	46
8	Landreform und Landkommunismus	55
9	Männer und Scenen aus der Revolution	64
10	Die Symbolik der menſchlichen Geſtalt	75

Februar.

1	Das Paradies und das tauſendjährige Reich	81
2	Aus der Biographie von Ampere [Arago's Werke]	91
3	Antimaterialiſtiſche Bemerkungen von Far Weſt	99
4	Ein Denkmal altdeutſcher Sprache	102
5	Rußland und die Civiliſation	103
6	Die Entſcheidung in Kanſas	109
7	Blick auf die Geſchichte der Symbolik, von Carl G. Carus	118
8	Männer und Scenen aus der Revolutionszeit	125
9	Schutzzoll	129
10	Mittheilungen über Indien — aus der ſchwäbiſchen Kronik	139
11	Polemiſches	145
12	Die Organiſation der Wohlthätigkeit	152
13	Rundſchau	157

März.

1	Leſen und Schreiben	161
2	Fortſetzung der Biographie von Ampere. (Arago's Werke]	168
3	Eine Bemerkung von David W. Göbel gegen Far Weſt	176
4	Die Sinnenwelt — von Far Weſt	177
5	Blick auf die Geſchichte der Symbolik — von Carl Guſtav Carus	182
6	Die Weinverfälſchung — aus der „Natur"	185
7	Die Organiſation des öffentlichen Unterrichtes	189
8	Einige Kapitel aus L. Agaſſiz über Klaſſifikation des Thierreichs, überſetzt von Dr. Weinland in Cambridge, Maſſ.	201
9	Materialismus und Spiritualismus von Dr. Pretſch	211
10	Die Naturwiſſenſchaften und der Gottesglaube	216
11	Ueber den Einfluß des Klima's auf die Geſundheit und klimatiſche Krankheiten. Von Dr. Röſch	219
12	Die Wirklichkeit und das Bewußtſein	228
13	Aus Amerika. Von Julius Fröbel. 2. Band	233
14	Die Preſſe und die harten Zeiten	237

Digitized by Google

April.

Seite
1 Die politiſchen Parteien in den Vereinigten Staaten 241
2 Aus der Biographie von Ampere. (Arago's geſ. Werke) 250
3 Ueber den Einfluß des Klima's auf die Geſundheit und klimatiſche Krankheiten. Von Dr Röſch. 256
4 Ueber den ethiſchen Werth der Muſik 263
5 Einige Kapitel aus L. Agaſſiz über Klaſſifikation des Thierreichs, überſ. von Dr. Weinland in Cambridge, Maſſ. 268
6 Männer und Scenen aus der Revolutionszeit 277
7 Monarchenthum — von Far Weſt 284
8 Die Zahl und die Wiſſenſchaft — von Far Weſt 288
9 Wiſſenſchaft, Kunſt und Handwerk, ein Wort an die Arbeiter 289
10 Eine franzöſiſche Stimme über Ulibiſcheff 293
11 Materialismus und Spiritualismus von Dr. Pretſch 309
12 Ein letztes Wort 318

Mai.

1 Frühling 321
2 Poiſſon's Arbeiten über allgemeine Phyſik, aus Arago's Werken 326
3 Das Verhältniß von Inhalt und Form in der Kunſt. Von Fr. Viſcher. Aus der Zeitſchrift des wiſſenſchaftlichen Vereins in Zürich 335
4 Mechanismus und Organismus im Staatsleben 347
5 Die Gährung des Weines, aus der „Natur“. 358
6 Materialismus und Spiritualismus von Dr Pretſch 364
7 Das Attentat Orſini 374
8 Die Adminiſtration Buchanan's 380
9 Fanny Fern. Eine kritiſche Skizze von M. B. 392
10 Panorganismus, von C. V. Schirach 397

Juni.

1 Die deutſchen Kulturmittel in Amerika 401
2 Poiſſon's Arbeiten über allgemeine Phyſik und die Phyſik der Erde, (Arago) 410
3 Materialismus und Spiritualismus von Dr. Pretſch 420
4 Die Coloniſation der farbigen Race 429
5 Bemerkungen über das Familienleben von Far Weſt 438
6 Die Zukunft der Philoſophie von Dr Max Lilienthal 442
7 Ueber das Verhältniß von Inhalt und Form in der Kunſt von Fr Viſcher 453
8 Die amerikaniſche Partei, eine Grabſchrift 461
9 Ueber Panorganismus von C V Schirach 469
10 Die Ueberſiedelung der „Atlantis“ nach New-York 477

NOV 9 1920

Digitized by Google

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 06048 2083

BOUND
JUL 17 1935
UNIV. OF MICH.
LIBRARY

Digitized by Google